This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

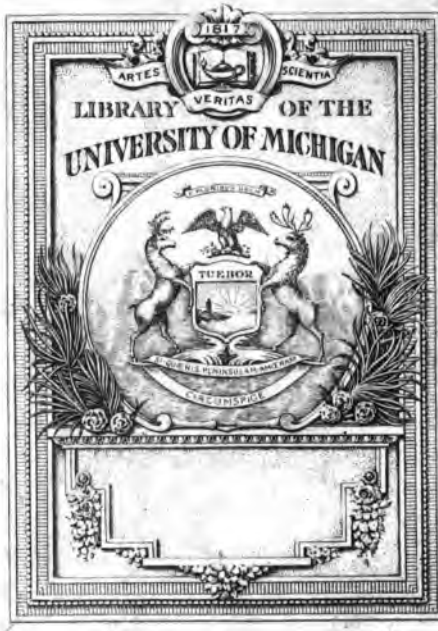
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Litt. I.
2


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR

4
1007
.A39

ANDREAS ZAUPSER
Chr. Weiss pinx. Monachii.

Allgemeine deutsche Bibliothek.

Des ein und sechzigsten Bandes erstes Stück.

Mit Röm. Kayserl. Königl. Preußischen, Churſächſiſchen und Churbrandenburgiſchen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 1785.

Faculty Research Prof
de Gruyter
2-27-31
23643

Verzeichniß

der im ersten Stücke des ein und sechzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. J. R. Forsters Geschichte der Entdeckungen und Schifffarthen in Norden 3

II. Nouveaux Memoires de l'Acad. R. de Sc. et B. L. 1784. 34

Kurze Nachrichten.

I. Gottesgelahrheit.

J. M. Gözens Beweis, daß nicht die Verbindung der Juden — die Erkenntniß der christl. Lehre auf dem Erdboden auszubreiten 47

D. J. H. D. Moldenhawers Beweis, daß die Worte Christi — über die Juden beziehen 54

J. M. Gözens abermaliger Beweis — 54

D. J. H. D. Moldenhawers bestätigter Beweis 56

D. J. H. D. Moldenhawers von der Seligkeit derer, die von Christo nichts wissen 58

J. M. Göze über die neue Meynung von der Seligkeit — 58

J. M. Gözens Abfertig. der Moldenhaw. Schrift von der Seligkeit 60

J. G. Rosenmüllers Abhandl. über die Stuffenfolgen der göttl. Offenbar. 2te A. 62

C. W. F. Walchs Entwurf einer vollständigen Histor. der Ketzereyen, 9r u. 10r Th. 64

J. J. Segner kurzer Auszug der Kirchengesch. 65

F. G. Lüdke Gespr. über die Abschaffung des geistlichen Standes. 67

D. J. Bekkers bezauberte Welt, übersetzt von J. M. Schwager 85

D. S. Endemann compendium theol. moralis 86

2. Rechtsgelahrheit.

Oberste Gewalt des Staats in Absicht auf die Ehen 87

D. J. G. Lango Einleitung in die bürgerliche Rechtsgelehrsamkeit, 4r Th. 90

A. L. Schott kurzes juristisches praktisches Wörterbuch 91

Bittschrift der unehlich erzeugten Bürger Teutschlandes 93

Orlandini Auszug der peinl. Kriegsgerichtsordnung in den öster. Staaten 94

J. M. Neuhold Versuch einer praktisch. Einleitung — gleichförmig eingeführten Verfahrungsart in Rechtssachen 94

H. G. J. F. Meisters Abhandlung über den Einfluß, welchen der Stand des Verbrechers auf die Strafen hat 96

I. C. I. Weis differt. de pactis ſucceſſivis ac dotalibus 97
D. I. A. Hellfeld iurisprudentia forenſis, edit. VI. 99
I. G. Hainii fundamenta iuris privati, edit. III. 99
P. K. Ancher lex cimbrica 99
Scheidemantels Syſtem der Amneſtie 100
Repertorium des deutſchen Staats- und Lehnrechts 2 Th. N. A. 103
Schreiben an die Staats- und Lehnrechtsgel. in Teutſchland 103

3. Arzneygelahrheit.

D. J. U. G. Schäffer Verſuch aus der theoretiſchen Arzneykunde 108
J. C. F. Scherf Archiv der mediziniſchen Polizey, 2r B. 109
D. F. W. Maler Geſch. des Hambacher und Schwollener Sauerbrunnens 116
J. D. Metzgers vermiſchte medicin. Schriften, 3r B. 116
B. S. Albini hiſtoria muſculorum hominis, edit. II. 118
Neueſtes medicin. chirurg. Wörterbuch 119
Schulze, Blizard, Wathen Abhandl. von der Heilung der Thränenfiſtel 119
M. E. Styx deſcr. anatom. nervi cruralis et obturatorii 121

4. Schöne Wiſſenſchaften.

A. G. Käſtners vermiſchte Schriften, 3te A. 123

Roland der Wüthende, überſetzt von W. Heinſe 125
Wielands auserleſene Gedichte, 11 B. 126
Virgils ſchönſte Epiſode vom Niſus und Eurpalus 128
Gedichte einiger Freunde, 1ſte Sammlung von G. F. John 130
Timophanes von Korinth, ein Trauerſp. von J. Ludwig 131
Elfride, eine Tragödie von F. M. Klinger 131
Die Seeofficiere, ein Luſtſp. von Tode 132
Heſſiſche poet. Blumenleſe mit Muſik, von H. A. Fr. v. Eſchſtruth 132

5. Schöne Künſte.

C. F. Cramers Compoſitionen der in dem erſten Theile der Gedichte meines Vaters enthaltenen Oden und Lieder 133
G. F. Wolfs kurzer aber deutlicher Unterricht im Klavierſpielen 139
Ebend. Unterricht in der Singekunſt ebend.

6. Weltweisheit.

D. J. A. Sulzers Fragmente über Cultur der Religion und Bildung der Bürger 140
J. G. Zimmermann, über die Einſamkeit 141

7. Naturlehre und Naturgeſchichte.

F. Güßmann Beytr. zur Beſtimmung des Alters unſerer Erde und ihrer Bewohner 156

J. C.

der recenſirten Bücher.

J. C. Wiegleb Handbuch der allgemeinen Chemie, 2r B. 177
J. S. Wittenbach gelehrte Nachrichten aus Welſchland 182
J. J. Hemmer kurzer Begriff und Nutzen der Wetterleiter 183
Wetterableitung durch einen an jedem Orte wohnenden Schmidt anzulegen 184
J. M. Fiſcher Beweis, daß das Glockenläuten bey Gewittern mehr ſchädlich als nützlich ſey 184

8. Geſchichte, Erdbeſchreibung, Diplomatik.

Papons Reiſe durch die Provence, aus dem Franz. 186
Ueber die Urſachen der Größe und des Verfalls des Osmanniſchen Reichs 191
Anſelmus Rabioſus Reiſe nach dem Kürbislande 4 Th. 194
I. H. Iungii originum Guelfic. T. V. 195
M. J. E. Fabri's geographiſches Magazin, 1r 2r 3r B. 1s u. 2s H. 197
J. C. Wolfs Reiſe nach Zeilan, 2r Th. 204
Die Begebenh. v. Mortczini, 2 Th. 207
Der geiſtliche Abentheurer 208
J. M. Schwarz kleine Univerſalhiſtorie 209

9. Erziehungsſchriften.

Die Geſchichte Joſephs 209

M. J. G. F. Pabsts Entdeckungen des fünften Welttheils, 2r B. 212
Tägliches Handbuch für die Jugend 214
S. v. la Roche Pomona für Teutschlands Töchter 5 H. 216
J. W. Schwarzes Versuch einer Naturlehre für die Jugend 218
C. F. Sanders Friedrich Robinsan 219
Ch. W. Snell, über frühe Bildung des Geschmacks 220
J. G. Röchlings neues Elementarwerk der lateinischen Sprache 220
J. H. M. Ernesti kleine Moral für Kinder 221

10. Wiener und andere kathol. Schriften.

Entwurf zur Einrichtung der Generalseminarien in k. k. Erblanden 228
Aufklärungsalmanach für Aebte und Vorsteher katholisch. Clöster 230
Kathol. Fastenkasten- und Predigeralmanach auf das Jahr 1784 230
Der Patriot 231
Zwey Kirchenanekdoten 232
Die Nothwendigkeit, den Gebrauch der kathol. Kirche, die Geistl. ihres Standes niemals, oder gar schwerlich, zu entlassen, aufzuheben 232
Anmerk. über den Teufel zu Seefeld in Tirol 233
Abhandl. über den Werth der Mönchsprofessen, aus dem Franz. 234

Die Kloſtergelübde . . . 236
Die Kirchengebräuche der beweglichen kathol. Feſttäge, von G. Uhlich 236
Neue Br. für und wider das Mönchswesen 237
Das Ende des Cölibats der R. K. Geiſtlichkeit 238
Ganganelli und Luther, ein Briefwechsel 240
Die Aufhebung der Klauſur, eine wahre Wohlthat für den Staat 240
Die Unzufriedenen in Wien mit Josephs Regierung 240
Ueber den Cölibat der Geiſtl. und die Bevölkerung in kathol. Staaten 241
Ueber den eheloſen Stand der römiſchkathol. Geiſtlichkeit 242
Br. über das Verbot der Prieſterehe 244
I. Moshemii Apologia in ruralis cleri, contra roman. coelibatum defenſionem 246
J. P. Johns Abhandl. über den Cölibat der Geiſtlichen, aus dem Latein. durch J. C. v. F. 247
W. S. Heinzens Konduitenliſte über verſchiedene k. k. Beamten 248
I. N. Bartholotti de libertate conſcientiae — 250
Das Majeſtätsrecht, die Biſchöfe zu ernennen 251
Jeſuitengift, wie es unter Clemens XIII. entdeckt 252

II. Schriften, die Reſtauration der Univerſität zu Mainz betreffend.

Neue Verfaſſung der verbeſſerten Hohenſchule zu Mainz 254
Actus feſtivae reſtaurationis
I. M. Hettersdorf oratio euchariſtica

Verzeichniß der recenſirten Bücher.

J. Hobers Pr. von der engen Verbindung der Religion mit den Wiſſenſchaften

A. Ladrone Dankſagungsrede 290

I. C. Müllers diſſ. de ortu ſectae Socinianae 292

F. C. Scheidel de natura theol. polemicae 299

I. N. Schaefer ichnographia hermeneutices S. 301

M. Engel, über Genie und Studium 301

D. C. Appel idea encyclopaidiae 301

Ei. diſſ. de Enthuſiaſmo 302

Nachrichten 302

Beförderungen 307

Todesfälle 308

Druckfehler 310

L. J. N.

I.

Geſchichte der Entdeckungen und Schiffarthen in Norden. Mit neuen Originalkarten verſehen. Von **Johann Reinhold Forſter.** Orbis ſitum dicere, impeditum opus, et facundiae minime capax; verum aſpici tamen cognoſcique digniſſimum. Pomponius Mela in Prooemio. **Frankfurt an der Oder, verlegt von Strauß. 1784. XXIV. und 598 Seiten in gr. 8.**

Freylich mag dieſes Werk ſeinem Verfaſſer einen großen Aufwand von Zeit und mühſamen Nachforſchungen gekoſtet haben, wovon wir hier nur einen ſchwachen Abriß geben können. Die Geſchichte der geographiſchen Entdeckungen im Norden, in den verſchiedenen Zeitaltern, wird umſtändlich und im Zuſammenhange, doch manchmal mit einigen Ausſchweifungen, die wir würden abgekürzt haben, erzählt, und ſind, um ſie den Leſern anſchaulicher zu machen, drey neue Karten beygefügt, wovon die erſte, die um den Nordpol bis zum 50ſten, und an einigen Orten bis zum 45ſten Grad gelegenen Länder nach den neueſten Entdeckungen vorſtellt; die zweyte iſt eine Karte von Europa im Mittelalter, vom Verf. nebſt ſeinem Sohne ſchon 1772 entworfen, die er ſich aber hier, weil ſie der Herausgeber des angelſächſiſchen Oroſius, Daines Barrington, für ſeine

Arbeit ausgegeben, auch an manchen Orten verbeſſert, revindicirt; die letzte Karte endlich zur Erläuterung der Entdeckungen des Norden, iſt vom mittlern Aſien, aus vielen, und zum Theil handſchriftlichen Karten und Nachrichten vom Verfaſſer, wie er verſichert, zuſammengetragen.

Der erſte Abſchnitt redet von den älteſten Entdeckungen, und zuerſt von den Schifffarthen und Entdeckungen der Phönizier. In den früheſten Zeiten wohnten Horiten oder Kinder Enaks, griechiſch Troglodyten, in Hölen an den Ufern des rothen Meeres, und nährten ſich von der Fiſcherey. Ein Theil von ihnen zog ſich, noch vor Abrahams Einwanderung, in das Land der Verheißung. Hier hatten die Hirtenvölker das Innere des Landes inne, und der Kanaaniter Wohnſitze, welche die Griechen Phönizier nannten, erſtreckten ſich vom See Genezareth bis zum mittelländiſchen Meere. Handel und Kunſtgewerbe waren daſelbſt ihre Beſchäfftigung, und Kananiter und Kaufmann wurden zuletzt gleichbedeutende Namen. Etwa 600 Jahre nach der Fluth waren ſchon die Schifffarthen auf dem Mittelmeere, der Handel und der dadurch erworbene Wohlſtand der Sidonier ſo berühmt, daß der ſterbende Jakob 1 Moſ. XXXIX, 13. ihrer gedenkt. Auch ſchon beym Moſe findet man Nachricht vom ſpaniſchen Tarteſſus; und ſchon damals alſo hatten die Phönizier ihre Schifffarthen bis Spanien, und gar bis jenſeit der Straße von Gibraltar erſtreckt, und kannten alle Ufer des mittelländiſchen Meers; nachher giengen ſie weiter jenſeit der Straße, ſowohl nach Süden längſt den Küſten von Afrika, als auch nach Norden bis zu den britanniſchen Ufern, wo ſie Zinn und Bley fanden, das auch ſchon Moſi bekannt war. Der Name Bro

oder

oder Braetain, d. i. Zinnland, hat sich daher selbst bis auf unsere Zeiten erhalten. Bernstein war den Griechen schon zu Herodots und selbst Homers Zeiten bekannt; und es muß demnach die phönizische Handlung sich bis nach Preußen erstreckt haben. Daß nachher die Griechen und Römer weniger diese Länder gekannt, als ehedem die Phönizier, giebt keinen Grund, diese frühe Kenntniß des Nordens zu leugnen; denn es ist damit, wie mit der Umseglung von Afrika; selbst die berühmten ophiritischen, d. i. afrikanischen Schifffarthen (denn Ophir ist nach dem Verf. Afrika) wurden vergessen, und da Vasco Gama 1497 bis nach Indien um Afrika herumsegelte, hielte man es für eine noch nie versuchte Schifffarth. Die Phönizier legten auch überall, so weit sich ihre Schifffarthen erstreckten, Pflanzvölker und Städte an. So Gades, Utika und Karthago. Die Seereisen des Hanno im Süden, und des Himilko nach Norden, längst den Küsten von Spanien und Gallien bis Britannien. Die Karthager, wie die Phönizier, suchten die genauere Wissenschaft der wahren Lage dieser Länder so viel möglich zu verheimlichen, und den Römern blieb lange der Weg zu den Zinnwerken in Britannien verschlossen.

Das zweyte Hauptstück, von den Schifffarthen und Entdeckungen des Nordens durch die Griechen. Die Griechen, sobald sie nur eine Verfassung in kleinen unabhängigen Staaten bekommen hatten, fiengen an Schifffarth und Seeräuberey zu treiben, und bey einem höhern Grade von Kultur, Handel. Frühe schifften sie nach Norden, durch die Meerenge, die Asien von Europa trennet, bis zu dem der Goldwäsche wegen berühmten Flusse Phasis. Unstreitig ha-

ben die Argonauten viele Länder im Norden gesehen, und gewiß kamen sie zu den Hyperboreern, einem Volke, dessen Lage sich bey den Griechen oft geändert hat. Homer kannte den Norden noch sehr unvollkommen; er spricht von den Kimmeriern, die in einer beständigen Finsterniß leben, zu welcher Fabel die langen russischen Nächte Anlaß gegeben. Im Hause des Menelaus ist Elektrum oder Bernstein, und sind goldene Halsbänder mit Bernstein bespangelt. Auch Zinn kannte er schon, das damals wahrscheinlich aus Britannien geholt ward. Herodot, der noch 408 Jahre vor Chr. Geb. lebte, (oder vielmehr schrieb er im 444sten v. Chr.) kannte schon das ganze kaspische und schwarze Meer, die Wolga, den Don, einen großen Theil von Rußland und Polen, nebst der Krim und Bessarabien, der Moldau und Donau. Und von diesen Gegenden hatte er bessere Kenntniß, weil er viel mit Scythen umgegangen war, als von andern. Etwa 70 Jahre nach ihm schickten die Massilier den Euthymenes aus, den Weg des Hanno im Süden aufzusuchen, und den Pytheas, im Norden Entdeckungen zu machen. Dieser letztere fand Thule, wo zur Zeit der Sommerwende die Sonne 24 Stunden Tag machte. Dieses Land hielt der Verf. S. 11. für Island; hier meynt er, es möchten die Schettlandinseln seyn, die er erreicht habe, weil man, nach der damaligen Art zu segeln, unmöglich in sechs Tagen von der nordlichsten Spitze Britanniens habe bis Island kommen können. Wo Plinius B. II. K. 99 sagt: Octogenis cubitis supra Britanniam intumescere aestus, Pytheas Massilienſis auctor est, möchten wir lieber vicenis für octogenis lesen, und denken, daß daraus durch die Abschreiber VIIIgenis geworden, als, wie der V. will, octo vicenis. Πόντος κρόνιος

κρόνιος hat seinen Namen nicht vom Saturn, sondern ist Muir croinn, auf Inländisch eine dicke, geronnene See. Die genauen Angaben des Pytheas vom Vaterlande des Bernsteins beym Plinius.

Die Schifffarthen und Entdeckungen der Römer. Lange waren Ackerbau und Krieg ihre Beschäfftigung, und sie wußten wenig von den Ländern und Völkern, die über ihre nächsten Nachbarn hinaus lagen. Zuerst lernten sie die Gallier, hernach die Cimbern und Teutonen durch die Niederlagen, die sie von ihnen litten, kennen. Im J. 10 vor der christlichen Zeitrechnung kam schon Drusus bis an die Elbe; hernach ward Varus mit seinem Heere von den Deutschen zwischen der Ems und Lippe umgebracht, und in diese Gegenden kam auch Germanikus. Ums Jahr Christi 47 fuhr dieser nach der Weser auf dem Nordmeere, und man entdeckte verschiedene Inseln des Nordmeers, unfern der Mündung der Weser und Elbe. Einige derselben waren reich an Bernstein, welches die deutschen Völker Glas nannten. Ums Jahr 41 unternahm Klaudius einen Zug nach Britannien; und seit der Zeit rückten die Römer allmählig mit ihren Siegen gegen Norden, bis unter dem Domitian Agrikola ganz Britannien, bis an die grampischen Gebirge, den Römern unterwarf. Die römische Flotte bemerkte, indem sie bey stillem Wetter um Britannien herum fuhr, daß dieses Land eine Insel sey. Auch die orkadischen Inseln wurden zur Unterwürfigkeit gebracht; Thule aber sah man nur von ferne. Nero schickte, um Bernstein in Menge zu haben, den Ritter Julian an die Bernsteinküste; und dieser brachte aus Preußen eine ungeheure Menge Bernstein zurück. Doch war über Deutschland und Preußen hinaus die

See den Römern schlechter bekannt, als sie es lange vorher den Phöniziern gewesen; und überhaupt blieben die Begriffe der nordischen Erdbeschreibung bey den Römern sehr unzusammenhängend und unbrauchbar.

Der zweyte Abschnitt erzählt die Entdeckungen im Norden, zur Zeit des Mittelalters, und zuerst die Entdeckungen der Araber. Zu den im Druck vorhandenen morgenländischen Erdbeschreibern S. 51, hätte der Verf. auch noch des Alfergani Elementa astronomica, die Golius herausgegeben, setzen sollen. Hierauf ein Auszug aus dem nubischen Geographen, so viel den Norden angeht, der aber genauer seyn könnte, auch nur der lateinischen Uebersetzung folgt. Wailakan (im arabischen Text البيلقان) wird doch wohl nicht Walachien seyn, wie der Verf. nach dem Sionita hinzufügt, das vielmehr بلاد الافلاق, oder بلاد الاولاق, wie es Abulfeda nennt, heißen müßte. Für Bolysarien, welches unter den Druckfehlern nicht angezeigt ist, muß man Bulgarien lesen. Umständlicher, und mit guten Erläuterungen begleitet, ist der Auszug aus dem Abulfeda, nämlich aus der 28sten Tafel. Basilissa ist im Arabischen بلاد الباسليسة. Für Balar S. 54. hätte der V. besser Bolar, (بُلار) wie es im Folgenden S. 365 heißt, geschrieben. Sakgi oder Szakdschi سقجي kann nicht Azof seyn, das beym Abulfeda الازق heißt, und weiter unten vorkömmt. Der Berg Ghater = Theg heißt im Original جاطرطاح Dschathertag, welches mit dem heutigen Tschettirda

mehr

mehr übereinkömmt. Sulgat سولغات nennt Abulfeda in der Tafel قاعدة بلاد القرم, die Hauptstadt der Krim; und das Folgende hat der Verfasser, weil sich R. auch nicht ganz deutlich ausdrückt, nicht recht verstanden: Abulfeda sagt, Sulgat sey die insgemein sogenannte Stadt Alkrim; (وسلغات هي مدينة القرم) denn man pflege die Stadt nur schlechthin mit dem Namen der Provinz القرم zu nennen. S. 55. der See Manitasch, بحيرة ما نيطش in alten Büchern, wie Abulfeda sagt, worinn der Verf. den heutigen Fluß Manjetz findet, ist vielmehr Mäotis. Das schwarze Meer, welches man zwar aus Reiskens Uebersetzung im Büschingischen Magazin IV. S. 148. nicht sehen kann, nennt Abulfeda بحر نيطش, und den mäotischen See بحيرة مانيطش. Serai, oder vielmehr Szarai سراي; heißt in der Tafel قاعدة بلاد بركة, die Hauptstadt der Provinz Berkhah. Atol, der Name der Wolga, noch bey den Tataren Edel oder Atel; dagegen die Morduanen, sagt der Verf., den Strom Rhau nennen, gleichlautend mit dem Rha des Ptolemäus. Dieser letztere ist, wie wir denken, eine Verderbung aus نهر الرس, der Strom der Russen, und daher auch Araxes. Balangar, im Original بلنجر وهي اول مدينة الخزر. Auch beym Saitho Hist. Orient. C. V. finden wir quoddam flumen magnum, quod reperitur in urbe, quae vocatur Etil. Aber wir wissen nicht, warum

der Verf. des letzten Orts aus dem Abulfeda, der Insel Sejakhuh, die nach ihm in der Tafel zum Lande der Chozaren gehöret (جزيرة سياكوه من بلاد الخزر, sagt er) und unstreitig das heutige Otschakow ist, nicht gedacht hat. Man findet zu diesem Stück auch unten noch S. 207 verschiedene Erläuterungen aus des Joh. Barbaro Reise nach Tana. Ueberhaupt sind, nach den hier gegebenen Nachrichten, die Ueberbleibsel der morgenländischen Kenntnisse über unsern Norden sehr unvollständig.

Nun folgen im zweyten Hauptstücke die nordischen Schifffarthen und Entdeckungen der Sachsen, Franken und Normänner, welche letztern 861 durch einen Sturm dahin verschlagen, Island, das zuerst von ihnen Schneeland genannt wurde, entdeckten. In den ältern Zeiten ward auf dieser Insel auch Korn gebauet, und man findet noch die Wurzeln und Stubben ansehnlicher Fichten; aber daß seit langer Zeit die Straße zwischen dem östlichen Grönlande und Island ganz mit Eis angefüllet ist, hat eine große Veränderung in der Witterung gemacht. Beyläufig S. 72. vom Titel des Bischofs von Sodor und Mann; die Normänner nannten die Hebriden, weil sie aus Norden von den Orkneys zu ihnen kamen, Söderöe, oder die Süderinseln. Von S. 75 bis 101 alles, was Nordeuropa angeht, aus K. Alfreds angelsächsischem Orosius, wörtlich übersetzt, und überall mit des Verf. aufklärenden Anmerkungen, die freylich manchmal nur Muthmaßungen geben. Den Hafen Sciringesheal S. 92, den die vorigen Ausleger, Spelmann, Bussäus, Sommer, J. P. Murray und Langebeck, alle an sehr verschiedenen Oertern

suchten,

ſuchten, ſetzt der Verf. in die Svia-Sciären, oder ſchwediſchen Scheeren; Heal ſey in den nordiſchen Sprachen ein Hafen, weil man da wohlbehalten mit dem Schiffe bleiben kann; es ſey alſo der Hafen in den Scheeren, vermuthlich am Eingange des Malerſees, wo itzt Stockholm liegt, und das Land beym Paul Warnefried heiße Scorunga. Die erſte Beſetzung Grönlands 982 durch Erik Raude, der aus Island auf drey Jahre verbannt war, nach dem Beyſpiel des Snorre Sturleſon: aber der Verf. widerſpricht ſich, wenn er bald nachher ſagt, Grönland ſey nicht leicht vor 888 oder 889 entdeckt, und vor 892 bewohnt worden. Leif, Erichs Sohn, ſuchte auch durch neue Entdeckungen und Pflanzſtädte Ruhm zu erwerben; er ſah zuerſt ein Land, das er Helleland nannte, hernach Markland, und endlich Winland, und nach ihm ſetzten andre die angefangenen Entdeckungen fort. Das alte Winland hält der V. für das heutige Neufundland, und ſind alſo die alten nordiſchen Völker die erſten Erfinder von Amerika, 500 Jahre vor der Wiederentdeckung des Colom 1493, und vor der Entdeckung von Neufundland durch Sebaſt. Cabot 1496. Die chriſtliche Religion ward in Grönland im Jahre 1000 eingeführet, und man zählet 17 grönländiſche Biſchöfe; allein um 1376 fiengen an die Eskimahs ſich zu zeigen; und dieſe haben wahrſcheinlich, da im Anfange des 15ten Jahrhunderts die Schifffarth von Norwegen und Dänemark dahin aufhörte, zuletzt das ganze normanniſche Geſchlecht ausgerottet.

Die Entdeckungen der Italiener und anderer in Norden. Das Schrecken, das die Mogolen im Anfange des 13ten Jahrh. überall verbreitet hatten, bewog

wog den Pabst, den Fortgang ihrer unaufhaltbaren Macht durch Gesandten zu hemmen, und, wo möglich, sie zum Christenthum zu bekehren; und K. Friedrich II. ermahnte alle europäische Fürsten, sich dieser alle Länder überströhmenden Fluth mit vereinigten Kräften zu widersetzen. Die Gesandten waren lauter gemeine Mönche; auch wagten sich einige edle Venetianer, durch den Geist des Gewinns getrieben, bis zur Residenz der Chane; und endlich sind noch ein Paar Kriegsleute sehr tief in das noch itzt unbekannte nordöstliche Asien eingedrungen. Alle diese Nachrichten sucht der Verf. in einer Uebersicht zu zeigen, ohne die möglichste Vollständigkeit und Genauigkeit zu beobachten. Zuerst noch ein Paar den Norden betreffende Nachrichten, aus der Reise eines spanischen Juden von 1160 bis 1173, des Benjamin von Tudela. Für כיוב S. 130 der Ausg. des l' Empereur setzt der Verf. כיו, Kiero, die damalige Hauptstadt des russischen Reichs, und hernach als Thiere Rußlands, ואיורגיש, Wjeworka, graue Eichhörner, und זבלינאץ, Zobel. Nun die Reisen der Mönche und andrer. Als die Mogolen unter Tuschi, Dschenkhizchans Sohns, und Bathu, dem Sohne des Tuschi, durch Kipdschak, Rußland, Polen und Ungarn bis Schlesien vorgedrungen waren, und an der andern Seite des kaspischen Meeres unter Jagatai, auch einem Sohne von Dschenkhizchan, und dessen Enkel Hulakhu, (Tulis Sohne) bis an den Tigro und Euphrat sich gezeigt hatten; schickte P. Innocenz IV. sechs Mönche als Gesandten an diese Eroberer ab, um ihre Eroberungen wo anders hinzuwenden, und sie, wo möglich, zu Christen zu machen. Der Verf. bleibt, weil die andere Reihe in Ansehung

des

des Nordens nichts Unterrichtendes hat, bey der Reise des J. du Plancarpin, der nebst dem Br. Benedikt zum Batu, und zur Oberhaupt aller Mogolen, dem Hazukchan, (Dschenkhizchans Enkel vom Uga Dai) gieng, stehen, und theilt, mit den nöthigen Erläuterungen, was die nordische Geographie angeht, aus ihm mit. Ferner aus Wilh. v. Ruysbroek oder, Rubruquis Reise, der 1253 an den Mogolen Manguchan (Tulis Sohn) von K. Ludewig IX. von Frankreich abgeschickt wurde. Dieser gedenkt zuerst der deutsch redenden Gothen in der Krim, und auf seinem Zeugnisse beruhen die castella Iudaeorum, eigentlich Gothorum, auf einigen alten Karten der Krim, woraus selbst Danville ein Chateau des Iuifs gemacht hat. Aber Gasarien (la province de Gazarie im Rubruquis) wie auch die Ghazaren aus der erstern Reise, sind unstreitig die Chozaren, deren Wohnsitze sich scheinen weiter, als über die bloße Krim erstreckt zu haben, woher auch bey den Arabern das kaspische Meer بحر الخزر heißt. Pascatir scheint uns das eben S. 53 aus dem Nubiensis erwähnte Besegert zu seyn; aber mit Madscher können wir es nicht für einerley halten. Die Bulgaren sind auch gewiß nicht die Wolochen oder Walachen; die letzten heißen bey den Arabern الاولاق, und jene البلغار. Die Ableitung von قرخطاي, oder قراقتاق S. 135, woher die Familie der Barrakiden, die in Kerman von 621 der H. bis 766 herrschte, von der Abkunft des Stifters, قراقتايان heißt, daß es nämlich Tributzahlende bedeute, können wir nicht für richtig halten. Cara Cathai, schreibt Herbelot

belot B. O. p. 252, le Cathai noir, c'est la partie du Cathai, qui est la plus couverte de forêts, Golius hingegen beym Th. Hyde ad Peritsol. Itin. p. 30, den wir von unserm Verf. nirgends gebraucht finden, übersetzte قره خطاي, und wir denken richtiger, durch terra Chatajac; denn man findet mehrere dergleichen Zusammensetzungen, als قره بغدان, die Moldau, قره افلاق, die Wallachey. Auch der Verf. schreibt, wies itzt gewöhnlich ist, Schina und Schinesen, man sollte vielmehr Dschinesen oder auch Sinesen schreiben; denn die Türken und Perser nennen das Land چين, und die Araber الصين. Ueber den Namen Seres S. 140 eine Vermuthung; man s. Hyde ad Peritsol. pag. 32. und auch daselbst vom Prêtre Iean, wozu man unten S. 177 eine Berichtigung findet, p. 154. Weiter folgt aus des Armeniers Haitho morgenländischer Geschichte dasjenige, welches die nördlichen Theile Asiens angeht; der Verf. war von der königlichen Familie, und ward ein Prämonstratenserмönch um 1305. Dann aus dem M. Polo von Venedig, der lange an Kublaichans Hofe war, und 1295 aus dem Oriente zurück kam. Daß sein Buch aus dem Lateinischen durch einen Mönch ins Italienische, und hernach wieder durch einen andern Mönch ins Lateinische übersetzt worden, hat gemacht, daß die fremden Namen so sehr entstellt erscheinen, und eine berichtigte Ausgabe aus der wolfenbüttelschen Handschrift wäre gar sehr zu wünschen. Bey der Erwähnung des sinesischen Papiergeldes macht der Verf. die Anmerkung, daß es bey dem itzt überhandnehmenden Mangel von Lumpen

wohl

wohl der Mühe werth seyn würde, den sehr harten tatarischen Maulberbaum anzupflanzen, weil nicht nur die Blätter die Seidenwürmer gut füttern, sondern auch die Rinde zum Papiermachen mit Nutzen könnte gebraucht werden. Nun eine kurze Nachricht von Oderichs von Portenau Reise in die Morgenländer 1318, und einiges aus dem Johann de Mandeville, der fast ganz Asien in den Jahren 1322 bis 1355 durchwandert ist. Ferner aus einer noch bisher gar nicht benutzten, um 1335 geschriebenen, und für die damaligen Zeiten sehr merkwürdigen Handlungsgeographie des Francisco Balducci Pegoletti, aus welchem der Verf., was hieher gehört, ganz übersetzt einrückt, und in den Anmerkungen die Lage der genannten Oerter zu bestimmen sucht. Aus Joh. Schildberger von München, der mit der Armee K. Sigismunds von Ungarn 1394 gegen die Türken zog, gefangen, und von Bajazet I. nach Asien geschickt wurde; nach Bajazets Niederlage begleitete er den Timur auf seinen Zügen, und blieb über 32 Jahre abwesend. Die Folge der Chane von Kapdschak ist bey ihm merkwürdig, und überhaupt ist er ein vernünftiger und wahrheitliebender Schriftsteller. Aus des Emir Chotwand oder Mirchond Beschreibung der Reise des Mirza Schah Rokh von 1419 bis 1422, die aus dem Persischen ins Holländische übersetzt in des Nik. Witsen Noord en Oost Tatarye eingerückt ist. Aus des Josaphat Barbaro Reise nach Tana, oder dem itzigen Azof 1436. Auch dieser Venetianer gedenkt, wie oben Ruysbroek, der deutsch redenden Gothen in der Krim, und nach ihm noch Busbeck um 1592; und der Verf. wünscht, da itzt Rußland die Krim beherrscht, daß man den wenigen Spuren dieser gothischen Sprache und den Ueber-

bleibseln des Volks weiter nachforschen möchte. Und hierzu unten noch S. 294 ff. eine artige Erläuterung eines Bruchstücks der gothischen Sprache beym Konstantin Porphyrogenet. Aus den nördlichen Reisen der Gebrüder Zeni von Venedig, 1380 u. ff. Der Verf. hielt Anfangs die von ihnen beschriebenen Länder für solche, die durch Erdbeben von der See verschlungen worden; aber selbst während dem Drucke scheint er seine Meynung geändert zu haben, und fand nachher deutliche Spuren der Orkneys, der Schettlande, der Färöer, der westlichen Inseln und anderer. Estotiland scheint das um 1001 entdeckte Winland und das itzige Neufundland zu seyn. Aus des Pietro Quirini Reise nach der Insel Röst, nach Bergen und Drontheim. Die Beschreibung des Zustandes und Handels von Norwegen, wie auch der Sitten der Einwohner, sind schöne Bruchstücke zur Geschichte des menschlichen Geschlechts. Der Viehstand war damals die größte Nahrung der Einwohner, Korn sehr selten; die Rinde der Bäume diente schon mit etwas Mehl, Milch und Butter zur Speise. Geld war seiten, und silberne Geschirre und kleinfügige Geschmeide sehr beliebige Geschenke. Die besondere Reinigkeit der Sitten, obgleich auch hier, wie noch auf dem Lande in Rußland, Männer und Weiber zusammen badeten, mußte dem Venetianer ungemein auffallen. Der Handel mit Stockfischen und Heringen war schon völlig im Gange. Hierauf eine allgemeine Uebersicht, und Betrachtungen über die Schwäche der von den barbarischen Völkern des Nordens neugestifteten Reiche, über das tiefe Elend und die niedrige Stufe, zu welcher Mangel der Aufklärung, sittliche und politische Verderbnisse das Menschengeschlecht heruntergewürdigt hatten. Die glücklichen

lichen Veränderungen in Ansehung der Aufklärung und des erhöhten Wohlstandes, welche die Kreuzzüge hervorbrachten; die Vereinigung der Hansa; die Wissenschaften, welche die Araber und Griechen, die letztern besonders nach der Eroberung von Konstantinopel, zu den Europäern brachten. Die wichtige Entdeckung der Magnetnadel zum Behuf der Schifffarth, da man nun nicht mehr an den Ufern hinfahren durfte, sondern kühn die größten Seen durchsegelte, etwa um 1200; aber schon 180 Jahre darauf bedienten sich die Fischer in den Orkneys des Kompasses. Endlich noch einige Berichtigungen und Anmerkungen zum zweyten Abschnitt. Andanicum beym M. Polo, das den besten Stahl anzeigen soll, dürfte wohl vielmehr vom arabischen دنق, fusco colore conspicuus fuit, beym Golius, herkommen, daher الدنقي, Obolarius, ein Beyname, der dem Almansor seines Geizes wegen gegeben wurde, beym Elmacin H. S. p. 104. und das persische دانگ.

Nun folgen die nordischen Entdeckungen der neuern Zeiten, im dritten Abschnitte. Zuerst allgemeine Betrachtungen. Alle Fürsten Europens sannen itzt bey ihrer zunehmenden Macht darauf, theils neue Länder zu erobern, theils mehr Macht in ihren eigenen Staaten sich zu verschaffen. Wir erwähnen hier nur der Entdeckung von Amerika. Christoph Colom, ein Genueser, der mit seinen mathematischen und kosmographischen Kenntnissen viel Erfahrung in der Schifffarth verband, der lang in Portugal gewesen war, wo man mit so gutem Erfolge wichtige Entdeckungen gemacht hatte, und dem auch die damals gewöhnliche Meynung bekannt seyn mußte, daß man

auf einer nach Westen gerichteten Schifffarth zuletzt nach Indien kommen müsse, bat sich vom K. Johann II. von Portugal Schiffe aus, um die Insel Cipango (Japan) damit zu erreichen, die man aus des Marco Polo Buche kannte, ward aber, weil man Polos Bericht für fabelhaft hielt, mit seinem Gesuche abgewiesen. Sein Bruder Bartholomeo wandte sich vergeblich an Heinrich VII. von England; Christoph selbst gieng 1484 nach Spanien, fand aber auch da sieben Jahre hindurch nichts als ein ermüdendes Verzögern, und war schon wieder zu Schiffe gegangen, um Spanien zu verlassen, als man ihm ein Boot in See nachschickte, weil die Königin Isabella sich entschlossen hatte, 40000 Gulden zu dem ganzen Zuge herzugeben. Colom segelte 1492 den 8ten Aug. ab, und kam im folgenden Frühling, den 15ten März, mit der wichtigen Nachricht einiger von ihm entdeckten Inseln, zu deren Beweise er Gold, Baumwolle, Pimentopfeffer, Papageyen, auch einige Menschen von der Insel Haiti (St. Domingo) mitbrachte, wieder in Spanien an. Die Geschichte der Entdeckung ist doch hier nicht vollständig; denn es ist bekannt, daß Colom nachher noch drey Schifffarthen gethan, und erst 1497 das feste Land entdeckt habe. Indessen hat der Zufall es gewollt, daß nach dem Amerigo Vespucci, der das feste Land der neuentdeckten Erde zuerst, oder doch bald nach dem Colom gesehen, dieser große Welttheil genannt worden. Zugleich aber fuhr auch Vasco Gama 1496 um das Vorgebirge de bona Esperanza, und langte glücklich in Ostindien an; und nun wetteiferten die Castillaner und Portugiesen, ihre Entdeckungen immer mehr und mehr auszubreiten. Pedro Alvarez Cabral segelte 1500 nach Indien, und entdeckte zufälliger Weise eine

große

große Küſte, die er das Land des heil. Kreuzes nannte, heut zu Tage Braſilien. Den heutigen Namen des Braſilienholzes kannten die Araber, wie der Verf. mit Anführung einer Stelle aus dem Geographen Abulfeda XVI. S. 298 meynt, gewiß nicht; es heißt bey ihnen بقم und عنديم. Auch Herbelot B. O. p. 511 ſchreibt: Lameri, Nom d'une des Isles de la mer des Indes; c'eſt de là que le bois que nous nommons aujourd' hui de Braſil, et que les Italiens appellent Verzino, ſe tiroit autrefois avant que l'Amerique fut découverte; les Arabes donnent à ce bois le nom de Bacam. Man wußte indeſſen lange nicht, daß das neuentdeckte große Land von Indien unterſchieden wäre; da Vaſco Nunnez de Balboa 1513 jenſeit der Landenge von Panonna wieder den großen Ozean entdeckte, war die Sache außer Zweifel. Seit der Erfindung der Schifffarth nach den beyden Indien haben nun faſt alle ſchifffahrende Völker Verſuche gemacht, theils Indien auf neuen Wegen zu erreichen, theils nur überhaupt neue Länder zu entdecken. Alle dieſe Entdeckungsreiſen, mit Einſchränkung auf die Entdeckungen im Norden, erzählt der Verfaſſer im Folgenden nach den verſchiedenen Nationen.

Im erſten Hauptſtücke, die Entdeckungen der Engländer im Norden. England war unter Heinrich VII., nach dem Verluſte aller Länder in Frankreich, und nach einem langen bürgerlichen Kriege zwiſchen den Häuſern York und Lankaſter, noch ſehr ſchwach. Heinrichs mißtrauiſcher wirthſchaftlicher Charakter diente zur Erhaltung der Ruhe und des Friedens. Der Handel und die Manufakturen nah-

men stark zu, und in London waren Kaufleute aus allen Theilen Europens. Colons Entdeckung von Westindien 1493 machte großes Aufsehen und Lust zu Seereisen, auf welchen man eben solche Entdeckungen machen könnte. Ein Venetianer zu London, Johann Cabota, bekam 1495 von Heinrich VII. Erlaubniß, nebst seinen drey Söhnen, Ludwig, Sebastian und Sanches, mit königlichen Schiffen nach den östlichen, westlichen und nördlichen Meeren zu segeln, um neue Länder und Inseln zu entdecken. Er gieng 1497 im May mit zwey auf des Königs Kosten ausgerüsteten Schiffen unter Segel; und drey oder vier mit groben Tüchern und andern schlechten Waaren befrachtete Schiffe schickten die Bristoler Kaufleute mit. Land sah er am 24sten Junius, das er daher prima vista nannte, und der Engländer mit einem gleichbedeutenden Worte New Foundland. Er segelte nachher südwestlich, ungefähr bis zur Chesapeakbay in Virginien; von Neufundland brachte er drey Einwohner mit. Die damaligen großen Zurüstungen zum Kriege gegen Schottland machten, daß die Vortheile dieser Entdeckung nicht benutzt wurden, und Johann Cabot gieng in spanische Dienste. Des nachfolgenden Königs Heinrich VIII. unruhiger, wollüstiger und grausamer Charakter war auch keine große Aufmunterung für unternehmende Männer. Nach seinem Tode ward 1548 ein Sebast. Cabot nicht nur zum Grandpiloten von England bestellt, sondern ihm auch ein lebenslänglicher Gehalt von 166 Pf. St. für schon erwiesene und noch zu erweisende Dienste gegeben. Dieser Ausdruck macht wahrscheinlich, daß dieser Seb. Cabot derselbe sey, der schon 1497 mit seinem Vater die Entdeckung von Neufundland gemacht hatte; und er mochte etwa 70 Jahre und drüber

ber alt seyn. Er ward das Oberhaupt einer Gesellschaft von Kaufleuten, die 1553 im May unter dem Ritter Hugo Willoughby drey Schiffe auf Entdeckung auslaufen ließ. Diese Reise war nicht glücklich. Sie kamen nach Halgoland; darnach erreichten sie Röst; weiter Lafot und Seynam. Ein Sturm trennte den Edward Bonadventure unter Kap. Richard Chancellor, und nachher ein andrer die Bonaconfidentia unter Kap. Durforth, die nach England zurückkehrte, vom Admiralschiffe. Der Admiral sah Land, vermuthlich die Küste von Nova Zemlja, oder die Insel Kolgow, konnte aber wegen des flachen Wassers und Eises nicht landen. Er kam endlich in einen Fluß und Hafen, nach den vorhandenen Nachrichten, Larzina im russischen Lappland, wo er wintern wollte; aber wegen Holzmangels, und vielleicht vom Scharbock angegriffen, kam die ganze Mannschaft um. Der Edward Bonadventure kam nach dem Hafen St. Nikobes, am Ausfluß der Dwina, und Chancellor gieng nach Moskwa zum Zaren Iwan Waßiliewitsch, der den Engländern die besten Anerbietungen that, und große Vorrechte ertheilte, und 1553 kam er mit einem Briefe des Zaren nach England, wo die Königin Maria regierte, zurück. Der glückliche Erfolg dieser ersten Schifffarth nach Rußland munterte die Gesellschaft zu mehrern Unternehmungen auf; Maria und ihr Gemahl Philipp schrieben einen Brief an den Zaren, und gaben Richard Chancellor, Georg Killingworth und Richard Grey Vollmacht, mit dem Zaren über die Freyheiten und Vorrechte zu handeln, die er dieser neuen privilegirten Handlungsgesellschaft ertheilen wollte. Die Schiffe waren der Edward Bonadventure, Philipp und Maria. Sie erh

ten vom Zaren einen sehr weitläuftigen Freyheitsbrief, hatten einen guten Verkauf in Kolmogori, Wologda, Moskwa und Großnowgorod, und kamen 1556 nach England zurück. Nun giengen jährlich Schiffe nach Rußland, und führten daselbst einen beträchtlichen und vortheilhaften Handel, dem Danzig und die Hanseestädte so viel möglich Hindernisse in den Weg zu legen suchten. Unter Steph. Burrough, der 1553 mit R. Chancellor als Obersteuermann gewesen war, schickte die Gesellschaft 1556 ein bloß zur Entdeckung bestimmtes Schiff aus, das daher Searchtrift genannt wurde. B. gieng an die norwegische Küste, sahe Lafot und das Nordkap, dem er 1553 den Namen gegeben hatte, und zuletzt kam er nach Kola. Von da gieng er in Gesellschaft der kleinen russischen Lodjen bis nach Kandanoß, u. s. f. Endlich erreichte er Nova Zemlja, und die Inseln Waygats; aber nun entschloß er sich wegen des vielen Eises am 22sten August zur Rückreise, winterte in Kolmogori, und kam 1557 nach England zurück. Nachdem der Versuch im Nordosten nach Indien zu kommen nicht gelungen war, fieng man wieder an Hoffnung zu schöpfen, daß es im Nordwesten gelingen würde. K. Elisabeth schickte 1567 Martin Frobisher mit drey kleinen Schiffen aus. Er fand am 11ten Jul. im 61sten Gr. N. Br. ein Land, das er für des Zeni Friesland hielt, und am 28sten ein andres, welches er für die Küste von Labrador hielt; am 11ten war er in einer Meerenge, vielleicht nur in einem Sunde. Man griff hier einen Eingebohrnen, und brachte auch einen schweren Goldkies zurück. Das in dem Steine gefundene Gold munterte die Interessenten auf, 1577 wieder drey Schiffe auszusenden. Frobisher war wieder Oberbefehlshaber. Von

den

den Orkneys kam er nach dem vermeynten Friesslande, und erreichte bald darauf die Frobishers Straße, wo am 4ten Jul. noch alles mit Schnee und Eis bedeckt war. Er gieng mit Böten ans Land, glaubte, daß in den kahlen Bergen große Reichthümer verborgen wären, und nahm von den Eingebohrnen einen Mann und ein Weib mit nach England. Die Königin war mit Frobishers Entdeckungen wohl zufrieden, und ließ ihn 1578 mit kleinen Schiffen die dritte Reise antreten; es sollte in dem neuentdeckten Lande eine Festung gebauet, und zu ihrer Vertheidigung 100 Mann nebst drey Schiffen gelassen werden. Am 26sten Jun. entdeckten sie Westfriesland, das sie itzt Westengland nannten. Die Barke gieng von dem Stoße einer Eisscholle unter; doch rettete man noch alle Mannschaft. Ein Land, das im 57sten Gr. 30 Min. N. Br. entdeckt worden, meynt der Verf., müsse untergegangen seyn, oder auch die Schiffer sich in ihrem Laufe ziemlich verrechnet, und Island für ein neues Land angesehen haben. Daß das Eis in der See nach dem Schmelzen frisches trinkbares Wasser gäbe, behauptete schon 1578 Frobisher, und in der Reise des John Davis von 1585 wird ausdrücklich gemeldet, daß er ein ganzes Boot mit Eis beladen habe, welches gutes frisches Wasser gegeben. Die öftere Anführung eines in Grönland gefundenen Erzes muß nach dem Verf. doch einigen Grund haben. Daß sowohl Eisen als auch Kupfererze, die vielleicht an Silber und Golde reichhaltig wären, in Grönland vorhanden sind, kann wohl möglich seyn; und Cranz in seiner Geschichte von Grönland scheint dies einigermaßen zu bestätigen. Man kann den nördlichen Gegenden Reichthümer von Gold und Silber nicht ganz absprechen, da man die Gruben in Aedelfiors und

Kingsberg kennt, und die Russen auf der Bäreninsel beträchtliche Stücke gediegenen Silbers gefunden haben. Nachdem Frobisher in drey Reisen nach Nordwesten, um Sina und Indien zu finden, nichts ausgerichtet hatte, so wollte die russische Handlungsgesellschaft wieder auf dem nordöstlichen Wege suchen, ob es nicht möglich wäre, diese Reiche zu erreichen. Aber der Versuch mit zwey Schiffen unter Arthur Pet und Charles Jakman, die den 30sten May 1580 von Harwich ausliefen, schlug abermals fehl. Bemerklich sind von dieser Reise die vielen Ost- und Nord- oder südöstlichen Winde in diesen hohen nordischen Breiten, die sehr flachen Gewässer des nördlichen Eismeers, und die gewöhnlichen Klagen über die ungeheure Menge von Eis, und die entsetzlich gefährlichen Nebel, die in diesen schrecklichen Gewässern zur Vereitlung des Fortkommens das Meiste beytragen. Noch einige dunkle Nachrichten von ältern Entdeckungsreisen. Die unglückliche Reise des Ritters Humphrey Gilbert, den die Elisabeth 1578 mit allen den Ländern belehnt hatte, die er finden und in Besitz nehmen würde, und der zuletzt selbst nahe bey England in dem noch übrigen kleinen Schiffe unterging. Man sieht aus dieser Reise, daß schon kurz nach der Entdeckung von Neufundland die Fischerey auf den Bänken oder Flächen ost- und südwärts von diesem durch die Engländer entdeckten Lande, von den Portugiesen, Biscayern, Franzosen und andern Völkern sey getrieben; aber da England mächtiger ward, suchte es andre Mächte gänzlich von der sehr wichtigen Fischerey auszuschließen. Im pariser Frieden blieben den Franzosen nur die Inseln St. Pierre und die beyden Miquelons, und ein sehr eingeschränktes Recht zur Fischerey. Etwas mehr Freyheit und bessere

re Bedingungen erhielten sie im Frieden 1783. Auch die Nordamerikaner, die von jeher an dieser Fischerey Theil genommen, haben dieses Vorrecht itzt nach erlangter Independenz, in dem Frieden bestätigt bekommen. Die Fischerey auf Neufundland würde aber noch besser für die Engländer ausfallen, wenn dieses herrliche Land besser mit Einwohnern angebaut wäre. Es befinden sich, wie der Verf. aus dem Munde des großen Weltumseglers Cook berichtet, in Neufundland und in Kap Briton so reiche Kohlenflötze, daß man, wenn die Krone erlauben wollte sie anzubauen, ganz Europa und Amerika damit reichlich versehen könnte. Unter Anführung des John Davis 1585 giengen zwey Schiffe auf Entdeckungen aus. Davis sah zuerst die westliche Küste von Grönland, ein Land, das aus lauter zuckerhutförmigen mit Schnee bedeckten Bergspitzen bestand; er nannte schauderhaft dieses Land Desolation. Er entdeckte weiter nach Westen Land, das er nachgehends Cumberlandsinsel nannte. Nach ihm ward auch nachher die See zwischen dieser Insel und der westlichen Küste von Grönland die Straße Davis genannt; und weil von ihm in der Folge alles Land bis zu den Buttonsinseln entdeckt ward, erstreckte man auch die Davisstraße bis dahin. Seine zwote Reise von 1586, und die dritte wichtigste von 1587. Davis kam weiter gegen Norden, als alle seine Vorgänger. Bey allem Uebel scheinen die nördlichen Gegenden doch viel heller zu seyn, als die südlichen unter derselben Breite. Auffallend ists, daß er mehr als einmal im 72sten Gr. N. Br. und im 66sten von sehr großer Hitze spricht; der Mangel des Landes ist in der südlichen Halbkugel schuld an der größern Kälte.

Wir waren Willens, die nordischen Entdeckungsreisen, wenigstens der Engländer, kurz auszuzeichnen; aber wir sehen, daß die Gränzen einer Recension gänzlich würden überschritten werden. Wir müssen uns also begnügen, unsern Lesern anzuzeigen, daß sie im Folgenden eben so genaue Nachrichten, und oft mit nützlichen Anmerkungen begleitet, finden von der ostindischen Reise unter George Weymouth, und nach dessen Untergange James Lancaster 1591 bis 1593; von John Knights unglücklicher Reise 1605 und 1606; von James Hall nördlichen Reisen in dänischen Diensten von 1605 bis 1607; von Heinrich Hudsons Reise 1607, der die östliche Küste von Grönland so weit gegen Norden entdeckte, als es noch vorhin nicht geschehen war, und dem die Ehre der Entdeckung von Spitzbergen gehört, und von dessen zweyter Reise 1608, wovon nur wenige unvollkommene Nachrichten übrig sind; von Reisen nach Cherry Island oder der Bäreninsel von 1603 bis 1611; von Hudsons dritter Reise 1610, auf welcher er die Entdeckung der Hudsonsstraße und der Hudsonsbay machte, und die ihm nebst andern von dem empörten Schiffsvolke den Tod brachte; von Thomas Buttons an Entdeckungen reichen Reise 1612; von Gibbons Reise 1614; von Fotherbys und Baffins neuem Versuche im Norden bey Spitzbergen eine Durchfahrt zu suchen 1615; von Fotherbys Reise 1615; von Robert Bylots Reise in eben dem Jahre; von desselben und Will. Baffins Reise, auf welcher er die Womens Isles, den Wolstenholmes Sound (auf der Karte steht unrichtig Westenholms Sound) u. s. f. fand 1616; von Will. Hawkbridges Reise, wovon die Nachrichten sehr unvollständig sind, auch das Jahr unbekannt ist; von Luk. Fox

Reise

Reise 1631, der viele Entdeckungen, und auch schon die Bemerkung machte, daß nahe dem Nordpol die Magnetnadel ihre Kraft verliere; in eben dem Jahre von Th. James Reise, der das Kap Henrietta Maria, welches For Wolstenholms Ultimum vale (hier steht unrichtig Roes U. v.) genannt hatte, nach der Königin Englands also nannte; von des de Groiselier und Zach. Gillam Reise 1668, zu welcher Zeit die Hudsonsbay-Kompanie errichtet ward; von des John Wood und William Flawes Seefahrt 1676; von Knights und Barlows und von Scroggs nochmaligen mislungenen Versuchen einen Durchfarth nach der Südsee 1719 und 1722; von der fruchtlosen Farth zweyer Schiffe, welche 1737 die Hudsonsbay-Gesellschaft ausschickte; von den letzten Reisen, um im Norden eine Durchfarth zu suchen, Christoph Middletons und William Moors 1741, und des letztern und Franz Smiths 1746; von Const. John Phipps, itzt Lord Mulgraves, Reise, der 1773, als der Verf. mit Cook die Meere um den Südpol durchsegelte, von dem Könige mit zwey Schiffen zu Erforschung des nördlichen Eismeeres bey Spitzbergen ausgeschickt wurde; von James Cooks, der 1775 von seiner südlichen Reise zurückgekommen war, Reise, um die Lage der Länder im Meere zwischen Asien und Amerika zu erforschen 1776, wo der Verf. mit Grunde erinnert, daß die Straße, die Asien von Amerika scheidet, nicht müsse Cooks, sondern Berings Straße genannt werden, zum Unterschiede der wahren Cooksstraße, die er selbst in Neuseeland entdeckt hatte; Cook ward bekanntlich auf der Insel Owaihi erschlagen; endlich noch von Richard Pickersgills 1776, und Mich. Lanes Seefarth 1777, die von der Admiralität nach der Davisstraße

ausge-

ausgeschickt wurden, um auch von dieser Seite zu versuchen, wie weit man in Entdeckung der Durchfarth kommen könne, die aber auch, ohne eine Durchfarth, oder dem Aehnliches, entdeckt zu haben, wiedergekommen.

Der Holländer, die auch durch Ausfindung eines neuen Weges nach Indien sich zu bereichern dachten, Entdeckungen im Norden, erzählt das zweyte Hauptstück. Wir können auch hier blos die Schiffahrer, von denen man Nachrichten findet, nennen. Kornelis Kornelissohn Nay, Brand Isbrand oder Totgabes, und Wilh. Barenz von der Schelling mit drey Schiffen 1593. Sieben Schiffe von Amsterdam, Seeland, Enkhuyzen und Rotterdam 1595. Hermskerk, Barenz und Nyp 1596 mit zwey Schiffen, welche die Stadt Amsterdam ausgerüstet hatte; sie fanden schon die Bäreninsel, welche 1603 von den Engländern nachher Cherry Island ist genannt, und oft besucht worden. Heinrich Hudson auf Kosten der holländischen ostindischen Gesellschaft 1609, welche Reise in Ansehung der Entdeckungen in Norden ganz fruchtlos. Diese Reise gehört auch unsers Bedünkens gar nicht hieher, sondern unter die Reisen der Engländer, wo ihrer der Verf. schon kurz erwähnt hatte; oder es sollten überall die Reisen nach den Völkern, welche die Seefahrer ausgeschickt, gestellt seyn. Jan Mayen 1611, der eine Insel, die von ihm den Namen hat, entdeckte. Die Reise eines Schiffes, welches einige holländische Kaufleute, ungewiß, in welchem Jahre, ausgeschickt, aus den Philosoph. Transactions. Die Entstehung der grönländischen Gesellschaft, die jährlich auf den Wallfischfang und Robbenschlag Schiffe in die polarischen Gegenden schickte,

ſchickte, 1614. Einige Matroſen überwintern 1633 auf Spitzbergen. Ryke Yſe von Vlisland kam 1640 oder 1645 auf der Oſtſeite von Spitzbergen zu einer Gruppe ganz kleiner Inſeln, die noch von keinem Grönlandsfahrer war betreten worden. Die Reiſe der Schiffe Caſtribom und Breskes, welche die oſtindiſche Kompanie 1643 ausſchickte; ſie ſahen das Land Jeſo, itzt die kuriliſchen Inſeln. Eine Reiſe um den Nordpol bis zu einem Abſtande von 2 Graden, und noch einige ähnliche Erzählungen. Auch noch von 1654 bis 1707 allerley Entdeckungen, die in verſchiedenen Zeiten gemacht worden.

Die Entdeckungen der Franzoſen im Norden werden im 3ten Hauptſtücke erzählt. Die Entdeckung von Amerika durch die Spanier, und die von Oſtindien durch die Portugieſen, konnte den Wetteifer Frankreichs zu ähnlichen Unternehmungen nicht erwecken; es verſchwendete ſeine Schätze und das Blut ſeiner Helden, um Neapel und Mayland zu erobern, die ihnen zuletzt doch entgiengen. Heinrich IV. mit ſeinem Sully, und Ludwig XIV. mit ſeinem Colbert, gaben erſt dem Kaufmanne und den Manufakturiſten die Achtung, welche ihr Gewerbe verdient. Hätten die franzöſiſchen Könige und Miniſter die erſten Entdeckungsreiſen beſſer unterſtützt, die Bevölkerung der neuen Länder mehr befördert, und überhaupt die Schifffarth weniger vernachläßiget, ganz Nordamerika und Braſilien würden itzt das Eigenthum der Krone Frankreich ſeyn. Nach der Entdeckung von Neufundland wurden ſchon 1504 des Fiſchfangs halber die ſüdlichen Küſten von Vaſken, Normännern, Bretanniern und Andern beſucht. Einige einzelne Nachrichten von ältern

tern Reisen aus dem Ramusio. Der erste Seefahrer, dessen Reisebeschreibung von 1524 auf uns gekommen, ist ein Florentiner, Joh. Verazzani, auch also ein Italiener, die gerne wegen ihrer damals grösseren Kenntniß des Seewesens zu Führern gebraucht wurden; er fand Neufrankreich, und ward auf einer zweyten Reise, wie Cook, von den Wilden erschlagen, zerstückt und gegessen. Jaques Cartier 1534; er gab der Baye des Chaleurs den Namen. Auch aus ihm gegen die gemeine Meynung vom Ursprunge des Namens Canada, es heiße bey den Eingebohrnen eine Stadt. Desselben zweyte und dritte Reise 1535 und 1540. Der erste Pflanzort der Franzosen war Charlebourg, vielleicht nicht weit von Quebeck. Franz de la Roque, Herr von Roberval 1542; er that noch eine Reise 1549, auf welcher er nebst seinem Bruder untergieng. Marquis de la Roche 1598. Auch noch einige nicht genug zuverläßige Nachrichten von andern Seefahrern. Kapitän Frondad nach dem spanischen Nordamerika 1709.

Die Entdeckungen der Spanier im Norden. Die wichtigen Vortheile, welche sie von Coloms Entdeckung der westindischen Inseln erndteten, feuerte die Nation zu mehrern solchen Unternehmungen an. Estevan Gomez 1524. Francisco Ulloa 1537. Francisco de Alarcon 1540. Ivan Rodrigez de Cabrillo 1542. Andr. Urdanietta, der wirklich 1556 oder 1557 eine Durchfarth soll gefunden haben. Franz Gualle 1582, der auch zuverläßig glaubte, daß eine Straße zwischen dem festen Lande von Neuspanien und der Tatarey oder Asien zu finden

sey.

ſey. Ivan de Fuka, ein Grieche, ſonſt Apoſtolos Valerianos, in deſſen Nachrichten viel Fabelhaftes zu ſeyn ſcheint, 1592. Sebaſtian Vizcaino fruchtloſe Reiſe 1596. Deſſen zweyte Reiſe 1602. Des Barthol. de Fuente Reiſe 1640, der eine Durchfarth will gefunden haben, die aber unſtreitig nur der Traum eines müßigen Kopfs iſt. Die letzte bekannt gewordene Reiſe, um nördlich an der weſtlichen Küſte von Amerika im Südmeere Entdeckungen zu machen, geſchah unter den Befehlen des Bruno Heceta, des Ivan de Arala und J. Fr. de la Bodega y Quadra 1775.

Die Entdeckungen der Portugieſen. Keinem Volke hat die Völker- und Länderkunde und die Schifffarth im 15ten Jahrhundert mehr zu danken. Allein die in Braſilien eröffnete Quelle neuer Reichthümer in ſeinen Gold- und Diamantengruben diente nur, die ſchon damals ſehr in Verfall gerathene Nation mehr noch herabzuwürdigen. Aberglauben hüllt itzt dies von der Natur beglückte Land noch in allzu dicke Finſterniß. Künſte, Gewerbe und Ackerbau liegen zu ſehr danieder, und das ohnmächtige Reich läuft große Gefahr, von dem an Größe wachſenden Spanien bey erſter Gelegenheit verſchlungen zu werden. Caſp. de Cortereal und ſeine Brüder 1500. Schon ſchiffen 1578 auf der Neufundlandbank 50 portugieſiſche Schiffe. Martin Chaqne 1555. Die Jeſuiten de Angelis und Jac. Caravalho 1620 und 1621. Vor 1649 Joanno da Gama. Vorgebliche Reiſe von Dav. Malguer 1660.

Die Entdeckungen und Schifffarthen der Dänen. Eine Farth nach Grönland 1564, aus Dithmar

Blefkens Islandia. Gotske Lindenau und James Hall 1605. Derselben zweyte Reise 1606. Karsten Richardt 1607. Jens Munk 1619. Eine grönländische Gesellschaft 1636 gestiftet, die aber bloß nach Gold und Silber suchen ließ, und sich bald zerschlug. Eines Bar. von Uhlefeld vorgebliche Reise 1769.

Das letzte Hauptstück endlich handelt von den Entdeckungen der Russen im Norden. Diese haben ihre sehr verdienten Geschichtschreiber gefunden, daher sie der Verf. hier nicht wiederholt. Die Kathrinen-inseln und das nahegelegene feste Land von Nordamerika würden, sobald es Katharinen II. gefallen wird, einem fleißigen Naturforscher noch zu tausend wichtigen Bemerkungen Stoff anbieten.

Zuletzt findet man noch allgemeine Anmerkungen über die erzählten Entdeckungen im Norden, und über die physischen, anthropologischen, zoologischen, botanischen und mineralogischen Gegenstände, wovon schon manches oben unter den Reisen selbst ist erwähnt worden, und wir hier nur noch einiges Wenige auszeichnen können. Die Gewächse sind auf der nördlichen Erde mit kärglicher Hand gepflanzt, weil die grimmige Kälte die Wirkungen und Arbeiten der Natur störet und aufhält. Doch ist auch hier die Natur noch ganz Mutter. Die wenigen Zwergpflanzen dieser Gegenden sind den Thieren erstaunend gedeihlich; selbst die Steinflechten (Lichen rangiferinus und Islandicus) nähren ungemein, und machen in kurzer Zeit fett. Das Löffelblatt und andere Pflänzchen der Klasse bieten sich dem von der See mit faulen Fiebern angesteckten Reisenden am Ufer dar, und

heilen

heilen in wenigen Tagen den verheerenden Scharbock. Unter diesem sonst unwirthbaren Himmel sind doch die See und das Land nicht ohne Geschöpfe. Nova Zemlja, Spitzbergen, Grönland, haben sogar ihre Rennhirsche, ihre weißen Bären und Blaufüchse zu Bewohnern, und der Bisamochse wohnet im Norden der Hudsonsbay. Hasen, Mäuse und Vielfraße sind auch einiger Orten zu Hause. Die See wimmelt von vielen Arten von Wallfischen und Delphinen; ihre Ufer und die öden Eisgefilde sind der Aufenthalt der Robben. Beständige menschliche Bewohner haben von den nördlichsten Gegenden nur die nördliche Küste Sibiriens, Amerika bis zur Hudsonsbay und Grönland. Der Körper dieser Menschen ist durch die Kälte eingeschrumpft. Ihre Farbe ist braunröthlich, ihr Haar schlecht, steif und schwarz. Ihre Nahrung sind Fische, Robben, Wallfische, und Thran ist ihre Leckerey. Ihre Begriffe sind sehr eingeschränkt; doch zeigen sie durchgehends in der Verfertigung ihrer Geräthe ein Geschick und Fähigkeiten, die man ihnen auf den ersten Blick nicht zutraut. Die Klagen über ihre Treulosigkeit und Grausamkeit sind ungegründet, und die Europäer haben oft durch ihre Grausamkeiten die Rache der gutmüthigen Leute gereizt, und sie gelehrt mißtrauisch zu werden.

Mf.

II.

Nouveaux Memoires de l'Acad. R. des Sc. et B. L. année 1781. Berlin bey Decker 1783. Hiſtorie 54 Quartſ. Abh. 572 S. 5. Kupf.

Hiſtorie. Herr de la Grange hat die Mühe übernommen, eine Kreisquadratur zu prüfen, die den Umfang kleiner angiebt, als das 192ſte Eck. Die Schlüſſe des Erfinders verſteht er nicht, und wünſcht, der arbeitſame Mann möchte ſeine Zeit beſſer anwenden. Hr. Caſtillon giebt von einer elektriſchen Vegetation Nachricht, die Hr. Moſcati entdeckt hat. Man zündet auf dem Leiter der elektriſchen Maſchine ein Stück Campher an, und löſcht es wieder aus, ladet ihn alsdann, ſo überzieht ſich des Camphers Oberfläche mit einer Art von Mooße, das ſich bey fernern Elektriſiren abſondert und verfliegt, aber wenn man aufhört, und es mit einer Glocke bedeckt, ſich einige Zeit erhalten läßt, wie dergleichen vom Hrn. Moulines der Acad. iſt gewieſen worden. Hr. Joh. Bernoulli theilt aus ſeinem weitläuftigen Briefwechſel eine Menge Merkwürdigkeiten mit, die Briefe ſind von neuerm Dato, als das Jahr der Abhandlungen, natürlich, weil die Nachrichten bis zu einem ſpäten Jahre verwahrt veraltern würden. Einen ſonderbaren Wetterzeiger hat der Prevot zu Bürglen ohngefähr entdeckt: Ein langer eiſerner Drat, den er zu einer gewiſſen Abſicht in ſeinem Garten geſpannt hatte, gab einen Ton von ſich, wenn ander Wetter werden wollte, ſchwieg, wenn das Wetter beſtändig blieb, es mochte nun Regen oder Sonnen-

nenschein seyn. Er theilte dieses Hrn. Haas in Basel mit, der durch seine Typometrie bekannt ist, und dieser fand es so sicher, daß er, wie regnicht auch das Wetter im Junius seyn mag, nie ermangelt, sein Heu hauen zu lassen, wenn er nur den Drat singen hört. Freylich behaupten auch einige Bekannte des Hrn. Haas, der Drat habe schon manchmal gelogen. Der Ton ist wie von mehrern Glocken, die so entfernt wären, daß man sie einzeln nicht unterscheiden könnte.

Experimentalphysik. I. Hr. Marggraf über calcinirtes Kobolterz. Die Farbe, die es unterschiedenen Solutionen und Infusionen giebt. II. Hr. Achard, elektrische Versuche in unterschiedenen Absichten angestellt. 1) Ob die elektrische Materie eine Säure enthält? Er ließ sich, in Infusion von Tournesol, eine leidner Flasche 2000mal entladen, ohne daß sich der Infusion Farbe andeutet, wie doch von Säure hätte geschehen müssen. 2) Negative und positive Elektricität leisten in vielen Fällen einerley Wirkungen bey organischen Körpern. Hr. A. ist daher geneigt, die elektrischen Wirkungen auf organische Körper einem Zurückstoßen der Theile zuzuschreiben, das bey beyden Arten der Elektricität gleich statt findet. 3) Die Elektricität beschleunigt Gährung der Vegetabilien, und Fäulniß todter thierischer Dinge. 4) Luft mit elektrischer Materie beladen, wird nicht phlogistisch, wie geschieht, wenn man in einer eingeschränkten Luftmasse elektrische Funken schlagen läßt. Auch ändert die Elektricität in der Elasticität der Luft nichts. III. Derselbe, über das künstliche Emphysema, durch unterschiedene Arten von Luft, nämlich durch einen Einschnitt in die Haut bis auf das zellenförmige Gewebe, Luft einzublasen. Herr

A. hat Versuche dieser Art mit vielen Thieren angestellt. Er faßte die Luft in einer Blase mit einem messingenen Rohre, das er in den Einschnitt steckt. Es gelang ihm nicht allemal, die Ausdehnung der Haut über den ganzen Leib zu bewerkstelligen, nie bey fünf männlichen Hunden, zwo Hündinnen nahmen die Luft besser an, er entscheidet aber nicht, ob das Zufall oder eigner Bau des zellenförmigen Gewebes war. Nach einigen Tagen vergieng die Aufschwellung völlig, und es schadete den Thieren nichts. So lange sie dauerte, legten sie sich nicht lange nieder, vermuthlich weil ihnen da die Haut so stark gespannt ward. Auch Vögel und einem Frosche war dieses Verfahren nicht nachtheilig. Diese Versuche wurden mit gemeiner Luft bewerkstelliget. Salpeterluft verursachte den Tod. Nämlich die Luft, die sich schon zuvor im Zellengewebe befindet, vermischt sich mit ihr, und sondert die Salpetersäure ab, die tödtliche Wirkungen verursachen muß. Fixe Luft störte nichts in der thierischen Oekonomie, und ward von den flüssigen Theilen leicht und in Menge eingesogen. Dieser Gebrauch von ihr könnte also ihrer schon bekannten Anwendungen wegen bey Krankheiten beygefügt werden. Thiere mit entzündbarer Luft so behandelt, waren traurig und niedergeschlagen, bis sich die Geschwulst verloren hatte: entzündbare Luft, die sich mehrere Stunden unter der Haut befunden hatte, hatte zuweilen ihre Entzündbarkeit gänzlich verlohren, eine angezündete Kerze in sie gebracht, verlöschte sogleich; manchmal aber entzündete sie sich an einer Kerze mit einer Explosion. IV. Derselbe über Wirkungen von Räuchwerken auf die Luft. Er untersuchte durch das Eudiometer, ob sie die gemeine Luft besser oder schlechter machen. Er beschreibt sein Eudiometer, und wie

er

er die Versuche angestellt, da er ein glühendes Eisen gebrauchte, Kohlendampf zu vermeiden. Die allgemeine Folge ist, daß Rauchwerke die Luft nicht tauglicher zum Athemholen, auch nicht trockner machen, also nicht verbessern, gegentheils phlogisticiren, aber in einem Grade, der weder gefährlich noch tödtlich seyn kann. V. Derf. wie Feuer auf Kalkerde wirkt, die mit Alaunerde, Bitterfalzerde, und allerley Salzen vermischt ist. Die Mengsel wurden drey Stunden im Windofen in Schmelzfeuer gehalten, eine Tafel, die 26 Seiten einnimmt, stellt den Erfolg dieser häufigen Versuche dar; z. E. 1 Theil Kalkerde, 3 Theile Alaunerde, 2 Theile Sal Tartari, gaben eine halbgeschmolzene Masse mit ein wenig Politur, ihre Theile waren nicht alle recht vereinigt, die Farbe grau, gab Funken am Stahle. VI. Herr Gleditsch, über eine alte fabelhafte Erzählung beym Simon Pauli vom Gramen ossifragum. Dem Viehe in Norwegen sollten vom Genuß dieser Pflanze die Knochen brechen. Hr. Gl. bemerkt, daß die Pflanze selbst schon dem Dodonäus 1552 bekannt gewesen, sie heißt sehr unrecht gramen, es ist Linne's Anthericum ossifragum Spec. P. I. ed. II. Tom. 2. p. 447; n. 13. Sie wächst in Morästen, steinigten kalten mooßigten Gegenden. Es ist nicht wahrscheinlich, daß sie dem Viehe viel Schaden thun sollte, denn sie ist von bessern Pflanzen um die Zeit verdrungen, wenn das Vieh auf die Weide kömmt. Es müßte denn das Vieh gleich im Anfange, wenn es nach Grünem begierig ist, was von ihr verzehren, und da könnte es wohl von andern Ursachen mager und krank werden. Es hat sich im Brandenburgischen eine bisher unbekannte Krankheit hervorgethan, bey welcher das Brechen der Knochen ein Symptom ist, man hat wahrge-

nommen, daß es eine Krankheit der Knochen ist, die von übler Nahrung und verdorbenen Säften herrühret. Das hat Hr. Gl. an gegenwärtiger Pflanze erinnert, die er aber von aller Schuld daran völlig frey spricht. VII. Hr. Gerhard, über das Schmelzen von Steinen und Erden in Schmelztiegeln von unterschiedenen Materien. Unter die Ursachen, warum einerley Mineralien, wenigstens solche, denen man einerley Namen gab, unterschiedenen Chemisten unterschiedenes Verhalten im Feuer gezeigt haben, ist auch die Beschaffenheit der Schmelztiegel, dadurch oft Aenderung in den Körpern, die man untersuchen will, verursacht wird. Bisher kennt Hr. G. keine Materie, die sich besser dazu schickte, als Holzkohlen. Wenn man sie in einem verschlossenen Gefäße dem heftigsten Feuer aussetzt, bleiben sie ungeändert, und ihre salzigten, irdischen, und entzündbaren Theile sind so genau vereinigt, daß sie in den Körpern, die sich da befinden, keine Aenderung verursachen können. Will man auch Versuche zum Gebrauche beym Schmelzwesen im Großen anstellen, so dienen Schmelztiegel von Kohlen am besten, weil auch jenes Schmelzen mit Kohlen geschieht. Hr. G. hat sich also, allerley Arten von Steinen zu untersuchen, so verhalten: Für jede Arten braucht er drey Schmelztiegel von reinem Thone, alle drey von gleicher Größe, in deren jeden ein kleinerer kommen soll. Er füllt jeden der größern mit Gestübe von Holzkohlen, bis auf die Höhe für seine cylindrischen Oefen, daß die kleinern Tiegel darauf sich im eigentlichen Feuerpuncte befinden. Auf dieses Kohlengestübe setzt er dann in einen der größern einen kleinern von Thon, in den andern von Kreide, in den dritten von Thon. Er bedeckt die großen Tiegel mit Kohlen in feuerbeständigen Thon, der

mit

mit zween Theilen Kohlengestübe vermengt ist, gewickelt, bringt sie so alle drey zugleich in den Ofen, und bemerkt den Augenblick, da ein Stück geschmiedetes Eisen weißglüht. Von demselben an setzt er das Feuer eine Stunde fort, welche Zeit seine Ofen erfodern, das Eisen zu schmelzen, alsdann nimmt er die Tiegel heraus. Den Erfolg von 98 Versuchen stellt eine Tafel dar. Z. E. Feuerstein, Silex igniarius Waller. von der Gegend um Berlin, im thönernen Tiegel, undurchsichtig, milchfarben, ohne Anzeige eines Schmelzens. Im Kreidentiegel hatte das Schmelzen überall angefangen, wo der Kreidentiegel den Tiegel berührt hatte. Eben so im Kohlentiegel. Allgemeine Folgen sind nachstehende: Manche Steine schmelzen selbst im Kohlentiegel nicht in dem Feuer, da Eisen schmelzt, als: Quarz, Kiesel, Kalksteine, Talk, einige Arten Gneus, u. dgl. Andre schmelzen ohne Zusatz, Flusse, Schörl, Feldspath u. dergl. Davon schmelzen einige vollkommner, als die andern, es giebt also leichtflüssige und schwerflüssige. Die ersten dienen als Zusätze, alle andere, auch die feuerbeständigen schmelzbar zu machen. Wenn die feuerbeständigen in ihrer Zusammensetzung nichts haben, als Glaserde, Salzerde, Kalkerde, Alaunerde, so bleiben sie unschmelzbar, auch die, wo Glaserde und Alaunerde gleich sind, oder die Glaserde in größerer Menge vorhanden ist. Das Brennbare trägt auch etwas dazu bey. Die bituminösen Schiefer (Schistes) schmelzen nicht so gut, als die andern, deswegen muß der Schmelzer die Kupferschiefer vor ihrem Schmelzen rösten (calciner). Die Arten Talk, die viel Brennbares enthalten, widerstehen dem Feuer am meisten. Salzerde, Kalkerde, oder Alaunerde, die man überhaupt alkalische nennt, sind fast allgemeine Flüsse. Ob

der Bau kryſtalliniſch iſt, oder nicht, das hat keinen Einfluß in die Schmelzbarkeit, auch nicht, ob die Steine härter oder weicher ſind, ägyptiſcher Porphyr, iſt ſeiner Härte ohngeachtet ſehr leichtflüßig, weicherer Marmor widerſteht dem Schmelzen. Manche Steine bilden ſich ohne Zuſatz beym Schmelzen in Kryſtalle. Das macht die Kryſtalle in den Laven begreiflich. Anwendung auf das Hüttenweſen zu machen, muß man nur die Steine als ſchmelzbar und als Flüſſe betrachten, die in Kohlen ſchmelzen. Es giebt aber Mengſel, die in den Schmelztiegeln aus Kohlen nicht ſchmelzen, aber in Schmelztiegeln aus Thone. Jeder Schmelzer muß alſo ſeine Mineralien erſt unterſuchen. VIII. Drey Abhandlungen Herrn Achard, vom Arſenik und deſſen Verbindung mit unterſchiedenen Körpern. Er hat Arſenik mit Metallen, Salzen, Erden, Säuren diſtillirt, zu ſehen, was es in ihnen für Veränderungen macht. IX. Hrn. Bezuelin Witterungsbeobachtungen zu Berlin 1781.

Mathematik. I. Hr. de la Grange über die Theorie der Bewegung flüſſiger Materien. Er fängt von der allgemeinſten Vorſtellung an, da ein Theilchen als ein kleines Parallelepipedum betrachtet wird, deſſen Größe und Stelle, durch drey rechtwinklichte Coordinaten, derſelben Aenderungen, und ſeine Geſchwindigkeiten nach den Richtungen der Coordinaten für jede Zeit gegeben iſt, giebt ſo die allgemeinſten Differentialgleichungen, und zeigt einige Anwendungen auf flüſſige Materien, die in einem engen faſt vertikalen Gefäße laufen, oder in einem wenig tiefen faſt horizontalen Canale, auf die Bewegung der Wellen. II. Derſ. fängt eine Abhandlung über die Secularvariationen der Elemente der Planetenbahnen an.

an. Hier Gründe und allgemeine Formeln für die Stöhrungen, die ein Planet von andern leidet, daraus alsdann entwickelt wird, was die Elemente der Bahn ändert. Die Neigungen und Eccentricitäten der Bahnen in unsrer Sonnenwelt sind so klein, daß man ihre Sinus zu Reihen brauchen kann, die sich ziemlich schnell nähern. Noch etwas, das diese Arbeit erleichtert, ist, daß die Massen der Planeten gegen die Sonne, und einiger Planeten gegen andrer ihren klein sind. Eine andere Art, die Aufgabe von den Secularvariationen aufzulösen, beruhet auf der unmittelbaren Integration der Differentialgleichungen der Bahn. Sie ist kürzer und leichter als die, welche Hr. de la Gr. gebraucht hat, aber nicht so direct und lichtvoll, setzt auch zum voraus, daß man schon überhaupt die Gestalt der Integrale kennt. III. Eine Abhandlung Hrn. Haillier aus Genf, wird vom Hn. Castillon mitgetheilt. Sie betrifft die bekannten Sätze von dem Kleister in den Grundflächen der Bienenzellen. Hr. H. stellt diese Untersuchung so an, daß er dabey Rechnung des Unendlichen nicht braucht, und findet einiges anderes als man insgemein angiebt, z. E. die Sparsamkeit nicht so groß, aus so viel Materien, als 80 Zellen mit plattem Boden giebt, liessen sich nur 51 mit rhomboidischen machen. Hr. Castillon hat selbst Bienenzellen abgemessen, die Größen mit Reaumurs und Maraldis Angaben übereinstimmend gefunden, aber bey den Rhomben keine Uebereinstimmung mit der Theorie oder mit Maraldi finden können, so sehr er sich auch damit bemüht, selbst Abdrücke in Gips gemacht. Er hat die Rhomben fast alle unordentlich gefunden, und nicht einen einzigen ganz ordentlichen pyramidenförmigen Boden. IIII.

Hr.

Hr. Schulze giebt eine directe Methode an, die Länge des Monds aus den mittlern Bewegungen zu finden. Bey der Rechnung nach Mayers Tafeln kömmt die größte Arbeit darauf an, zuerſt die Argumente der Tafeln zu berechnen. Dieſes zu erleichtern, finden ſich in der Sammlung aſtronomiſcher Tafeln, welche die Akademie herausgegeben hat, Tafeln für Mayers zehn erſte, wo man die mittlern Bewegungen brauchen konnte, für die drey letztern ließ ſich das nicht bewerkſtelligen, weil da die wahren nöthig ſind. Dieſe Schwierigkeit würde gehoben ſeyn, wenn man aus Mayers Tafeln, oder vielmehr aus den gehörigen, hier vom Hrn. Sch. mitgetheilten Formeln, Aequationen herleitete, welche die wahre Länge des Monds in ſeiner Bahn direct aus den mittlern Bewegungen gäben. Hr. Sch. hat ſeit mehrern Jahren dieſe mühſame Arbeit übernommen, und die Reſultate davon in erwähnter Sammlung mitgetheilt, bisher aber ſcheint es nicht, daß die Aſtronomen auf den Gebrauch davon gedacht haben. Er macht hier alſo eine Rechnungen bekannt, nach denen 18 Tafeln nöthig ſind, des Mondes wahren Ort nur aus den mittlern Bewegungen zu berechnen. Dieſe Rechnung wird kürzer, als nach Mayers Tafeln, ob er gleich vier Verbeſſerungen mehr braucht, als M. Nur verurſachte die Sexageſimalrechnung noch Weitläuftigkeit, er giebt daher, nach Hrn. de la Grange Vorſchlag, eine Tafel, die jede Menge von Hundertheilen des Quadranten in Decimaltheilen des Halbmeſſers bis auf 27 Decimalſtellen ausdruckt. V. Die Herren Joh. und Jac. Bernoulli, über ein balliſtiſches Inſtrument. Der Aufſatz iſt 1782 vorgeleſen worden. Schon vor 16 oder 17 Jahren hatte Hr.

Joh.

Joh. B. der Akademie etwas darüber vorgelegt. Des Instruments Erfinder ist sein Oncle, Daniel Bernoulli. Hr. Johann Bernoulli hatte wegen anderer Geschäffte die Sache liegen lassen, bis sich neuerlich sein jüngerer Bruder darüber gemacht, daß also gegenwärtiges beyder gemeinschaftliche Arbeit ist. In einem Rohre befindet sich eine Spiralfeder am Boden des Rohres befestigt, hat an ihrem vordern Ende einen Faden, der hinten durch eine Oeffnung des Bodens geht, und vermittelst angehenkter Gewichte, die Feder gegen den Boden zusammendrückt; vorne hat sie ein Stück Holz oder Kupfer, wie eine halbe Kugel, vor deren ebene Fläche die Kugel gelegt wird. (Das Holz ist so was, wie der Spiegel beym Geschütze) Wenn man also den Faden, der die Feder gespannt hat, plötzlich zerschneidet oder abbrennt, so treibt sie die Kugel fort. Das Rohr liegt auf einem Brette, daß es in unterschiedenen Erhöhungen, die ein Quadrant angiebt, kann befestigt werden. Hier wird die Theorie davon gegeben, welche auf der Gewalt beruhet, damit die zusammengedrückte Feder auseinander geht, und dieses mit einigen Erfahrungen verglichen.

Speculative Philosophie. I. Hr. Merian giebt einen Auszug aus Hrn. Herders 1772 gekrönter Preisschrift vom Ursprunge der Sprachen. II. Hr. Prevost über Fortrücken des Schwerpunkts unserer Sonnenwelt. Was Hr. de la Lande als Muthmaßungen angegeben, Hr. Herschel aus Beobachtungen geschlossen, glaubt Hr. Pr. aus einer Ursache herzuleiten, welche die Hypothese einigermaßen zur Gewißheit bringt, aus den gegenseitigen anziehenden Kräften.

ten. Erſtrecken ſich dieſe von einem Fixſterne bis zum andern, und iſt der Widerſtand der Materie im Himmelsraume ſchwächer, als ihre Wirkung, ſo iſt nicht zu erwarten, daß ſie einander immer gegenſeitig aufheben ſollten, und ſie geben alſo einer Bewegung wahrſcheinlich eine krummlinichte. So drehet ſich unſre Sonnenwelt um irgend einen Fixſtern, und der ſelbſt, aus eben der Urſache, um einen andern, oder vielmehr alle anziehende Körper drehen ſich um einen gemeinſchaftlichen Punkt. Uebrigens erklärt ſich Hr. Pr., daß er die Attraction nicht als urſprüngliche und unabhängige Urſache annehme, ſondern Hrn. le Sage Beyfall gebe, der alle Erſcheinungen der Attraction aus dem Stoße erklärt. III. Auch Hrn. Pr. 1783 verleſene Abhandlung über den Urſprung der Geſchwindigkeiten, die wie von einem Wurfe entſtehen. Wenn ein paar Körper, die ruheten, einander anziehen, und ſo zuſammenſtoßen, ſo werden ſie nach dem Stoße nicht beyde ruhend bleiben, wenn einer von beyden polyedriſch, oder nicht vollkommen kugelrund, oder von ungleicher Dichte iſt. Es bleibt alſo nach dem Stoße eine Bewegung, wie von einem Wurfe. Nach der verſchiedenen Geſtalt, Härte u. dgl. der Körper, würden auch unterſchiedene Wege und fernere Folgen entſtehen. Hrn. Gr. Büffons Hypotheſe, daß ein Komet an die Sonne geſtoßen, und vom Stoße die Planeten abgeflogen, läßt ſich nach Hrn. Pr. Gedanken, gegen unterſchiedene Einwendungen vertheidigen und wahrſcheinlich machen. Er geſteht aber ſelbſt, daß der Theil ſeiner Abhand-

lung,

lung, darinn er dieſes verſucht, nur Muthmaßungen enthalte, und überſchlagen werden könne. Wichtiger iſt der dritte Abſchnitt. Aus dem, was Tobias Mayer in ſeiner Abhandl. de motu proprio fixar. beygebracht hat, ſucht Hr. Pr. ein Fortrücken unſrer Sonnenwelt herzuleiten; Mayer ſelbſt hatte zwar behauptet, ein geradliniges Fortrücken diene nicht, dieſe Erſcheinungen zu erklären, Hr. Pr. bemühet ſich aber, zu zeigen, daß ſich Fälle denken laſſen, den M. Behauptung nicht widerſpricht. Eine Art, die von M. angeführten Beobachtungen zu erklären, iſt nach ſeinen Gedanken: Wenn man ſich vorſtellt, unſre Sonnenwelt bewege ſich vom Eridan nach der nördlichen Krone, oder ohngefähr von 50 Gr. Rectaſc. 25 Gr. ſüdl. Abw. nach 230 Gr. Rectaſc. 25 Gr. nördl. Abw. Nachgehends hat er erfahren, daß Hr. Herſchel dergleichen Bewegung nach dem λ des Herkules zu angenommen, nach 27 Gr. nördl. Abw. 258 Gr. Rectaſc. Bey einer Unterſuchung, wo die Gründe noch ſo wenig feſt, iſt dieſer Unterſchied mehr Uebereinſtimmung, auch könnte der Weg der Sonnenwelt von 1706 bis 1756, da Mayer ſeine Abhandlung vorlas, vielleicht nicht ganz einerley mit dem in ſpätern Zeiten ſeyn. Wenigſtens behielt Hr. Pr. ſeine Folgerungen bey, ohne ihnen was Fremdes einzumengen. Noch eine Bemerkung über die Geſchwindigkeiten kleiner Körperchen, die darauf ankömmt, daß es kleine Theilchen geben müſſe, unter aller Kleinigkeit, die in unſere Sinne fällt, deren unterſchiedene anziehende Kräfte, Dichtigkeiten u. ſ. w. allerley

Bewe-

Bewegungen verursachen und bestimmen. IIII. Hr. Pr. liefert die zweyte Abhandlung über Wahrscheinlichkeitsrechnungen.

Schöne Wissenschaften. I. Des Herrn von Herzberg schon bekannte Abhandlung über die Revolutionen der Staaten, und besonders Deutschlandes. II. Hrn. Merian Ergänzungen zu seiner vierten Abhandlung über den Einfluß der Wissenschaften in die Poesie. Wie die Griechen von den Römern nachgeahmt worden, über die didactischen Gedichte der Römer. Hr. Thiebault, daß der Gebrauch die Sprachen unumschränkt beherrsche. Hr. Vitaube' über Spartas Reichthum.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Johann Melchior Gözens, Hauptpast. zu St. Cathar. in Hamburg, Beweis, daß nicht die Verbindung der Juden, Türken und Heiden mit den Christen, nicht die daher entstehende Aufklärung durch Künste und Wissenschaften, nicht die Schifffarth und Handlung, noch weniger Kriege und Empörungen, sondern allein die Missionen die Mittel gewesen sind, und noch sind, die Erkenntniß der christlichen Lehre auf dem Erdboden auszubreiten. Nebst der Beantwortung einiger hieher gehörigen Fragen. Hamburg, bey Harmsen. 1782. 4. 31 Seiten.

Was Hr. G. nicht alles für Gelegenheiten ergreift, seine theologische Streitsucht, in beständiger Uebung zu erhalten. Da hat Jemand einmal in einem gedruckten Blatte gesagt: „Die Verbindung der Christen mit nicht christlichen Nationen, „Künste, Wissenschaften, Schifffarth, Handlung, selbst Krie„ge, wären unter der Regierung Gottes die Mittel, durch „welche das Christenthum allgemeiner, als durch Missionen, „ausgebreitet würde.“ Hr. G. findet darinn eine der Ehre des göttlichen Worts und der Missionsanstalten nachtheilige Ketzerey, und sogleich ergreift er auch die Feder, eine Widerlegung dagegen zu schreiben, worinn er zu beweisen sucht, die Ausbreitung der christlichen Lehre wäre nicht durch die vorgegebene Verbindung der Völker, durch Schifffarth, Handlung u. s. w. sondern allein durch die Missionen bewirkt worden. Und doch begreift ein jeder leicht, daß ohne Verbindung der christlichen Völker mit andern Nationen, durch die Schifffarth, welche doch auch eine große Kunst und Wissenschaft ist,

Göze mag also immer aus der Geschichte beweisen können, daß die christliche Lehre bey ihrem Ursprunge durch die Apostel, zur Zeit Karls des Großen, durch die von ihm bestellten Priester und Bischöfe, zu Luthers Zeiten durch die aus seiner Schule ausgegangenen Lehrer ausgebreitet worden. Dies stößt die in neuern Zeiten durch Wissenschaften, Schifffarth und Handlung größer gewordene Verbindung der christlichen Europäer mit den nichtchristlichen Bewohnern der übrigen Welttheile, und die dadurch nicht nur möglich, sondern auch wirklich gewordene allgemeinere Verpflanzung der christlichen Erkenntniß in alle Winkel der Erde, auf keine Weise um. Das eine kann gar füglich mit dem andern bestehen. Und wenn der Gegner des Hrn. G., wie ich mir vorstelle, mit jenem hingeworfenen Gedanken nichts weiter, als dieses, hat sagen wollen, ohne deshalb den Missionen allen Nutzen abzusprechen, so ist vollends der ganze Dispüt ein bloßer Streit um des Kaisers Bart. — Am Ende ergießt sich das Herz des Verf. zum lauten schmeichelhaften Lobe der ostindischen dänischen Mission. Er fertiget die von eingebildeter Weisheit so trunkenen und so hoch daher fahrenden Geisten, welche an dieser Mission, an den dazu gebrauchten Werkzeugen, an ihrer Lehrart und Bekehrungsmethode etwas auszusetzen finden, (welcher Sünde sich leider der Recensent auch etlichemal schuldig gemacht hat) verdientermaßen mit der möglichsten Verachtung ab, setzt aber hinzu: „man dürfe es der „Gnade und Treue unsers Gottes zutrauen, er werde so wenig zugeben, daß diese feindseligen und wegwerfenden Urtheile verblendeter Menschen, dieses sein Werk in Indien zu Grunde richten werden, als er es zugeben wird, daß „sie in Europa Jesum von seinem Thron stürzen, und sein „Kreuz zu nichte machen können,“ worinn er denn auch ganz Recht hat. Nur wird er damit nicht widerlegen können, was eine notorische Wahrheit ist, nämlich daß, neben einigen geschickten und verständigen Kandidaten, auch von Zeit zu Zeit Leute von ganz verschlossenem Kopfe und wahrem Stumpfsinn, ohne alle Fähigkeiten und Kenntnisse, die ein nützlicher Missionar haben müßte, dennoch zu Missionaren angenommen, und in dieser Qualität auf Juden- und Heidenbekehrungen ausgeschickt worden. Sie verstunden etwas weniges hebräisch, und hatten sich die Sprache der Blut- und Wundentheologie geläufig gemacht. Außerdem aber mangelte es ihnen so sehr an nütz-

nützlicher Wissenschaft, daß sie unter uns kaum in dem geringsten geistlichen Amte brauchbar gewesen wären.

In dem Anhange, der die Beantwortung einiger hieher noch gehörigen Fragen enthält, geht es besonders über Hrn. D. Leß wieder deswegen scharf her, weil er die frommen Heiden, und namentlich den Marc Aurel, ohne Bedenken selig preiset, der das Maaß seiner Erkenntniß und Kräfte recht gebraucht haben soll; denn, sagt Hr. G. „es giebt „unter den Nichtchristen keine, die das Maaß ihrer Er„kenntniß und Kräfte recht anwenden, keine redliche „fromme Menschen, und wahre Freunde Gottes, wel„che wir aus diesem Grunde im Himmelreiche finden werden“ weil sonst 1 Mos. 8. 21. Ps. 14. 2, 3. Röm. 3. 19—18, 23. Unwahrheit seyn würden. (nach Gözeschen Auslegung Unwahrheit) Und auf die sechste Frage: Kann man nicht behaupten, daß sich auch in den verderbtesten Religionen noch Wahrheiten finden, die sich an redlichen und folgsamen Herzen, unter der Mitwirkung des heiligen Geistes, kräftig beweisen können: antwortet er positiv mit: Nein! ohnerachtet ihn doch das Beyspiel des Hauptmanns zu Capernaum, dessen unmittelbar vorher gedacht war, vom Gegentheil hätte überzeugen können. Rühmt denn Jesus nicht das redliche, folgsame Herz, oder den Glauben dieses Mannes, wie er es an mehreren heidnischen Personen rühmte? Heißt es nicht in der Apostelgeschichte vom heidnischen Hauptmanne Cornelius, daß er ein gottseliger Mann mit seinem ganzen Hause gewesen sey? Lobte nicht der Apostel Petrus dessen redliches folgsames Herz gegen die Wahrheit? und nöthigte ihn diese Erfahrung nicht das Geständniß ab, es wären in allerley Volk etliche, die Gott fürchteten und Recht thäten, und ihm daher angenehm, also seine wahren Freunde? — So gar grob widerspricht Hr. G. der gesunden Vernunft und der heiligen Schrift, dem heiligen Vater Augustin zu Gunsten, auf dessen Wort er geschworen zu haben scheint.

Als etwas ganz extra Ungereimtes, worauf Hr. G. je länger je mehr verfällt, muß ich doch noch das Urtheil anführen, welches er solchen Christen, denen die Lessische Hypothese, daß auch Heiden selig werden können, willkommen seyn soll, in den Mund legt: „Wie begierig, schreibt er, werden „viele unserer Christen dieses neue Evangelium annehmen.

„Sie werden in ihrem Herzen denken: Gott iſt unpartheyiſch, „warum ſollte er ſtrenger gegen mich verfahren, als gegen die „tugendhaften Heiden? Ich will der Stimme der Vernunft und des Gewiſſens Gehör geben, und ſo viel Gutes thun, als mir nach dem Maaß meiner Erkenntniß möglich iſt. Kann Gott die tugendhaften Heiden auf dieſem Wege zum Himmel führen, warum nicht auch mich? Warum „ſoll ich eben aus dem Grunde, weil ich von Chriſten geboren „bin, mich mit unbegreiflichen Glaubensartikeln plagen? Warum ſoll ich meinen Hals unter das eiſerne Joch „der Bekehrung beugen? warum ſoll ich mein Fleiſch „kreuzigen ſammt den Lüſten und Begierden, und mir „ſo manche Freude verſagen, welche jene in reichem Maaße „genoſſen haben? Unmöglich kann ich es glauben, daß Gott „ein beſonderes Vergnügen daran finden ſollte, mir den Weg „zum Leben, den er tugendhaften Heiden ſo leicht gemacht, „ſo ſchwer und ſauer zu machen. Ich werde mich daher mit der geoffenbarten Religion nicht mehr martern, „da die natürliche noch Wahrheiten genug hat, mit welchen „der heilige Geiſt wirken, und die ſich an meiner Seele kräftig erweiſen können. — Auf dieſe Art wird das neue Evangelium, das doch nichts mehr, als elende Menſchenlehre iſt, das wahre alte bey leichtſinnigen Seelen vollends verächtlich machen, und ſie werden, wenn ſie ſonſt „noch an das Seligwerden gedenken, dieſen neuen bequemen „Weg mit völliger eingebildeter Sicherheit betreten. Ich „möchte die Verantwortung davon nicht auf meiner „Rechnung vor Gott haben.“

Ich frage jeden verſtändigen Leſer, ob eine ſolche Gedankenreihe, wie ſie ſich in des Verf. Kopf zuſammen findet, in die Seele eines vernünftig denkenden Chriſten kommen kann? Die ernſtliche Entſchließung eines Menſchen: Ich will der Stimme der Vernunft und des Gewiſſens (welches ja gerade die Stimme Gottes und Chriſti, oder des heiligen Geiſtes in dem Menſchen iſt) Gehör geben, und ſo viel Gutes thun, als mir möglich iſt, kann mit dem Gedanken: Warum ſoll ich mich, da es mir ſchwer eingeht, beſſern? Warum mein Fleiſch kreuzigen, d. h. meine ſinnlichen Lüſte und Begierden bezähmen? unmöglich beſtehen, weil er mit jener Entſchließung in geradem Widerſpruche ſteht. Wenn Paulus Röm. 8. 13. und Gal. 5. 24 in ſeiner Sprache den Chriſten ſchreibt: ὁι πνευματι τας πραξεις τ σωματος θανατουτι,

σαρκι, ζωσεσθε — Οι τα Χριστυ την σαρκα εσταυρωσαν συν τοις παθημασι και ταις επιθυμιαις: so will er ja damit gerade, daß sie sich nicht von den sinnlichen Begierden, (vom σαρξ) sondern von der Vernunft und dem Gewissen (vom πνευμα) beherrschen lassen, den letztern und nicht den erstern Gehör geben. Wer also den Vorsatz hat, ich will der Vernunft und dem Gewissen folgen, kann unmöglich so ungereimt denken: Was darf ich meine Begierden zähmen? Eben damit, daß er das erste redlich will, will er auch das letzte, weil beydes in eins fällt. — Wenn es übrigens wahr wäre, daß Gott den Christen den Weg zum selig werden schwerer gemacht hätte, als den Heiden; wahr wäre, daß man sich, um ein Christ zu seyn, mit unbegreiflichen Glaubenslehren martern und plagen müßte, so würde die christliche Religion für verständige Menschen auch wahrlich nicht sehr annehmungswürdig seyn. Aber Gottlob! es ist auch nicht wahr. Gott hat den Christen vielmehr das Seligwerden eben dadurch leichter gemacht, als es den Heiden war, daß er jenen über die großen Wahrheiten, worauf sich der Menschen wahre Gottesverehrung, ächte Seelenruhe, rechtschaffene Tugend und freudige Hoffnung auf die Zukunft gründen muß, durch die christliche Lehre ein viel helleres Licht angezündet, ihnen zu einer viel gewissern Erkenntniß verholfen hat, als die Heiden hatten. Christus redete von dem, was Menschen zu ihrer Glückseligkeit in der Religion glauben und thun müssen, immer mit der höchsten, weisesten Vernunft, und zu der menschlichen Vernunft, die er besser, als bis dahin geschehen war, unterrichten wollte. Es ist nichts Ungereimteres und für das Christenthum Schädlicheres, als wenn man Christi eigene Lehren den Lehren der reinen Vernunftreligion entgegensetzt, da sie beyde in eins zusammenfallen. Menschen verdunkelten nachher seine ursprünglich helle, lichtvolle Lehre, wie er sie predigte. Im Pabstthum machte man ein neues Evangelium, das dem ersten alten nicht mehr ähnlich sahe, und brachte unbegreifliche, widersinnige, elende Menschenlehren in Menge auf die Bahn, die freylich zur Marter und Plage des gesunden Menschenverstandes erfunden waren, aber dennoch zu Glaubensartikeln erhoben, und für geoffenbarte Religionslehren ausgegeben wurden. Will man diese, wovon das alte ächte Evangelium nichts weiß, ganz oder zur Hälfte, so viel davon noch in der Christenheit übrig ist, auch in unsern Tagen noch immerfort stützen, und sehr unerleuchtet mit der

Lehre Jeſu verwechſeln, oder ſie ihr doch wenigſtens zum Anhängſel geben: ſo wird man freylich das Chriſtenthum dadurch nicht ſonderlich empfehlen, ſondern Schuld daran werden, wenn es dieſem und jenem Leichtſinnigen oder nicht Leichtſinnigen verächtlich wird. Und da ſpricht der Rec. auch an ſeinem Theil: Ich möchte die Verantwortung davon nicht vor Gott auf mein Gewiſſen haben.

Bey dieſer Gelegenheit wollen wir denn auch der Streitſchriften gedenken, welche zwiſchen Herrn Göze und Herrn Moldenhawer neuerlich gewechſelt worden. Nach einer ſchon im Jahre 1782 von jenem herausgegebenen Anzeige der Gründe, warum er Luc. 21. 25—36. vom allgemeinen Weltgerichte erkläre, (ſ. Allg. d. Bibl. LIV. 2. 543) erſchien

D. Joh. Heinr. Dan. Moldenhawers Beweis, daß die Worte Chriſti, Luc. 21. 25—27. ſich auf das Strafgericht über die Jüden beziehen. Hamburg. 1784. bey Reuß. 24 Seiten in 4.

Alle Gründe, die der Verf. für ſeine Auslegung dieſer Stelle aus dem Texte ſelbſt und deſſen Wortverſtande, aus den Parallelörtern Math. 24. und Luc. 17, aus Stellen der Propheten, wo dieſe eben dergleichen Vorſtellungen von Verfinſterung der Sonne und des Mondes brauchen, wenn von der vorſtehenden Verheerungen des jüdiſchen Landes die Rede iſt, anführt, ſind ſo ſonnenklar, daß die beſten Schriftausleger, eben aus dieſen Gründen, ſie ſchon längſt gerade ſo, wie Hr. Moldenhawer, verſtanden haben. Zum Ueberfluß hat er aber noch alle Einwürfe, welche man etwa dagegen machen könnte, auf ſo eine Art beantwortet, daß ſie jeden unpartheyiſchen Schriftforſcher befriedigen muß. Dieſer gedachte Hrn. G. dabey mit keiner Sylbe. Deſſen ohnerachtet wurde

Joh. Melchior Gözens abermaliger Beweis, daß die eigentliche und natürliche Erklärung der Rede Jeſu, Luc. 21. 25—36 von der Zukunft Jeſu zum Weltgerichte die wahre ſey, zur Widerlegung

des

des Herrn Doctor Moldenhawers. Hamburg, bey Harmſen. 1784. 16 Seiten in 4.

gleich darauf in die Welt geſchickt. Der Verfaſſer hatte in den vom Hrn. M. beantworteten Einwürfen ſeine eigene Meynung gefunden, und wie hätte da ſein rüſtiger Eifer nicht ſchnell erwachen ſollen, für die Ehre des Erlöſers, dem, ſeiner Meynung nach, die allegoriſche Erklärung jener Stelle offenbar zu nahe tritt, einen neuen Kampf zu wagen. Ein kaltblütiger Zuſchauer muß ſich nur der theologiſchen Fechterſtreiche wundern, die Hr. G. in dergleichen Streitigkeiten ſeinem Gegner beyzubringen ſucht, damit er ihm auf den Leib komme, und ein Bein unterſchlage. Mag es jeder ſelbſt leſen, der Luſt dazu hat, wie Hr. G. die Moldenhawerſche Schrift von Paragraph zu Paragraph durchgeht, und ſeine ſie widerlegen ſollende Noten dazu macht. Es iſt ein jämmerliches Gekritzel, das ſich ohne Widerwillen nicht referiren läßt. Daß Jeſus, als jüdiſcher Lehrer, mit Juden auch in bildlichen Vorſtellungen, die ihnen geläufig waren und von ihnen verſtanden wurden, ſprechen konnte, begreift ja wohl ein Kind. Und doch meynt Hr. G.: Wenn jene Rede Jeſu auf die Zerſtörung Jeruſalems und des jüdiſchen Reichs deutete: ſo wäre das eben ſo ungereimt und widerſinnig, als wenn itzt ein Geſchichtslehrer beym Unterricht der Jugend ihr erzählen wollte: „Im Jahre 1631 ſchlugen die Feinde um Magdeburg und ihre Vorſtädte eine Wagenburg — und ſchleiften und verbrannten die Stadt,“ und dann, nach gethanen Fragen der Schüler, nachmals hinzuſetzen: „Es geſchahen Zeichen an der Sonne — die Waſſerwogen brauſeten — alle „Geſchlechter der Erden heulten — und ſie ſahen den Richter „kommen u. ſ. w.“ Welch ein Raiſonnement! Iſt auch nur geſunder Verſtand darinn? Es ſcheint, als ob Hr. G. von dem bilderreichen orientaliſchen Styl, in welchem Chriſtus und die Apoſtel auch öfters, wie die Propheten, redeten und ſchrieben, und wie ein Schriftausleger bibliſche in ſolchem Styl geſchriebene Stellen behandeln müſſe, gar keinen Begriff hätte. Was iſt mit ſo einem Mann zu machen? Man wird ſich über den wahren Sinn unzähliger Schriftſtellen mit ihm nimmermehr verſtändigen. Ein bloß exegetiſcher Streit wie dieſer, zwiſchen Männern, die oft von ganz entgegengeſetzten hermeneutiſchen Regeln ausgehen, kann ſchwerlich beygelegt wer-

werden. Wenn es denn Hr. G. nur noch bloß bey leidigen Differenzen in der Exegese mit seinem Gegner bewenden ließe! Aber am Ende mischet er schon Sticheleyen auf Hrn. M. Person und Charakter ein, da doch dieser namentlich nichts wider ihn gesagt hatte. Dadurch wurde dann

D. Joh. Heinr. Dan. Moldenhawers bestätigter Beweis seiner Erklärung d. Worte Christi Luc. 21. 25—27. Hamburg, 1784. bey Reuß. 4o Seiten in 4.

veranlaßt, wo Hr. M. denn auch bey Gelegenheit wider Hrn. G. ganz personell wird. Diese Bogen enthalten einen völligen Abdruck der vorher angezeigten Götzeschen Schrift, mit hinzugefügten, durchaus gründlichen, passenden und kräftigen Anmerkungen. Es scheint freylich wohl, als ob dem wackern, sonst ziemlich kaltblütigen Greise der Kopf etwas warm dabey geworden wäre. Allein, wenn man auch auf der andern Seite die schnöde, wegwerfende Art bedenkt, mit welcher Hr. G. sowohl den Personen, als den Gründen, die ihm seine Gegner entgegen setzen, zu begegnen pflegt, und dann die leeren Spitzfindigkeiten, die höchst ungereimten Sätze, Schlüsse, Konsequenzen, Schrifterklärungen, womit er aufgezogen kömmt, in Anschlag bringt: so kann man es Hrn. M. auch nicht verargen, daß er kein Blatt vor den Mund nimmt, sondern ihm dreist und offenherzig die Wahrheit sagt. Hr. M. hat in der Sache, worüber gestritten wird, durchweg Recht, und Hr. G. durchweg Unrecht, wie jeder competente, aber unpartheyische Richter, zugestehen wird. Des ersteren Antworten auf seines Gegners Geschwätz sind öfters sehr lakonisch, aber sie sagen mit wenigem viel, und treffen gerade den rechten Fleck, worauf es dabey ankömmt. Das lebhafte Gefühl der Wahrheit, obgleich mit etwas persönlichem Unwillen tingirt, scheint diesmal Hrn. M. Styl eine gewisse Kraft gegeben zu haben, die ihm sonst nicht eigen ist. Und wenn sein Ausdruck zuweilen etwas stark wird, so entschuldige ich ihn mit der ganzen Lage, in welche ihn sein Gegner vorlängst schon, und durch diesen abermaligen Streit von neuem wider sich gesetzt hatte. Hr. G. thut immer groß, wenn er auch ganz leeres Stroh dreschet, und vor seinen Argumenten liegen gleich alle Beweisgründe des Gegners zu Boden. Welcher edle Mann kann

das

das ausstehen! Und wenn er, wie hier Hr. M. überall, Grund dazu hat, warum soll er solche Großsprechereyen nicht rügen? Hr. M. giebt hier mehr als eine Probe, daß er das Griechische des Neuen, und das Hebräische des A. T. besser, als Hr. G. versteht. ἡ γενεα αὕτη soll nach G. Meynung, in jener Rede Christi durchaus nicht dies Geschlecht, diese damals lebende Generation, sondern dies Volk auch in seiner entferntesten Nachkommenschaft bedeuten; es sollen Stellen im Alten Testamente vorkommen, wo im Hebräischen דור, und im Griechischen γενεα stünde, welche denn aufgereihet werden; Hr. M. soll sich hier, Hr. M. soll sich dort versehen haben, und Hr. M. zeigt ihm, daß er sich nicht versehen habe, daß gerade in allen diesen Stellen das Wort דור nicht Volk, sondern eine Generation, Zeugung bedeute. (S. 11) Hr. G. hatte behauptet, die eingeschobene Ermahnung Christi: Wer auf dem Dache ist, steige nicht hernieder, sein Hausrath zu holen, hieße soviel, als: „Sobald ihr die ersten Vorbo„ten meiner Zukunft zum Weltgerichte wahrnehmt, sobald „entschlaget euch aller irdischen Dinge ꝛc.“ Hr. M. merkt dabey mit Recht an: „Durch solche Erklärungen wer„den die Worte Christi wahrlich nur lächerlich gemacht. Man „sieht aber daraus, worauf man verfallen muß, wenn man „durchaus eine ungegründete Meynung behaupten will. Al„les muß dahin gedeutet werden, wenn es auch mit den Haa„ren herbeygezogen werden soll.“ (S. 15) Dies ist sehr häufig Hrn. G. Gewohnheit. — Die Stelle aus der Off. Joh. 6. 12—14, welche Hr. M. noch anführt, ist entscheidend, daß mit dergleichen prophetischen Bildern auf Privatgerichte gedeutet werde. — Bey dem unüberlegten Vorgeben des Hrn. G.: Die Juden hätten, bis an die Zerstörung Jerusalems, nur allein in dieser Stadt und dem jüdischen Lande Trübsale und Verfolgungen der Christen veranlaßt, zeigt ihm Hr. M., wie geradezu er damit den Nachrichten der Apostelgeschichte widerspreche. (Anmerk. 54) — Kurz, die Blößen, welche Hr. G. in seinen theologischen Gefechten ohne Unterlaß giebt, sind nicht leicht sichtbarer dargestellt worden, als es hier vom Hrn. M. geschehen ist. Die am Schlusse angehängte Erklärung wider jenen fällt freylich sehr ins hef athmet Luthers Geist, und ist ohngefähr in der (ra die der sich gegen seine unvernünftigen sophistischen erlaubte, abgefaßt. Aber, wie gesagt, wenn ein sonst

ſeiner Mann ſo gereizt wird, wie Hr. G. Hrn. M. gereizt hat, ſo kann er auch wohl einmal aufgebracht werden. Es hatte nämlich Herr

D. Joh. Heinr. Dan. Moldenhawer von der Seligkeit derer, die von Chriſto nichts wiſſen, und ihren Umſtänden nach nichts wiſſen können. Hamburg, in der Herolbſchen Buchhandlung. 1784. 3½ Bogen in 4.

drucken laſſen, wozu ein Predigttext des Hrn. P. Rambach über dieſe Materie, wider den ſich Hr. G. in einem andern ſeiner Predigttexte geregt hätte, die Veranlaſſung gab. Hr. M. beweiſet in ſeiner Schrift aus klaren Zeugniſſen der Bibel alten und neuen Teſtaments, was von den Propheten, von Chriſto und den Apoſteln über fromme, rechtſchaffene und tugendhafte Menſchen, dergleichen es unter allen Völkern zu allen Zeiten gegeben hat, geurtheilt werde, nämlich, daß ſie Gott gefielen, ſeiner Gnade und der ewigen Glückſeligkeit empfänglich wären. Dies Urtheil muß ſich jedem vernünftigen Menſchen, der Begriffe von Gottes unwandelbarer Gerechtigkeit und Güte hat, und die Bibel mit offenem Verſtande und geradem Herzen lieſt, von ſelbſt aufdringen, daher auch alle verſtändige Chriſten längſt darüber einig ſind. Hr. Göze ſelbſt äußert in ſeiner Schrift:

Ueber die neue Meynung von der Seligkeit der angeblich guten und redlichen Seelen unter den Juden, Türken und Heiden, ohne daß ſie an ihn glauben —

den Wunſch, daß alle, und die Hoffnung, daß viele Heiden möchten ſelig werden. Er gab aber doch, auf Veranlaſſung jenes Rambachſchen Predigttextes, eine pflichtmäßige Anfrage an das Hamburgiſche Miniſterium über dieſe in Hamburg bisher unerhörte Lehre heraus, welche dem Rec. nicht zu Geſicht gekommen iſt. Hr. M. verſichert, daß ſie im Grunde nichts in ſich faſſe, als daß alle hamburgiſche Prediger alle bibliſchen Texte ſo verſtehen müßten, wie er, Hr. G., ſie

ſie verſteht, und das lehren müßten, was er lehret. Indeſſen nimmt Hr. M. doch Rückſicht darauf, und beantwortet hier die Einwürfe, welche ſich gegen die Seligkeit der Heiden etwa aus verſchiedenen Scheingründen machen ließen. — Bey Beantwortung des erſten Einwurfs: daß ja, wenn gute Menſchen unter den Heiden ſelig würden, unſere natürlichen Tugenden einen großen Werth vor Gott hätten, und die Stelle des Glaubens verträten, erinnert der Rec. nur folgendes: Es iſt ſeit einiger Zeit gewöhnlich, daß unſere Gottesgelehrten, wie auch Hr. M. thut, die Seligkeit der frommen Heiden mit dem Verdienſte Chriſti in Zuſammenhang bringen, deſſen Verſöhnung ſie ſoll bewirket haben. Dies, dünkt mich, ſteht eben ſo wenig aus der heiligen Schrift, als aus Vernunftgründen, zu beweiſen. Wie können Glückſeligkeiten, welche uns der Glaube an Chriſtum, oder die mit Ueberzeugung angenommene und befolgte Lehre des Evangeliums gewährt, denen zu Theil werden, die von ihm und ſeiner Lehre nie etwas gewußt haben, und haben wiſſen können? Wenn ein Prophet in Iſrael, oder Jeſus ſelbſt, oder ein Apoſtel ſagt, daß gutgeſinnte, fromme und tugendhafte Heiden Gott gefielen, und Theil an ſeiner Gnade hätten, ſo gedenken ſie auch mit keinem Worte, daß Chriſti Verſöhnung die Urſache davon ſey, ſondern ſie leiten das Wohlgefallen Gottes an ſolchen Menſchen, ſammt dem Lohn ihrer Tugend, als eine unausbleibliche Folge aus der innern Güte ihrer Geſinnungen und ihres Verhaltens ſelbſt her. Ueber die, welche Gutes thun, ſagt Paulus, wird da, wo Gott einem jeglichen geben wird nach ſeinen Werken, Preis, Ehre und Friede kommen, ſie mögen Jüden oder Griechen (Heiden) ſeyn. Der Satz: die frommen Heiden, welche nach dem Maaße ihrer Erkenntniß Gott ehren und Recht thun, werden nach ihrem Tode auch um des Verdienſtes Chriſti willen ſelig, iſt bloß aus unſerer Dogmatik entlehnet, ohne daß man irgend ein Zeugniß dafür aus der heiligen Schrift anführen könnte. Da die Heiden nur natürliche Tugenden übten und üben konnten, nach dem Geſetz, das Gott tief in ihr Herz geſchrieben hatte; da jede natürliche Tugend, wozu ihnen Gott Trieb und Kraft gab, auch ſein mittelbares Werk iſt, ihm gefallen und wahres Glück zur gewiſſen Folge haben mußte: warum weigern wir uns denn zu geſtehen, daß die Ausübung derſelben allerdings einen großen Werth vor Gott habe, und auch die Stelle des Glaubens, den die

Heiden

Heiden ja unmöglich haben könnten, bey ihnen vertrete? Glaubt man etwa der Bibel damit zu nahe zu treten? oder das Heil, das Christus der Welt verschafft, die Glückseligkeit der Seele, wozu er seinen Gläubigen verholfen hat, dadurch zu schmälern? Wird das Verdienst Christi etwa dadurch verringert, daß nur diejenigen, welche zur Kenntniß seines Evangeliums kamen und dasselbe gläubig befolgten, durch ihn Gott versöhnt, zu dessen Freunden und folgsamen Kindern gemacht wurden? Ich kann dies auf keine Weise finden. Tugend ist Tugend, sie mag aus natürlichen oder christlichen Religionsprincipien, aus natürlicher oder christlicher Gewissenhaftigkeit geübt werden. Folgsamkeit gegen das Naturgesetz bey Heiden, und Folgsamkeit gegen die Lehre Christi bey Christen, ist im Grunde eine und ebendieselbe redliche Gesinnung des Gemüths, nämlich die Willigkeit, sich von erkannter Wahrheit im Denken und Handeln leiten zu lassen; eine Gesinnung, welche nothwendig Gott an einem Menschen wohlgefällt, und für diese und jene Welt den unausbleiblichen Lohn der Glückseligkeit hat. — Die übrigen Einwürfe beantwortet Hr. M. so, daß das zum Theil kindische und Ungereimte in selbigen jedem überlegenden Menschen klar in die Augen leuchten muß. — Hierauf erschien dann

Johann Melchior Gözens Abfertigung der Moldenhaweriſchen Schrift: von der Seligkeit derer, die von Christo nichts wissen, und ihren Umständen nach nichts wissen können, und der darin enthaltenen beleidigenden Angriffe. Hamburg, bey Harmsen. 1784. 20 Seiten in 4.

Zu verwundern war es wohl nicht, daß Hrn. G. Zorn in vollen Flammen über Hrn. M. ausbrach, denn dieser hatte ihm einige bittere Wahrheiten gesagt, welche ihn in Harnisch jagten. Und doch fängt er gleich auf der ersten Seite mit einem Klageliede über den traurigen Vorfall an, daß er gerade mit einem fünf und siebenzig jährigen Greise, wegen eines gedruckten Sendschreibens, das diese Materie betraf, Streit bekommen müßte, wozu dann die Anmerkung S. 4 hinterdrein gemacht wird: „Eigenliebe, Stolz, und andere Affekten, „wenn solche nicht in jüngern Jahren durch die Kraft der „Gnade

„Gnade Gottes in der Bekehrung gebrochen werden, be„weisen in einem Alter, wo die Kräfte des Verstandes schon„sehr gesunken sind, desto größere Hartnäckigkeit und Stärke.“ Wie stimmt diese zu jenem Klageliede? Und so eine unedle, unchristliche Anmerkung kann Hr. Göze über einen alten unbescholtenen Mann machen? Er, dessen Schriften von Eigenliebe und Stolz gegen seine Gegner strotzen; er, der in der Hitze seines Zorneifers, wenn er erwacht, und er ist ja stets wach, nicht hört und siehet, was krumm oder gerade ist, er will von Affekten sprechen, welche durch die Gnade Gottes in der Bekehrung nicht wären in frühen Jahren gebrochen worden? Wahrlich! das geht weit. Entweder ist es damit unglückliche Verblendung, die Hrn. G. nicht merken läßt, daß er sich selbst das Urtheil damit spricht, oder die unwürdigste Heucheley. Nichts geht über die Ungereimtheit mancher Sätze, die Hr. G. behauptet, und nichts über die recht grob schikanöse Art, in der er mit seinem Gegner disputirt. Ich will von der letzten nur eine einzige auffallende Probe anführen. Hr. M. hatte die Anmerkung gemacht: Τα (εργα) τα νομε ποιειν bedeutet, wie allen Sprachverständigen bekannt ist, nicht dies und jenes vom Gesetz thun, sondern alles, was das Gesetz befiehlt, wie aus Röm. 8. 5. 1 Kor. 2. 11, 13. Phil. 2. 21. erhellet. Was thut nun Hr. G., um seinen Gegner zu widerlegen? „Wir wol„len die Sprüche wieder aufschlagen,“ schreibt er, und damit läßt er die drey Stellen, welche freylich gar nicht vom Halten des Gesetzes handeln, nach Luthers Uebersetzung in extenso abdrucken, mit dem Zusatz: „Kann man anders denken, als „daß der Herr D. bey der Anführung dieser Sprüche geträumt habe?“ Geträumt? Hr. Moldenhawer? Nein, der gute Mann dachte wohl, daß er für Gelehrte schriebe, daß ein sachverständiger Leser, der seine kleine Schrift mit Prüfung durchläse, die angeführten Stellen ohnfehlbar in dem griechischen Testamente nachschlagen, und da alsdenn mit τα τε νομε ποιειν ganz gleiche griechische Wortfügungen finden würde, nämlich Röm. 8. 5. τα της σαρκος φρονειν; 1 Kor. 2. 11. τα τε Θεε ειδεν οιδεν; V. 14. δ δεχεται τα τε πνευματος; Phil. 2. 21. τα εαυτων ζητεειν, δ τα τε Χριτε; nun nach der Analogie der Sprache, wie hier das τα της σαρκος, τα τε Θεε u. s. w., also auch dort das τα τε νομε zu übersetzen. Hr. G. war aber zu bequem, nach seinem griechischen Testamente zu

langen,

langen, weil ihm träumte, als ob sich Hr. M. um der Sache willen auf die angezogenen Stellen berufen hätte, worauf es doch hier gar nicht ankam, weil die Citation diesmal eine bloß grammatische Absicht hatte. Sieht man hier nicht den wahren irrenden Ritter, der frisch auf den Schatten des Riesen zuhauet, und nun glaubt, ihm den Kopf zerspalten zu haben! Hr. G. bildet sich steif und fest ein, „er habe den Sandhaufen, auf den Hr. M. sein ganzes Gebäude gegründet hätte, „dergestalt zerstört, daß solches von sich selbst hinterher fallen „müsse.“ O des unverschämten Großsprechers! „Ich bekenne offenherzig, (um mich seiner eigenen Worte wider Hn. M. zu bedienen) „daß ich mich nicht überwinden kann, das „elende Gewäsche eines Mannes, dem es so völlig an einer „gesunden Logik fehlt, und dabey mit lauter Sophismen, mit „Schlußfolgen aus unbewiesenen und offenbar falschen Sätzen, „mit fehlerhaften Zirkeln und leeren Deklamationen streitet, „weiter zu prüfen.“ Hr. G. konnte wohl keine richtigere Schilderung von sich selbst machen, als diese. Wenn in der ganzen Charteke etwas Wahres ist, so ist sie es. — Wie man aus öffentlichen Nachrichten weiß, hat dieser Streit auf obrigkeitlichen Befehl müssen abgebrochen werden, welches auch sehr gut ist; denn die hamburgischen Christen konnten daraus nicht füglich lernen, wie die Affekten des menschlichen Herzens in frühern oder spätern Jahren durch die Kraft der Gnade Gottes in der Bekehrung gebrochen werden müssen.

Fb.

Johann Georg Rosenmüllers Abhandlung über die Stuffenfolgen der göttlichen Offenbahrungen. Zwote und gebesserte Ausgabe. Nebst einem Anhange über einige Gedanken in Lessings Erziehung des Menschengeschlechts. Hildburghausen, 1784, verlegt von Hanisch. 260 S. in 8.

Herr Rosenmüller ist einer unserer beliebtesten und aufgeklärtesten Theologen, der, wenn er dem kirchlichen Lehrbegriff nach seiner Ueberzeugung treu anhängen zu müssen glaubt, doch dabey die Verdienste anders denkender Männer nicht verkennt oder zu entstellen sucht, allenthalben in den Schranken der Beschei-

: bleibt, und bey seinen Grundsätzen die Vernunft
freund ftlichen Gefährtin seiner Untersuchungen an der
) ir. Gegenwärtige Schrift hatte er 17 Jahre vor-
n (Candidat herausgegeben; nachher aber, da wir
i Zeit von Jerusalem, Jakobi, Herder und Lessing
brauchbare Materialien erhielten, welche in dies Gebiet
seinen Entwurf noch besser umgearbeitet, und seinen
uen hr Bestimmtheit gegeben. Er wollte zu seiner
an r z friedigung die Fragen auflösen: Warum doch
fe nbahrung, deren doch alle Menschen so sehr be-
nicht allen Völkern ohne Unterschied schenke? Warum
re uben und Abgötterey so sehr habe überhand nehmen
, u kräftigere Anstalten zur Verhütung desselben zu
i um beynahe 4000 Jahre verfließen mußten,
ove ne der Gerechtigkeit (Recensent nimmt diesen
woll n ai ck lieber eigentlich nach dem richtigen Sprach-
rauch Heil oder Gnade und Wahrheit) über die Welt
n ehen durfte? Warum noch heutiges Tages so viel Völker
Dummheit und Unwissenheit, ohne wahre Erkenntniß Got-
es und ihrer Pflichten lebten? Wie nun die Behandlung
ieser wichtigen Fragen ausgefallen sey, darüber können wir,
a die Ausführung so genau an einander schließt, keine ein-
elne Resultate zur Probe füglich herausheben. Im Ganzen
eichnet sich zwar diese Abhandlung nicht durch neue und star-
e Originalbemerkungen aus, aber es ist doch alles, wie es
a steht, mit gründlichen Reflexionen, guter Ordnung, und
n einem lichtvollen Zusammenhange vorgetragen. In der
stellungsart des Sündenfalles, welche er in dem Reperto-
to der Morgenländischen Litteratur ausführlicher entwickelt
ß 2 t bekennen, mit dem Herrn Verfasser mehr,
ani i, welche diese Dunkelheiten zu beleuchten be-
qe ien sind, sympathisirt zu haben. Dagegen hat ihn
, näller, in Ansehung der Hauptsache, in vielen Stü-
n er befriediget Und wenn wir nicht von dem scharf-
Jerusalem mehr Licht über die Frage: Welchen Ein-
: die göttliche Offenbahrung unter den Israeliten auf
ne leuchtung und Sittenbesserung anderer Nationen, wie
il ihre Lage in Verbindung mit der übrigen Welt,
i nichtbare Vortheile zog? erhalten hätten; so wür-
- (s, s hier gesagt worden ist, noch für keine wirkliche
nere gelten können. Eben so sieht man sich schon zu
i de der Abhandlung, da man über das, was an-

dere Völker seit der Revolution durch das Christenthum an Cultur und angenommener Verfeinerung gewonnen haben, und welche Fortschritte der Geist unsers Jahrhunderts gemacht, was er in der ganzen übrigen Welt zur Verbesserung ihres moralischen Zustandes gewirkt habe, gern noch was Ausführlicheres gelesen hätte. Schlüßlich hat er einigen Sätzen in Herrn Lessings letzter Schrift: Erziehung des Menschengeschlechts, unter andern der Behauptung, daß die Vernunft zu einem solchen Grade der allgemeinen Stärke und Vollkommenheit bey allen Nationen am Ende gelangen sollte, daß ihnen selbst die Schriften des neuen Bundes nur die Stelle eines entbehrlichen Elementarwerks vertreten würden, seine treffende und reife Bedenken entgegengesetzt, und gezeigt, daß diese Vermuthungen des verdienten Mannes unter die raschen Urtheile gehören, denen es an innerer Wahrheit fehlt.

Vr.

Christian Wilh. Franz Walchs Entwurf einer vollständigen Historie der Ketzereien, Spaltungen und Religionsstreitigkeiten, bis auf die Zeiten der Reformation. Neunter Theil. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1780. 940 S. Zehnter Theil. 1782. 828 S. in 8.

Es ist von diesem schätzbaren Werke schon so oft in der Allg. d. Bibl. geredet worden, daß wir, da es in Absicht auf Methode sowohl, als auf innern Werth, sich immer gleich geblieben ist, nichts weiter davon zu sagen nöthig haben, sondern es bey einer bloßen Inhaltsanzeige dieser beyden Theile bewenden lassen können. Der neunte handelt die Streitigkeiten mit den Monotheleten und den Adoptianern vollständig ab; der zehnte aber trägt erst die Geschichte der Händel mit dem Adelbert und Clemens kurz vor, und beschäftigt sich dann bis zu Ende mit dem Bilderstreit, ohne jedoch diese Materie zu beendigen. Es kömmt nämlich hier nur noch die Geschichte der Streitigkeit über die Bilder in der morgenländischen Kirche vor; die Erzählung aber von dem, was in der abendländischen Kirche deßfalls vorgegangen ist, blieb nebst den Untersuchungen über die Beschaffenheit des Streits und der Beurtheilung deßelben,

dem

dem folgenden Theile vorbehalten, von welchem wir wünschen und hoffen, daß er von dem sel. Verf. vor seinem Tode, wo nicht ganz zum Druck zubereitet, doch wenigstens größtentheils ausgearbeitet seyn mag. Wir setzen nur noch hinzu, daß die Geschichte der Adoptianer, welche der Verf. vor mehrern Jahren schon in einer eignen Schrift vorgetragen hatte, ganz neu hier bearbeitet ist, und daß die Händel mit den Monotheleten und über die Bilder so behandelt sind, daß ihre Kenntniß nicht allein für den Kirchenhistoriker, sondern auch für den politischen Geschichtforscher, und selbst in gewissen Rücksichten für den Staatsmann interessant wird.

Kurzer Auszug der Kirchengeschichte für die Jugend und andre Glieder und Freunde der Kirche Gottes, von Joh. Joseph Segner, Prof. zu Breslau. Breslau, 1782, bey Gutschen, 6 Bogen in 8.

Man schränkt allerdings den Nutzen der Kirchengeschichte viel zu enge ein, wenn man sie blos zu dem gelehrten Apparat, den der Theologe bey der Hand haben muß, rechnet. Es sollte billig jeder Christ einige Kenntniß der Geschichte der Religion besitzen, und es sollte also auch schon der Jugend Unterricht darinn ertheilt werden, welches, wenn es zweckmäßig geschähe, gewiß von sehr ausgebreitetem Nutzen seyn, und mehr fruchten würde, als manche trockne Catechismusinformation. Mehrere Aufklärung überhaupt, Berichtigung der Vorstellungen von manchen Religionswahrheiten, und von dem Ursprung und der Absicht der Religionsgebräuche, Beförderung religiöser Gesinnungen, Warnung vor mancherley Abwegen, als Aberglauben, Intoleranz, Andächteley ꝛc. müßten nebst der festern Ueberzeugung von der Wahrheit der Religion, der Zweck eines solchen Unterrichts seyn. Aber das Buch, welches hiebey zum Leitfaden dienen könnte, zu schreiben, ist keine so gar leichte Sache. Ob das vor uns liegende, (dessen Verf. es offenbar sehr gut meynt, und das, was er für wahres Christenthum hält, gern befördern möchte,) ohne Bedenken hiezu gebraucht werden könne, mögen die Leser aus einigen Proben beurtheilen. Gleich der Anfang lautet so: „Himmel und Erde wurden vorzüglich für den Menschen, und der Mensch

zur nähern Gemeinschaft mit dem Schöpfer erschaffen. In dieser befand sich das erste Menschenpaar, Adam und Eva, als die erste Kirche Gottes bey dem anerschaffenen göttlichen Ebenbilde.“ Bald darauf heißt es: „Der Gottesdienst dieser Zeiten (vor der Sündfluth) bestand in Unterredungen mit Gott, dergleichen selbst Cain gehabt, im Predigen, — im Warten auf den versprochenen Weibessaamen, und in Opfern, die im Glauben an den versprochenen Weibessaamen gebracht wurden, daher sich, wie aus 1 Mos. 4, 3. 4. 7 zu ersehen, Gott mehr zu den blutigen als unblutigen Opfern bekannte. Die Kirche Gottes verfiel durch Weltliebe so sehr, daß nur Noah nebst 7 Personen seiner Familie noch zu ihr gehörten. Die Erde wurde dem Schöpfer ohne Kirche so mißfällig, daß er sie in den Wassern der Sündfluth versenkte. Alle Menschen, die außer der Kirche Gottes waren, kamen im Wasser um. — — In der Arche wurde Gott, bis es wieder auf der trocknen Erde geschehen konnte, genossen und angebetet.“ S. 33. „Da die apokryphischen Bücher, theils was die Geschichte, theils was die Lehre betrifft, den andern Büchern widersprachen, nicht in der gewöhnlichen alttestamentischen Sprache geschrieben worden, auch den heutigen Juden fehlen, besonders aber nicht von dem göttlichen Nachdruck wie die andern empfohlen werden, sind sie nur als Bücher von menschlichem Werth anzusehen.“ S. 59. „Ignatius, ein zärtlicher Liebhaber Jesu, vielleicht das Kind, das Jesus dort zur Nachfolge seinen Jüngern empfahl.“ S. 76. „Es fehlt nicht an Spuren, nach welchen die Waldenser von der Apostel Zeit selbst herstammen, und eine von Titus, an welchen der biblische Brief gerichtet, gesammelte Gemeine sind.“ Dergleichen unerweisliche, ja nicht einmal wahrscheinliche Sätze kommen mehrere vor; auch zuweilen historische Unrichtigkeiten, z. B. S. 83. daß beyde, Lutherische und Reformirte, durch den Augspurgischen und Westphälischen Frieden in Deutschland Freyheit bekommen haben. Oft schreibt der Verf. sehr unverständlich, z. B. S. 81. Gott habe sich zu der feyerlichen Vorlesung der Augspurgischen Confession kräftig bekannt; und S. 88. nicht die ganze reformirte Religion sey Kirche Gottes; und S. 89. man thäte sehr Unrecht, wenn man der römischen Religion alle Kirche Gottes absprechen wollte. Ueberhaupt wäre zu wünschen, daß der Verf. mit dem Worte Kirche, welches er unzählich oft braucht, einen deutlichern und bestimmtern Begriff möchte verbun-

verbunden haben. Doch wir haben von dieſer kleinen Schrift genug geſagt, wenn wir nur noch hinſetzen, daß auch manche gute Bemerkungen und richtige Urtheile vorkommen; z. E. S. 61. „Die Zahl der Ketzer mehrte ſich um deſtomehr, je mehr der ſanftmüthige Apoſtoliſche Geiſt aufhörte, mit welchem man ſonſt Irrende trug und zurecht führte.“ Man ſehe auch S. 67 oben S. 83. 84.

Ho.

Geſpräche über die Abſchaffung des geiſtlichen Standes, nebſt Unterſuchung: ob derſelbe dem Staate entbehrlich, ja ſo gar ſchädlich ſey, herausgegeben von Friedrich Germanus Lüdke, Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1784. 373 S. in 8.

Der Herausgeber will dieſe Geſpräche für nichts mehr, als für ein treulich niedergeſchriebenes Protokoll über die Stimmen, welche itzt in der bürgerlichen und gelehrten Welt, aus den oder den Gründen für und wider das Amt der Religionslehrer gegeben werden, gehalten wiſſen: ſo wie hier darüber geſprochen werde, höre man wirklich alle Tage davon ſprechen. Unter den Stimmen, die in der gelehrten Welt ſeit einiger Zeit wider den geiſtlichen Stand gegeben worden, iſt ohne Zweifel die Stimme des ungenannten Gelehrten, der mit dem ins neunte Stück des deutſchen Muſeums von 1782 eingerückten Fragment einer Beſchreibung von Upang wider die Religions- und Kirchenverfaſſung der chriſtlichen Europäer ſeine Gedanken ſagt, die freymüthigſte und lauteſte. Daher beſchäfftigen ſich dieſe Geſpräche auch inſonderheit mit der Darſtellung, Beleuchtung und Widerlegung der in dieſem Fragment gegen den geiſtlichen Stand vorgebrachten Einwendungen, freylich mit Freymüthigkeit und Offenherzigkeit, denn eine Freymüthigkeit, die, wie der H. mit Rechte ſagt, der andern werth iſt, aber ohne daß etwas eingemiſcht worden, das der Wahrheitsliebe, Beſcheidenheit, und Unpartheylichkeit entgegen wäre. Noch erinnert der H. in dem Vorberichte, daß er von den Gegnern des geiſtlichen Standes dieſen ſcheinbaren Einwurf erwarte, daß ſein Polykarp, der als ein Beyſpiel des Nutzens, den würdige Geiſtliche im Staate ſtiften können, in den Geſprä-

chen aufgestellt ist, ein blos erdichtetes schönes Ideal von einem nützlichen Landprediger sey, das aber nirgends, oder höchst selten, vorhanden wäre. Er versichert aber, daß er mehrere um ihre Landgemeinen sehr verdiente Männer, als die wahren Originale zu dieser treuen Copie nennen könnte, daß er aber ihre Namen verschweige, um nicht ihrer Bescheidenheit zu nahe zu treten. Er bemerkt auch, daß, wenn viele andere Landgeistliche nicht in dem ganzen Umfange, wie Polykarp, zum gemeinen Nutzen thätig seyn könnten, es häufig nicht an dem Mangel ihrer Fähigkeit und ihres guten Willens dazu, sondern an äußerlichen bekannten Umständen liege, die es ihnen unmöglich machen; indessen bleibe doch das, was sie nach ihren Umständen durch ihr Amt Gutes stiften, immer von sehr wichtigem Belang für die Religion und das gemeine Wesen; nur lasse es sich nicht überall, wie in der W...schen Gemeinde, mit Sicherheit berechnen, weil es nicht allenthalben so offenbar ins Auge falle.

Die Materie der Untersuchung ist in sechs Gespräche vertheilt. In dem ersten wird die Untersuchung eingeleitet, indem Philalethes, ein vernünftig religiöser, duldsamer, und von aller Sectirerey in der Religion weit entfernter Rechtsgelehrter seinen alten vertrauten Freund, den Kriton, einen Geschäftsmann, der vormals in der Religion beynahe eben so wie Philaleth gedacht hatte, wegen des Entschlusses seines Sohns, ein Geistlicher zu werden, um Rath fragt. Dieser voll von den Ideen, die er neuerdings aus dem ebengedachten Fragment von der Unnützlichkeit und Schädlichkeit der Geistlichen geschöpft hatte, findet nicht allein diesen Entschluß bey der nächst zu erwartenden Realisirung dieser Ideen äußerst befremdlich, sondern theilt auch seinem Freunde den ganzen Aufsatz im Museum mit, und nachdem er den Inhalt desselben im Allgemeinen angezeigt hatte, bittet er ihn, dieses merkwürdige Fragment selbst zu lesen, und ihm, bey ihrer nächsten Zusammenkunft seine Meynung darüber zu sagen. — Im zweyten Gespräche tritt Polykarp, dieser musterhafte Landprediger auf, ein andrer alter vertrauter Freund des Philalethes, den er nach einer Trennung vieler Jahre gleichfalls bey einer Durchreise besucht. Philaleth giebt ihm auf eine ungezwungene Weise Gelegenheit von dem mannichfaltigen Nutzen und den vielen Verbesserungen zu reden, die er als vorangehender Landwirth durch sein belehrendes und aufmunterndes Beyspiel, und

als

als Prediger durch seine Predigten und ganze Amtsführung, insonderheit durch Bestellung eines vortrefflichen Schulmeisters, in der Wirthschaft und Sittlichkeit seiner Pfarrkinder gestiftet und hervorgebracht. Polykarp sagt endlich: ich halte es für Pflicht, mich in jeder Art meinen Pfarrkindern nützlich zu machen, und die Ehre meines in unsern Zeiten so oft angefochtenen Amtes, von dem gewisse Leute spottweise sagen, „daß es wohl für den Himmel, aber nicht für diese Welt brauchbar sey“ zu retten. Dies ergreift Philaleth, und sagt seinem Freunde, daß er eine besondere Veranlassung habe, mit ihm über diesen Punkt zu sprechen; vorher aber will er desselben Meynung über die Frage wissen, wie weit die sittliche Aufklärung des Landvolks gehen müsse. Was Polykarp hierauf antwortete, betrifft mehr den Gegenstand dieser Aufklärung, (wohin eine klare und richtige Erkenntniß von Gott und der Religion, von den Pflichten gegen Gott und Menschen, von der Natur der Dinge, um so viel möglich ist, es vor Aberglauben zu bewahren, von dem wahren Endzweck, und von der Gemeinnützigkeit seines Standes und von den Verhältnissen, worinn es gegen den ganzen Staat und dessen Regenten steht, mit Recht gerechnet wird) als das Maaß und die Ausdehnung derselben. Dies Letzte hätte, meiner Einsicht nach, bestimmter angegeben werden sollen, weil es hierauf eigentlich ankömmt, daß der Landmann, ohne aus seiner Einfalt herausgezogen zu werden, hinlänglich aufgeklärt werde, da auch der verfeinerte Stadtmann fast über keine andere Gegenstände einer Aufklärung bedarf. Wenn ich hinzusetzte, daß der über diese Dinge dem Landmann zu ertheilende Unterricht nicht systematisch, sondern nach Sokratischer Methode, nur zufällig und abgebrochen, nicht vermittelst schulgerechter Schlüsse, sondern durch Intuition, und leichte analogische Beweise, mit so sorgfältiger Ausweichung jener den menschlichen Verstand ermüdenden und nie völlig befriedigenden Untersuchungen der speculativen Philosophie u. s. w. geschehen müsse, daß dem gewöhnlichen Kopfe (denn für den außerordentlichen wird alle Vorsicht vergeblich seyn) dieser Unterricht nie eine Versuchung werde, auf Grübeleyen zu gerathen — so ist dies doch alles viel zu allgemein und zu unbestimmt, als daß dadurch diese äußerst schwere Frage auf eine nur einigermaßen befriedigende Art beantwortet werde — Die äußern Umstände und nähern Bedingungen, unter denen dergleichen Verbesserungen in einer Landgemeinde möglich sind, werden vom Polykarp sehr richtig und der Er-

fahrung gemäß angegeben, wenn nämlich die sittliche Erziehung des Landvolks gedeihen soll, so muß die Obrigkeit dasselbe menschlich behandeln, die Regierung es nicht in einen armseligen drückenden Zustand versetzen, weil sonst alle Bemühungen zur moralischen Verbesserung schlechterdings nichts fruchten.

Im dritten Gespräche gesellet sich nun auch Kriton, nachdem er von seiner Reise zurückgekommen, zu den beyden ersten. Er trifft den Philaleth beschäfftigt bey einem Aufsatz, worinn er über das ihm vom Kriton so schwer gepriesene Fragment von Upang demselben seine Gedanken mittheilen wollte. Es ist natürlich, daß dies nur mündlich geschieht, und zwar macht nun Polykarp mit Philaleth in Beurtheilung des Fragments gemeinschaftliche Sache, nachdem Kriton den Polykarp, (der ihm bey seiner Untersuchungs-Commission, als der würdigste und verdienteste Prediger, durch den Ruf und den Augenschein des von ihm in seiner Gemeinde gestifteten Nutzens, und itzt, da er ihn beym Philaleth antrifft, persönlich bekannt geworden,) um sein Urtheil ersucht hatte. Hier wird nun zuerst bemerkt, daß der Fragmentist den plumpen Kunstgriff gebraucht, daß er seinem Pundit, dem er die Invectiven gegen die christliche Religionsverfassung in den Mund legt, den albernsten und dummsten Vertheidiger derselben, den Gesandschaftsprediger Steele, entgegensetzt — ferner, daß seine Hauptsätze: daß einem jeden Menschen seine Urtheile in Religionssachen ganz freygelassen, und die natürliche Religion, welche bey allen andern zum Grunde liegt, dem Volke vorgetragen und annehmlich gemacht werden müsse — allerdings wahr, aber auch längst bekannt sind — aber es sey eine andere Frage, ob wir mit der natürlichen Religion für das Volk auslangen? Diese Frage wird hier mit Recht verneinet, weil die eigenthümlichen Beweisgründe der natürlichen Religion, die doch am Ende aus der Metaphysik geholt sind, dem großen Haufen nicht faßlich, noch evident gemacht werden können. — Wenn er die Lehren derselben also glauben soll, so muß er sie auf Auctorität annehmen, und da ist eine göttliche doch immer sicherer und zuverläßiger, als eine menschliche. „Es scheint „also nöthig und nützlich zu seyn, um die Menschen auf dem „leichtesten kürzesten Wege zur Erkenntniß der wahren Reli„gion zu bringen, daß Gott einige mit ausnehmender Weis„heit und göttlichen Geistesgaben ausgerüstete Menschen zu Re„ligions-

„ligionslehrern für andere erweckt hätte, die ihres hohen Be„rufs sich bewußt, als Bevollmächtigte Gottes, ihren Zeitver„wandten und der Nachwelt den zuverlässigen populären Un„terricht darüber ertheilten, dessen sie bedurften. Was diese „dann unter göttlicher Auctorität von Religion und Moral „lehrten, das könnte und sollte jeder prüfen, ob es nicht ver„nünftig, gut, zum Wohl der Menschen vortrefflich wäre. „Aber dadurch, daß sie es, als Boten der Wahrheit, von „Gott gesandt, lehrten, erhielt der Religionsunterricht die ge„hörige Sanction und positive Gewißheit, die er haben muß, „wenn er soll befolgt werden. Ein solcher Bote Gottes war „den Juden Moses. Ein solcher höherer und größerer Ge„sandte vom Himmel ist uns Christen Christus. In seiner „unverfälschten Religion ist lauter reine gesunde Vernunft, lau„ter helles Licht der Wahrheit für den Verstand, und Trost „für das Herz; jede Verheissung wie jedes Gebot, Gottes so „würdig, und den Bedürfnissen der fehlerhaften und hinfälli„gen menschlichen Natur so abhelfend. Das menschliche Ge„schlecht kann nie glücklicher werden, als wenn es seine Lehre „glaubt und befolgt. Ein jeder kann prüfen, und durch Er„fahrung inne werden, ob seine Lehre von Gott sey. Auf die „durch die stärksten Beweise beglaubigte Auctorität seiner Aus„sprüche muß unser Glaube, unser Trost, unsere Hoffnung, un„sere ganze Moral sich gründen. Wehe uns! wenn wir die „Menschen daran nicht festhalten, und das schon würdige „Bibelbuch, worinn Christi erhabne trostvolle Religionslehren „niedergeschrieben sind, um die Achtung bringen, in der es so „lange gestanden hat, und billigermaßen stehen muß.“ Ich habe diese Stelle hergesetzt, weil sie mir einen der wichtigsten Gründe, warum man mit dem reinen Deismus für das Volk nicht auslanget, sehr gut anzugeben scheint. Ich würde vielleicht noch diesen Umstand hinzusetzen, daß, falls auch die reine natürliche Religion für den großen Haufen Faßlichkeit und Evidenz genug hätte, es ihr doch immer an genugsam belebender Kraft, und an Interesse fehlen würde, um solche Menschen, die nicht stark genug am Geiste sind, um eine Menge deutlichgedachter Ideen nun in Eine klare interessante Hauptvorstellung zu fassen, und sich so zur Höhe philosophischer Andacht empor zu schwingen, gehörig zu rühren und zu bewegen. Der Gott der reinen Vernunft, klagt Basedow, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, ist nicht der empfindsame Gott des Evangeliums, ist ein viel zu abstraktes und transcendentes Wesen,

um mehr als kalte Bewunderung zu erregen, da der Gott der Christen in dem Verhältniß des besten und weisesten Vaters vorgestellt, uns zu kindlicher Liebe, Dankbarkeit und Vertrauen so mächtig auffordert. — Die Behauptung, daß die natürliche Religion für den großen Haufen nicht hinlänglich sey, wird hierauf durch die Bemerkung bestätigt, „daß reiner „Deismus nie die allgemeine Religion irgend eines Volks gewesen, und daß unter allen Völkern des Erdbodens von jeher die Weisen positive Erklärungen und Aussprüche der „Gottheit für das wirksamste Mittel gehalten, die Menschen „zu rechtschaffenen Gesinnungen zu bilden, und sie zur Uebung „ihrer religiösen und bürgerlichen Pflichten zu bewegen.“ Wenn hiernächst bemerkt wird, daß die Volksreligion in beständiger Verbindung mit der natürlichen müsse gelehrt werden, und daß aufgeklärte protestantische Geistliche die natürliche Religion für den Grund und das Wesentliche der christlichen erkennen, so werden die Spöttereyen des Fragmentisten von Gespensterchristörchen, Zaubereyen, Geisterbeschwörungen, abentheuerlichen Wundermährchen und Prophezeyungen gerüget, und das Nöthige darauf geantwortet. — Der Fragmentist hatte sich gegen das Polemisiren und die Bücherkriege erklärt, und behauptet, daß wer ja polemisiren wolle, es in einer todten Sprache und mit Anstand thun müsse u. s. w. Dies giebt Gelegenheit zur Erörterung der Frage, ob die vom festgesetzten Lehrbegriff der Kirche abweichende Theologen lateinisch schreiben müßten? Was von beyden Seiten hierüber gesagt werden kann, ist ziemlich vollständig und unpartheyisch vorgetragen. Richtig ist die Bemerkung, daß, wofern nicht die Controversen und das endliche Resultat derselben dem Volke immer verborgen, und also für den großen Haufen ganz unnütz bleiben sollen, doch endlich das, was in der gelehrten Sprache ausgemacht worden, in der Landessprache bekannt werden, und also doch endlich ein Aergerniß für diejenigen, die dadurch in ihrem Glauben und ihrer Gemüthsruhe gestört würden, entstehen müsse. Ohnedem ist dieser Vorschlag ganz unthunlich. Wie kann es darüber je zu einer allgemeingültigen Verabredung unter den Theologen kommen! Wie ists möglich, da wir eine so ungeheure Menge Journalisten und Uebersetzer haben, daß Ketzereyen in lateinischen Schriften eingeschlossen bleiben sollten! Eine verabredete disciplina arcani ist in unsern Zeiten nicht mehr möglich. — Ob es aber nicht schon itzt eine gewisse unwillkürliche und nothwendige disciplina

na arcani in Ansehung gewisser wichtiger und sehr weitgreifender Begriffe giebt, oder noch künftig geben wird, dies ist eine andre Frage. Dies wird, wie es scheint, erfolgen müssen, wenn die zu einer gewissen Höhe der Philosophie gelangten Religionslehrer, ohne diese Begriffe ganz zu verwerfen, und die Sprache, worinn sie ausgedruckt worden, aufzugeben, sie sich ganz anders bilden, als der philosophische Laye, der die philosophische Vorstellungsart entweder gar nicht faßt, oder wenn er sie faßte, mißbrauchen würde, alsdann könnte und müßte einerley Sprache bleiben, und zugleich würden die beyden Vorstellungsarten immer nebeneinander bestehen können.

Im vierten Gespräche wird nun näher zur Erörterung der Hauptfrage geschritten, nachdem noch einige übellautende und inconsequente Sätze des Fragments gerüget worden. Bey dieser Gelegenheit kommen manche interessante Untersuchungen vor, z. B. über den Ursprung der Hierarchie, über den Stolz der Geistlichen, ob der geistliche Stand mehr als andere Stände in der Gesellschaft verderbt sey, über den öffentlichen Gottesdienst und dessen zweckmäßige Einrichtung, von den Armenanstalten, worüber hier so geurtheilt wird, daß der Recensent das Urtheil fast durchgehends unterschreiben möchte.

Das fünfte Gespräch wird mit der Untersuchung angefangen, ob die Religion mit der zeitlichen Glückseligkeit der Menschen und mit dem Wohl des Staats zusammenhänge, oder ob das Amt des Predigers blos den Zweck habe, für den Himmel, aber nicht für diese Erde gutgesinnte Bürger zu machen? Wenn einige Geistliche dies letzte behaupten, so sind es, nach Polykarps richtigem Ausspruche, entweder fanatische Schwärmer, oder man hat sie auch mißverstanden, weil sie sich über das, was jeder Christ für die Glückseligkeit dieses und des zukünftigen Lebens zu besorgen hat, nicht bestimmt genug erklärten. Sehr wahr ists, was er hinzusetzt: „Wer kein „rechtschaffener Bürger im Staate, kein sittlich guter Mensch „ist, kann unmöglich ein frommer Christ seyn, denn das Chri„stenthum soll und will uns sicherlich dazu machen, und die „emsige Betreibung unserer irdischen Berufsgeschäffte läßt sich „mit der Besorgung dessen, was für unsere vernünftige Seele „das Wichtigste ist, sehr wohl vereinigen.“ Es würde zu weitläuftig seyn, dem Faden der Unterredung über diesen Punkt genau nachzugehen. Ich begnüge mich, eines und das andere auszuheben. Wenn die Religion (d. i. eine überzeugende Erkenntniß

kenntniß von dem Daseyn eines weisen, allmächtigen und gütigen Urhebers der Welt, verbunden mit inniger thätigen Verehrung desselben in Liebe, Vertrauen und Gehorsam) auch alle moralische Pflichten des Menschen in sich schließt, die aus dem Glauben an seine unsichtbare Fürsehung und Regierung, so wie sie sich auch noch auf einen künftigen Lebenszustand erstreckt, fließen; so kann sie nicht anders als wichtig für alle Menschen, selbst für Atheisten seyn, weil sich ihre Einsichten und Gesinnungen nach ihrer Gottesverleugnung modificiren. Hieraus wird gefolgert, daß sie es auch für den Staat sey, weil der Staat aus Menschen bestehe. Diese Folgerung hätte, wie mich deucht, noch anschaulicher gemacht werden können, wenn man bemerkt hätte, daß Religion zu haben, wirklich ein so natürliches Bedürfniß der menschlichen Seele ist, daß, wofern nicht aufgeklärte Weisen, oder patriotische Regenten und Gesetzgeber auf die gehörige Weise für eine vernünftige, wohlthätige, wenigstens unschädliche Volksreligion Sorge tragen, der unmündige Haufen, sich selbst überlassen, ohnfehlbar auf unvernünftigen Aberglauben, sittenlose Abgöttereyen, und den Staat verwirrende und zerrüttende Schwärmereyen gerathen wird. Und wenn sich die Sache wirklich so verhält, so kann es wohl keine Frage mehr seyn, ob auch dem Staate die Religion wichtig sey. Nur freylich muß das Wesentliche der Religion, das was in ihr eigentlich auf die Gesinnungen und das Verhalten ihrer Anhänger einen Einfluß hat, von Nebendingen, blos theologischen Meynungen, gelehrten und spitzfindigen Grübeleyen, die theils für den gemeinen Verstand nicht faßlich, theils für die Ausübung ganz unfruchtbar sind, wohl unterschieden werden. Diese gehen den Staat eigentlich nichts an. Diese Unterscheidung unter positiven Religionsmeynungen, die mit der Sittlichkeit der Bürger nichts zu thun haben, und unter dem Wesentlichen der Religion, die der allgemeinen natürlichen Religion, und das dieser Zustimmende in der positiven Religion eines Landes, wird von Polykarp sehr richtig bemerkt, und nun wird die Frage, ob die Religion einen wirklichen Einfluß in die äußerliche und innerliche Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft habe oder nicht, näher untersucht. — Es wird erwiesen, daß sie einen solchen Einfluß in die innere Gemüthsruhe eines jeden Bürgers habe, und daß es dem Staate selbst sehr vortheilhaft sey, wenn er aus Bürgern, die durch die Religion innerlich beruhigt und zufrieden gemacht sind, bestehe, natürlicherweise wird denn auch

diese

dieſe Religion auf den ſittlichen Charakter der Bürger einen Einfluß haben, und zum rechten Verhalten gegen Gott und Menſchen gute Wirkung bey ihnen thun. Dieſe Wirkungen werden freylich immer beſſer und größer ſeyn, je richtiger und vernünftiger die Religionserkenntniß iſt, aber ohne alle Wirkung für die Moralität bleibt ſie nie, wenn ſie auch mit allerley Aberglauben und Irrthum vermiſcht ſeyn ſollte. So urtheilen iſt nicht Indifferentismus, denn man verkennt hiebey keinesweges die Vorzüge und größere (oder ungehindertere) Wirkſamkeit einer reinern Religionserkenntniß, noch liebt und ſchätzt man ſie weniger, nur geſteht man es auch einer mit Irrthümern vermiſchten zu, daß ſie, nicht in ſofern ſie unrichtig iſt, ſondern in ſo fern doch immer etwas Wahres darinn iſt, und nach Verhältniß dieſes Wahren einige gute Wirkungen hervorbringe. Dieſe ſehr gegründete Erklärung Polykarps, über den dem toleranten Theil der Gottesgelehrten ſo oft gemachten Vorwurf des Indifferentismus, ſcheint mir völlig hinlänglich, um denſelben abzuweiſen. Er ſetzt hinzu: wollte man dies nicht zugeſtehen, ſo müßte man den in der Religion irrenden, und namentlich den Heiden überhaupt alle Tugend abſprechen. — Man kann hier einwenden, daß die Heiden ihre Tugend nicht ſowohl der Religion, als andern Urſachen verdanken, und auf dieſen möglichen Einwurf wird in dem Geſpräch nicht genug Rückſicht genommen, ſondern nur als Thatſache angeführet, daß alle große Männer des Alterthums die ungereimte heidniſche Götterlehre, wie ſie das Volk glaubte, zu moraliſchen und politiſchen Abſichten genutzt haben. — Daß dies mehr oder weniger geſchehen, iſt nicht zu leugnen; es fragt ſich aber, mit welchem Erfolge? vielleicht wird man bey genauer Unterſuchung finden, daß die heidniſchen Religionen, inſonderheit unter den Griechen und Römern, ſo wie ſie hauptſächlich zu politiſchen Abſichten benutzt wurden, auch eigentlich nur zur Erreichung derſelben die meiſte und beſte Wirkung gethan, daß aber ihr Einfluß auf Beförderung der privat und moraliſchen Tugend weit zweifelhafter und zweydeutiger bleibt, obgleich er vielleicht nicht ganz geleugnet werden kann. Ganz natürlich ward indeſſen hiebey die Reflexion angebracht; es würde ſehr befremdlich ſeyn, wenn wir Chriſten unſere vernünftige Religion nicht zu eben den Zwecken hinlenken wollten, zumal da unter allen Religionen keine in der Welt iſt, die jeden Menſchen in jedem ſeiner Verhältniſſe mit andern vollſtändiger zu ſeiner Pflicht anweiſet, und ihn durch ſtärkere Motive

dazu

dazu antreibt, als die christliche. — Ob man ohne Religion und ohne Christenthum ein guter Mensch seyn könne, wovon das erste verneinet, und das letztere bejahet wird — ob die Selbstliebe ein zureichendes und die Religion entbehrlichmachendes Principium der Tugend sey, welches geleugnet wird? ob man das Gute nicht vielmehr um des Guten willen, als um Gottes willen lieben und üben sollte? — Alle diese Nebenfragen werden hier freylich nur kurz und beyläufig, aber doch hinlänglich erörtert, nur in Ansehung der letztern scheint mir die Antwort nicht einleuchtend genug. Ich würde ohngefähr dies darauf antworten: der Mensch, der wirklich die Tugend oder sittliche Vollkommenheit um ihrer Selbst willen liebt und übt, der kann allenfalls die von Gott hergenommenen Bewegungsgründe entbehren, aber sie werden ihm nie unvollkommen, nie unwichtig seyn, wofern er wirklich an ein vollkommenstes Wesen glaubt, weil die Gottheit der reinen Vernunftreligion nichts anders ist, als die höchste englische geistige und sittliche Vollkommenheit personificirt; diese religiösen Bewegungsgründe werden sich vielmehr ganz natürlich mit seiner reinen Liebe der Tugend vereinigen, oder vielmehr ins Eins fallen und sie verstärken und befestigen. Aber wo sind in dem gegenwärtigen Zustande des menschlichen Geschlechts die reinen, starken Seelen, welche der sittlichen Vollkommenheit um ihrer selbst willen mit völlig uneigennütziger Liebe anhangen? Alle gewöhnliche Seelen bedürfen also die Motive zur Rechtschaffenheit, womit uns das Andenken an eine vergeltende Gottheit versetzet, und so bleibt es bey dem Ausspruche Polykarps, daß die Gottesfurcht, (oder wie ich lieber sagen würde, die Götterlehre) die sicherste und beste Stütze der Tugend sey — Nun wird insbesondere der Einfluß der Religion auf Beförderung der Menschenliebe gezeigt. Entgegengesetzte Erfahrungen können den Satz, daß der rechtschaffene Gottesverehrer auch ein redlicher und thätiger Menschenfreund seyn wird, nicht umstoßen, denn entweder war der Geist, der Menschen haßte und verfolgte, nicht von dem wahren Geist des Christenthums, sondern von einem unverständigen, abergläubigen Eifer belebt, oder die Religion hatte gar keinen Einfluß auf seine Gesinnungen und sein Verhalten. — Bey der Frage: ob die Menschen bey uns in der Totalität besser sind, als sie ehedem waren, wird richtig bemerkt, daß es äußerst schwer, ja unmöglich sey, die Summe der Moralität in verschiedenen Zeitaltern zu berechnen; es sey aber wahrscheinlich, daß die

Mora-

Moralität zugenommen, denn wer wollte sich unser deutsches Vaterland, auch in Absicht auf Moralität, wohl in die Zeiten vom achten bis zum sechzehnten Jahrhunderte zurückwünschen? Indessen ist es nicht zu leugnen, daß wir in Vergleichung mit unsern Vätern und Großvätern in theoretischer Erkenntniß des Wahren und Guten weiter fortgeschritten sind, als wir in praktischer Tugend zugenommen haben, ja es könnte sogar scheinen, daß wir verloren haben. Woher dies Phänomen, daß wir in der Lehre der Religion zu bessern Einsichten gelangt, aber bey größerer Aufklärung in den Sitten von einer gewissen Seite verderbter geworden sind, als unsre Väter? Als Ursachen, woraus sich dieser anscheinende Sittenverfall erklären lasse, werden hier Luxus, Regierungsform und Unglauben angegeben, und unter dem letztern insonderheit, der sich unter den höchsten und höhern Ständen so weit erstreckende, und von da auf die niedern sich ausbreitende unsittliche (Französische oder Voltairische) Unglaube verstanden. Der verderbliche Einfluß dieser unstreitigen Hauptquellen des Sittenverderbnisses wird sehr deutlich und in wohlgewählten Exempeln gezeigt. — Wenn ich noch etwas hinzusetzen sollte, so würden es diese beyden Anmerkungen seyn. Erstlich muß man sich diese größere Aufklärung ja nicht zu ausgebreitet vorstellen. Nur noch der geringste Theil der protestantischen Geistlichkeit nimmt daran Theil, und unter den Layen einige wenige vom Mittelstande, welche die Religion zum Gegenstande ernstlichen und eignen Nachdenkens machen. Auf die höhern und niedrigern Stände erstreckt sie sich wenig; die erstern haben ganz andere Angelegenheiten, die ihnen weit wichtiger als die Religion sind, und die zweyten verstehen entweder den gereinigten und vernünftigern Religionsvortrag nicht, oder ihre Catechismen, Gesangbücher, Rituale u. s. w., die diesen vernünftigern Vorträgen geradezu widersprechen, reissen alles wieder nieder, was diese aufbauen, und lassen oft gar nicht einmal bessere Eindrücke zu. Zweytens, kann man auch dem bessern Religionsunterrichte oder der mehrern Aufklärung in demselben nicht alle heilsame Wirkungen absprechen, wenn die Moralität auch keine Fortschritte gemacht, sondern nur Laster gegen Laster vertauscht wären, (und dies wird bey einer unpartheyischen Untersuchung wohl von den eifrigen Bewunderern der Tugenden unserer Väter und Großväter zugegeben werden müssen) denn da sich durch alle, oder wenigstens einige der angegebenen Ursachen des Sittenverderbnisses die Versuchungen

und

und Reizungen zur Unsittlichkeit so ausnehmend vermehrt und verstärket haben, so müssen nothwendig auch die diesen Ursachen widerstehende und das Sittenverderbniß einschränkende Principien sich ansehnlich und verhältnißmäßig verstärkt und mehr gewirkt haben, sonst könnten sich die Sachen unmöglich nur in dem angenommenen Gleichgewichte erhalten. Und wer wird leugnen können, daß auch die gereinigten und deutlichen Religionsbegriffe einen beträchtlichen Theil dieser dem Strome der Sittenlosigkeit widerstehenden, und seine Verwüstungen einschränkenden Principien ausmachen? — Zwar wird gegen diese letztere Behauptung weiter eingewandt, daß anderweitige Anstalten eben das ausrichten konnten, was man auf die Rechnung der Religion schreibt; die Rechtspflege z. B. könne von der gesetzgebenden Macht so eingerichtet werden, daß die Justizbedienten ehrlich seyn müßten; aber es wird auch ziemlich deutlich gezeigt, daß dennoch bey allen menschlichen Anstalten, um Lastern und Verbrechen vorzubeugen, (denn innere wahre Tugend können sie unmittelbar nicht hervorbringen) dennoch die Beweggründe und Antriebe der Religion niemals überflüßig und entbehrlich sind, und daß es viele Fälle gebe, wo nur allein Religionsgrundsätze thätige und hülfreiche Menschenliebe bewirken können. Aber wenn man es zugesteht, daß, jemehr der Geist der wahren Religion sich unter alle Stände verbreitet, es desto ehrlicher und uneigennütziger in der Societät zugehen werde; so könnte man noch fragen, ob eben dieser Geist der Religion den Bürger auch betriebsam in seinem irdischen Berufe machen werde! „Ohne Zweifel, ist die Antwort, da Fleiß und Arbeitsamkeit wahre Tugenden sind, wozu das Christenthum einen jeden in seinem Stande verpflichtet. Oft hat freylich der Fromme kein Brod, weil er ein Pfuscher ist, oft sind an einem Orte der arbeitenden Hände zu viel, nach Verhältniß der gefoderten Arbeit, oft giebt es auch Frömmlinge, die aus höchst verkehrten widersinnigen Grundsätzen für das Irdische nichts thun, weil sie die Sorge für das zukünftige Leben mit der Sorge für das gegenwärtige in geraden Widerspruch setzen. Unsere Geistlichen lehren das Gegentheil hiervon, und tragen durch stetes Dringen auf treue fleißige Wahrnehmung der irdischen rechtmäßigen Berufsgeschäffte zur Beförderung der Industrie im Staate indirecte das Ihrige mit bey. Sie sind also nützliche Männer im Staate, und nach dem Muster von Utopang nicht abzuschaffen.“

Dies

Dies Letztere, nämlich ob die Geistlichen abzuschaffen sind, oder nicht, macht nun den Inhalt des sechsten und letzten Gesprächs aus. Die Geistlichen sind nichts als Religionslehrer, übrigens so ganz gewöhnliche, natürliche Menschen, wie andre Leute, ganz aus demselben Stoff gebildet. — Sind Religionsideen und religiöse Gesinnungen den Menschen nicht angebohren, so müssen sie dazu, wie zu allen andern Erkenntnissen und Gesinnungen, durch Unterricht und Erziehung erst angeleitet werden. Es müßte also der Jugend Unterweisung in der Religion gegeben, die Lehren derselben müßten auch öffentlich gepredigt, Alte und Junge fortgesetzt daran erinnert, und zu ihrer thätigen Ausübung erweckt werden. — Außerdem wo innere Religion seyn soll, da muß auch äußerliche seyn, und ein öffentlicher Gottesdienst veranstaltet und besorgt werden. — Damit nun dies alles um so gewisser und ordentlicher zum allgemeinen Nutzen der Gesellschaft geschähe, müßte der Staat eigne tüchtige Männer dazu verordnen, und ihnen das Geschäfft auftragen. — Ich halte mich nicht dabey auf, die Einwendungen z. B. ob das erstere, nämlich der Unterricht in der Religion, nicht durch Eltern und Herrschaften allein, das Predigen durch jeden hiezu sich geschickt fühlenden Weltmann, ohne einen eignen Predigerorden, besorgt werden könne u. s. w. und die hierauf gegebene, meiner Einsicht nach, völlig genugthuende Antworten, wie auch die Vorschläge, die Geistlichen vom Kindtaufen, Communion halten und Copulation zu dispensiren, und ihnen dagegen andre dem Staat vortheilhafte Nebenverrichtungen aufzutragen, nebst dem, was dagegen sehr richtig erinnert wird, weitläuftig herzusetzen. — Es sollen also die Geistlichen ein abgesonderter Stand bleiben. Dies will aber nicht so viel sagen, daß sie ganz aus der übrigen Masse ausgehoben, und von den übrigen Bürgern abgesondert werden, daß kein offener Umgang mit diesen möglich und erlaubt wäre, wenn er anders mit Anstand geführet würde. — Sollen die Geistlichen ihre runden Peruken und schwarze Kleidung behalten? warum nicht? haben ja doch auch andere Stände ihre Uniformen. Nur muß es nicht als eine Gewissenssache angesehen werden, daß der Geistliche, außer Amtsverrichtungen, in einem andern anständigen Kleide erscheine. Endlich die Besoldung der Geistlichen — Sollen sie überhaupt besoldet werden? Es werden hier sehr gegründete Anmerkungen gegen Hrn. Mendelssohns Erklärungen wider die Schicklichkeit besoldeter Religionslehrer gemacht. Meiner Einsicht nach,

würde Hrn. M. Vorschlag oder Gutachten, Religion und Tugend nur durch freywillige unbesoldete Lehrer lehren zu lassen, wenn sich dies nur thun ließe, sehr schicklich und anständig seyn, und der Religion selbst ohne Zweifel Ehre und Achtung verschaffen, auch war es sehr konsequent von ihm, daß er so dachte, denn dies hängt mit der Theorie von dem Kirchenrechte, die er in seinem Jerusalem vorgetragen hat, sehr genau zusammen, die nur alsdann bestehen kann, wenn weder die Kirche, als Kirche, irgend ein Eigenthum im Staat besitzt, noch ihren Gliedern oder Lehrern irdische Vortheile von irgend einer Art anbieten oder versehen kann. — Allein es ist nur zu bedauern, daß dies edle Projekt in dieser sublunarischen Welt nicht auszuführen ist. Die Begüterten, die das Lehramt ohne Sold verwalten könnten, werden die Bemühungen eines Amts, das ihnen weder eine Vermehrung ihrer Einkünfte, noch eine Erhöhung ihres Ranges, noch eine Verstärkung ihres Einflusses in die bürgerliche Gesellschaft gewähret, nicht übernehmen wollen, und die Unbegüterten können es nicht. Ohnedem steht zu besorgen, daß die Geschäffte desselben von solchen blos freywilligen Lehrern, zu sehr nach eigner Laune, nicht mit der Ordnung, Regelmäßigkeit und Stätigkeit, die doch so nöthig sind, und die man von besoldeten Lehrern mit Recht fordern kann, würden betrieben werden. Es muß also wohl um so vielmehr beym Alten bleiben, da doch auch an sich nichts Unbilliges darinn seyn kann, daß dem Religionslehrer, der eben darum, damit er es mit Anstand und Nutzen seyn könne, auf alle andre Erwerbungsmittel Verzicht thut, der nöthige Unterhalt, und eine proportionirliche Schadloshaltung gereicht werde. Nur wäre es freylich zu wünschen, daß den Geistlichen ihr Sold auf die schicklichste und anständigste Weise entrichtet würde, und daß daher die sogenannten Stolgebühren wegfallen möchten, oder entbehrlich würden. Auch in diesen Gesprächen wird auf die Abschaffung dieser so ganz unschicklichen und unanständigen Einnahmen angetragen, aber es kömmt nur darauf an, wie der Abgang derselben durch anderweitige Verbesserung solle ersetzt werden. Zu dem Ende macht Kriton einen Vorschlag, der viel Scheinbares hat. Er will, daß die Zahl der eigentlichen Prediger soll vermindert werden, damit man die wenigern von dem ersparten Ueberschusse so reichlich besolden könnte, daß sie die Stolgebühren nicht mehr bedürften. Damit aber die wenigern eigentlichen Geistlichen zureichend seyn möchten, müßten die Verrichtungen derselben

theils

theils vermindert, theils erleichtert werden. Daher sollen nicht so viel Predigten mehr gehalten, die Nachmittagspredigten in katechetische Wiederholungen der Vormittagspredigten verwandelt (welches indessen nur in kleinen Gemeinden geschehen kann) und in großen Städten um der Armen willen an einem Wochentage in jeder Kirche nur eine Predigt gehalten werden. Die Krankencommunionen auf dem Lande, wo kein Prediger wohnt, könnten allenfalls ganz wegfallen; Taufen und Trauungen nur an den Sonntagen verrichtet werden, wenn der Prediger, der wechselsweise in allen den verschiedenen Kirchen, die nun vereinigt nur Einen Prediger haben, predigt, gerade in der Gemeinde selbst den Gottesdienst verrichtet. Würde indessen Gefahr seyn, daß die Kinder vor der Taufe sterben möchten, so soll denselben die Taufe auch von andern Personen gegeben werden. Dagegen sollte in jedem beträchtlichen Dorfe, oder mehrern nahe gelegenen, Ein geschickter Schulmeister bestellt werden, der außer dem Unterrichte der Jugend im Christenthum und andern nöthigen Kenntnissen, auch in Abwesenheit des Predigers durch Vorlesung guter gedruckter, oder ihm vom Prediger mitgetheilten handschriftlichen Predigten den Gottesdienst besorgen sollte. — Dies ist das Wesentliche dieses Vorschlages, der freylich gut gemeynt ist, aber in der Ausführung beträchtliche Schwierigkeiten finden dürfte, wie Polykarp auch erinnert; insonderheit ist zu besorgen, daß die Abschaffung der Krankencommunion, und die Aufschiebung der Taufhandlung äußerst schwierig und anstößig werden möchte, so lange das symbolische System bey dem gemeinen Manne noch gilt, und er die Theorie von der Taufe behält, die er aus Luthers kleinen Katechismus gelernt hat. Aber noch eine besondere Schwierigkeit bey Ausführung dieses Projekts machen die anzustellenden Schulmeister, die hier eine doppelte Person vorstellen, als Stellvertreter des Predigers beym öffentlichen Gottesdienst und am Krankenbette, und als eigentliche Dorfschulmeister. Es herrscht in Ansehung derselben in dem Vorschlage eine Zweydeutigkeit, die ich mir nicht wohl zu erklären weiß. Einmal scheint es, daß es unstudirte, obgleich in einem Schulmeisterseminario sorgfältig zum Unterricht der Jugend vorbereitete Männer seyn sollen, da nur der Geistliche ein eigentlicher Universitätsgelehrter seyn soll. Und ich muß gestehen, daß wenn von solchen Schulmeistern, die sich nicht für Gelehrte, folglich auch nicht für Unterkollegen des Predigers halten, sich nicht mit ihm zu Einer Klasse rechnen dürfen, die

Rede ist, mir der Vorschlag viel zweckmäßiger zu seyn scheint. Aber es heißt hernach, daß man die geschicktesten und besten von diesen Schulhaltern zum Predigtamt befördern solle, ja daß es vielleicht gut wäre, wenn die Kandidaten der Theologie, ehe sie Prediger würden, in den Stadt- und Landschulen ihre Geschicklichkeit üben müßten. Auf diese Art genommen, gefällt mir der Vorschlag viel weniger, weil ich glaube, daß alsdann wenig oder nichts dadurch gebessert werde. Wir würden alsdenn mit geringer Veränderung die gewiß nicht wünschenswürdige Einrichtung der Englischen und Schwedischen Kirche bey uns einführen, und in kurzer Zeit ähnlichen Fehlern und Mißbräuchen, als in diesen Ländern daraus entstanden sind, entgegen sehen müssen. Was nämlich in England die Vicars, und in Schweden die sogenannten Hülfsprediger sind, das würden unsere gelehrten Schulmeister sehr bald werden. Zwar sollen diese nicht, wie jene, ordinirt und eigentliche Geistliche seyn, allein die Dürftigkeit, die Verachtung, und die ganze peinliche Lage, worinn die Englischen Vicars und die Schwedischen Hülfsprediger größtentheils schmachten, rühret nicht sowohl von ihrer Ordination, als von dem Umstande her, daß sie als Studirte und Gelehrte mit dem Englischen Rector und dem Schwedischen Kirchherrn sich in Eine Klasse setzen, und dann nach dem Range, den sie entweder wirklich haben, oder ihrer Einbildung nach haben sollten, nicht verhältnißmäßige Einkünfte haben, und sich auch nicht wie unstudirte Schulmeister durch ein Handwerk, oder sonstiges Erwerbungsmittel, etwas dazu verdienen können, folglich leicht durch Mangel niedergedrückt, bloße Lohnknechte, mißmüthig und verächtlich werden. Eben so werden auch zu Dorfschulmeistern bestellte Kandidaten ihren gegenwärtigen Zustand als eine Art von Herabsetzung ansehen, sich darinn unglücklich achten, wenigstens ihre Bestimmung nicht darinn finden, und sich mit den Einkünften dieser Stellen, die für einen unstudirten Professionisten immer zureichend seyn könnten, nicht begnügen. Wollte man diese Einkünfte vermehren, so würde, wenn der Staat nicht ins Mittel treten wollte, wie Kriton selbst gestehen muß, es von dem Ersparten genommen werden müssen, und also zur Verbesserung der Einkünfte der Prediger wenig überbleiben, das ihnen den Abgang der Stolgebühren ersetzen könnte.

Um nun noch überhaupt von diesem Versuche einer Apologie für die Religion und die Geistlichen meine Meynung zu sagen,

ſagen, ſo ſcheint mir der Plan dieſer Geſpräche ſehr gut angelegt, die Materie unter die redenden Perſonen wohl vertheilt, und ihr Charakter ziemlich gut erhalten und behauptet zu ſeyn — Nur Kritons Charakter ſcheint mir nicht völlig ſelbſtbeſtändig zu ſeyn, da es mir vorkömmt, daß ſeine anfänglich übertriebene Bewunderung des wirklich ſchalen und unbedeutenden Fragments weder mit ſeinen ſonſtigen Einſichten und Geſinnungen, noch mit ſeinen letztern Aeußerungen völlig übereinſtimmt. Die Unterredung geht inſonderheit in den vier erſten Geſprächen ungezwungen fort, iſt unterhaltend und intereſſant, aber in den beyden letzten hält, meines Bedünkens, die gar zu große Menge der Zwiſchenfragen den raſchen Gang der Unterredung etwas auf, und die überhäufte Materie verhindert die genauere Auseinanderſetzung, und zwingt die Unterredner, dann und wann ihre Zuflucht zu Gemeinplätzen zu nehmen, wodurch das Intereſſe etwas geſchwächt wird. So kömmt es mir vor, wenn ich aber auch hierinn nicht ganz Unrecht haben ſollte, ſo benimmt dies doch dem Werthe und der Gründlichkeit der Ausführung nichts, indem, meiner Einſicht nach, die Hauptſache, nämlich der Einfluß der Religion in das Wohl des Staats durch das Amt der Prediger, und die Nützlichkeit der Einrichtung, daß die Geiſtlichen ein eigner Stand ſeyn, gründlich dargethan worden.

St.

D. Balth. Bekkers — bezauberte Welt. Neu überſetzt von J. M. Schwager, Paſtor zu Jöllensbeck; durchgeſehen und vermehrt von D. Joh. Sal. Semler. Leipzig, bey Weygand. Erſter Band. 1781. 464 S. ohne die Vorrede; Zweyter Band. 1781. 474 S. ohne die Vorrede; Dritter Band. 1782. 716 S. ohne die Vorrede. gr. 8.

Dieſes Werk iſt keine deutſche Urſchrift, ſondern eine Ueberſetzung. Und da das Original nicht erſt neuerlich, ſondern längſt herausgekommen: ſo iſt eine weitläuftige Anzeige um ſo viel weniger nöthig. Nur ſo viel; bey allen Mängeln, die das

Buch hat, nach der damaligen Beſchaffenheit der Auslegungskunſt und Philoſophie haben mußte, iſt es immer ein vortreffliches, von vielem Nachdenken, nicht geringem Scharfſinne, und großer Beleſenheit zeugendes, noch itzt in mancherley Betracht höchſt nutzbares Werk. Wir wollen ſehr wünſchen, daß es in unſern Zeiten, da die Geiſterſeherey und Geiſterbannerey, und was damit zuſammenhängt, anſtatt abzunehmen, vielmehr zunimmt, — von allen denen, welchen es um das Wohl ihrer Nebenmenſchen zu thun iſt, gekauft und fleißig geleſen werden möge.

Herr D. Semler hat die „Bekkerſche Abhandlung“ wie billig, abgekürzt. Der Rec. hält aber dafür, daß noch einiges, ohne Nachtheil des Leſers hätte weggeſchnitten, anderes kürzer gefaßt werden können. Eine ſolche Operation erfordert allerdings Ueberlegung; und dazu mag ſich nicht jeder die Zeit nehmen.

Der Rec. verſteht kein Holländiſch; kann alſo (beſäße er gleich das Original, dennoch) über den Werth der Ueberſetzung nicht mit voller Gewißheit urtheilen. Indeß ſcheint ſie treu zu ſeyn, läßt ſich auch gut leſen.

Die Ueberſetzung iſt zugleich von dem Vorredner und von dem Ueberſetzer mit Anmerkungen verſehen worden. Jener hat die ſeinigen jedem Kapitel angehängt, und darinnen ſeine (bekannten) Lieblingsgedanken unzähligemal wiederholet. Wäre es nicht beſſer geweſen, er hätte ſeine allgemeinen Erinnerungen in Eine Abhandlung zuſammengezogen, und dieſe entweder dem Bekkerſchen Werke vorgeſetzt, oder hinten angefügt; und dann diejenigen über einzelne Stellen unter den Paragraphen gerückt, unter welchen ſie gehören, wie der Ueberſetzer gethan? Aber bey der gegenwärtigen Einrichtung muß man Einerley Gedanken hinter jedem Kapitel leſen, bis zum Ekel leſen; und dann doch wieder zurückblättern, um die übrigen Erinnerungen zu verſtehen. Letztere ſind ſonſt theils philoſophiſchen, theils hiſtoriſchen, theils exegetiſchen Inhalts. Die philoſophiſchen ſind von keiner Erheblichkeit; von etwas größerer, wie unſre Leſer ohnehin zum voraus vermuthen werden, die hiſtoriſchen und exegetiſchen. Großentheils ſind aber auch dieſe den Leſern der Semlerſchen Schriften bereits bekannt. In der Vorrede zum erſten Bande empfiehlt der Herr D. S. die (auch in unſrer Bibl. LIV. 251 f. angezeigte) kritiſche Geſchichte des Chiliasmus; „aus dem erſten Theile derſelben könne man ſehr viele,

viele, sehr große Zusätze sammlen zu Bekkers sehr kurzen Nachricht von der jüdischen rabbinischen Mythologie.“ Hätte der Hr. D. S. selbst diese Zusätze ausgezogen, oder durch den Hrn. P. Schwager, oder einen andern Gelehrten ausziehen lassen, und ihre Einschaltung an den gehörigen Orten besorget: so würden ihm die Leser ohne Zweifel vielen Dank gewußt haben. Der Hr. D. S. „geht damit um, daß sowohl ein guter Nachtrag aus neuern Reisebeschreibungen, als auch ein Abriß aller hieher gehörigen, vorzüglich merkwürdigen Theorien, nach der Zeitordnung und Geographie, im Orient und Occident, in derjenigen Deutlichkeit, die man itzt schaffen kann, gleichsam tabellarisch gesammelt werde; es sey nun, daß diese Stücke, als Anhang zu diesem Werke noch kommen, oder besonders als ein Supplement dazu, im Druck erscheinen.“ Wir können dieser Idee nicht anders als Beyfall geben; wünschen aber sehr, daß auf ihre Ausführung aller Fleiß verwendet werden möge; und wollen deswegen gern etliche Jahre länger warten.

Der Herr P. Schwager verweiset in seinen Anmerkungen meistentheils auf andere, besonders neuere Schriften, aus welchen man sich weiter Raths erholen könne; bringt auch die Stellen, wenn sie kurz sind, selbst bey. Aber Const. Fr. *de Cauz* de cultibus magicis, ein Buch, dessen mehrere Kenner mit Ruhme gedenken, und von welchem 1771 die zwote Ausgabe zu Wien herausgekommen, haben wir weder in seinen, noch in den Semlerschen, Anmerkungen angeführet gefunden. Anstatt (B. I. S. 96) zum Nachlesen über die Karaiten (nicht Caraiten) die Lettres Juives des Marquis d'Argens zu empfehlen, hätten wohl Baumgartens Geschichte der Religionspartey, herausgeg. von Semler, (Halle, 1766. 4.) S. 47, Büschings Gesch. der jüd. Religion (Berlin 1779) S. 52, und vor andern Trigland's, von beyden gelobte, Diatr. de Secta *Karaeorum* vorgeschlagen werden müssen. Verschiedene Anmerkungen des Herrn P. Schw., als B. I. S. 67, wären besser ganz weggeblieben. Eine aber (aus B. 2. S. 302) wollen wir abschreiben, worinn er erzählet, wie er seit etlichen Jahren in seinen Vorträgen keine Bewegungsgründe zur Tugend mehr aus der Lehre vom Teufel hernehme. „Schon seit einigen Jahren, sagt er am a. „O., hab ich den Teufel beynahe ganz aus meinen Predigten „verbannt; ich habe Gottes Güte und Gerechtigkeit an

„seine Stelle gesetzt; ich habe dem Gewissen beyzukommen „gesucht, und meine Gemeinde auf die Ewigkeit aufmerksam „gemacht; und — ich finde bey dieser Methode mehr Segen, „als bey der alten. Der Aberglaube stirbt sichtbar bey uns „aus, und eine reinere, kindliche Furcht vor Gott tritt an „die Stelle der knechtischen Furcht vor dem Teufel. Ich „gebe keine Eingebungen, keine Reitzungen des Teufels „zur Sünde zu, und ich habe hiemit einen Schlupfwinkel „zerstört, der nur Heuchler machte, und die Selbsterkennt„niß so sehr verhinderte. Statt den Teufel allenthalben „anzuklagen, deck ich dem Sünder das Herz auf, führe ihn „auf die erste Entstehung seiner sündlichen Neigungen; „entwickle ihm das Zunehmen und Reifwerden seiner „Laster; und weil ich ihn überrasche, und weil ers fühlt, daß „ich Recht habe: so bring ich ihn von der Ueberzeugung zur „Schaam; und je weniger er vom Teufel hört, desto besser „lernt er Gott und sich selbst kennen u. s. f.“ Wer wird nicht wünschen, daß alle Prediger in diese Fußstapfen des Hrn. P. Schw. treten möchten!

Ein vollständiges Register, sowohl der vornehmsten Sachen, als der erklärten Bibelstellen, oder doch ein genaues Verzeichniß des Inhalts der sämmtlichen Kapitel nach der Reihe — am Ende des Buchs, würde eine sehr nützliche Zugabe gewesen seyn. Denn es gehöret nicht zu dem großen Hansen derjenigen neuen Bücher, die man nach der ersten Lesung in den Winkel stellet, sondern zu der kleinen Zahl derer, die man mehrmals nachschlägt. Soll sich nun jeder Besitzer selbst ein Register ꝛc. verfertigen? Aber es ist bekannt, daß der Herr D. Semler für die Bequemlichkeit seiner Leser nicht sehr sorget.

Qz.

Sam. Endemann, D. Theol. et Prof. Prim. cet. Compendium theologiae moralis; Francof. impensis Garbe, 1784. groß 8. 334 Seiten.

Ein Auszug aus des Verfassers größerm Werke über die Moraltheologie, welches bereits im zweyten Stücke des XLIX. B. dieser Bibliothek angezeigt ist. Das Lob der Deutlichkeit und

einer

einer guten Ordnung, welches dort dem größern Werke beygelegt worden ist, kann man auch diesem Auszuge ertheilen. Wider die Auseinandersetzung einzelner Begriffe und besonderer Materien ließe sich indessen manches einwenden, wenn hier der Ort dazu wäre. Insonderheit hätte der Verf. nicht so gar oft in dunkeln Hebraismen und Tropen der Schrift reden sollen, die nirgends weniger, als in einem Compendio, gebraucht werden dürfen, wo auch einzelne Ausdrücke möglichst deutlich und bestimmt seyn müssen. Zuweilen stößt man auch auf befremdende Behauptungen. Zum Beyspiel kann das Urtheil über die Moral der alten Heiden dienen, das gleich §. 2 steht. Ethnicorum doctrina moralis, heißt es, non potuit non esse illaudabilis, Rom. I. 21. 22. Eph. IV. 11—19. bona vero, quae tradiderunt nonnulli philosophi, per traditionem ex divina revelatione originem ducunt. So kann wohl Niemand urtheilen, der die Alten selbst gelesen hat, Paulum richtig versteht, und mit der alten Geschichte bekannt ist. S. 153 werden unter diejenigen, die man nicht zum Eid zulassen soll, auch *peccatores proaeretici et Deistae* gerechnet. Ich möchte wohl wissen, wie es möglich wäre, die erstern sämmtlich auszuschließen, und warum die andern nicht fähig seyn sollen, zu schwören? Im 123sten §. ist die Pflicht, die Wahrheit zu reden, dahin bestimmt, daß gar keine Ausnahme dabey Statt finden soll. Der Verf. will, man soll lieber sein oder anderer Leben aufopfern, als die geringste Unwahrheit sagen, sie habe Namen, wie sie wolle. — Die Schreibart ist sehr unrein, oft ohne alle Noth mit Barbarismen angefüllt, zuweilen auch vitiös. Der ganze Auszug scheint mit sichtbarer Eilfertigkeit gemacht zu seyn. Wider die Auswahl der hier und da angeführten und empfohlenen Schriften ließe sich auch manches erinnern.

Kgr.

2. Rechtsgelahrheit.

Oberste Gewalt des Staats in Rücksicht auf die Ehen. Ein Beytrag zur Eheverordnung Josephs

sephs des II. vom 16ten Jan. 1783. Wien und München, 1784. 1 Alph. 4 Bogen in 8.

Voran steht gedachte Eheverordnung abgedruckt. Hinter der Vorrede bekennt sich Franz Jos. Andr. Mönch zum Verfasser, und eröffnet uns vorläufig im Vertrauen, „daß mehrere Gelehrte von seinem Werkchen den Gegenstand für wichtig, die Ausführung für gründlich, und den ganzen Inhalt für pragmatisch gehalten hätten.“ Wie viel daran wahr ist, mögen unsre Leser selbst urtheilen, nachdem wir sie etwas näher mit der Einrichtung des Buchs werden bekannt gemacht haben. Es hat zwey Theile. Im Ersten handelt der Herr Verf. von dem, was die weltliche Obrigkeit, oder das weltliche gemeine Wesen bey dem Ehekontrakte zu sagen habe, und zwar Hauptst. 1. katholischer; Hauptst. 2. protestantischer Partheyen; Hauptst. 3. der katholischen mit protestantischen Personen; Hptst. 4. ungläubiger Partheyen; Hauptst. 5. der christlichen mit ungläubigen Personen. Im zweyten Theile: was weltliche Obrigkeit über die Ehe zu sagen habe: Hauptst. 1. wenn sie eingegangen wird; Hauptst. 2. nachdem sie eingegangen ist; Hauptst. 3. wenn sie durch eheliche Pflichtleistung vollendet ist. Da nun einmal doch die Josephinische Eheordnung den Verfasser zum Schreiben veranlaßt hat, so sollte man vermuthen, daß es dem Verf. vornehmlich darum zu thun gewesen wäre, zuförderst bey der Ehe das Verhältniß des Kontrakts mit dem Sakramente nach den allgemein angenommenen Grundsätzen seiner Kirche in ein deutliches Licht zu setzen, und sodann gründlich und unpartheyisch zu untersuchen, auf welche Weise, und ob allgemein die Kirche über die Materie dieses Sakraments, welches der Kontrakt ist, zu der Gewalt gekommen seye, ausschließliche Verordnungen zu machen; und endlich, was für Gewalt auch solchenfalls, und des ausschließlichen Antheils der Kirche ungeachtet, dem Staate und der weltlichen Obrigkeit über die Ehe ihrer Unterthanen eingeräumt werden müsse? Hätte nun der Hr. Verfasser überdies seine Rechtstheorie in einen ordentlichen lichtvollen Vortrag einzukleiden gewußt, so würde er mit seiner Mühe doppelten Dank verdienet haben. Aber so ist das ganze Werklein nichts weiter, als eine aus Kirchenvätern, Kirchensatzungen, päbstlichen Dekretalen und Kanonisten, katholischen und protestantischen

Schrift-

Schriftſtellern, mit gröſter Nachläßigkeit des Styls, zuſammengeſchriebene gelehrte Rhapſodie, über die ganze Rechtslehre von der Ehe. Der hierinn abweichenden Lehre der Proteſtanten wird faſt überall, und oft unmanierlich, widerſprochen, das zu dieſer Zeit um ſo mehr auffällt, als man doch von Seiten der katholiſchen Parthey ſchon bereits angefangen hat, in ſo manchen andern Materien, den Proteſtanten nach, zu reformiren und ihre Grundſätze anzunehmen, denen auch lange genug Hohn geſprochen worden war, und der Artikel von der Ehe, nach der bisherigen römiſchkatholiſchen Theologie und dem Kirchenrechte, iſt gerade ſo beſchaffen, daß, wenn es itzt einmal zu einer ernſtlichen Reviſion und Reformation kommen ſollte, er dieſe am wenigſten aushalten würde. Uebrigens ſcheint des Verf. Abſicht nicht geweſen zu ſeyn, eine Apologie für die Joſephiniſche Eheverordnung zu ſchreiben. Dagegen iſt der Verf. mit ſich ſelbſt ſo uneins, daß es ſchwer hält, ſeine Lehren mit einander zu reimen, und ihm überhaupt einen beſtimmten Charakter zu geben. Z. B. von vornen herein im 1ſten Hauptſt. des 1ſten Th. geſteht er ein, daß in der erſten Periode der chriſtlichen Staaten nur allein die weltliche Obrigkeit in Eheſachen Geſetze gemacht, und Impedimenta dirimentia, ſelbſt durch Verbote gewiſſer Grade verordnet, und hiernach die Kirche ſich verhalten habe S. 9: und hintennach behauptet er, daß die Kirche nicht von weltlichen Fürſten, ſondern von Chriſto mit jener Macht, Hinderniſſe der Ehe zu ſetzen, verſehen worden, die ihren Vorſtehern vonnöthen ſeye, um die Untergebenen anzuhalten, allezeit die Ehe ſo zu ſchlieſſen, daß ſie das geiſtliche Ziel erreichen, und der Wirkung des Sakraments theilhaftig werden"; daß aber ferner „die Gewogenheit gottſeliger Fürſten und eine verjährte Gewohnheit die Gewalt, Hinderniſſe der gültigen Ehe zu ſetzen, ſo der Kirche zugeeignet, daß ſie allein dieſelbe ſchon eine geraume Zeit ganz im Beſitze habe S. 30. 31. Die weltliche Obrigkeit habe ſehr weislich dem geiſtlichen Richter beynahe ganz die Eheſachen überlaſſen, und weil der Stifter der Kirche davon ihre (native) geiſtliche Gerichtsbarkeit durch ihre geiſtlichen Vorſteher ausgeübt haben wollten, ſo hätte ſie auch dieſelbe in dieſen cauſis mixtis der weltlichen Herrſchaft nicht übertragen können." S. 34. Da nun aber, umgekehrt, dieſe ihren (nativen) Antheil der Kirche ertheilt habe, er von derſelben angenommen, und die längſte Zeit beſeſſen worden, ſo könne er ihr auch ohne Unrecht und alle

Unbild

Unbild nicht wieder entzogen werden, wenn sie dieselbe niemals übel, niemals unbescheiden gebraucht hätte." S. 36. „Der weltliche Landesherr könne in Ehesachen, heißt es S. 56, in so weit sie geistlich sind, (in wie weit sind sie aber geistlich? wie weit gehen die Wirkungen des Sakraments? und ist wohl über das Daseyn eines Sakraments durchaus kein Zweifel vorhanden? u. s. w.) keinen Oberrichter aufstellen, weil die geistliche Gerichtsbarkeit von Christo, und nicht von dem weltlichen Fürsten zu ertheilen seye." S. 57 räumt aber der Verf. wieder dem weltlichen Richter die Gewalt ein, zur Erfüllung eines Eheversprechens mit Zwangsmitteln den Schuldigen anzuhalten. „Die geistliche Obrigkeit, setzt er ganz treuherzig hinzu, wird ihm Dank wissen, daß er ihrem Wunsch gefolget, und der Aeußerung ihres Willens vorgekommen ist." Wir bitten doch den Hrn. Verf. hierüber bey dem ihm zunächstgelegenen bischöflichen Consistorium oder Generalvikarius vertrauliche Rücksprache zu halten.

Nm.

Einleitung in die bürgerliche Rechtsgelehrsamkeit für diejenigen, so keine Rechtsgelehrten sind, von Johann Gottlob Lange, Dr. Vierter Theil. Schwerin, Bützow und Wismar. 1784. 174 S. in 8.

Der vorliegende vierte Theil dieses Buchs enthält die Lehren vom Pacht- und Miethcontract, vom Erbenzinscontract, vom Erbpachtvertrage, von sogenannten Zinsgütern, vom Maiervertrag, vom Gesellschaftsvertrag, vom Auftrag und Besorgung fremder Geschäffte ohne Auftrag, von Erbschaftsverträgen, Familienverträgen und Ehestiftungen, von Grenzverträgen und Grenzrecessen, Dienstverträgen und Dienstrecessen, von Dienstbarkeiten und von schriftlicher Abfassung der Verträge. Die erstern Materien sind ziemlich gut abgehandelt, nur halten wir für unrichtig, wenn der Verf. dem Erbzinsmann als Eigenthümer den auf dem Erbzinsgute gefundenen Schatz im § 989 zuspricht, und im § 990 dem Erbzinsherrn bey jeder Veräußerung ein Vorkaufsrecht zuspricht, welches doch bekanntlich nur im Fall eines Verkaufs Statt findet.

Nic.

Nirgends aber zeigen ſich die Verwirrungen und Unrichtigkeiten, welche aus Vernachläßigung der Quellen und Vermiſchung aller Rechte entſtehen, mehr, als in dem Kap. von Erbverträgen; von Verträgen über eine ſchon angefallene Erbſchaft wird nicht gedacht, und die über die Erbſchaft eines Mitpaciſcirenden werden nur beyläufig berührt. Bey Verträgen über die Erbſchaft eines gewiſſen Dritten, welche, wenn derſelbe einwilligt, und dabey verbleibt, gültig ſind, giebt der Verf. die Cautel, daß man ſich von dem, von deſſen Erbſchaft die Rede iſt, verſprechen laſſe, daß er nie die Einwilligung widerrufen, und nie ein Teſtament machen wolle; gleich als ob ein ſolches Verſprechen verbindlich wäre; auch iſt allen, in der Praxis unſtreitig angenommenen Sätzen des gemeinen Rechts zuwider, wenn der Verf. die Verträge, wodurch jemand auch ohne Eid einer künftigen Erbſchaft entſagt, für gültig und verbindlich hält. Wer wird den Verf. für einen Juriſten halten, wenn er S. 123 ſagt: Fideicommiſſe ſind Verordnungen, wodurch die Güter gegen alle Verſchuldung in Sicherheit geſetzt werden, indem es den Erben unterſagt wird, gar keine oder nur gewiſſe Schulden darauf zu machen. Von Eheſtiftungen ſagt der Verf. im § 1118, daß ſie gewöhnlich das zuzubringende Vermögen und die Erbfolge beſtimmen, und die beſondere Eigenſchaft haben, daß ein Minderjähriger ſie ohne Zuziehung und Beyſtimmung ſeines Vormunds gültig und verbindlich für ſich und ſeine Erben eingehen könne, daß ſie (§ 1120) keine beſondere Formalien erfordern, und daß keiner ohne den Willen des andern von Eheverträgen abgehen könne, ſo lange ſie nicht in der Form eines Teſtaments errichtet ſind; niemand wird uns zumuthen, die Unrichtigkeit und Unbeſtimmtheit dieſer Sätze, welche in dieſer Art von Büchern unvermeidlich ſind, zu beweiſen.

Auguſt Ludwig Schott, kurzes juriſtiſch practiſches Wörterbuch, als ein beſonderer Nachtrag zu ſeiner Vorbereitung zur juriſtiſchen Praxis. Erlang. 1784. 127 S. in 8.

Die ehmals gewöhnliche ekelhafte juriſtiſche Schreibart, bey welcher deutſche und lateiniſche, und öfters auch andere Sprachen bunt unter einander gemiſcht wurden, zu vertreiben, iſt ein

ein ſolches juriſtiſches Wörterbuch, in welchem der Verf. den Hommel mit ſeinem antibarbariſchen Wörterverzeichniß zum Vorgänger hat, von großem Nutzen. Es iſt leicht zu erſehen, daß der Verf. das Hommeliſche Verzeichniß um ein Beträchtliches vermehrt, und manche Worte ſehr glücklich überſetzt habe, aber auch nicht zu zweifeln, daß noch manche weitere Zuſätze gemacht werden können. Hie und da hat Rec. Ueberſetzungen gefunden, die ihm nicht richtig ſcheinen: So wird Accis durch Umgeld, Trankſteuer überſetzt, an vielen Orten aber werden durch dieſe Ausdrücke ganz unterſchiedene Abgaben bezeichnet; *Anatociſmus* iſt nicht unerlaubter Wucher überhaupt, ſondern nur diejenige Gattung deſſelben, wobey man Zinſe aus Zinſen nimmt. Eben ſo iſt *Aſſaſſinium* nur eine Gattung von Meuchelmord, aber nicht jeder Meuchelmord iſt aſſaſſinium. Client wird unrichtig durch Gewaltgeber und Vollmachtſteller ausgedrückt, man giebt einer Parthie dieſen Namen nur in Beziehung auf ihren Advocaten, nicht in Beziehung auf den Gewaltgeber; der *Curator* ſollte nicht Vormund genannt werden, ſondern nur der *Tutor*. *Defenſorio nomine* hätte Rec. nicht durch ſtillſchweigende Vollmacht überſetzt. *Dies et Conſul* bedeutet nicht Namensunterſchrift nebſt Jahr und Tag, ſondern beydes letztere allein. Diffitiren heißt nicht abſchwören, eydlich ableugnen, wenn nicht *iuncto* dabey ſteht, wie bey der Lehre von Urkunden geſchieht. *Forum* bedeutet nicht Gerichtsbarkeit, ſondern Iurisdictio. *Ignorantia facti* iſt nicht nur Unwiſſenheit fremder, ſondern auch eigener Handlungen. *Medicaſter* ſcheint beſſer durch Afterarzt, als durch Quackſalber, überſetzt zu werden. Warum die *Miſſio ex primo decreto* durch Anleit, Anleitung, Anſatz, und die *ex ſecundo* durch Urlaub überſetzt werde, iſt uns undeutlich. Präjudicialfrage iſt nicht ein von dem andern abhängiger Punct, ſondern die Frage, von deren Entſcheidung eine andere abhängt. *Repetundarum crimen* kann gar nicht überſetzt, ſondern müßte ſehr weitläuftig beſchrieben werden; durch Beſtechung herrſchaftlicher Bedienten wird ſie nicht richtig ausgedrückt; es iſt nur eine Gattung dieſes Verbrechens, wenn der herrſchaftliche Bediente ſich beſtechen läßt. Recenſent iſt überhaupt der Meynung, daß weil in der Rechtsgelehrſamkeit lateiniſch geſchriebene Geſetze zum Grunde liegen, der Gebrauch lateiniſcher Worte nur einzuſchränken ſey, aber ohne ins Gezwungene zu verfallen, und ohne der Genauigkeit

nauigkeit im Ausdrucke zu ſchaden, niemals ganz unterbleiben könne.

Bittſchrift der unehlich erzeugten Bürger(e) Teutſchlands an die Teutſche Landesherrn. (Ohne Anzeige des Druckorts) 1783. 54 S. in 8.

Der Verf. dieſer Bittſchrift, welcher der Stadtſchreiber Körner von Ludwigsburg im Würtembergiſchen ſeyn ſoll, ſtellt in dieſer Bittſchrift in einer angenehmen Schreibart den Teutſchen Fürſten das mancherley Elend und Unglück vor, in welches die unehlichen Kinder durch die Strafen und Beſchimpfungen der Eltern ſowohl, als durch ihre Ausſchließung von Ehrenſtellen, Handwerkszünften, und von der väterlichen Erbſchaft, und durch mancherley Beſchimpfungen verſetzt werden, und legt es den Fürſten ſehr nahe, daß alle dieſe Strafen und Beſchimpfungen aufgehoben werden. Vieles davon möchte ſehr gegründet ſeyn, nur was die Strafe des unehlichen Beyſchlafs betrifft, können wir dem Verf. nicht beyſtimmen; er will ſie ganz an Vater und Mutter aufgehoben haben, aber die Gründe ſind ſchwach. Die Strafe ſoll z. B. unnütz ſeyn, weil ihrer unerachtet noch unzählich viel unehliche Beyſchläfe begangen werden; wenn ſie doch nach dem Verf. den Vater und die Mutter zum Kindermord verleiten kann, ſo muß ſie etwas Abſchröckendes, ſie muß ſchon manchen Beyſchlaf verhindert haben; ſo wie daher bey Aufhebung der Strafe weit mehr unehliche Schwängerungen begangen würden, ſo würde auch weit mehr Stoff zu Kindermorden, welche durch andere Beweggründe veranlaßt werden, geliefert, alſo würde die Aufhebung der Strafe in dieſer Rückſicht gewiß nicht nützen, aber welches ein wichtiger Schaden für den Staat iſt, Wolluſt und weichliche Sitten befördern, und die Ehen vermindern; wenn jener Grund gültig wäre, ſo wüßte Rec. nicht, warum man Mordthaten, Ehebrüche u. dgl. nach ſo vielen Erfahrungen, daß ſie durch Strafen nicht vertilgt werden, noch ſtrafen ſollte. Uebrigens ſo ſehr Recenſent geneigt iſt, den unehlichen Kindern das Vergehen ihrer Eltern nicht büßen zu laſſen, und ſie mit ehlichen ſo viel möglich gleich zu ſtellen, ſo ſollte man doch nicht ſo unbillig ſeyn, zu behaupten, daß die widrigen geſetzlichen Verordnungen unſerer Vorfahren gar keinen vernünftigen Grund haben.

Aus-

Auszug der peinlichen Kriegsgerichtsordnung in den österreichischen Staaten. Entworfen in zwey Abschnitten und zwölf Beylagen von Orlandini, k. k. Hauptmann und Auditor. Wien, 1782. 192 Seiten in 8.

Der Gedanke, einen solchen Auszug aus den mehreren zerstreuten Gesetzen zu verfertigen, ist lobenswerth, und die Ausführung, so viel wir, ohne die Gesetze selbst bey der Hand zu haben, urtheilen können, sehr wohlgerathen, sie ist sicherlich eine sehr nützliche Anleitung für angehende Auditors und Officiere, und empfiehlt sich besonders dadurch, daß sie die Gesetze selbst, welche aufs genaueste angeführt sind, wohl kennen lernet. Der erste Abschnitt handelt von dem peinlichen Verfahren nach dem österreichischen Kriegsrecht, der zweyte von den Kriegsverbrechen. Das Verfahren gegen einen Mörder, wovon die neun ersten Beylagen handeln, giebt vorzüglich gute Muster zu mancherley Aufsätzen.

Versuch einer practischen Einleitung zur allgemeinen seit 1 May 1782 in allen österreichischen und böheimischen Erblanden gleichförmig eingeführten Verfahrungsart in Rechtssachen, von Johann Nepomuk Neuhold, der Rechten Doktorn. Graz. 1ste Abth. 81 S. 2te Abth. 344 S. 3te Abth. 158 S. in 8. ohne Jahrzahl.

Die erste Abtheilung dieses Werks ist von der Civilgerichtsbarkeit, von den bey Gericht vorkommenden Personen, und der Gerichtsbehörde de foro competenti überschrieben, und handelt in zwölf Abschnitten von der Civilgerichtsbarkeit und Eintheilung derselben, vom Richter, Advocaten, Kläger, Beklagten, von der Widerklage, von der Gerichtsbehörde überhaupt, von der ordentlichen Gerichtsbehörde erster Instanz, von der privilegirten geistlichen, von der privilegirten Civil, von der privilegirten Kriegs-Gerichtsbehörde erster Instanz, von der Gerichtsbehörde erster Instanz der Weiber, Kinder und Dienstboten, der Richter; und von der Gerichtsbehörde zweyter

ter und dritter Instanz. Die zwote Abtheilung, welche von dem gerichtlichen Verfahren nach Vorschrift der allgemeinen Gerichtsordnung überschrieben ist, handelt in sechs und dreyßig Hauptstücken von der allgemeinen Gerichtsordnung überhaupt, vom Proceß überhaupt, von den im Proceß vorkommenden Schriften überhaupt, und der Zustellung derselben, vom mündlichen und schriftlichen Erkenntnißproceß erster Instanz; von der Vertretung, von dem Aufforderungsproceß überhaupt, und dem ex l. diffamari; von der Aufforderung bey einem vorzunehmenden Bau, vom Konkursproceß, vom Rechnungsproceß, vom Beweis und der Beweisführung überhaupt, vom Beweis durch Eingeständniß, durch briefliche Urkunden, durch Zeugen, zum ewigen Gedächtniß, durch Kunstverständige und durch den Haupteid; vom Erfüllungs- und Ablehnungseid, vom Schätzungseid, von der eidlichen Angabe, vom Eid insgemein, von Introtullirung der Akten, vom Urtheil, von der Appellation und Revision, von Versuchung der Güte, vom Schiedsrichter, von dem Arrest, dem Verbot auf fahrende Güter, der Sequestration, und der Execution, von den Stillständen und von Behandlung der Gläubiger, von Abtretung der Güter, von der Einsetzung in vorigen Stand, von den Ferien, und den Gerichtsunkosten. Endlich die dritte Abtheilung von dem gerichtlichen Verfahren nach Vorschrift der besondern für verschiedene Geschäffte und Gerichte vorgeschriebenen Gerichtsordnungen und der allgemeinen Taxordnung, handelt in fünf Hauptstücken von dem Konkurs, von dem gerichtlichen Verfahren bey den Merkantil- und Wechsel, bey den Berg- und Kriegsgerichten, und von den bey Gericht zu bezahlenden Taxen, Stempel und Postporto. Ein Anhang enthält mehrere neuere Verordnungen, welche theils das allgemeine rechtliche Verfahren, theils das zwischen Herrschaften und Unterthanen betreffen, theils auch in Wien allein anwendbar sind. Das ganze Werk ist ein wohlgerathener, getreuer und gut geordneter Auszug aus der bekannten Gerichtsordnung, und andern hieher einschlagenden österreichischen Verordnungen und Gesetzen, welcher den Landsleuten des Verf. sehr brauchbar ist. Nur wünschten wir dem Verf. mehr Reinheit und Richtigkeit der Sprache, welche noch immer in Schriften aus diesen Gegenden eine Seltenheit ist.

Abhandlung über den Einfluß, welchen der Stand des Verbrechers auf die Strafen und das Verfahren in Strafsachen hat; nach den Grundsätzen des allgemeinen Criminalrechts verfasset, und aus dem Römischen Teutschen Criminalrechte erläutert von D. Georg Jacob Friedrich Meister, außerordentlichem Lehrer der Rechte und Beysitzer der Juristenfacultät zu Göttingen. Nebst einer Anzeige seiner Vorlesungen im Jahr 1784. Göttingen, 1784. 20 S. in 8.

Es ist außer Zweifel, daß eine und eben dieselbe Strafe bey Personen ungleichen Standes ungleiche Wirkungen hat, indem entweder, wie der Verf. sagt, das Strafübel von Verbrechern höhern oder geringern Standes nicht in gleichem Grade, sondern von dem einen stärker, von dem andern weniger empfunden wird, da z. B. infamirende Strafen, welche oft der Niedrige sehr gering schätzt, dem Vornehmern äußerst empfindlich sind, und Geldstrafen, welche der Vornehmere nicht achtet, den Geringern mit seiner ganzen Familie an den Bettelstab bringen; oder auch der Zweck der Strafe, so fern er auf Besserung gerichtet ist, bey Personen unterschiedenen Standes, nicht in gleicher Maaße zu erreichen ist, da z. B. bey Vornehmern nach ihren Begriffen von Ehre und Schande, ihrer Lebensart u. s. f. eine Strafe Besserung wirken kann, welche auf den Geringern keinen Eindruck macht, und umgekehrt; auch giebt es gewisse Verbrechen, z. B. Raub und Diebstahl, zu welchen bey Vornehmern weit weniger Reizungen locken, als bey Geringern; so oft also der Unterschied des Standes einen Unterschied in dergleichen Strafe bewirkt, so muß sowohl der Gesetzgeber in Bestimmung der gesetzlichen, als auch der Richter in Erkennung der seinem Ermessen überlassenen Strafe den Stand des Verbrechers in Erwägung ziehen. Viele Handlungen bey dem Criminalverfahren haben mancherley, besonders der Ehre des Inquisiten sehr nachtheilige Folgen, welche für den Vornehmen meistens von großer Leichtigkeit, für den Geringern oft unbedeutend sind; daher erfordert die Gerechtigkeit, daß der Inquisit von Stande immer mit mehr Vorsicht und Schonung behandelt werde. Alle diese Sätze hat der

Verf.

Verf. gründlich erörtert, und gezeigt, daß damit auch die Römiſchen Geſetze, die Karoliniſche peinliche Gerichtsordnung, und die Praxis übereinſtimmen. Nur hätten wir gewünſcht, daß der Verf. auch gezeigt hätte, in wie fern in Criminalſachen auf den Stand des Verbrechers keine Rückſicht zu nehmen, und daß in der Größe und Gewißheit der Strafe der Vornehmere vor dem Geringern keinen Vorzug habe.

Im.

Diſſertatio de Pactis ſucceſſoriis, ac dotalibus. Sive nonnulla utriusque negotii capita in iudiciis quotidie occurrentia, ſecundum genuinam utriusque iuris civilis, germanici et romani doctrinam evolvit ac determinat *Ioan. Conr. Iac. Weis*, I. V. L. Eq. Eccleſ. Comburgenſ. Si(y)ndicus. Francof. et Lipſ. 1783. 15½ Bogen in 4. ſehr weitläuftig gedruckt.

Der Herr Verf. iſt ſchon durch ſeine Abhandlung de Gabellis emigrationum etc. rühmlich bekannt, und verdient auch durch dieſe neue Schrift Beyfall und Aufmunterung. Er hat in der Materie von Erb- und Eheverträgen wichtige praktiſche Fälle erörtert, nur wäre freylich zu wünſchen, daß ſeine Schreibart weniger weitſchweifig, und minder reich an gedehnten Allegationen und Auszügen wäre.

Das, was Herr W. in der Vorrede von dem deutſchen Rechte überhaupt, ſeiner Exiſtenz, der Geſchichte und dem Verhältniſſe deſſelben, in Rückſicht des röm. Rechts ſagt, hätte Rec. Bedünken nach, füglich wegbleiben können, da es lauter bekannte Sachen ſind, die man in jedem Lehrbuche über das deutſche Recht findet, und die noch dazu hier ſehr mager abgehandelt ſind. Im I. Abſchn. redet der Verf. von Verträgen im Allgemeinen. Der Unterſchied des röm. und deutſchen Rechts in Anſehung der Verbindlichkeit derſelben, bedurfte keiner ſo weitläuftigen Ausführung, da er jedem Anfänger bekannt iſt. Im II. Abſchn. von Erbverträgen überhaupt, deren Gültigkeit nach d. Rechte, und Eintheilungen. Im III. Abſchn. nimmt der Verf. beſonders die Erbverträge unter Eheleuten zum Augenmerk, und wirft die Frage auf, ob dieſe kön-

nen einſeitig aufgehoben werden? er verneinet, und verwirft mit Recht die bekannte Eintheilung in pacta mixta et ſimplicia. Eine Ausnahme iſt freylich, wenn der eine Theil ſich dieſe Freyheit vorbehalten hat. Der IV. Abſchn. unterſucht die Frage, ob ſie auch alsdenn von den beyden Ehegatten allein können aufgehoben werden, wenn einem Dritten darinn ein gewiſſer Rückfall hinterlaſſen iſt? Zur Entſcheidung derſelben ſetzt der Verf. folgende Fälle feſt: Entweder hat ſich der Dritte dieſen Rückfall förmlich ſtipulirt, und dann iſt kein Zweifel, daß auch die Einwilligung dieſes hinzukommen müſſe, oder er hat dies nicht gethan, und in dieſem Falle muß man darauf ſehen, 1) ob die Mitgift oder das Gegenvermächtniß von den Aeltern hergekommen, und dann wird die Einwilligung dieſer erfodert, oder 2) von den Eheleuten ſelbſt, und in dieſem Falle iſt der, welchem ein Rückfall feſtgeſetzt worden, a) entweder bey dem Vertrage gegenwärtig geweſen, ob er gleich nicht ausdrücklich die Schenkung acceptirt hat, und dann können die Eheleute dieſen Vertrag ohne ihn nicht aufgeben, wegen des zum Grunde liegenden ſtillſchweigenden Conſenſes, oder b) er iſt abweſend geweſen, und die Acceptation iſt nicht erfolgt, und dann haben ſie das Recht, da bey Schenkungen der vermuthete Conſens nicht hinreichend iſt. (Hier widerſpricht ſich der Verf. offenbar, da er doch im erſten Falle die Acceptation zur Gültigkeit der Schenkung nicht erfodert. Stillſchweigender Conſens iſt zwar von dem vermutheten verſchieden, aber deswegen noch keine Acceptation.) V. Abſch. Die Verbindlichkeit aus dem Erbvertrage für den überlebenden Ehegatten, den darinn beſtimmten Rückfall zu leiſten, iſt nicht abſolut, ſondern nur relativ, und Ausnahmen davon ſind: 1) wenn die Mitgift oder das Gegenvermächtniß ſelbſt entweder ganz oder zum Theil nicht ausgezahlt iſt; 2) wenn ein Ehegatte während der Ehe den andern beträcket, oder etwas untergeſchlagen hat; 3) wenn das Heyrathsgut durch Zufall entweder ganz, oder zum Theil, zu Grunde gegangen iſt; 4) Unvermögenheit des überlebenden Ehegatten; wegen des ihm zuſtehenden beneficii competentiae; 5) wenn während der Ehe aus Gründen der Nothwendigkeit ein Mitrum ausgeſetzt worden; 6) wenn der Ueberlebende die Erbſchaft ausſchlägt. Hiervon wird im VIten Abſchn. weitläuftiger gehandelt, und gezeigt, daß dies Recht einem Vertragserben allerdings zuſtehe. VIIter Abſchn. Wenn ein Ehegatte ſich eine gewiſſe Summe zur eigenen Diſpoſition vorbehalten, und darüber nichts weiter verordnet

ordnet hat; bekömmt solche der Ueberlebende, oder die Intestaterben? Hier muß man darauf sehen, ob der Ueberlebende wirklich als Erbe eingesetzt ist, und dann gehört sie ihm zu; oder ob mehr eine Art von Theilung gemacht worden ist, und dann muß sie jenen zugesprochen werden. VIII. Abschn. Erbverträge verbieten nicht schlechterdings anderweitige Dispositionen, in so fern sie ihnen nämlich nicht entgegen stehen; eben so wenig, nach dem IXten Abschn. die Veräußerung von Sachen, die dem Vertrage nicht unterworfen sind.

Prm.

D. *Io. Aug. Hellfeld* iurisprudentia forensis secundum Pandectarum ordinem, in usum auditorii proposita. Editio sexta multis locis auctior et emendatior. Ien. sumtibus vid. Croeckerianae. 1783. 2 Alph. 11 B. in 8.

Der Sohn des verstorbenen Verf. versichert in der Vorrede, daß er das Buch meistens aus den Papieren seines Vaters, sehr verbessert und vermehrt habe. Aber wir haben dieser Verbesserungen wenige, und dagegen noch eine Menge Druck- und anderer Fehler, so wie sie in den vorigen Ausgaben standen, gefunden.

Fundamenta iuris privati in tabulas ordine systematico redacta, a *Io. Godofr. Hainio.* Editio tertia emendatior et auctior.

Die zweyte Ausgabe dieses Buches haben wir zu seiner Zeit *) angezeigt. In dieser dritten sind die neuesten Churſächsischen Verordnungen gehörigen Orts beygebracht.

Lex Cimbrica, antiqua lingua Danica, variis lectionibus, versione latina, animadversioni-

*) A. D. B. 29 B. 115 S.

bus et interpretamentis illustrata, auctore *Petro Kofod Ancher*, S. R. M. a consiliis conferentiarum — Hafniens. 396 S. in 4.

Ein Abdruck des bekannten, im Schleswigischen noch itzt geltenden, Jütischen Gesetzbuches, nach einer Handschrift aus dem dreyzehnten Jahrhundert, die sich in der Universitätsbibliothek zu Kopenhagen befindet; nebst Varianten, welche der Herausgeber aus vielen andern Handschriften und gedruckten Ausgaben gesammelt hat. Dem Original gegen über steht die lateinische Uebersetzung, und darunter Noten, worinn theils die Uebersetzung berichtiget, theils das Gesetz erläutert wird. Außerdem sind am Ende erstlich weitläuftigere Sacherklärungen, alsdann ein Glossarium oder Worterklärungen in alphabetischer Ordnung beygefüget. Zwey Kupfertafeln enthalten Proben von Handschriften. Der Herausgeber hat sich durch dieses Werk den warmen Dank aller Forscher altnordischer Sitten und Rechte erworben. Nur wünschten wir, um mehrerer Gemeinnützigkeit willen, daß Vorrede und Erklärungen lieber lateinisch als dänisch geschrieben wären.

Cz.

System der Amnestie, und dessen Anwendung auf die Frage: Sind die höchst- und hohen Stände des Reichs noch heut zu Tage schuldig, ihren Unterthanen alles, sammt Zinsen, Kösten und Schäden zurückzustellen, was sie diesen während dem 30jährigen Kriege, vom Jahre 1618 bis 1648, aus Ursachen nahmen, weil sie — Unterthanen — dem Feinde dienten? und — — können sich Erstere mit keiner Verjährung schützen? Freyburg im Breisgau, gedruckt mit Satronischen Schriften. 1783. 8½ Bogen in 8.

Der Verfasser unterschreibt sich in der Zueignungsschrift an den Obersten Meister des Johanniterordens in Deutschland und Fürsten zu Heitersheim, in welcher er noch nach alter Weise

Weise um Schutz für seine Arbeit bittet, Mathias Hiller. In den ziemlich ausführlichen Grundsätzen von der Amnestie überhaupt, ist insonderheit der Unterschied merkwürdig, welchen der Verf. zwischen allgemeiner oder natürlicher, und besonderer oder zufälliger Amnestie macht. Letztere geht nach seiner Erklärung directe auf die Restitution einiger Unterthanen, *qua* Strafbaren; sie fließt nicht aus der Natur des zwischen zwey Mächten geschlossenen Friedens, sondern hängt von einer ausdrücklichen Meldung (Verabredung) ab. Zu dieser Gattung der Amnestie gehört auch die, welche denen Unterthanen eines Reichsstandes nach dem Friedensschlusse angedeihen soll, die dem Feinde im dreyßigjährigen Kriege gedient haben. Dergleichen Personen sind nach des Verf. System zugleich als Feinde und Unterthanen zu betrachten; weil sie durch Kriegsfälle und Religionsdifferenzen von ihrer Pflicht nicht losgezählt werden können; und Religio kein modus iuris amittendi, sonder confirmandi sey. Das wird ihm nun jeder Unbefangene leicht zugeben, so lange von verschiedenen Religionsmeynungen die Rede ist. Aber wenn nun die Frage von Religionsbedrückungen entsteht, wie sie Ferdinand II. und die ihm gleichgesinnten gegen ihre Unterthanen vornahmen, sollen die auch Mittel seyn, den Nexum Subiectionis zu confirmiren? Uns dünkt, die Pflichten der Regenten und Unterthanen wären dergestalt gegenseitig, daß wenn jene dieselben außer Augen setzen, diese auch nicht an die ihrigen gebunden sind; denn das bringt die Natur aller Verträge mit sich. Wenn also dergleichen bedrückte Unterthanen endlich Schutz beym Feinde suchen und finden; so werden sie zwar auch Feinde; aber als Unterthanen kann der vorige Herr sie eigentlich und rechtmäßiger Weise nicht behandeln, weil er durch einen Mißbrauch seiner Majestätsrechte sich selbst des Rechts über sie verlustig macht. Dies war wirklich der gewöhnlichste Fall im dreyßigjährigen Kriege. Mithin war die im Friedensschlusse beliebte Restitution keinesweges eine Amnestie, welche schlechthin strafbaren Unterthanen ausgewirkt wurde. Der Verf. aber hält S. 53. solche Unterthanen von allen Seiten ohne Entschuldigung, und von der Natur der Amnestie dergestalt ausgeschlossen, daß sie auf keinem andern Wege zur Restitution gelangen können, als durch eine freywillige oder nothwendige Nachsicht. Letztere sey nun in den Vertrag eingeschaltet, und in Ansehung der Stände zum Gesetz geworden. Aber nun untersucht der Verf., wo eigentlich die Rede

von ihnen sey? Im Art. III. und IV. §. 1—50. des Friedensinstruments, glaubt der Verf., sey nur von der natürlichen Amnestie die Rede; es würden daselbst Stände, und die ihnen getreuen Unterthanen restituirt; keinesweges aber die strafbaren, welche unter der im Art. III. festgesetzten Regel nicht mit begriffen seyn könnten. Der Verf. scheint uns aber damit den Worten Gewalt anzuthun; und selbst die im Art. IV. wegen der besondern Wichtigkeit namentlich angeführten Restituendi enthalten Beyspiele, die sein System widerlegen. Man sehe nur den § 45 des Art. 4, wo sogar einigen österreichischen Landsassen, nämlich denen von Khevenhüller und Löffler, vermöge der im Art. III. festgesetzten Amnestie die Wiedereinsetzung in ihre confiscirte Güter versichert wird. Mithin ist der §. 51. des Art. IV. nicht, wie der Verf. behauptet, die einzige Stelle, welche von der Wiedereinsetzung solcher Unterthanen handelt; sondern sie sind wirklich unter der Regel im Art. III. und IV., mit begriffen; und selbst der §. 51 ist nichts, als eine Erläuterung der vorhin festgesetzten Regel. Der Verfasser hat auch nicht daran gedacht, daß sein System gewissermaßen die den Ständen, welche der Krone Schweden anhiengen, zugesicherte Amnestie zu einer sogenannten besondern oder zufälligen Amnestie machen würde. Deutschland war nach einer richtigen Vorstellung des Zustandes im dreyßigjährigen Kriege in der That der Religion wegen in zwey Partien getheilt, in Ansehung deren im Westphälischen Frieden gegenseitige Amnestie versprochen wurde, ohne auf die verschiedene Art Rücksicht zu nehmen, nach welcher die mittelbaren und unmittelbaren Glieder des Reichs Partie genommen hatten; und nur in Ansehung der österreichischen Vasallen wurde einige Einschränkung dieser Generalamnestie nachgegeben, welche der Art. IV. §. 52—56 bestimmt. Daraus folgt also auch, daß es unrichtig sey, wenn der Verf. behauptet, die besondere Amnestie habe eine bloß verneinende Natur, und alles, was die Worte nicht sagen, sey stillschweigend ausgeschlossen. (§. 85) Nach dem wahren Sinne des Friedensschlusses ist überhaupt beyden Religionstheilen völlige Amnestie zugesichert, und es giebt davon keine andere Einschränkungen, als welche ausdrücklich verabredet sind. Man sieht also wohl, wie wenig Grund die Folgerungen haben, welche der Verf. zum Besten der Landesherren bey heutigen Restitutionsgesuchen aus dem Friedensschlusse zieht.

Re-

Repertorium des deutschen Staats- und Lehnrechts. Ehemals von einer Gesellschaft ungenannter Gelehrten mit einer Vorrede des Herrn Buders herausgegeben, nunmehr aber mit Zusätzen und neuen Artikeln weit über die Hälfte vermehrt und durchaus verbessert von D. Heinrich Gottfried Scheidemantel, der Rechtsgelahrheit ordentlichen Lehrer zu Jena, und verschiedener gelehrten Gesellschaften Mitglied. Erster Theil, A—E. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1782. 5 Alph. 4 Bogen.

— — — — Zweeter Theil, F—K. Ebendaselbst 1783. 4 Alph. 4 Bogen in gr. 4.

Daß dieses Werk ansehnlich vermehrt sey, giebt der Augenschein. Ob aber dasselbe, wie der Verf. auf dem Titel selbst rühmt, durchaus verbessert sey? und ob ferner die Vermehrungen eben diejenigen sind, deren die erste Ausgabe des Repertoriums in den Augen der Kenner bedurfte? das sind andere Fragen. In dieser Bibliothek kann darüber unmöglich eine so ausführliche Untersuchung angestellt werden, als nöthig wäre, um dieselben ganz entscheidend zu beantworten; und wir müssen dieses solchen kritischen Journalen überlassen, welche den neuesten Schriften aus der Rechtsgelahrheit allein gewidmet sind, und deren wir in unserm kritisirenden Zeitalter mehr haben, als nöthig wären. In einem derselben ist schon vom ersten Theile des Scheidemantelschen Repertorii eine ziemlich umständliche Beurtheilung gegeben; was sie bey dem Verf. aber gefruchtet habe, sieht man aus seinem herausgegebenen

Schreiben an die Staats- und Lehnrechtsgelehrten in Teutschland, die Recension, welche in der neuesten Juristischen Bibliothek 7 Stück, Gießen, 1781. wider die zwote Ausgabe des Repertoriums des teutschen Staats- und Lehnrechts von einem Ungenannten ist eingerückt worden. Leipzig, 1782. 4 Bogen in gr. 4.

welches auch mit dem zweyten Theile des Repertoriums ausgegeben wird. Wer seiner guten Sache gewiß ist, der wird zur Ehre seines eigenen gelehrten Namens sich keine Vertheidigung in dem Tone erlauben, in welchem dieses Schreiben abgefaßt ist. Vielleicht sind mehrere andere Recensenten dadurch in Schrecken gerathen, und haben Bedenken getragen, über das Werk eines so heftigen Schriftstellers ihre wahre Meynung gerade herauszusagen; denn wir finden, daß die meisten ihn mit allgemeinen faden Lobsprüchen durchwischen lassen; z. B. daß Hr. Scheidemantel sich sehr viel Mühe gegeben habe; daß er viel Brauchbares gesammelt habe; daß er das Werk ungemein vermehrt habe; daß das Publikum ihm vielen Dank schuldig sey, und was der nüchternen Redensarten mehr sind. Wir wollen doch aber bitten, daß die Herren, ohne sich an des Verf. ungebärdiges Geschrey zu kehren, genauer prüften, ob das Werk nun durch Hrn S. Bemühung die Vorzüge besitze, die ein Repertorium dieser Art schätzbar und brauchbar machen. Wir rechnen dahin vorzüglich:

1) Einen körnigten, faßlichen, und sehr bestimmten Ausdruck; der mit wenigem viel sagt, und den Lesern schnelle, deutliche und richtige Begriffe von jeder Sache beybringt.

2) In jedem Artikel eine genaue Ordnung und systematische Folge der Ideen, wodurch das gehörige Licht über die ganze Materie, welche in demselben abgehandelt ist, verbreitet wird.

3) Genaue und vorgängige Anlegung des Plans zum ganzen Werke, und Bestimmung, wo eine jede Materie hingehöre; d. i. wo sie der Leser am ersten sucht und erwartet.

4) Eine mit reifer Beurtheilungs- und Unterscheidungskraft angestellte Absonderung alles dessen, was der Hauptabsicht des Werks, auf den ersten Anlauf von einer Sache Belehrung zu geben, nicht gemäß ist: denn ohne dieses werden die Vermehrungen ins Unendliche gehen, und man wird endlich den Inhalt von allen Staatshandlungen in ein Repertorium bringen; oder seine ganzen Collectaneen, die sonst ihren guten Nutzen haben können, so wie sie sind, vor den Augen der gelehrten Welt ausleeren.

Daß dieses die wesentlichsten Erfordernisse eines guten Repertorii sind, wird uns Jedermann leicht zugeben; wir müssen aber zugleich offenherzig gestehen, daß wir sie an den beyden vor uns liegenden Bänden nicht bemerkt haben.

Brauch-

Brauchbarkeit des Werks können wir gleichwohl dennoch zugeben, und auch dem Verf. das dafür gebührende Lob gern gönnen. Aber es ist nicht die Frage von dem, was geliefert ist, sondern was da hätte geleistet werden können und sollen?

Fk.

3. Arzneygelahrheit.

Versuche aus der theoretischen Arzneykunde. Zweiter über Nerven- und innern Theil ihrer Krankheiten, von D. J. U. Gottl. Schäffer, — Oetting. Leibarzte. Nürnberg, 1784. in 8. bey Grattenauer. 414 Seiten.

Der Verf. geht von dem Grundsatze aus, daß die natürliche Mischung der Säfte von der gehörigen Beschaffenheit gewisser Nerven abhänge — größtentheils aus Schriftstellern, und nun wird es ihm leicht zu folgern, daß Krankheiten der Nerven widernatürliche Mischungen der Säfte bewirken, daß also die Erzeugung bösartiger Materien und Schärfen in Krankheiten nie als erste Ursache statt finden können, sondern als Folge fehlerhafter Einwirkung des Nervenwesens. Dies ist der Hauptinhalt, mit dessen Anzeige wir uns begnügen könnten. Da es aber einmal zum bon ton der heutigen Aerzte gehöret, von Nerven zu reden, und alles daraus zu erklären, so glauben wir unsern Lesern eine ausführlichere Anzeige von diesem Buche schuldig zu seyn, zumal wir nirgends diese Theorie so gut bewiesen, wenigstens nicht so gut eingekleidet finden — non e vero — ben trovato. Die Krankheiten durch Leidenschaften erregt, schienen uns immer einer der wichtigsten Gründe für diese Theorie, desto mehr hätten wir gewünscht, bey dieser Gelegenheit den Einfluß derselben vorzüglich auf die Verdauung umständlicher erkläret zu sehen, da sie hier wie ein mechanisch verschlucktes materielles Gift wirken. Besonders hätte die Ruhr (Erysipelas) diesen Gründen noch ein Gewicht geben können. Aber freylich bleibt bey dieser modernen Theorie

die

die Bequemlichkeit noch immer größer, und das Polſter, wovon der Verf. in ſeiner Nachſchrift ſagt, immer weicher, als bey irgend einer andern Theorie, da man das: wie? unerklärbar findet, und den Leichtgläubigen, die ſich nun weiter belehren wollen, nichts weiter antworten kann, als: genug, das Uebel entſteht von Nerven. Bey der ſchönen Lectüre des Verf. haben wir auch ungern den Fontana über das Viperngift vermißt, der zur Aufführung des Gebäudes ihm vielleicht noch manche Stütze würde geliehen haben. Bey der Gelbſucht, meynt der Verfaſſer, werden verdorbene Säfte in der Blutmaſſe ſehr ſichtbar zurückgehalten, und dies ſey ein großer Beweis wider die Theorie von verdorbenen Säften S. 29. Aber, möchten wir fragen: was entſteht denn endlich, wenn man einer Gelbſucht ſich ſelbſt überläßt? nicht Schwarzſucht und allmäliche Verderbniß der Säfte? freylich kein Gallfieber, aber doch ſichtbar ſpecifiſche Verderbniß; dies Exempel ſcheint alſo am wenigſten paſſend zu ſeyn, ſo ſehr viele Gründe der Verf. auch für die Theorie hat, und viele überzeugen wird.) Zu allgemein heißt es auch S. 38: „es findet alſo überhaupt keine Entfernung der Stoffe aus der Blutmaſſe durch künſtlich erregte Ausleerungen ſtatt, woferne nicht die Scheidung gutartiger Säfte von verdorbenen vorhergegangen iſt.“ Gar zu leicht kann ein ſolcher Grundſatz einen Anfänger, der die Theorie nicht genau durchſtudirt, auf Irrwege leiten, und es hätten wenigſtens Ausleerungen durch die Haut von andern unterſchieden werden ſollen, da ſonſt die Erfahrung von Strack und manchen andern beobachtenden Aerzten bey Petechien, und unzähligen ähnlichen Krankheiten widerſpricht. Die Entzündung ſey keine Folge ſtockender Säfte, S. 52, ſondern kranker Nerven, wovon die Stockung ſelbſt eine Wirkung iſt; die Fieberzufälle laſſen alſo nicht eher nach, bis dieſer Nerv entweder wieder geheilet, oder in eine Art Verderben, welche wir Eiterung nennen, übergegangen iſt. (Schade, daß die Scharfſicht ächter und zuverläßiger Zergliederer, eines Walters ꝛc. nur grade an den Theilen nichts von Nerven hat entdecken können, wo oft die heftigſte Entzündung entſteht.) Es müſſe verſchiedene Nervenarten geben, da z. E. ein Theil oft die Bewegung noch behält, wenn das Gefühl verlohren iſt ꝛc. — aus verſchiedenen Krankheiten bewieſen S. 81. Nach dieſer Vorausſetzung müſſen auch die Arzneyen anders wirken, als man bisher geglaubt hat, nämlich ſie wirken, vorzüglich auf Nerven, welches

welches der Verf. durch verschiedene Klassen von Arzneymitteln, selbst vom Aderlassen zu beweisen sucht S. 89. Die Arzneyen wirken durch Reize auf die Nerven. (Hier hätte Hr. S. die moralischen Ursachen, welche oft eben diese Wirkung thun, Diarrhöe bey Schrecken, Furcht ꝛc. noch zu seinem Vortheile nutzen können, und eben so hätte man bey der aus Unzer S. 104 angegebenen schönen Erklärung sich die Wirkung hinzu denken können, welche ohne allen materiellen Reiz in den Speicheldrüsen erfolgt, wenn von sauren Speisen gesprochen, oder ein Erbrechen durch eine sehr natürliche Beschreibung einer ekelhaften Sache erregt wird. Doch möchten wir wieder auf der andern Seite bey exanthematischen Fiebern wie S. 108 bey Masern, nicht gerne der Erklärung des Verf. beytreten, daß an den kranken Hautnerven der Magen Antheil nehmen müßte, und so ein Erbrechen entstehe; vielmehr ließe sich die Erscheinung ganz umgekehrt erklären, und die Ursache möchte wohl im Magen nicht so ganz immateriell — oder blos consensualisch seyn. Der Rec. kann sich noch immer das Bild aus seiner Seele nicht wegwischen, das bey Ausschlägen die genossenen Muscheln ihr eingedruckt haben, oder was Fontana von dem so kleinen Tröpfgen Viperngifte beobachtet hat. Ganz richtig ist sonst schon auch von andern erwiesen und anerkannt, daß Brechmittel nicht blos deswegen Nutzen schaffen, weil sie allezeit etwas sichtbares Kränkliches ausleeren. S. 125 von Krankheiten, wie man verdorbene Säfte, Materien, krankmachende Stoffe, als Ursachen annimmt, da man sollte auf Nerven Rücksicht nehmen — so gar auch das gefährliche Wöchnerinnenfieber, das nichts weniger, als Entzündungs- oder faulichter Zustand im Unterleibe, im Netze ꝛc. — oder Milchversetzung sey, sondern wenn man dergleichen in Leichen gefunden, so sey es blos Wirkung nicht Ursache der Krankheit, und das ganze Uebel habe seinen Sitz in den Nerven. (Aber warum kann man nun nicht umgekehrt schließen, daß zuletzt die Nerven auf eine specifische Art leiden und angegriffen werden, und dann erst der Tod erfolge? und — die Brechmittel, die der Verfasser Nervenmittel nennet, sind doch auch in jenem Falle nicht übel angebracht!

Mehr sind wir bey intermittirenden Fiebern S. 131 des Verf. Meynung, und die bösartigen derselben, vorzüglich von Werlhof kenntlich gemacht, und nach der Natur treffend gezeichnet, sind der stärkste Beweis wider die alte Theorie,

und

und zugleich wider die Ausleerungsmethode, welche der Verf. so richtig bestreitet, zumal da nach den neuern Erfahrungen Opium hier so nützlich ist.

Bey dem großen Antheile, den Hr. S. fast allen Nerven, und ausschließlich den Nerven des Magens bey der Wirkung der Arzneyen beylegt, ist ihm entfallen, was für Wunder beobachtende Aerzte itzt mit Clystiren verschiedener Art thun, deren Wirkung doch nicht von den Nerven des Magens abhängen wird. Selbst die Ruhr sey eine Krankheit der Nerven S. 141, und nur ein Symptom einer Krankheit, deren wahre Ursache in einem Fehler der Nerven liege. Hier scheinen uns jedoch die Gründe wieder zu schwach, besonders der von Opium unter Bauern zuweilen im Anfange dieses Uebels mit Nutzen angewandt, und die Theorie könnte von gefährlichem Einflusse auf die Therapie seyn, ob wir gleich hier eben so wenig den Verf. mit Ueberzeugung belehren werden oder dürfen, als bey der Beurtheilung des ersten Theils seiner Schrift, worüber er sich in einem eignen P. S. beschweret; denn eine ausführliche Beantwortung oder Widerlegung seiner Gründe findet in unserm Journale wegen der Kürze, die uns die unübersehbare Menge der Schriftsteller selbst nothwendig macht, nie statt, und wir müssen uns immer begnügen, unser Urtheil nur kurz, aber so zuverläßig zu sagen, daß es unser Leser, der das Buch will kennen lernen, nicht allein der beurtheilte Autor, glauben kann. Die wahre Ursache meynt Hr. S. liege nicht in Erkältung, sondern in dem widrigen Eindrucke, den die Constitution und Jahreszeit auf Nerven macht. (Entfernen wir uns aber durch dergleichen Allgemeinheiten und Unbestimmtheiten nicht immer weiter von einer nützlichen Theorie, und bringen eben dadurch zu viel Bequemlichkeit in die Pathologie? anstatt daß wir nur schärfer untersuchen sollten, was eben diesen widrigen Eindruck machen könne, bleiben wir blos bey dem Eindrucke selbst stehen.)

Vom Schlagflusse, die schon von Weikard ꝛc. angegebene Theorie, und die alte bestritten, doch wider diesen Gelehrten geleugnet, daß er von Gicht entstehe. Nun Gicht selbst S. 179. Krebs ꝛc. auf dieselbe Art von Nerven hergeleitet. Bey ansteckenden Krankheiten kommen auch Blut und Säfte nicht mehr in Anschlag S. 228, sondern Nerven; hier wäre der Ort gewesen, die belebte Pathologie zu bestreiten, besonders bey chronischen Ausschlägen, so sehr wir auch übrigens dem

dem Verf. beypflichten, daß gerade in dieſem Falle nicht Säfte, ſondern Nerven leiden, wenn es nur nicht ſchwer zu erklären bliebe, daß Milben auch eine Folge von Nervenkrankheit ſind. Bey der erſten urſprünglichen Entſtehung anſteckender Krankheiten S. 255 müſſen wir geſtehen, daß uns Elsner mehr befriedigt hat. Auch das Krätzgift S. 258 erklären wir uns anders, aber hier iſt kein Platz, es für andre zu thun. Ueberhaupt geht des Verf. Meynung dahin, daß die verdorbenen Materien, welche im Scharlachfieber ꝛc. vor dem Ausbruche des Fiebers da ſind, wahrſcheinlich Wirkungen ſeyn, die nach Beybringung des Gifts überhaupt von Unordnungen in Nerven herrühren. S. 265. Von den eingeimpften Pocken S. 297; ein gutes Raiſonnement. Bey der Luſtſeuche hat er, wider Erwarten, die neueſten Nachrichten vom Opium nicht genutzet, die ſeiner Theorie hätten Gewicht geben können, oder er ſahe vielleicht voraus, daß ſich der Nutzen deſſelben nicht beſtätigen, und alſo ſeine Theorie auch dadurch verlieren würde. Die Milchverſetzung ſey keine Urſache des Kindbettfiebers. S. 407. Wie weit es übrigens annehmlich ſey, aus allen flüßigen Theilen ꝛc. eine urſprüngliche Quelle — auch andre Urſachen von Krankheiten wegzudemonſtriren, und ob dies Lieblingsſyſtem nun nicht bald wieder von andern Theoretikern werde niedergeriſſen werden, muß die Zeit lehren. Wie gerne hätten wir dem Verf. noch mehr Gründe für und wider ſeine Theorie mitgetheilt! wenn der Raum nicht zu eng geweſen wäre; das Geſagte müſſe er ſonſt mehr als Scepticismus auslegen, wodurch ſich oft mehr aufkläret, nicht als Perſifflage, da wir ihn im Ganzen als einen denkenden Kopf wirklich verehren. Er hat die beſten neueſten Schriftſteller geleſen, vorzüglich Plattner und Unzer genutzt.

Archiv der mediziniſchen Polizey und der gemeinnützigen Arzneykunde. Erſter Band. Herausgegeben von Joh. Chr. Fr. Scherf — Leipzig, 1783. bey Weygand. 399 Seiten in 8.

Es iſt gewiß für einen Recenſenten ein ſehr ſeltenes Vergnügen, daß er ein Buch leſen muß, welches er gerne, auch ohne dieſes muß, zu ſeinem eignen Nutzen durchgeleſen hätte, und das er ſo allgemein auch andern Leſern anpreiſen kann.

Der

Der Plan von dem gegenwärtigen Buche verspricht mehr als einer Klasse von Lesern einen so zuverläßigen Unterricht, als die Ausführung desselben vortrefflich gerathen ist. Blos aus dem trocknen anzuführenden Inhalte würden die Leser schon bemerken, daß der Verfasser seinem Werke den Titel mit völligem Rechte gegeben, und er nicht nur gemeinnützige, die gesunde sowohl, als kranke Menschheit interessirende Schriften, wie in einem Archive heilig aufzubewahren suchet, sondern auch seinem Plane getreu bleibt, was nur einige Beziehung darauf hat, mitzutheilen. Wenn wir noch hinzusetzen, daß er die in sein Archiv aufgenommenen Aufsätze nicht nur durch sorgfältige Wahl, sondern auch durch Einkleidung und Zusätze ungemein unterhaltend zu machen weiß, so dürfen wir weiter nichts sagen, um es als eins der gemeinnützigsten Bücher zu empfehlen, das seit vielen Messen erschienen ist. Blos die Aufschrift von einigen Aufsätzen wird viele schon reizen, es selbst zu lesen. Der Verf. meynt, daß einige andre Schriften mit der seinigen eine Aehnlichkeit hätten, allein er hoffet noch manche Aehre auf dem Acker aufzufinden, welche diese Männer schon vor ihm eingeärndtet haben, die in Bündel gebunden doch dem Publikum nützlich und angenehm seyn sollen. (Man kann sagen, daß sie ihm noch ganze Garben übrig gelassen haben.) Hier ist der Inhalt: 1) Hildesheimische Medicinalordnung von 1782. So sehr die von Hrn. Scherf hinzugefügten häufigen Noten bey einer etwanigen andern Auflage Beherzigung verdienen, so groß ist doch schon das Verdienst des Fürsten itzt (In magnis *voluisse* sat est) wenigstens anzufangen, in einer Gegend Licht zu verbreiten, wo es bisher noch so dunkel war. 2) Neue Verordnung, die Ertrunkenen betreffend. Strasburg, 1782. verdiente allerdings, so wie 3) die hannöverische Verordnung, in einem Archive aufbewahret zu werden, da sie ohnehin nicht leicht in den Buchhandel kommen, und also selten werden. Beyde empfehlen sich durch den populären Ton. 4) die Schwindsucht, eine Polizeyangelegenheit. Von Wichmann zu Hannover. Aus dem hannövetischen Magazine. Der Verf. warnet nach anderer Beobachter und seiner eignen Erfahrung wider die Ansteckung, und fodert die Polizey auf, dieser Art von Ausbreitung zu verhüten, da sich diese Krankheit ohnehin schon so sehr ausbreite — räth den Nachlaß solcher Kranken, ihre Kleidungen, vorzüglich Betten, nicht zu vertrödeln ꝛc. 5) Etwas über Zwistigkeiten der Aerzte

und

und ihre Urſachen, von Frank. (itzt zu Göttingen) Meynet, ſie liege gröſtentheils darinn, daß wir von der Wichtigkeit unſers Berufs weder hinreichende Begriffe haben, noch durch eine zweckmäßige Erziehung zu unſerm Stande vorbereitet worden ſind. Man ſoll mehr gemeinſchaftlich zu Werke gehen, ohne deswegen dem Kranken Publikum mehr Unkoſten zu verurſachen. Für weit weniger wichtige Rechtshändel ſitzen ganze Kollegien beyſammen, jeder Rath gebe ſeine Stimme, und mache ohne Beleidigung ſeine Anmerkung über den vorliegenden Fall ꝛc. 6) Einige landesherrliche oder obrigkeitliche Verordnungen, Verfügungen, oder Anſtalten zur Verhütung der tollen Hundebiſſes und Abwendung der auf ihn erfolgenden Wuth, oder Waſſerſcheu. Der Verf. hat hier mit großem Eifer, zum Nutzen ſeiner Leſer, aus 5 verſchiedenen dergleichen Verordnungen, das Wichtigſte ausgezogen, und mit ſo vielen eignen Zuſätzen verſehen, daß dieſer Artikel einer der intereſſanteſten im ganzen Archive geworden iſt. Das Sächſiſche Mandat von 1782; die Würtembergiſche Verordnung von 1780; das Speyerſche Mandat von 1779; der Unterricht fürs Amt Hohenberg 1782; imgleichen der von den Phyſicis zu Frankfurt a. M. 1780 gegebener Unterricht, haben ihm Stoff dazu gegeben. Man muß ihm deſto mehr für dieſe Sammlung Dank ſagen, da einige der Verordnungen den Buchhändlern gar nicht bekannt ſind. Bey Gelegenheit des ſogenannten Tollwurms, worüber Hr. Scherf ſich S. 170 weitläuftig erkläret, iſt es doch luſtig, zu erfahren, daß man in der Oberlauſitz dieſen Tollwurm in den Schwänzen der Hunde ſuchet. 7) Ein Verſuch, die Viſitationen der Apotheken betreffend, von Mönch zu Caſſel. Aus dem Baldingerſchen Magazin ſchon bekannt, aber wegen ſeines Nutzens gewiß einer Stelle hier werth. Der Herausgeber hat S. 194 einen ſehr inſtructiven Zuſatz über die Kennzeichen der Güte und Aechtheit der gewöhnlichſten Arzneyen dazu gemacht. 9) Jannins Vorſchlag die ſchädlichen und tödtlichen Ausdünſtungen der Kloake, den verderbten Geruch der Gaſſen, der Krankenhäuſer, der Gefängniſſe, der Kriegesſchiffe unſchädlich zu machen. 11) Nachricht von der neuen Einrichtung in dem mediziniſchen Kollegium zu Anſpach, aus der Medicinalordnung von 1780 gezogen, die zur unſre Bibliothek ſo wenig als die Hildesheimiſche einen Auszug verſtattet. Sollte der Verdacht S. 279

wegen des Kupfers in der von Guajacholz verfertigten Tinctur wirklich gegründet seyn? 13) Sarcons zu Neapolis Entwurf zur Ausrottung der Kinderblattern. Ein frommer Wunsch, der in Deutschland schwerlich erfüllt werden dürfte, so sehr auch vernünftige Aerzte eben dasselbe wünschen. 14) Vorschlag, die Electricität (wir hoffen, Hr. S. läßt künftig dem Buchstaben E auch in andern Worten wieder Gerechtigkeit wiederfahren, setzt ihn in seine vorige Rechte wieder ein, und schreibt nicht weiter medizinisch Kolloquium) im Scheintode, Asphyxie anzuwenden, verdient die ganze Aufmerksamkeit praktischer Aerzte, und schreibt sich von dem gelehrten Arzte zu Weimar, Hufeland, her. Wir glauben mit dem Herausgeber S. 309, daß die Electrisirmaschine künftig die Maschine zum Tabaksrauchclystiere aus den Rothkisten verdrängen werde. 15) Apothekerwünsche von Ehrhart. 16) Ein Beytrag zur Volksarzneykunde. Ein Mittel gegen den Wespenstich. Gequetschte Kartoffeln. 17) Die Art der Austheilung des Weins bey dem heil. Abendmahle erfordert die Aufmerksamkeit der medizinischen Polizey. 18) Vorsichtsregeln bey dem Genuß der Muscheln. 22) Kurze Nachrichten von heilsamen Veranstaltungen, Verordnungen, Thaten, und Verfügungen, die zur Aufnahme und Ehre der Arzneywissenschaft und der medizinischen Polizey abzwecken. Hier hat der Verf. 33 solcher Merkwürdigkeiten aller Orten her zusammengesucht, z. E. daß in Wien nunmehro das Barbieren zu einem Geschäffte der Perukenmacher erkläret, und die Innung der Chirurgen aufgehoben worden, hie und da öffentliche Krankenhäuser angelegt, daß Werlhof zu Hannover ein Monument erhalten ꝛc. Den Beschluß dieses Bandes machen Recensionen von solchen Büchern, die in dies Fach gehören. Wir können nichts eifriger wünschen, als daß der Verfasser seinem Werke eben dieselbe Einrichtung lassen möge, ohne sich an einer gewissen Zeit zur Ausgabe zu binden, und sind alsdenn von dem großen Nutzen desselben innig überzeugt.

Der zweyte Band dieses Archivs ist eben daselbst 1784 auf 346 Seiten erschienen.

Der Inhalt desselben ist dem ersten gleich, und gewiß von eben demselben Nutzen, so daß man den Verfasser zur Fortsetzung desselben nicht genug auffodern kann. Wir ziehen wieder die wichtigsten Artikel aus, obgleich kein einziger ohne alles

alles Interesse ist. 1) Ysenburgische Hebammenverordnung 1782. 2) Kurzer Unterricht, durch was für Mittel plötzlich verunglückte und leblos scheinende Personen wieder hergestellt werden können. Braunschweig, 1780. Hier ist Hr. Scherf so bescheiden, daß ob er gleich in diesem Fache der medicin. Polizey, wie seine Hensslerischen Rettungsmittel zeigen, vorzüglich glänzet, doch nicht die geringste Note macht. 3) Von der Krankenwärterstube zu Mannheim. Ein nützliches Institut, das Herr May gestiftet hat. 4) Wie Krankenzimmer beschaffen seyn und gereiniget werden müssen. Theils von eben demselben, theils aus einer kleinen Brochüre, die zu Strasburg 1783 erschien. Man hätte aber Hospitäler von Pallästen der Großen unterscheiden, und erinnern sollen, daß vieles von der vorgeschlagenen Einrichtung nicht überall und im ersten anwendbar ist. 7) Von dem zu Hannover errichteten Hospital zur Aufnahme und Entbindung armer geschwächter Personen, und der damit verbundenen Hebammenschule. Ein nachahmungswürdiges Institut, das sich, wie wir vernehmen, sehr erhält, und von dem Umfange ist, daß auch außer Hannover befindliche Personen daselbst angenommen und in der Hebammenschule unterrichtet werden. 8) Sächsisches Mandat, von dem Verhalten bey Hornviehseuchen, 1780. das durch die Anmerkungen des Herausgebers auf den 18 folgenden Seiten einen ungleich größern Werth erhält, wo er die Meynungen einiger Schriftsteller anführet, welche eben denselben Gegenstand behandelt haben, und zugleich über die Quarantänen ein freymüthiges Urtheil äussert, auch an die Inoculation dieser Seuche erinnert, wovon in dem Mandate keine Erwähnung geschehen. Die Sperrungen scheinen Hrn. S. den gehofften Nutzen zu haben 11) Ein bewährtes Mittel wider die Würmer der Hausthiere. Aus Gözens großem Werke von Würmern genommen. Hr. S. meynet, es ließe sich auch bey Menschen anwenden, wie er schon aus 2 Beyspielen beweiset; es scheint uns jedoch bey andern als phlegmatischen mit großer Behutsamkeit zu empfehlen zu seyn. 12) Erfolg der Versuche, welche in Gegenwart der Abgeordneten der Gesellschaft der Wissensch. ꝛc. von Janin über die Vertreibung der Moffeln der Abtritte angestellt worden. 13) le Roi von einer bessern Bauart, und unschädlichern Einrichtung eines Krankenhauses. Hat der Verf. aus Hun-

czovsky entlehnet, war aber, wo wir nicht sehr irren, sonstwo schon weitläuftiger beschrieben. Die S. 153 sogenannten Luftbrunnen, oder Ventilatoren am Fußboden angebracht, sollen nach der kürzlich erschienenen wienerischen Instruction von Brambilla, auch in deren dortigen Spitale angebracht werden, ob uns gleich der vorzügliche Nutzen noch nicht so recht einleuchtet. 14) **Medizinisches Bedenken über den Gemüthszustand eines Mörders.** Ein Muster einer medicinisch-gerichtlichen Untersuchung, das allen sogenannten Physicis bekannt werden sollte, und woraus sie lernen können, daß es bey Mordthaten auf etwas mehr ankomme, als etwa zu untersuchen, ob der Thäter mit einem stumpfen oder scharfen Instrumente den Mord begangen, ob die Wunde an sich zufällig, oder durchaus tödtlich sey, und was dergleichen triviale Untersuchungen mehr sind; sondern daß man zugleich mit etwas mehr philosophischem Auge den Mörder selbst ansehen, und dessen moralischen und physischen Zustand beurtheilen müsse, um in so wichtigen Dingen, als Leben und Tod sind, entscheiden zu können. Das Bedenken ist von dem Leibarzte, Hn. Hensler, abgefasset, und eine Zierde dieses Archivs. 15) **Von einer Hospitalanstalt und medicinisch-chirurgischen Schule des Hofraths Trampel zu Meinberg.** Die dortige Quelle giebt Anlaß, viele merkwürdige Fälle zu sehen, und der Unterricht des H. Trampels muß also desto lehrreicher seyn. 16) **Inquisitionsacten wider einen Menschen, wegen eines einem Kinde eingegebenen Maywurmes, und darauf erfolgten Todes.** Für den Politiker und Arzt merkwürdig. Das juristische Urtheil macht mit dem Berlinischen Befehl einen sehr auffallenden Contrast. In Berlin wurde der Maywurm fast zu eben der Zeit als ein Mittel nicht nur empfohlen, sondern als eine Kostbarkeit gekauft, und im Hannöverischen wurde ein Invalide, welcher den Maywurm einem Kinde eingegeben hatte, zur vierwöchentlichen Gefängnißstrafe verurtheilt. 17) **Wiesbadensche Anleitung für den Landmann in Absicht auf sein Verhalten bey herrschender Ruhr.** Sehr populär geschrieben, 1783, und zeichnet sich dadurch vor andern aus, daß sie keine Mittel empfiehlt, sondern dem Landmanne nur sagt, was er nicht thun soll. 18) **Von einem chemischen Lehrinstitut des Hrn. Wiegleb zu Langensalze.** 19) **Beytrag zur medizinischen Polizey, in Rücksicht des Verbots der Pockeneinimpfung, außer einer Blatterepidemie.**

Ist

Ist einer der instructivesten Aufsätze im ganzen Archive, und erhält dadurch noch mehr Interesse, daß in vielen Ländern (noch itzt zu Haarlem) dieses Verbot zuweilen wiederholet wird. Die Gründe, welche Hensler noch übrig gelassen hat — und in der That waren seine schon entscheidend — hat Hr. S. hier sorgfältig gesammlet, und, wo uns recht ist, die Materie erschöpft. Kein beobachtender Arzt kann ihm seinen völligen Beyfall versagen. Nur scheinet das, was S. 236 und 237 als entschieden angenommen wird, durch das, was ein Meister in dieser Kunst, Dimsdale, in seinen letztern Beobachtungen (tracts on Inoculation) behauptet, auch wirklich durch die Art, wie man in dem Hospitale zu London einimpfet, zweifelhaft zu bleiben, daß nämlich ein Geimpfter von der natürlichen Ansteckung nichts zu befürchten habe. Inzwischen bleibt doch die vom Hrn. Scherf empfohlne Vorsicht deswegen nöthig, weil man nicht immer sogleich nach der Operation mathematisch gewiß ist, daß nun das Gift auch sogleich gefaßt habe, und oft, wie die Erfahrung lehret, die Operation zum zweytenmale gemacht werden muß; zwischen diesen beyden Observationen wäre also doch die natürliche Ansteckung möglich. 20) **Kinmanns Vorschlag, die Schädlichkeit kupferner Gefäße zu verhüten.** Unter den landesherrlichen Verordnungen und Anstalten zur Verhütung des tollen Hundebisses und Abwendung der auf ihn folgenden Wasserscheu Num. 22, ist die Speyersche abgedruckt, und von dem Herausgeber mit so vielen Zusätzen, Berichtigungen, und Noten versehen, daß sie dadurch eine ausführliche Abhandlung über diese Materie geworden ist, die das Merkwürdigste und Neueste, auch vom Maywurm und dem Werlhofischen Mittel ꝛc. enthält. 24) Ist die Fortsetzung der Nachrichten von heilsamen Veranstaltungen, Thaten ꝛc. die zur Aufnahme und Ehre der Arzneywissenschaft und medizinischen Polizey abzwecken, und geht von 34 bis 57. Eine Verordnung im Preußischen, worinn das Läuten beym Gewitter untersagt wird, — in Basel ist das Walzen verboten beym Danze — Aufhebung der Kirchhöfe in Wien ꝛc. Ob es aber auch zu heilsamen Verordnungen gehöre, wenn S. 314 in Wien viele kleine Hospitäler aufgehoben, und ein großes von 2000 Betten errichtet wird, ist uns zweifelhaft. Den Beschluß dieses Bandes macht wieder eine Anzeige neuer Schriften.

Wt.

Geſchichte, Beſtandtheile und Wirkungen des Hambacher und Schwollener Sauerbrunnes im Marggräfl. Badenſchen. Auf Befehl verfaſſet von D. Fr. Wilh. Maler. Carlsruh, 1784. verl. Macklot. 102 S. in 8.

Der Brunnen iſt ſchon ſeit dem 16ten Jahrhundert im Ruf; es ſind auch einige gute Anſtalten da. Das Waſſer enthält Luftſäure. Nach dem hier mit einer Blaſe, und nicht auf die genaue Bergmannſche Art gemachten Verſuche, die Menge dieſer elaſtiſchen Materie zu beſtimmen, enthielt das ſtärkſte dieſer Waſſer nicht ganz ſeine eigene Ausdehnung an Luftſäure. Es ſind überaus leichte Waſſer, die zum Theil nur einige Gran fixe Materie zeigen. Etwas Laugenſalz, Kalkerde, Thonerde, und ganz unnennbar wenig Eiſen, das ſich durch reagentia nicht blicken läßt. Daß neben der Luftſäure noch, wie S. 54 geſagt wird, flüchtige Schwefelſäure (was iſt denn das, etwa Naphta?) in dem Waſſer ſeyn ſoll, iſt völlig nach alten unrichtigen Ideen. Alle die Verſuche, die das beweiſen ſollen, beweiſen nur das Daſeyn der Luftſäure, oder wie es hier noch heißt, der fixen Luft. Wenn der Verf. nur irgend eins der neuern Bücher über die elaſtiſchen Materien leſen will, etwa Bergmann oder Cavallo u. ſ. w. ſo wird er ſeines Irrthums bald inne werden. Man badet und trinkt hier. Die Krankheiten, wobey es helfe, ſind blos mit dem Namen angegeben. Einige Krankengeſchichten, aber ſehr kurz. Nach S. 99 zeigte doch das Pyrmonter Waſſer weit mehr Stärke; es hat aber auch an geiſtigem Weſen beynahe anderthalbmal ſein eigen Volumen, und wohl ſechs bis ſiebenmal ſo viel fixe Beſtandtheile.

Joh. Dan. Metzgers, Hofraths und Prof. zu Königsberg vermiſchte mediciniſche Schriften. Dritter Band. Königsberg, bey Dengel. 1784. 432 S. in 8.

— — Derſelben neue Auflage auf Druckpapier alle 3 Theile, 8. 1784.

Der

Der gelehrte und fleißige Verf. fährt fort, die Früchte seiner Lectür seines Nachdenkens und seiner Bemerkungen dem Publikum mitzutheilen. Im Ganzen bleibt ohngefähr unser Urtheil über den Verf., wie bey der Anzeige der vorigen Theile. (Bibl. 53 B. S. 391). Wir zeigen die verschiedenen Stücke dieses Bandes an.

I. Fortgesetzte medicinische Topographie von Königsberg. Hierin kömmt er nunmehr auf die endemischen Krankheiten, wo denn freylich von Krankheiten gehandelt wird, die allenthalben vorkommen; es scheint nicht, daß Preußen hierinn etwas besonders habe. Die Lebhaftigkeit des Verf. scheint ihm, der, wie es scheint, alles Neue lieset, ein wenig zu sehr nach allem Neuen hinzuziehen. Viel macht er sich mit einem Herrn C. Rath Bock zu schaffen, der uns unbekannt, und allem Anschein nach kein vorzüglicher Schriftsteller ist; aber Hr. M. sollte bedenken, daß ihn dergleichen mehr belustigen mag, als seine Leser. Er stimmt für den medicinischen Despotismus und für Collegia medica, aber alles wohl erwogen, däucht dem R. doch Freyheit und Concurrenz besser. Nicht wegen des Colleg. medici, sondern wegen Vergiftungen, erhält man in Rußland keine Arzney aus der Apotheke ohne einen Arzt und unversiegelt. Sehr beschwerlich ist das freylich.

II. Gerichtliche Arzneywissenschaft. Dieser Abschnitt enthält Leichenöffnungen, Viva Reperta, Gutachten, die gerichtlichen Aerzten zu lesen nützlich seyn werden. So wie alles Neue, so hat Hr. M. auch die Schädlichkeit der Bäume im Schatten angenommen, und aus dem Grunde dahin gestimmt, daß man den Königsbergern die Bäume auf den Straßen nicht lassen sollte. Unsere theoretischen Einsichten in diese, so wie in viele andere Materien, gehen gewiß noch nicht weit genug, um daraus etwas entscheiden zu dürfen Aber wie will man vollends mit der Erfahrung fertig werden, die das Gegentheil unserer schönen Theorie zeigt? Wie viele Förster, Kohlbrenner und ganze Dörfer wohnen gesund und wohl in den dicksten schattigsten Blättern, ohne die medicinische Polizey zu fragen, ob sie was dabey zu erinnern habe.

III. Anatomie und Physiologie. Die processus mammillares im Hirn einiger Thiere fehlen im Menschen.—

Ueber den körperlichen Vorzug des Menschengeschlechts vor den Thieren, eine akademische Rede. Diese körperlichen Vorzüge setzt er in die Vollkommenheit der Sinnesorganen und in den aufrechten Gang. — Ueber die Temperamente. Hr. M. nimmt nur zwey Arten an, das reizbare und das träge. Warum setzt er aber den Krüger so sehr herab, wir dächten, für seine Zeit war der Mann doch wohl etwas; Ideen und Erfindung hatte er gewiß, das zeigen seine Träume.

IV. Chirurgie. Schreiben über den Kaiserschnitt und die Synchondrotomie, wider erstern und für die letztere. Hr. M. hatte auch schon im vorhergehenden Bande einen glücklichen Fall von der Schambeintrennung erzählt.

Bey der großen Leichtigkeit, mit welcher Hr. M. schreibt, wünschten wir wohl, daß er die Bände seiner Schriften etwas langsamer folgen ließe, sie würden dadurch unstreitig am Gehalt und in der Auswahl gewinnen, und daher ihrem ohne allen Zweifel geschickten Verfasser auch größere Ehre bringen.

Nf.

Bernardi Siegfried Albini historia musculorum hominis, cum VIII figuris. Editio altera, notis aucta. Francof. et Lipſ. ſumptibus Tob. Göbhardt. 1784. 3 Alph. 5 B. in 4.

Die Originalausgabe von diesem bekannten vortrefflichen Werke hat sich itzt schon ziemlich selten und theuer gemacht. Es war daher ein sehr löbliches Unternehmen des uns unbekannten Herausgebers, daß er diese neue Auflage veranstaltete. Er hat sie dadurch bereichert, daß er die albinschen Tafeln und die illuminirten Kupfer von Gaukler, Dagety und Gadelot bey der Beschreibung jedes einzelnen Muskels angeführet hat. Wir wünschen dem Buche reichlichen Abgang, um die gründliche Kenntniß der so wichtigen Muskellehre desto mehr in unserm Vaterlande ausgebreitet zu sehen. — Der Abdruck ist, so viel wir ihn durchgegangen haben, correct, auch die Kupfer sind gut nachgestochen.

Neue

Neueſtes mediciniſch-chirurgiſches Wörterbuch. Nicht nur für Aerzte und Wundärzte, ſondern auch für jedermann. Wien, bey Sonnenleithner, 1784. 15 Bogen in gr. 8.

Das allerunſinnigſte und elendeſte Gewäſche, was ſeit langer Zeit Recenſenten zu Geſicht gekommen iſt. Der Verfaſſer nennt ſich am Ende der Vorrede: Ferdinand von T***, der Philoſophie und Arzneykunde Doctor; man ſollte aber aus dieſer Probe eher glauben, daß er ein armſeliger Stümper von einem Dorfbarbier wäre. Schämte er ſich denn nicht, ſolchen Unſinn in die Welt zu ſchicken? Wir wollen nur ein Paar Beyſpiele anführen: „Sacculus, ein Sack. In der Anatomie wird dieſes Wort oft gleichnißweiſe genommen. Als z. B. der blinde Darm wird ſacculus genennet, wie auch das Herzfell eben dieſen Namen erhalten. Sperniola ranarum, iſt der Saamen von den Fröſchen. Sarcoma, ein Fleiſchgewächs in der Naſe, oder auch an andern Theilen. Iſt vom polypo an Größe und Geſtalt unterſchieden. Cancer, hat außer den Bedeutungen, welche nicht hieher gehören, als der Krebs, das himmliſche Zeichen, noch ſehr viele, die in der Medicin vorkommen. 1) heißt insgemein cancer jedes mit einer Schale bekleidete Thier, ſo kein Blut hat, ſonderlich die Krebſe. 2) Wird auch cancer, oder Krebs, genannt ein hartes, empfindliches, und voller Geſchwüre von einem verbrannten humore entſprungener Geſchwulſt. 3) Eine Binde, welche gleichſam einen Krebs bildet.“ — Doch, wir ſind ſchon müde, ſolch abſcheuliches Zeug abzuſchreiben, das unter aller Kritik iſt.

Sk.

Der Herren Schulze, Blizard und Wathen Abhandlungen von der Heilung der Thränenfiſtel, und den neueſten dazu vorgeſchlagenen Operationsmethoden. Mit Kupfern. Leipzig, bey Cruſius, 1784. 122 S. in 8.

Warum auch dieſe Schriften überſetzt worden, ſehen wir nicht ein; es müßte denn geweſen ſeyn, um eine müßige Hand

zu beschäfftigen. Unter den drey Abhandlungen ist die vom Hrn. Schulze die beste. Sie kam 1780 in Strasburg als Inauguraldissertation heraus, und enthält eine ziemlich umständliche Beschreibung der bekannten Operationsmethoden dieser Krankheit mit einiger Beurtheilung. Natürlich war es, daß er, als ein Schüler vom Hrn. Lobstein, die Methode seines Lehrers allen andern vorzog, und sich, in Ermangelung eigner Erfahrung, auf die seines Lehrers bezog. In der ächten Thränenfistel (er belegt nämlich mit diesem Namen „die Verschwärung des Thränensacks, bey welcher etwas Eiter herausfließt, und welche mit einem Auftreten der Wände dieses Sacks verbunden ist" S. 15) will er eine mondförmige Incision in den Thränensack machen, eine mit einem Knöpfchen versehene Sonde von ganz reinem Silber, die an dem andern Ende ein Oer und ein darein gefädeltes Haarseil hat, durch die Incision in die Nase stoßen, und das untere Ende mit einer kleinen Zange, deren Arme sich, wie bey einer Accouchirzange, auseinander nehmen lassen, zur Nase herausziehen, damit das Haarseil so lang, als es erforderlich ist, im Naseneanal liegen bleibe. — Was ist nun an dieser Methode besonders Vorzügliches und Neues? Das einzige Neue wäre allenfalls die kleine auseinander zu nehmende Zange. Gewährt diese aber wohl Hrn. Lobsteins Methode den Vorzug vor der Richterschen, oder der Petitschen, nach welchen blos Darmsaiten oder Bougies in den Nasencanal gebracht werden, die doch gewiß leichter, als die harte Sonde, die sich nicht ohne heftigen Reiz umbiegen und herausziehen läßt, vorgebracht werden können? Und, soll ein Haarseil gebraucht werden, so ist es ja was leichtes, das Haarseil oben an der Bougie zu befestigen, und diese mit einem kleinen silbernen Guerinschen Haken zur Nase herauszuziehen. — Uebrigens aber wollen wir der Schulzischen Schrift das Verdienst nicht absprechen, daß sie sich vor vielen andern Inauguraldissertationen durch ihre Gründlichkeit und durch den darauf gewandten Fleiß auszeichnet, und einen Beweis abgiebt, daß Hr. S. seine akademischen Jahre wohl angewandt haben müsse: wenn wir gleich behaupten, daß sie weder von Seiten der Materie, noch des Vortrags, verdiente übersetzt zu werden.

Was die andern beyden Abhandlungen betrifft, so war deren Uebersetzung noch überflüßiger. Die vom Hrn. Blizard enthält den Vorschlag, Queckſilber durch eine Glasröhre, an

der vorn eine ſtählerne Spitze ſeyn ſoll, durch die Thränenpuncte in den Thränenſack laufen zu laſſen, um dadurch die Verſtopfung im Naſencanal zu heben. — Ein lächerlicher Einfall, den kein vernünftiger Wundarzt gut heißen kann! Das Inſtrument, das ſich jedermann von ſelbſt vorſtellen kann, iſt auf der Kupfertafel abgebildet.

Herr Wathen, der durch ſeinen Conductor bekannt iſt, thut den Vorſchlag, eine kleine Röhre von Silber oder Gold im Naſencanal liegen und die äußerliche Wunde darüber heilen zu laſſen, führt auch ein Paar Erfahrungen an, um den Nutzen davon zu beweiſen. — Aber auch dieſes iſt nichts Neues. Ueberdies läßt ſich leicht einſehen, daß der Reiz eines ſolchen fremden Körpers unmöglich gut thun könne. Wer ſollte nicht lieber den Kanal durch Bleyſonden, Darmſaiten, Haarſeile u. dgl. erweitern wollen?

Der Ueberſetzer ſcheint in ſeiner Kunſt noch nicht geübt zu ſeyn, ſonſt hätte er nicht die Naſenmuſchel (concha) Schnecke genannt, oder von einem Stiel mit einem am Ende zugerundeten Tropfen geſprochen, wo von einer Sonde mit einem Knöpfchen die Rede iſt. Einige notulas hat er hin und wieder adſpergirt, doch ohne ſie auf dem Titel anzukündigen.

Deſcriptio anatomica nervi cruralis et obturatorii icone illuſtrata, auctore *Mart. Ern. Styx*, Med. Doct. Ienae, apud Cröckeri Viduam, 1784. 4o S. in 4. nebſt zwo Kupfertafeln.

Eigentlich iſt dieſe Schrift, wie aus der Vorrede und der an den Ruſſ. Kaiſerl. Staatsrath, Baron v. Aſch, gerichteten Dedication erhellet, eine ſchon 1782 zu Jena vertheidigte Inaugural-Diſſertation, deren Austheilung wohl durch die dazu gehörigen Kupfer verzögert ſeyn mag; ſie verdient aber eine umſtändlichere Anzeige, als ſonſt bey dergleichen akademiſchen Schriften, wenn ſie gleich, wie ſeit ein Paar Jahren Mode wird, unter verändertem Titel, als Tractate in den Buchhandel kommen, in der Allg. D. Bibl. Statt finden kann.

Man hat bisher noch keine umſtändliche Beſchreibung, vielweniger eine genaue Zeichnung, von dieſen Nerven gehabt.

Was

Was Vesal, Haller, Sabatier, Martin, Haase, und andere darüber gesagt haben, betrifft bloß die größern Zweige derselben; eben dieses gilt auch von den Abbildungen, die Vieussens, Eustach und Berretin geliefert haben. Hr. Styx erklärt sich darüber in der Vorrede, läßt aber dabey seinen Vorgängern mit eben so vieler Bescheidenheit Gerechtigkeit wiederfahren, als er von dem wirklich Neuen, das er geleistet hat, nur gleichsam im Vorbeygehen spricht. Diese in der ganzen Schrift herrschende Bescheidenheit verdienet alles Lob.

Die Hauptzweige des Kruralnerven sind, unserm Vers. zufolge, diese vierzehen: der kürzere und längere Nerv des musculi sartorii, der vordere, mittlere und innere Hautnerv, der Nerv des musculi pectinei und des recti femoris, der längere und kürzere des vasti externi, der längere und kürzere des vasti interni, der längere und kürzere des crurei, und der nervus saphenus. Die Benennung dieser Nerven nach den Muskeln, zu welchen sie hingehen, scheint uns gut gewählt zu seyn, und dem Gedächtniß zu großer Erleichterung zu dienen. Die Hauptäste des Obturatornerven sind der vordere und hintere. Jener theilt sich in die Zweige, welche zum musc. adductor longus, brevis und zum gracilis gehen; dieser aber giebt dem adductor magnus verschiedene Zweige, und steigt bis zur Kniebeuge herab. (In der Zeichnung, die das Bein nur von vorne vorstellt, ist letzter nicht ausgedrückt.)

Außer diesen beyden Nervenstämmen, deren auf dem Titel Erwähnung geschehen ist, beschreibt Hr. St. auch noch den äußern Hautnerv, der als ein besonderer Stamm aus dem dritten Lendenpaar hervorgeht, und sich an die äußere Seite des Schenkels verbreitet. Auch dieser theilt sich in zween Aeste, von denen beyde beschrieben sind, der vordere aber allein abgebildet ist.

Wie genau Hr. St. seine Nerven verfolgt habe, ergiebt sich schon aus dem Verzeichniß der Numern, deren bey den Nerven allein 209 vorkommen. Bey der Beschreibung ist der Verfasser zwar hauptsächlich dem von ihm abgezeichneten Präparat, welches von einem 13jährigen Knaben, dessen Arterien ausgesprützt waren, genommen ist, gefolgt; doch hat er dabey auch andere Kadaver verglichen, und die bereits vorhandenen Beschreibungen zu nutzen gesucht: man findet daher auch die vornehmsten Varietäten angezeigt.

Gegen

Gegen die Zeichnung, die Hr. St. selbst nach der Natur gemacht hat, finden wir nichts zu erinnern, als, daß etwas zu viel auf Eine Platte gebracht ist. Herr St. hat nämlich die superficiellen und kleinen Hautnerven nicht weggelassen, und doch auch die tiefern sichtbar machen wollen; mithin sind etliche Muskeln nebst den über dieselben weglaufenden Nervenfäden aus der Lage gebracht. Doch, wir wollen es dem Verf. für keinen Fehler anrechnen, daß er lieber zu viel, als zu wenig, hat leisten wollen. — Der Stich ist deutlich, aber freylich nicht so schön, wie es diese Arbeit verdient hätte. Von den zwey Kupfern ist das eine ausschattirt; das andere, welches das nämliche Präparat vorstellet, ist nur im Umriß, und mit Buchstaben und Zahlen bezeichnet.

Uebrigens enthält diese Schrift, die sich auch durch einen correkten, fließenden Stil, und durch ihre Deutlichkeit empfiehlt, blos eine subtile anatomische Beschreibung, ohne physiologische und pathologische Anwendung. Hr. Styx sagt, er habe letztere auf ausdrücklichen Geheiß seines Lehrers in der Zergliederungskunst, Hrn. Hofr. Loders, weggelassen, damit seine Abhandlung nicht zu weitläuftig würde. Wir glauben auch schon für das, was er geliefert hat, ihm Dank schuldig zu seyn.

Gg.

4. Schöne Wissenschaften.

Vermischte Schriften von Abraham Gotthelf Kästner. Zwey Theile. Dritte verbesserte und sehr vermehrte Auflage. Altenburg, in der Richterschen Buchhandlung. 1783. gr. 8.

Verbesserungen einer neuen Auflage mühsam aufzusuchen und anzuzeigen, kann einem Rec. nicht wohl zugemuthet werden, weil das eine sehr unfruchtbare und meistens auch undankbare Arbeit seyn würde, indem dieselben oft ganz außerwesentlich sind, und der Regel nach entweder nur Kleinigkeiten im Ausdruck und Schreibart betreffen, oder gar nur bloßes Vehikel

des

des Verlegers sind, um dadurch mehrere Käufer an sich zu locken. Von einem Schriftsteller, wie der gegenwärtige ist, läßt sich das auch nicht wohl erwarten, weil er von jeher nur solche Sachen ins Publikum schickte, die keiner anderweiten wesentlichen Verbesserung bedurften. Dies erfordert die Würde und Selbstständigkeit eines Schriftstellers von dem Ansehen und Range, wie Hr. Käſtner lange ist. Auch hat uns eine sorgfältige Vergleichung dieser Ausgabe mit der vorhergehenden überzeugt, daß nicht nur keine neue Verbesserungen hinzu gekommen sind; vielmehr findet die hier wiederum abgedruckte Erinnerung bey der zweyten Auflage, worinn Hr. Käſtner ausdrücklich sagt:

„daß er keine beträchtliche Verbesserungen versucht,
„und alle Fehler stehen gelassen habe, die er vor 30
„und mehr Jahren begangen, und ietzo nicht zu ver-
„theidigen verlange;“

ihre völlige Bestätigung.

Die Vermehrungen befinden sich in einem Anhange zusammengedruckt, der zwey Bogen ausmacht. Sie sind durch eine 1781 auf 136 Octavseiten erschienenen Sammlung unter dem Titel: A. G. Käſtners neueste, großentheils noch ungedruckte, Sinngedichte und Einfälle; veranlasset worden, welche ein Ungenannter ohne Vorwissen des Hrn. Käſtners herausgegeben hat, und wogegen derselbe sich hier vertheidigt. Dieser Anhang ist poetischen und prosaischen Inhalts, enthält meist Sinngedichte von der Art, wie man sie von dem Verfasser zu erwarten berechtigt ist, wiewohl Recensent in Ansehung mancher derselben gern unterschreibt, was der Verfasser in der Vorerinnerung selbst davon sagt:

„In Sinngedichten bezieht sich oft etwas auf Zeiten, Ort,
„Umstände, die nur wenigen bekannt sind, selbst diesen nicht
„in Erinnerung bleiben — — Wenn ich bekenne, daß ich
„manche solche Sinngedichte gemacht habe, so heißt das weiter
„nichts, als daß ich Einfälle gereimt habe, dergleichen etwa
„ein anderer in Prosa gesagt hätte — — Manche Sinnge-
„dichte haben ihre Absicht vollkommen erfüllt, und darnach
„darf man mit ihnen wohl umgehen, wie mit leichten
„Truppen umgegangen wird, wenn sie nicht mehr
„nöthig sind, so brav und untadelhaft auch ihr Verhalten
„gewesen ist.“

Uebri-

Uebrigens ist der Druck dieser Ausgabe kleiner, dichter, und nicht so typographisch schön, wie der der zwoten Auflage.

Kw.

Roland der Wüthende, ein Heldengedicht, von Ludwig Ariost, aus dem Italienischen aufs neue übersetzt durch Wilhelm Heinse. 4 Theile. in 8. Hannover, im Verlage der Helwingschen Hofbuchhandlung. 1782.

Herr Heinse, der sich durch seine geschickte Verdeutschung des befreyten Jerusalems, und durch die meisterhafte Lebensbeschreibung des Tasso schon dem Publikum als einen gründlichen Kenner der italienischen Sprache und einen Mann von feinem Geschmack gezeigt hat, erwirbt sich durch diese Uebersetzung des wütenden Rolands ein neues gleichfalls nicht geringes Verdienst, das ihm jeder unpartheyische Richter gewiß mit Vergnügen zugestehen wird. Das erste Ziel, das er sich, nach seinem eigenen Geständniß, bey dieser Arbeit steckte, war, sein Original so treu als möglich darzustellen, indem er völlig davon überzeugt war, daß die treueste Uebersetzung auch die beste sey. Es ist nichts ekelhafter für einen Menschen von geradem Sinn, sagt er ganz richtig, als die häßlichen Mittelding er von Uebersetzung und Original, wo man die strenge Nachzeichnung versäumt, und aller Orten seine Ferlefanzereyen einzuweben sucht. Und deshalb wird man sich auch nicht wundern, daß er diese Uebersetzung nicht lieber in Stanzen liefern wollte, so sehr ihm auch diese sonst zu glücken pflegen. Denn man müßte, um hierinn etwas Vorzügliches zu leisten, statt der Uebertragung seines Originals in unsre Sprache gleichsam ein neues Werk daraus machen, so daß man den Hauptfaden des ganzen Gedichts verfolgte. Dies aber war gänzlich wider Hrn. Heinsens Absicht, die dahin gieng, dem Ariost seine eigene Sprache reden zu lassen. Freylich ist nicht zu leugnen, daß ein gutes Maaß des Reizes und der Anmuth mit dem Wohlklange der italienischen Versart zu Grunde gegangen ist. Allein wer dieses nicht entbehren will, der bahne sich den Weg zur Urschrift selbst, und er wird sich für seine Mühe gewiß reichlich belohnet finden. Ueberhaupt muß man nicht aus

Ueber-

Uebertragung eines Schriftstellers in fremde Sprachen den Geist und das feinere Wesen desselben kennen lernen wollen. Denn auch bey der geschicktesten Arbeit dieser Art geht immer noch gar zu viel von der karakteristischen Eigenheit, zumal eines Dichters, verloren, und die geistigeren Nüancen verdünsten fast allemal. — Man muß also Herrn Heinsens Verdeutschung nicht in der Absicht lesen, um nun über den ganzen dichterischen Karakter des Ariost, und jeden einzelnen Zug darinn urtheilen zu können. Sondern dem vielmehr, der diesen trefflichen Dichter gern in seiner Ursprache lesen will, und sich allein noch zu schwach dazu fühlet, wird diese Uebersetzung nützlich und heilsam seyn. Und da wird dann die fast wörtliche Treue derselben, statt Tadel, vielmehr Lob verdienen, obgleich zu wünschen stünde, daß unsrer Muttersprache hier und da weniger Eintrag geschehen wäre. Daß dies aber an verschiedenen Orten geschehen sey, dazu will ich nur wenige Stellen aus dem ersten Gesange anführen, die dies hinlänglich beweisen werden. Wer erkennt nicht die ganze italienische und französische Spracheigenheit, wenn Hr Heinse in der 8ten Stanze des ersten Gesanges: Che ambiduo avean per la bellezza rara d'amoroso desio l'animo caldo, übersetzt: die beyde für die seltene Schönheit das Herz von verliebten Verlangen heiß hatten? Oder wer fühlt da seiner Muttersprache nicht Gewalt angethan, wenn Stanze 12. Che'n fuga andò la gente baterrata durch: „die Getauften giengen in Flucht" gegeben ist? Oder, um der Kürze wegen nur noch ein Beyspiel zu geben, wem fällt es nicht auf, wenn in der 12ten Stanze: Ch'all' amorosa rete il tenea involto, durch: „das ihn im Netz der Liebe umwunden hielt" wiedergegeben ist? — Nicht minder zu bedauren ist, daß die Perioden großentheils zu schleppend, und zu sehr mit Zwischensätzen überladen sind, daß fast überall die angenehme Rundung fehlt, die so sanft in's Ohr einfließt und den Geist mit sich fortreißt. Hätte Herr Heinse es der Mühe werth gehalten, auch hierauf nur einigen Fleiß zu verwenden, so würd' er gewiß dem allen, auch bey der vollkommensten Treue, haben abhelfen können.

Wieland's auserlesene Gedichte, erster Band, in 12. mit lateinischen Lettern. 238 Seiten. Zürich, gedruckt und in Commission bey J. M. Mauke. 1784.

Herr

Herr Hofrath Wieland macht hiermit den Anfang, den Wünschen seiner Freunde, und gewiß auch des Publikums, gemäß, eine Auswahl seiner Gedichte in kleinem Taschenformat herauszugeben. Er läßt aber diese Gedichte nicht blos nach den ältern Ausgaben abdrucken, sondern er hat noch einmal eine feine Feder gebraucht, um ihnen dadurch den möglichsten Grad der Vollkommenheit zu geben. Denn der Dichter, wie es in der Vorrede sehr trefflich heißt, ist es sich und den Musen schuldig, keinen Flecken, den er in seinen Werken wahrnimmt, zu dulden, wenn er es nur irgend für möglich hält, ihn auszulöschen. Sind gleich der Veränderungen bey dieser neuen Ausgabe nur sehr wenige, da vorher schon der möglichste Fleiß an die Vollendung dieser vortrefflichen poetischen Producte gewendet war, so müssen sie doch jedem Kenner und Liebhaber willkommen seyn, wär' es auch nur zu sehen, wie ein Wieland seinen Werken die letzte Feile zu geben, und das für jeden andern schon vollkommne, noch vollkommner zu machen weiß. Hier und da ein feuchtbäreres passenderes Beywort an die Stelle eines weniger passenden zu setzen, diesen und jenen Perioden geschmeidiger und fließender zu machen, einige nicht so recht ins Ganze eingreifende Auswüchse wegzuschneiden, bald hier mehr Licht, bald da mehr Schatten anzubringen, das ist dasjenige gewesen, worauf Herr Wieland bey dieser neuen Ausgabe seine Mühe verwendet hat. Um unsern Lesern anschauendere Begriffe davon zu geben, wählen wir die ersten Beyspiele, die uns bey Vergleichung in die Augen fallen, dazu aus. Im Prolog zu dem etwas längern Gedicht, der Mönch und die Nonne betitelt, heißt es nach der ältern Ausgabe von der 20sten Zeile an: Wovon ich euch, so gut ich weiß und kann — Erzählen will — Wann müßt ihr mich nicht fragen? von ewiglanger Zeit mit ihnen zugetragen — Dafür steht in dieser neuen Ausgabe: Wovon ich euch, so gut ich weiß und kann, Erzählen will, was sich in jenen Tagen Der Einfalt und der Wunder zugetragen. — Auf der 125sten Seite des ersten Theils der neuen Gedichte, in eben diesem Stücke, der Mönch und die Nonne, heißt es ferner: Zween Träume, die so gleich sich sahn, Als Zwillingsbrüder je sich glichen; Der eine schleicht in Wohlgerüchen Verhüllt, zu Bruder Sixt hinan, Der andre schmiegt sich innigtlichen An Schwester Clärchens Busen an. Dies ist in der neuen Ausgabe p. 227 so verändert: Zween Träume, die so gleich sich sahn, Wie neugeborne

Aeneide 9tes Buch vom 176ſten bis 450ſten Verſe.

Niſus war des Thores Hüter, der raſcheſt' in Waffen,
Hyrtakus Sohn, ein Begleiter Aeneens, geſendet von Ida,
Der Jägrin, im Wurfſpieß und leichten Pfeilen behende.
Und dabey der Gefährt' Euryalus, ſchön wie ein andrer
Nicht war der Aeneaden, und trojiſche Waffen nicht anzog;
Pflaum begann erſt des Knaben glattes Antlitz zu zeichnen.
Dieſen war Eine Liebe, ſie rannten zugleich in die Kriege;
Dasmal auch hielten am Thore ſie gemeinſchaftliche Wache.
Niſus ſpricht: ob Götter den Brand dem Geiſte verleihen
Euryalus, oder jedem ein Gott ſein greulicher Trieb wird? —
Streit entweder oder was Groſſes ſchon längſt anzufallen
Treibt mir der Geiſt, und ihm behaget die ſanfte Ruhe nicht.
Siehſt, welches Vertrauen der Sachen die Rutler beſitzet?
Seltne Lichter ſchimmern; vom Schlaf' und vom Wein' erſchlappet
Liegen ſie da; weit ſchweigen die Oerter —

Qm.

Gedichte einiger Freunde. Erſte Sammlung. Herausgegeben von G. F. John. Königsberg, bey Hartung. 1783. 172 S. in 8.

Freylich keine Meiſterſtücke, aber doch eine Sammlung ganz artiger Gedichte, deren Verfaſſer Aufmunterung verdienen. Die Anlage zu der Romanze, die Brautnacht, S. 46, iſt zwar nicht neu, dennoch der Versbau, und die Sprache, wenn das etwas Langweilige abgerechnet wird, ganz gut. Nur Schade, daß bey dem trefflichen moraliſchen Anfange, dem Verf. zugleich auch ſchlüpfrige Gedanken entwiſchet ſind. — Einige unter dieſen Gedichten, als S. 94. 102. 118 und 125 zeich-

zeichnen sich besonders theils durch das Rührende, theils durch eine fließende Versart aus. — Die angehängten Sinngedichte hätten ohne Schaden wegbleiben können.

Ww.

Timophanes von Korinth. Ein Trauerspiel in zwei Aufzügen, von J. Ludwig. G. L—d. Bremen, bey Förster. 1783. 6 Bogen in 8.

Ein gar schlechtes Product. Gleich der erste Monolog ist über 4 Octavseiten lang, und voll Unsinn, das Folgende aber vollkommen dem anpassend, und der Dialog unerträglich. Zum Beyspiele der Schreibart mag diese Stelle dienen Seite 16: „Hah! das war einer Stiefmutter Leides ge„klagt! — Wenn man von der Hülfe und Erbarmen er„wartet, so kann man auch wohl aus Bimsstein Wasser ver„langen!“ u. s. w. Aber weiter hin, da wird es erst recht arg. Alles, was nur Unverstand und Mangel an Geschmack und an Kenntniß der Menschen und Sitten in die abscheulichste Composition zusammenbringen kann, ist hier vereinigt.

Elfride. Eine Tragödie von F. M. Klinger, in Kaiserlich-Russischen Diensten. Basel, bey Thurneysen dem Jüngern. 1783. 6½ Bogen in 8.

So viel ungestüme Kraft ist nicht in diesem Stücke, als in Sturm und Drang, auch sind Sprache und Dialog hier natürlicher, die ganze Behandlung ist planvoller, gearbeiteter, und hie und da sind einige recht feine, gute Scenen, aber im Ganzen ist doch dies Trauerspiel zu eilig hingeschrieben. Hr. Klinger könnte gewiß mehr leisten. Das Ende, wie der König dem armen Ethelwold befiehlt aufzusitzen und sich todtjagen zu lassen, will uns auch nicht gefallen. Es ist aber ein Gnadenstreich von dem König, also muß es hingehen.

Yr.

auf allen Seiten den Componisten von Genie zu erkennen, der in seiner Kunst kein Anfänger mehr ist. Jedweder, der sich diesen Theil der Polyhymnia anschaffen wird, wird hievon allenthalben Beweise finden; daher wir bey dem mannichfaltigen Guten derselben nicht länger verweilen, sondern den Liebhaber auf die Vorrede des Hrn Herausgebers verweisen wollen, worinn manche Schönheiten dieser Melodien mit Wärme auseinander gesetzt sind, und überhaupt über die Mannichfaltigkeit, nach welcher der Liedercomponist zu streben hat, viel Wahres und Unterrichtendes gesagt ist.

Nur finden wir es zu weit getrieben, wenn die Mannichfaltigkeit der Kunzischen Liedercompositionen auch dadurch erhoben wird, daß darinn Stücke in c moll, d moll, e moll, as dur ꝛc. als welche für seltnere charakteristischere, auch wohl schwerere Tonarten gehalten werden, vorkommen. Diese Tonarten sind nichts weniger, als selten oder schwer, und haben nicht mehr Charakteristisches, als jede Moll- oder Dur-Tonart für sich hat. Freylich hätten in einer Sammlung von 91 Liedern einige derselben in schwerere und ungewohntere Tonarten, auch theils der Uebung wegen, theils wegen des Eigenen dieser Tonarten selbst, billig Platz finden sollen; aber die hier gewählten sind die ganz gewöhnlichen. Das 66ste Lied ist in Fis moll, als eine eben nicht sehr benutzte Tonart. — Doch dies bey Seite gesetzt, da jede Tonart an sich gut ist, und die gewöhnlichen und leichten dadurch nichts an ihrem Eigenen verlieren, daß sie gewöhnlich und leicht sind, so wie ein schlechtes Stück dadurch nichts an Güte gewinnen würde, daß es in einer ungewöhnlichern und schwerern Tonart gesetzt wäre.

Wir wollen vielmehr den Verf. auf wesentlichere Mängel aufmerksam machen, wodurch diese Compositionen, im Ganzen genommen, das noch nicht sind, was seine künftigen seyn werden, die diese Mängel nicht haben werden. Der Hauptvorwurf, der die mehrsten dieser Lieder trifft, ist Kälte. Sie erwecken die Empfindung des Stücks, aber nur schwach. Man kann weinen und lachen; aber wenn man andere bewegen will, mitzuweinen oder mitzulachen, muß es von ganzem Herzen geschehen; und das geschieht in diesen Liedern nur selten. Dies rühret oft davon her, daß der Verf., sobald er den poetischen Ton des Stücks, und die auszudrückende Empfindung desselben gefaßt hat, die erste die beste Melodie, die seiner Declamation Gnüge leistete, niedergeschrieben hat, ohne auf alle

ihre

ihre Theile denjenigen Grad der Wärme zu verbreiten, durch welche sie in anderen, die nicht so vorbereitet sind, eben diese Empfindung hervorzubringen, mächtig geworden wäre; dies sieht man gar zu vielen Melodien ganz deutlich an; Oft davon, daß Hr. K. zu sehr mit der Harmonie künstelt, und statt der natürlichsten fremdere Fortschreitungen hören läßt, wodurch die Empfindung gestöret wird. Wir führen nur ein Beyspiel an: In dem 5ten Liede sollte das Fis des dritten und siebenten Taktes F heißen, und nur erst auf dem letzten Viertel dieser Takte Fis gehöret werden; und auf dem ersten Viertel des dritten Taktes vor dem Schlusse müßte offenbar F dur, und nicht die Harmonie des Dominantenaccords von D moll angeschlagen werden. Dergleichen Stellen finden sich häufig. Wenige Stücke sind so wahrhaftig ausdrucksvoll, als einige Strophen der durchgängig componirten oder variirten Lieder, hauptsächlich von Num. 56 und 90, und als das letzte Num. 91, wegen seines frappanten Schlusses, und vor allen andern Num. 42, Gott, Weltrichter ꝛc. das eins der vortrefflichsten Lieder die je gemacht worden sind, und das allein eine ganze Sammlung werth ist.'

Als geringere Fehler merken wir ferner an, daß manche Lieder für den gewöhnlichen Umfang der menschlichen Stimme zu hoch sind, und daß viele Melodien unnöthiger Weise mit zu viel Mittelstimmen überladen sind, wodurch sie verdunkelt und ohne Noth schwer gemacht werden. Der harmonische Theil fehlt zuweilen gegen die Reinigkeit des Satzes; Dissonanzen der härtesten Art schlagen hin und wieder ohne alle Vorbereitung an, und thun dadurch, daß sie auf alle gebildete Ohren widrige Wirkung thun, dem Ganzen Schaden. Wir sind zwar mit dem Hn. Herausgeber in so fern völlig einerley Meynung, daß jedes musikalische Werk, trotz einzelner grammatischen, harmonischen Sünden, seines guten Weges fortgehe und fortgehen müsse, wenn es nur mit dem innern Lebensodem einer schönen, wahren Melodie, des Ausdrucks der Leidenschaft und ächter Züge des Genies und der Erfindung von seinem Verfasser angehaucht worden ist. Aber wir finden doch nöthig hier zu wiederholen, daß es auch wirklich also damit beschaffen seyn müsse, um jene Sünden wieder gut zu machen; und setzen noch aus vieljähriger Erfahrung und zum Troste aller unsrer Mitbrüder, die, wie wir, in Schwachheit empfangen und gebohren sind, hinzu, daß ein Werk, dem dieser Le-

hiebe giebt, allerdings ketzerisch ist, mit folgender Apostrophe beschließt: „Hiewieder runzle der grammatische Theorist, wie er wolle, die Stirn, sträube der eigensinnige Kunstmann sich noch so sehr: sein despotisches Urtheil besiegt nie das entscheidende Gefühl der reinern Kenner, der unsichtbaren Kirche, für deren Beyfall, Er, wenn ers auch noch so ungern gesteht, im Grunde doch schreibt, und deren vereinigte Stimme, früh oder spät, seinem Werke das Lebens- oder Todesurtheil spricht.“ Das Ungerechte dieses Ausspruchs liegt darinn, daß der Verf. sich unter dem grammatischen Theoristen blos einen einseitigen Grammatiker denkt, so wie man sich in der Sprache einen Sprachmeister denkt, der ein bloßer Wortklauber ist. Aber dieser Grammatiker kann ja eben das Gefühl für das Schöne haben, als alle die reinern Kenner, die doch wahrlich ihr Gefühl nur nach den Werken guter Componisten gebildet haben, wie er das seinige, und die, wie Rec. aus Erfahrung weiß, trotz allem, was sie von dem Unzweckmäßigen des reinen Satzes sagen, manche Stücke, oder einzelne Stellen desselben, verwerfen, ohne sich träumen zu lassen, daß solche oft blos darum verwerflich sind, weil sie nicht rein im Satze sind; er kann ja, ohngeachtet er sichs um die Erlernung des Mechanischen seiner Kunst hat sauer werden lassen, eben so viel Genie und Erfindung haben, als alle, die für die unsichtbare Kirche schreiben; oder ist Klopstock, weil er eine deutsche Grammatik geschrieben hat, blos ein grammatischer Theorist, ohne Gefühl, ohne Erfindung, ohne Genie zur Hervorbringung eines eigenen vollkommenen Kunstwerks, der, weil ihm das Mechanische der Sprache viel Mühe und Arbeit gekostet hat, nun dieses zur Haupt- oder wesentlichsten Sache macht, und sich um die übrigen Schönheiten in poetischen Werken nicht bekümmmert? Aber nie wird er ein Singegedicht schätzen, worinn Sprachfehler sind.

Diese Ausschweifung geht den Componisten dieser Lieder nur in so fern an, als er an einigen Stellen gegen die Reinigkeit des Satzes verstoßen hat, das in kleinen Stücken allerdings ein Fehler bleibt, der dem Ganzen Nachtheil bringt, aber wovon es ihm gewiß sehr leicht werden wird, sich durch Fleiß und Belehrung in guten musikalischen Grammatiken, in kurzer Zeit völlig frey zu machen.

Kurzer

Kurzer aber deutlicher Unterricht im Klavierspielen, von G. F. Wolf. Nebst einer Notentabelle. Göttingen, auf Kosten des Verfassers, gedruckt bey Grape. 1783. 40 S. in 8.

Ein in drittehalb Bogen zusammengedrängter brauchbarer Unterricht in den wesentlichsten Dingen, die jedweder, der das Clavier spielen lernen will, wissen muß. Auch solche Lehrer, die den theoretischen Vortrag beym Unterrichten nicht in ihrer Gewalt haben, werden dieses kleine Compendium mit Nutzen gebrauchen können.

Sulz.

Von diesem Werkchen erhalten wir so eben eine zweyte, ganz umgearbeitete Ausgabe unter dem Titel:

G. F. Wolfs Unterricht im Klavierspielen. Halle, verl. und gedruckt bey J. C. Hendel, 1784. gr. 8. 6 Bogen.

In dieser Ausgabe ist jeder Abschnitt vollständiger abgehandelt, und ein neuer vom Vortrage hinzugekommen; auch sind in einem Anhange die vom Hrn. Türk erfundenen Zeichen zur Accentuirung einzelner Töne, und zur Beschleunigung oder Zurückhaltung der Bewegung bey einzelnen Stellen, beygefügt worden.

G. F. Wolfs Unterricht in der Singekunst. Halle, bey Hendel, 1784. gr. 8. 8 Bogen.

Eben so brauchbar für angehende Sänger, als obiger Unterricht für angehende Klavierspieler.

Alt.

6. Weltweisheit.

Fragmente über Cultur der Religion und Bildung der Bürger, von Joh. Ant. Sulzer, D. der Rechte. Zweite Auflage. Basel, bey Schweighäuser. 1783. 80 Seiten kl. 8.

Diese Schrift hat in der That viel Glück gehabt, daß sie die zweyte Auflage erlebt hat. Wir haben nichts so Vorzügliches darinn gefunden, was sie dessen werth machte. Der Verfasser, ein Oesterreicher, der zu Freyburg im Breisgau lebt, thut darinn Vorschläge, wie der Ausbreitung der Freygeisterey Einhalt zu thun, und die bessere Bildung des Bürgers zu befördern sey. Neu sind seine Vorschläge nicht, und ob manche davon nöthig oder ausführbar sind, das können wir hier, ohne zu große Weitläuftigkeit, nicht auseinander setzen. Die vornehmsten sind diese: daß alle Studirende auf den hohen Schulen einen besondern und umständlichen Unterricht in der Religion anhören sollen; und daß die Bürger über ihre Bürgerpflichten durch Schriften, Predigten und Vorlesung der vornehmsten Gesetze unterrichtet werden sollen. Der letztere Vorschlag wäre wirklich wohl ausführbar, und würde von großem Nutzen seyn, wenn gleich bey der Art, wie der Verf. ihn ausgeführt haben will, noch manches zu erinnern seyn möchte. Mit der Philosophie und Politik des Verf. ist es nicht so bestellt, wie man es wohl bey einem Schriftsteller wünschen und erwarten möchte, der nicht blos das Publikum, sondern, wie die Vorrede besagt, selbst die Regenten unterrichten will. Gleich auf der ersten Seite steht ein großer Schnitzer gegen alle gesunde Politik, wenn ihn gleich der Verfasser, seiner Meynung nach, aus den bessern Lehrern des allgemeinen Staatsrechts als eine ausgemachte Wahrheit annimmt. Wir meynen folgenden: **Es ist eine Hauptpflicht des Regenten, die wahre Religion in seinem Staate blühend zu machen.** So unbestimmt dieser Grundsatz gefaßt ist, so viele gefährliche Folgerungen lassen sich daraus herleiten, und es lassen sich, wenn derselbe einmal als Axiom angenommen ist, alle Verfolgungen derer, die anders, als die vermeintlich Rechtgläubigen, denken, und

und alle Bartholomäusnächte rechtfertigen. Was wir bey so vielen österreichischen Schriftstellern bemerkt haben, und was selbst in den dortigen Verordnungen sichtbar ist, eine sehr eingeschränkte Toleranz, welche der Aufklärung und der natürlichen Freyheit der Menschen noch immer gar sehr widerspricht und gefährlich bleibt, das finden wir auch hier. Man schilt auf die Finsternisse des mittlern Zeitalters, und sieht selbst den Tag noch nicht, sondern wandelt noch immer im Nebel alter Vorurtheile, welche am Ende bald wieder in jene Finsternisse zurück führen würden. Doch heißt es hier S. 10: „Frohlocke du Oestreicher! deiner Religion geht eine Morgenröthe „auf, die den heitersten Tag verspricht.“ — Die Ursachen der immer mehr überhand nehmenden Freygeisterey sind so entwickelt, wie es dem Verf. zu seinem Zwecke am bequemsten dünkte, und so möchten dann freylich auch die daraus hergeleiteten Mittel dawider nicht völlig die gehoffte Wirkung thun. Das Uebelste dabey ist noch das, daß der Verf. uns gar nicht bestimmt sagt, was er unter einem Freygeiste verstehe. Erst scheint es, als ob er darunter nur den begreife, welcher, wie er sich ausdrückt, klüger seyn will, als andere Leute, und seine Vernunft über die Offenbarung setzt. Bey der Ausführung aber sieht man wohl, daß ihm alle sogenannte Ketzer Freygeister sind. S. 16 werden sogar diejenigen gepriesen, welche „von den engen Schranken des menschlichen Verstandes überzeugt, mehr nach himmlischer Weisheit und Ruhe, als nach „aufblasender lügenvoller Wissenschaft, streben.“ Wirklich muß die Morgenröthe da noch äußerst schwach seyn, wo ein solches Schriftchen (nach des Verf. selbsteigener Benennung: kleinwinzige Kleinigkeit) gut aufgenommen wird. Der heiterste Tag, den man mit so großem Zutrauen auf das große Ziel, das man schon erreicht zu haben wähnt, voraussieht, möchte, je größer dieses ist, gewiß desto später erscheinen.

Zg.

Ueber die Einsamkeit. Von Johann Georg Zimmermann, Königl. Großbritannisch. Hofrath und Leibarzt in Hannover. Erster Theil, 350 und XLIV. Seiten. Zweyter Theil, 468 und XLII Seiten. Im größten Octav auf Franzpapier mit unge-

ungewöhnlicher typographiſcher Pracht und mit Vignetten von Mechau und Geyſer. Leipzig, bey Reich. 1784.

Zugleich iſt eine zweyte wohlfeilere Ausgabe ebendeſſelben Buchs in klein Octav mit Titelvignetten, in ebendemſelben Verlag herausgekommen.

Erſter Theil, 392 und XLII. Seiten.
Zweyter Theil, 525 und XL. Seiten.

Das Publikum wartet zwar nicht mit Leſung ſolcher vorzüglichen Werke, wie dieſes hier iſt, bis es die Stimme der Journale darüber vernommen hat: und daher müſſen wir in ſolchen Fällen manchem ſcheinen zu ſpät zu kommen. Aber die Abſicht dieſer Bibliothek geht bekanntlich weiter hinaus, als etwa auf den gegenwärtigen Augenblick. Wir werden daher dieſes wichtige Buch, unſerer Verſpätung ohngeachtet, hier nicht weniger mit aller der Aufmerkſamkeit betrachten, die es ſchon, als das Werk eines großen Schriftſtellers, verdient, der ſeit vielen Jahren ſtille ſchwieg, und endlich einmal wieder mit einem Meiſterſtücke hervortritt. Wir wollen es mit allem Fleiße zergliedern, und in den Geiſt deſſelben einzudringen trachten, um ſo mehr, je ſeltner Werke dieſer Art in Deutſchland wirklich ſind. Es iſt nicht blos merkwürdig, als ein Buch, das eine ſchöne intereſſante Materie gründlich, mit Geſchmack und ſehr angenehm abhandelt, ſondern auch als ein Werk der Eloquenz, und als ein Buch voller Weisheit und Erfahrungsphiloſophie, als ein Schatz von Blicken und Bemerkungen, die aus dem größten Reichthum der Kenntniß der Welt und des Menſchen floſſen. Dieſerwegen, und ſelbſt ſchon durch das Feuer, die Kraft und die Schönheit des Stils, und durch die oft launigte Manier und Wendungen, macht es großen Eindruck. Wirklich ſind hier manche Stellen wahre und gute Epigrammen, ob ſie gleich keinen Reim am Ende haben.

Unſerer Sprache und unſerer Literatur macht dieſes Buch gleiche Ehre. Unter einer ſolchen Hand ſieht man, welcher Schönheiten die deutſche Sprache doch fähig iſt, wenn ſie auch im Ganzen andern nachſtehen muß, welches Wohlklangs und Numerus, welcher Energie und Kürze, welcher Feinheit und Anmuth, und welches Schmucks. Wer aufmerkſam und mit

Er-

Geschmack lieset, der wird aber auch bald sehen, daß der Verfasser eine, unter deutschen Schriftstellern nicht allzugewöhnliche Aufmerksamkeit auf Sprache und Stil richte. Aber er führt selbst seine Leser darauf, am Schlusse der Dedication, die zugleich statt eines Vorberichts dient, und wo er die Gründe angiebt, warum er zuweilen die Gesetze der Grammatiker verwarf, und seinem Gehör folgte. Niemand, als ein eigensinniger Sprachlehrer, wird ihm solche Freyheiten übel nehmen. Diese Zueignungsschrift ist auch nicht vom gewöhnlichen Schlag, sondern ein wahres Meisterstück in ihrer Art. Sie ist an eine Dame, eine Freundin des Verf. gerichtet, für welche sie die größte Hochachtung erregt, und steht hier als ein bleibendes und auf die Nachwelt kommendes Denkmal einer vortrefflichen Frau, und der Freundschaft des Verf. für dieselbe, und macht dem Herzen des Schriftstellers Ehre. Man kann sie als ein Muster von edler Sprache ansehen, und als ein Beyspiel, wie sich mit Würde und Anstand von Dingen sprechen lasse, die von einer gewissen Zärtlichkeit sind, und unter den meisten Händen indelicat, vielleicht uninteressant, aussehen würden, weil sie in Verhältnisse des Privatlebens bringen. Aber diese Dedication enthält auch etwas von der Geschichte dieses Buchs, deren Rest wir im Anfange des dritten Bandes zu erwarten haben; und sie bereitet zu mancher Stelle vor, die den Ehrbarkeitspedanten anstößig seyn wird, die aber offenbar zur Sache und in dies Buch gehörte. — Der ausführlich vorgesetzte Inhalt soll augenscheinlich dazu dienen, demjenigen, der etwa dieses Buch in die Hand nimmt, sogleich eine Uebersicht von dem mannichfaltigen Inhalte des Bandes zu geben, und durch einige darinn bemerkte auffallende Stellen zum Lesen anzureizen; man kann ihn auch als eine Art von Sachregister ansehen.

Der Plan des ganzen Werks ist mit wenig Worten dieser: Nach den nöthigen Einleitungen wird zuerst der Trieb der Menschen zur Geselligkeit und zur Einsamkeit nach seinen Gründen untersucht. Sodann wird gezeigt, in wiefern die Einsamkeit dem Geiste und dem Gemüthe schädlich sey; und das ist der ganze einfache Inhalt dieser beyden ersten Bände. In den beyden folgenden Theilen wird nun der Nutzen und die guten Seiten der Einsamkeit erwogen werden.

Dieser Plan hätte zwar eine trockne Ausführung zugelassen, und wir wissen uns manche deutsche Feder zu denken,

die ein philosophisches Werk darnach gearbeitet haben könnte, gegen welches weiter nichts Erhebliches zu sagen gewesen wäre, als — daß es Niemand hätte lesen mögen, oder doch aufs höchste nur Philosophen von Profession. Aber Jammer und Schade wäre das für eine solche Materie, die beynahe allen Menschen von einigermaaßen cultivirtem Geiste wichtig ist. Daher ist der belebte, angenehme, blühende, und äußerst hinreissende Vortrag des Verf. hier so viel werth, der den frühern Werken desselben im geringsten nichts nachgiebt; daher ist es gut, daß man hier nicht in Definitionen und schulgerechten Schlüssen zu waten hat, dieser wahren Chifre, Schrift des Verstandes: sondern daß man hier eine zugänglichere Philosophie, für jedermann begreiflich und im Leben brauchbar, findet. Sollte auch dieses Werk von wahrem Nutzen seyn, so mußte es nicht aus theoretischen Betrachtungen über die Einsamkeit und aus Vernunftschlüssen bestehen, nicht das Ahnden des Philosophen über die Einsamkeit enthalten, sondern aus Beobachtung und Erfahrung mußte es zeigen, was Einsamkeit aus dem Menschen mache. Nur dann erst konnte ein Buch über einen solchen Gegenstand rechte Aufmerksamkeit verdienen, weil es allein dadurch wahrhaft wurde. Jede Seite dieses Werks zeigt, wie sehr es das geworden sey, wie sorgfältig der Verf. die Archiven der Menschheit genutzt, und mit vieljähriger Mühe daraus geschöpft habe, was zu seinem Endzwecke diente, und eigene Beobachtung ihm nicht darbot. Aber groß und reich ist denn auch die Erndte von eigenen Bemerkungen und Erfahrungen, die Niemand so gut Gelegenheit hatte zu machen, als ein Arzt von so großem Rufe, dessen in der feinsten Welt gebildetes Wesen und Umgang, Achtung und Vertrauen einflößt, und daher Gelegenheit giebt, so viele Menschen, aus allen Klassen und aus so vielen entfernten Ländern, bis in ihr Innerstes zu durchschauen, und zu sehen und zu hören, was sonst wenige erfahren. Es mag seyn, daß hin und wieder hier eine Bemerkung vorkömmt, die nicht ganz unmittelbar zur Materie gehörte, dieses war eine natürliche Folge des Reichthums an Thatsachen, der dem Verf. zur Hand ist, und wird darum nicht weniger lehrreich und unterhaltend. Freymüthigkeit und Kühnheit, und eine völlige Unbesorgtheit wegen alles dessen, was man etwa über den Verf. und sein Buch sagen werde, und wegen aller schiefen, abgünstigen, oder hämischen Urtheile, sieht man durchweg in diesem Werke mehr, als in irgend einem uns bekannten deutschen Buche solcher

Art,

Art, deſſen Verf. ſich nennt. Freylich konnte auch ein Mann von ſo ausgebreitetem, feſtgeſtelltem, und auf ſo verſchiedenen Gründen beruhendem Ruhme, ſich über alles, was etwa über ſein Buch vom müßigen oder neidiſchen, gelehrten und ungelehrten Pöbel geplaudert, kritiſirt und gelästert wird, hinwegſetzen, und es ganz kalt verachten. Daß auch ein ſolcher Geiſt ſich nicht wird in die engen Schranken einſchließen laſſen, die ihm etwa ein gemeiner, enger Kopf ſetzen möchte, verſteht ſich von ſelbſt. — Wie gar anders fühlt man ſich bey Leſung dieſes Buchs, wenn man etwa zuvor ſich mit der gewöhnlichen deutſchen Marktwaare zu thun gemacht hat, mit den Werken der ſchönen Geiſterlein, die in allerley Kleinigkeiten, Neologie und Affectationen ihre Größe ſuchen, oder mit armſeligen Witzigkeiten, und ziemlich niedrigen bon mots Wunder meynen, was ſie für Lichter ſind. Man nimmt mit wahrem Ekel jenes ſchaale Zeug wieder in die Hand, wenn man durch den Geiſt und die Kraft verwöhnt iſt, die dieſes Werk beſeelt, die über alles, was klein und Kleinigkeit iſt, hinfährt, als ob ſie gar nicht da wären, gewaltſam alles erſchüttert, vor ſich niederreißt und zermalmet, was ihr in den Weg kömmt, und wo dann unverſehends wieder, durch eine Modification eben derſelben Kraft, unausſprechlich ſanft und lieblich, mit dem tiefſten und bleibenden Eindruck auf die Gefühle wirkt, und das Herz hinzieht, wo es will.

Zum Schluſſe der allgemeinen Betrachtung des vor uns liegenden ſchönen Werks, wollen wir noch eins anmerken. Nicht ohne Vergnügen erkennen wir die aus allen Theilen dieſes Buchs hervorleuchtende, von der Vernunft geleitete Liebe und Ehrfurcht des Verf. für die Religion. Jedem Leſer, der ſein Glück und ſeine Zufriedenheit in derſelben ſucht, muß es erfreulich ſeyn. Bey einem der erſten Aerzte von Europa, bey einem aufgeklärten Philoſophen und Kenner der Natur, der allerwärts frey und aufrichtig ſeine Geſinnungen ſehen läßt, bey einem Manne, der nicht in dem Winkel einer Schule, oder in den Vorurtheilen Einer einzigen Stadt, ſondern in der weitern und größern Welt, unter der hellen Klaſſe von Menſchen gelebt hat, ſolche Aeußerungen zu finden.

Der Inhalt der vier erſten Kapitel dieſes Werks, alſo das, was der Erſte Band in ſich faſſet, iſt ſchon im J. 1773 gedruckt, und von uns (Allg. D. Bibl. Anhang zum XIII—XXIV. Bande S. 504) angezeigt worden. Aber wir ſehen

jenen Vorläufer dieſes Buchs, der nur aus einigen Bogen beſtand, blos als einen unvollkommenen Abriß des gegenwärtigen an, weil er nur das wenigſte in dem itzigen erſten Bande ausmacht; wir werden daher das vor uns liegende als ein durchaus neues Buch betrachten. Allem Anſehen nach würde der Verf. niemals dieſes Werk vollendet haben, wenn er nicht durch eine beſondere Urſache dazu wäre veranlaſſet worden. Herr Obereit, ein Chirurgus, Myſticus, Goldmacher und Schwärmer, ein höchſt originaler Kopf und, in unſern Tagen, eine äußerſt ſeltſame Erſcheinung, ward durch jene erſten Bogen gegen Hrn. Z. ſehr aufgebracht, weil er dafür hielt, er habe die einſamen Heiligen der Wüſte geſchmähet, und die Einſamkeit geläſtert und verachtet. Er ſchrieb daher in ſeinem ganz ſeltſamen Stil eine Widerlegung jener Bogen, die voller Heftigkeit, Grobheit und Scheltworte gegen Hn. Z. war, und, was man ſehr ſonderbar finden wird, er ſchickte dieſe unſanfte Widerlegung ſelbſt an Hrn. Z. mit dem dringendſten Verlangen, daß er dieſelbe zum Druck beförderе. Was man nicht leicht erwartet hätte, das that Hr. Z. wirklich, er ließ dieſe Schrift ſo, wie ſie war, 1775 wirklich drucken, um, wie er ſagte, zu verſuchen, ob er den Mann mit den Sitten unſerer Zeit ausſöhnen möchte. (Man ſehe unſre Bibl. XXXII. B. S. 337). Hiermit, hätte man denken ſollen, wäre die Sache zu Ende geweſen. Aber Hr. O. war noch nicht zufrieden, und gab im J. 1781 ſeinen Weltüberwinder heraus, (M. ſ. Allg. D. Bibl. 50 B. S. 464) der ebenfalls ganz gegen Hrn. Z. gerichtet war, eine Menge Invectiven und Schimpfwörter gegen ihn enthielt, aber gar nicht in ſeiner Originalſprache geſchrieben war, ſondern durch ſächſiſche oder weſtphäliſche Federn eine ſaubere deutſche Geſtalt erhalten hatte, und verſtändlicher war, als die vorherigen Schriften dieſes wunderbaren Mannes. Dieſes weckte endlich Hrn. Z. auf, und brachte in ihm den Entſchluß hervor, ſein Werk zu vollenden, damit er den Schwärmer widerlege; und widerlegt iſt er denn auch hinlänglich und nachdrücklich. Alſo eigentlich haben wir das Daſeyn dieſes Buchs dem Hrn. Obereit zu danken, und ſo hat er wahrlich der deutſchen Literatur einen wichtigern Dienſt geleiſtet, als man von einem ſolchen Manne ſonſt erwarten könnte. Doch das Weitere von der Geſchichte dieſes Buchs und des Verf. nachher gemachte Bekanntſchaft mit dem Hrn. Obereit, verſpricht Hr. Z. im achten Kapitel zu Anfange des dritten Bandes, ohne Rückhalt, zu erzählen.

Wir

Wir wollen itzt suchen den ganzen Faden, dem der Verf. durch diese beyden Theile folgt, mit so wenig Unterbrechung, als es uns möglich seyn wird, den Lesern vor Augen zu legen, und so oft es möglich seyn wird, die eigenen Worte des Schriftstellers beybehalten.

Einsamkeit ist die Lage der Seele, in der sie sich ihren eigenen Vorstellungen überläßt. Also ist man nicht blos in der Einöde, sondern auch oft in größerer Nähe bey den Menschen einsam. Der Eremit in der Wüsten, der Mönch im Kloster, der Gelehrte auf der Studierstube sind alle einsam; ein denkender Kopf ist auch wohl einsam an vornehmer Tafel, und „eine in den nüchternen Vorurtheilen einer alten deutschen „Burg erzogene Dame ist einsam in jeder Gesellschaft, wo sie „allein sechzehn Quartiere hat.“ In der Einsamkeit nimmt ein jeder Mensch eine ihm eigene Richtung nach seiner verschiedenen Sinnesart und Beschaffenheit: „von einsamen Hirten „wird einer ein Liederdichter; ein anderer schnitzt einen schönen „Becher — ein anderer wird ein Schwärmer, und fände jeder „unter seinen Bäumen am stillen Bache eine schöne Hirtin, so „würde vielleicht jeder verliebt.“ Immer hängt sich das Herz an etwas, das ihm mehr Vergnügen macht, als ihm seine Lage gradezu darbietet. Die meisten Menschen begreifen nicht, wie Jemand allein seyn mag, und wie ihm dieses nützlich und gut seyn könne, und halten ihn gern für melancholisch, weil sie selbst „immer nach Visiten jappen, wie auf den Strand ge„worfene Fische nach Wasser.“ So gieng es den Abderiten, als sie den Philosophen Democritus sahen ihre Sitten, ihren Witz, und ihre Clubs verlachen; eine Geschichte, die noch alle Tage wieder geschieht, und bey der auch vielleicht der Verf. nah oder fern um sich her sah. Aber die Einsamkeit ist denn freylich auch nicht allen gesund, sie verdreht manchen den Kopf, bildet Schwärmer und sogar Unmenschen, wie die Geschichte zeigt. Denn doch scheint der Verf. auf Seiten der Einsamkeit das Uebergewicht des Guten zu sehen. Vieles, was die Welt hoch schätzt, wird der Einsame verachten; vieles, das die Welt verachtet, wird sich für ihn veredeln. So weit das erste Kapitel, welches den Eingang in die Materie macht.

Das zweyte Kapitel handelt vom Triebe zur Glückseligkeit. Diesen Trieb hat von Natur wohl jeder Mensch, und seine Bedürfnisse nähren ihn; aber er will doch eigentlich eben nicht schlechterdings, daß man auf Assemblees und in Visiten

gehe, ſondern befriedigt ſich gern mit vertrautem Umgange, und da iſt er eine unerſchöpfliche Quelle von Glückſeligkeit. „Im Ausdrucke unſerer Empfindungen, in der Mittheilung unſerer Begriffe, in ihrer freymüthigen Auswechslung mit den „Empfindungen und Begriffen unſerer Freunde, liegt eine „Wolluſt, die auch der hartſinnigſte Einſiedler ſieht. Ich „kann dem Felſen meine Klagen nicht bringen, ich kann dem „Abendwinde meine Freuden nicht erzählen: meine Seele „ſehnet ſich nach einer verſchwiſterten Seele, mein Herz ſuchet „ein ihm ähnliches Herz; Himmel und Erde verſchwinden bey „der, die wir lieben. Fern von Welt und Umgang, und ohne „Rückſicht auf Menſchen, machen unſre meiſten Kenntniſſe „Gefühle, Einfälle und Gedanken uns keine Freude. Und „ſo iſt auch mitten im glänzendſten Menſchengewühl alles dürr, „froſtig, öde und leer, wenn kein trautes Herz an dir hängt.“ Drang zur Mittheilſamkeit ruft den Menſchen zum Umgange, aber das Viſitenweſen iſt die Erfindung des Müßigganges, der Langenweile und der Neugier, und eine herrliche Einrichtung für die, welche zu ſchlaffe Seelen haben, ſich mit ſich ſelbſt zu beſchäfftigen. In Deutſchland iſt man itzt in dieſem Sinne ſehr geſellig, ſchon kleine Kinder beugt man unter die Etikette des Viſitenzwanges, und läßt dieſer kleinen Marionettenwelt Aſſembleen und Grandcaffees, durch allerley große und kleine Winkel-Orden, kommen die Menſchen zuſammen, Clubs ſind überall, auch in den kleinſten Neſtern, und ſogar die Zigeuner haben einen Club in einer nördlichen Provinz von Deutſchland. Zuweilen ſucht man die Geſellſchaft zur Milderung der Sorgen und Traurigkeit, aber am häufigſten aus Langeweile, die dann doch verſtändige Köpfe mehrentheils auf der Aſſemblee am gewiſſeſten finden. Hier folgt denn zum Schluſſe dieſes Kap. eine kleine Abhandlung über die Langeweile, was ſie ſey, wer ſie am meiſten hat, und was für Leute ſie uns machen. Dieſe mögen unſre Leſer ſelbſt nachſehen, ſie iſt Zug für Zug der Natur nachgezeichnet, und gewiß ſah der V. rf. fleißig dabey um ſich her, als er ſchrieb.

Das dritte Kap entwickelt die Triebe zur Einſamkeit. Er iſt ein Hang zur Abſonderung von allem, was uns quält, ärgert und hemmt; ein Streben nach Ruhe und Selbſtgenuß. Aber Trägheit, Dummheit, Mißmuth, Schmach, Unglücksfälle, Krankheit, Hypochondrie und Melancholie, Eitelkeit und Ueberdruß, Widerwillen gegen die Verkehrtheit der Menſchen

schen um sich her, Misanthropie, Religion, und endlich Schwärmerey sind die hauptsächlichsten Ursachen der Absonderung von den Menschen. Im kleinsten und im größesten Wirkungskreise denkt sich der Mensch doch immer die Ruhe als sein letztes Glück. Alle großen Männer der alten und neuern Zeit sehnten sich nach Ruhe und Stille, nach der größten Thätigkeit. So Pyrrhus, der König von Preußen, Scipio, Cicero, Diocletian, Karl der fünfte, Kjen Long, und andere. — Ja wohl ist man entschuldigt, sich von den Menschen etwas zurück zu ziehen, wenn man ein Publikum in einer mittelmäßigen Stadt um sich her hat, wie Hr. Z. hier eins beschreibt, wo einige schlechte Geschmacksführer die Meynung des ganzen dummen Haufens lenken und leiten, und ihre kleinen Leidenschaften, Neid und Scheelsucht um sich her verbreiten, alles, was gut und groß ist, mit schaalem Witz verschreyen und lästern, und gegen alles, was ihren Neid erregt, Weiberepidemien und Abderitenfieber entzünden. „Schiefheit, Witzwuth, „Intoleranz und Neid todten immer am meisten gegen gute „Menschen," und zum Beweise ist hier die Geschichte des gutmüthigen Hume ausführlich erzählt, die man mit Vergnügen und mit Rührung lesen wird. Schief, falsch, und ungerecht von den Menschen beurtheilt zu werden, kann bey den menschenfreundlichsten Gesinnungen zwingen und berechtigen, sich etwas von ihnen zu entfernen, „nur hassen muß man sie „nicht. Schiefe Köpfe und ihre Urtheile muß man verachten, „aber sie hassen ist nicht der Mühe werth. Haß vertilgt alle „Liebe, und was ist ohne Liebe das Leben! Ein kleiner Abweg leitet, von gerechter Abneigung gegen die Menschen, zum „Menschenhaß, leicht, schnell und fürchterlich." Hier sind ein Paar Menschenfeinde, des Lucians Timon und noch ein helvetischer Timon aufgestellt, welcher letztere ganz offenbar eine Carricatur nach Hogarths Weise seyn soll, und wahrlich gut gezeichnet ist. — Aber für jede schöne Seele ist die Einsamkeit das Gegengift der Misanthropie. Geist und Herz erhöhen sich in der Einsamkeit; auch haben beynahe alle großen Männer aller Zeiten sich ab und zu wenigstens der Welt entzogen, und die Einsamkeit gesucht. „Joseph, der größte deutsche Kaiser, und einige Könige, die die Menschheit eben so „hoch, und zuweilen noch höher schätzen, als ihre Kronen, haben — — in unsern Zeiten angefangen, ihre Gärten und „Paläste still und bürgerlich zu bewohnen, und verbitten sich „da den Hofmarschalls-Catechismus;" schön ist, was hier

von der Stille gesagt wird, die zu Sanssouci herrschet. Mode halber gehen Leute von Stande in die Einsamkeit, weil sie will, daß alles, was vornehm ist, oder sich für vornehm hält, im Anfange des Sommers aufs Land ziehe, und bildet sich dann ein, es sey nun kein Mensch mehr in der Stadt; eigentlich verwechseln sie nur eine Scene des Müßiggangs mit der andern. Wie Religion, Möncherey und Schwärmerey in die Einsamkeit geführt habe, bey Christen und Heiden, das lieset man zu Ende dieses Kapitels.

Das vierte Kapitel giebt einen Begriff von dem größern Triebe der Menschen zur Einsamkeit in warmern Ländern. „Unter dem brennenden Himmel und in den schaudrigten Einöden von Afrika und Asien, hat der Mensch entweder einen „weit größern Trieb zur Einsamkeit, aus Melancholie, oder „einen größern Hang zur Ruhe aus Trägheit, als in Ländern, wo die Köpfe weniger warm sind, und die Körper durch „Sonnenhitze weniger erschlaffen. —— Was in Asien und „Afrika das Clima öfters allein zum Besten der Möncherey „vermochte, that unter dem deutschen und nordischen Himmel „die behagliche Absicht, in fetten Gotteshäusern, auf Unkosten „alter abergläubischer Matronen und vornehmer Verbrecher, „heilige Bäuche zu mästen.“ Nun zeigt der Verf. aus einer Fülle von Thatsachen, wie äußerst beliebt, und wie häufig das abgesonderte Leben in den Morgenländern, zumal in Egypten, war, und mit welcher Ausschweifung man es damit trieb. Schon unter den Juden gab es Einsame, die Essäer. Aber in Egypten war es nach Christi Geburt erst recht im Schwange, so viel wir wissen. Christus lehrte keine Absonderung von der Welt, aber einige Egyptische Anhänger seiner Lehre, die Ascetен, wollten dieses Ideal moralischer Vollkommenheit übertreffen. Eigentlich entstand ihre Lehre aus einer Vermischung der neuplatonischen Philosophie mit dem Christenthume, und die macht noch itzt die wahre Grundlage der Mystik aus, die noch heut zu Tage vorhanden ist, und durch welche man hoffet, Gott ähnlich zu werden durch Beschaulichkeit und durch Ertödtung der Sinne. Diese Grundsätze waren die vornehmsten Ursachen der Möncherey und des Hanges zum Eremitenleben in Egypten. Etwas thaten denn auch die Verfolgungen, wie die Geschichte des ersten bekannten Einsiedlers Paulus zeigt. Viel thaten die zum Enthusiasmus hinreißenden Beyspiele der für heilig gehaltenen und fast vergötterten Eremiten

miten in der Thebaischen Wüste; ob sie gleich nicht solche Engel, und auch nicht so glückliche Wesen waren, als sich Herr Obereit einbildet, wie dieses Hr. Z. sehr häufig und ganz unleugbar seinem Gegner zu beweisen sucht. Die Geschichte des heiligen Paulus, des heiligen Antonius des Großen, der eigentlich ein egyptischer Bauer war, des heil. Pachomius, der ums J. 325 das erste eigentliche Kloster stiftete, und anderer sind hier auf eine interessante und zweckmäßige Weise eingeführet, und werden mit höchstem Vergnügen von allen gelesen werden, die von dieser ganz eigenen Art von Menschen, und von ihrer geheimen Geschichte nichts wußten. Viel Sonderbares wird man hier lesen, davon in unsern Modebüchern nichts steht, aber es ist Wahrheit; dieses alles geschah einmal unter den Menschen, und so seltsam die Dinge sind, so gehören sie nun einmal in die Geschichte der Menschheit, ich möchte fast sagen, in ihre Pathologie, und sind jedem denkenden Kopfe wichtig und wissenswürdig. Zur Beförderung des Eremitenlebens trugen auch viel die großen Männer bey, die in ihren Schriften und Reden dasselbe mit Eifer und Enthusiasmus predigten. Dahin gehören vornehmlich Chrysostomus und der heil. Hieronymus. Etwas ausführlich hat Hr. Z. das Leben dieses letzten, der Ausbreitung des einsamen Lebens so äußerst wichtig gewesenen Mannes erzählt, und wir sind überzeugt, es hat Niemand ohne Vergnügen gelesen. Wir sehen dieses als eines von den sehr schönen Stücken dieses Buches an, durch den angenehmen Vortrag, und wegen des äußerst merkwürdigen Mannes, den es betrifft, wird es im höchsten Grade interessant, und Hr. Z. ist grade so weit ins Detail hineingegangen, als man nothwendig hineingehen muß, wenn man nicht trocken seyn will. Gewiß ist der Heilige nicht geschmeichelt worden, sondern mit allem Großen und Erhabenen, was von ihm zu sagen war, wird denn auch das Menschliche getreulich erzählt. Bey mancher Stelle sagten wir zu uns selbst, wie ähnlich ist das Vorfällen in unsern Zeiten! Auch zu dem witzigen Bonosus, der gegen den großen Mann schrieb, und den er dafür mit einem Federstreich auf den Boden legte, fände man manchmal noch ein Gegenbild. Man lernt denn auch hier noch aus den mit großer Kenntniß der Kirchengeschichte und großem Scharfsinn zusammengetragenen Nachrichten, aus dem Leben der Heiligen: daß diese Männer immer Menschen blieben, und entsetzlich viel von wollüstigen Begierden in ihrer Einsamkeit litten, und daß ihrer viele sehr kränkelten, welche

beyden Umstände Hr. Obereit, sichtbarlich aus Unkunde der Geschichte, denn willkührliche Verheelung der Wahrheit trauen wir ihm nicht zu, ableugnet. Er wird hier überflüßig, und zuweilen mit großem Nachdruck widerlegt. — Zu vielen Tausenden stieg die Zahl der Einsamen in Egypten, es entstanden große Republiken derselben. Mit Erstaunen sieht man hier auch im Vorbeygehen, was für Zwang man hier der menschlichen Natur anthat, und was ein Mensch aushalten kann, wenn er will, und seine Imagination ihn unterstützt, es geht bis zum Unglaublichen, was in den Thebaiden geschah. — — Aber nicht blos in Egypten gab es Einsame und herrschte dieser Hang zur eremitischen Absonderung von der Welt. In Persien, in Indostan, in Siam, in China, in Japan, unter Juden, Mahomedaner und Heiden, gab und giebt es auch noch Einsame in unzählbarer Menge. Also liegt die einzige Ursache der Neigung zur Einsamkeit der Egypter nicht in der Religion und Regierungsform, sondern diese Einsamkeitsschwärmerey muß ihren Grund größtentheils im Clima haben; und die Ursachen hiervon zu entwickeln, bemüht sich Hr. Z. gegen das Ende des Ersten Bandes, mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn, als Naturkenner und Arzt.

Der Zweyte Band fängt mit dem fünften Kapitel an, und hat die Aufschrift: **Ueber einige Nachtheile der Einsamkeit.** Ueberhaupt wollen wir nur vorläufig bemerken, daß der ganze zweyte Band sich mit den schädlichen Wirkungen der Einsamkeit beschäfftige. Wer daher diesen Band läse, ohne sich zu erinnern, daß noch zwey Theile folgen werden, worinn das Gute der Einsamkeit entwickelt, und gegen die Nachtheile abgewogen werden soll, der würde glauben, Hr. Z. wolle nur in seinem Werke gegen die Einsamkeit einnehmen. Wollte aber Hr. Z. nicht einen Roman über die Einsamkeit schreiben, sondern ein philosophisches Buch, so mußte er sie natürlicherweise von allen Seiten betrachten. Dieses fünfte Kapitel beschäfftiget sich hauptsächlich mit den nachtheiligen Wirkungen des einsamen Lebens, auf den Verstand, die Lebensart, die Sitten, Menschen- und Weltkenntniß. Zuerst von der müßigen Einsamkeit. „Der Mensch im einsamen Müßiggange ist „wie ein stehendes Wasser, das keinen Abfluß hat und fault. „Durch geschäfftlose Ruhe werden Leib und Seele ungesund. „Plötzlich ermattet jeder Theil des menschlichen Körpers, wenn „er ohne abwechselnde Ruhe immer wirket. So ermattet auch

„der

„der Geist, der immer nur Eins thut, immer die nämlichen „Gegenstände sieht. . . . Ohne Abwechselung nun erstarret „der Mensch . . . seine Ideen werden steif und unbiegsam. „Seine Einsichten gelten ihm bald über alles. Am Ende schätzt „er nichts mehr, als sich selbst. Charakter und Sitten gewin„nen augenscheinlich, wenn man im Weltumgange an Wider„spruch sich gewöhnt hat, und an Leute, die anders denken „wie wir. . . . Unvertilgbar ist eines cynischen Einsamen hei„liger Respect für seine Grillen und tiefe Bewunderung seiner „selbst.“ — Vieles ist hier in der Folge über die Nachtheile des Gelehrten Lebens, auf der Studierstube im Schlafrock, und unter wenigen jungen rohen Leuten, die jedes Wort ihres Lehrers mit offenem Munde auffangen, gesagt, das mit höchster Wahrheit geredet, der Natur nach beschrieben, und höchst nützlich ist, das aber hin und wieder einem aus der Professorgilde verdrießen wird. Doch Niemand, ausgenommen, wer sich etwa darinn getroffen fühlte, wird dieses kleine Kapitel ohne Vergnügen durchlesen.

Das sechste Kapitel handelt von den *Nachtheilen der Einsamkeit auf die Einbildungskraft*, und das siebende und letzte von den *Nachtheilen der Einsamkeit auf die Leidenschaften*. Allerdings sind dieses völlig verschiedene Materien; und man müßte nur sehr superficiell sie betrachten, wenn man glauben wollte, daß unter beyden Titeln einerley Materien abgehandelt würden. Einbildungskraft und Leidenschaft ist doch gewiß zweyerley. Aber in so fern die Einbildungskraft mit großer Macht auf die Leidenschaften wirkt, und diese oft auf jene zurück, fließen die Materien zuweilen in einander. Wir begreifen auch nicht, wie die Abhandlung der Melancholie, die als eine Krankheit der Einbildungskraft, auf welche die Einsamkeit sehr wirkt, hieher gehört, hätte in dem Kapitel von den Leidenschaften noch die Verfolgungswuth, welcher das infame Mönchsleben so günstig war, unter der Rubrik der Einbildungskraft abgehandelt werden können. Wir können also dem gelehrten Manne nicht beystimmen, der beyde Kapitel wollte zusammengeschmelzt haben.

Das sechste Kapitel, von der Einbildungskraft, enthält abermals kein trockenes Raisonnement, sondern eine erstaunliche Menge von Thatsachen, die Hr. Z. durch ein 25jähriges Studium der Geschichte solcher Menschen, worunter es die meisten Exemplare gab, der Anachoreten, Eremiten, und Mön-

che

che, aus der Kirchengeſchichte, zuſammengebracht hat, die er aber auch aus andern Quellen, und zumal aus ſeiner eigenen Beobachtung bereichert und vermehrt. Aber viel zu viel enthält dies Kapitel, als daß wir hier einen Auszug davon geben könnten. Enthuſiasmus und Schwärmerey ſind hier auseinandergeſetzt, und der Freymäurerorden zum Beyſpiel genommen; die feine Ironie, welche in dieſer Stelle herrſcht, wird Niemanden entwiſchen. Wie die Schwärmerey und Aberglauben in der Einſamkeit gedeiht, zu welcher Höhe ſie darinn ſteigen, und was für Einbildungen Einſame gehabt haben und haben können, wie ſie in weiblichen Gemüthern wirkt, und Weiberepidemien verurſacht, das leſe man in dieſem Kapitel ſelbſt; man wird die Mühe belohnt finden. Zu wünſchen iſt es, daß Herr Lavater die Winke, welche ihm hier ein alter Freund wegen ſeines Wunderglaubens giebt, zu Herzen nehme, weil ſolche Phantaſtereyen unvermeidlich ſeinen Ruhm und ſeine Verdienſte verdunkeln. Aeußerſt nachtheilig iſt die Einſamkeit in der wahren Melancholie, und damit ſchließt dieſes Kapitel.

Das ſiebende Kapitel zeigt endlich die **nachtheilige Einwirkung der Einſamkeit auf die Leidenſchaften, zumal bey Einſiedlern und Mönchen.** „Jede Leidenſchaft wirkt „in der Einſamkeit ſtärker und mit größerer Schnellkraft, weil „ſie da zuſammengedrängt iſt auf Eins. . . Da vergißt man „nichts, da blutet jede alte Wunde, da roſtet kein Dolch.“ Zuerſt zeigt Hr. Z. wie die Einſamkeit in kleinen Städten auf die Einſamkeit wirkt; wahrlich alles ganz nach der Natur, wie jeder weiß, der kleine Städte kennt. Dann wirft er einen Blick auf die Nonnenklöſter, die ihm als Arzt ganz offen ſtanden, und ſagt da unter andern: „Ich ward von „Mitleid und Erbarmen durchdrungen, und wirklich voll me„lancholiſcher Gefühle, ſo oft ich in Nonnenklöſtern unter der „ganzen um mich her verſammleten Nonnenſchaar nicht nur „etwa manches unſchuldige Schaaf, ſondern auch hie und da „eine Seele voll tiefes Gefühls und ſtiller Leiden, und dann „neben ihr eine Menge feuriger und unaufhaltſamer Rabelais„ſchen ſah. Nimmt man hierzu alles Unglück, das hinter ſo „vielen Riegeln und Thoren, Klatſcherey und Treiberey über „ein armes gefühlvolles Herz verhängen; die wütende Freude „und die ſcheelſüchtige Rachbegier, die bey einer alten greßli„chen Nonne alle Nerven anſpannt, alle Haare ſträubt,

„wenn

„wenn ſie eine junge ſchöne Nonne über einem Liebesanſchlag „erhaſchet; betrachtet man ſodann noch den Gram über die „Nothwendigkeit aus bloſſen Familienabſichten ſich in ein „Kloſter einſperren zu laſſen, und da nichts zu ſehen als „Bilder des Schreckens und der Verzweiflung: ſo begreift „man leicht, warum eine arme Nonne, anſtatt ſich Gott zu „weihen, ihre Eltern verflucht. — Tief und ewig fühlt man „dies alles, wenn man die Leidenſchaften einzelner Menſchen „betrachtet. So wie ſich allmählich meine Ideen hierüber „entwickeln, wird man mit Erſtaunen ſehen, zu welcher ent„ſetzlichen Kraft die Leidenſchaften in der Einſamkeit ſteigen.“

Die erſte Leidenſchaft, auf welche hier die Wirkung der Einſamkeit betrachtet wird, iſt die unglückliche Liebe. „Liebe „wirkt immer am gewaltſamſten, wenn man ſie fliehet. „Glückliche Liebende kennen die Melancholie der Liebe nicht. „Aber kommen Hinderniſſe in den Weg .... werden Herzen „getrennt, dann zeigt ſich die Allmacht der Liebe, dann erſt „wird man mit der Liebe bekannt. — Tauſendmal leichter „iſt es der Welt zu entſagen, als der Liebe.... In den Ar„men der Liebe vergißt man den Neid mit ſeiner Wuth, die „Ungnade der Großen, mißlungene Projecte; alles Unglück „von jeder Art, in einer Stunde. Aber nie vergißt man „wahre Liebe, alles was einſt war; und nun nicht mehr iſt, jenen „Einklang der Seele und des Daſeyns, den das Schickſal zer„ſtöret. Alle Reize der Einſamkeit wirken nichts gegen die „Liebe; und wie freundlich laden doch ſtillſchweigende Schat„ten Verliebte zu ſich ein? — Doch, wir müſſen hier wider unſere Neigung aufhören, abzuſchreiben. Die Geſchichte Abelards und Heloiſen iſt hier an ihrer rechten Stelle, und wir wüßten ſie nirgends ſchöner erzählt geleſen zu haben; aber mit den Augen des Philoſophen iſt ſie angeſehen, und nicht als ein Roman behandelt. Aber mit dem Abſchnitt von der Liebe iſt nun auch das Reizende und Angenehme in dieſem Theile zu Ende. Nun folgen ſchreckliche, mit lebendigen Farben und feurigem Pinſel gezeichnete Gemälde, von allem dem Leiden, dem Elende, den Gräueln, und den Abſcheulichkeiten, die die Leidenſchaften in der Einſamkeit der Klöſter und Einſiedeleyen erzeugte und ausbrütete. Man entſetzet ſich, alle die Scheuſale zu leſen, die von Mönchen und Einſamen begangen worden ſind, und zu ſehen, zu welcher Quaal das einſame Leben in Klöſtern und Einöden, für die Einſamen ſelbſt wurde.

Man

Man ſieht hier, wie Zank, Streit, Zwieſpalt, Haß, Grauſamkeiten, Verfolgungsſucht, Aufruhr, Blutvergießen; wie der Selbſtmord; wie alle erſinnliche und ſchändliche Wollüſte und Unreinigkeiten, mit dem ganzen ſchaudrigen Troß ihrer Folgen, wie überhaupt alle Schandthaten, welche aus einer gewiſſen Sublimation übler Leidenſchaften entſtehe, in der Einſamkeit gediehen. Auch die Orthodoxie wirkte in der Einſamkeit beynahe noch fürchterlicher und teufliſcher als außerhalb derſelben. Es ſind der Thatſachen hier ungemein viele beyſammengeſtellt; und es gehörte eine Feder wie die des Hrn. Z., dazu, um die vielen ähnlichen Dinge, die hier vorkommen, dennoch intereſſant zu machen. Durch einen trocknen Vortrag hätten dieſe vielen Facta können langweilig werden, aber die Lebhaftigkeit und Schnelligkeit ſeines Styls, und die immer neuen glücklichen Wendungen, welchen dieſem völlig aus. Unter den ausführlicher erzählten Gräuelgeſchichten, in welchen egyptiſche Mönche und Einſame mit wirkten, zeichnen ſich vornehmlich die des Timotheus Aelurus (die Katze), eines egyptiſchen Mönchs und wahren Teufels an Liſt und Tücken; dann die des Säulenheiligen Daniels, und endlich die der ſchönen und tugendhaften Philoſophin Hypatia, welche von einem Heere egyptiſcher Einſamen zu Alexandrien ermordet ward. Einſamkeit und Müſſiggang wirkten zu allen dieſen Gräueln gemeinſchaftlich; es kamen freylich auch noch andere mitwirkende Urſachen hinzu; aber die Einſamkeit gehörte doch unter die vornehmſten.

Hiermit hat denn Herr Z. alles in die Waageſchaale gelegt, was er wider die Einſamkeit zu ſagen hatte. Wir ſehen nunmehro im Folgenden angenehmern Gemälden entgegen, worauf weiter keine Ungeheuer von Mönchen dargeſtellt ſind: denn wir werden hier verſchiedentlich vorbereitet, daß das Gute, was von der Einſamkeit zu ſagen iſt, das Böſe überwiegen werde. Man kann ſich indeſſen leicht vorſtellen, daß dieſes nicht ſowohl von der ſtrengen eremitiſchen, als vielmehr von einer gewiſſen gemäßigten Einſamkeit zu verſtehen ſeyn werde. Doch es wird die Zeit kommen, da wir hierüber mehr ſagen können.

Fehlerfrey iſt kein menſchliches Werk, und daher wollen wir gerne zugeben, daß ſich auch hier Mängel auftreiben laſſen, wenn man darnach ſuchen wollte. Bey dem Feuer und der Lebhaftigkeit, womit dieſes Buch geſchrieben iſt, konnte

dem

dem Verfaſſer auch wohl zuweilen eine Stelle entſchlupfen, die vielleicht eine Einſchränkung vertrüge, oder ein anderer Fehler, den ein eiskalter Autor leicht verhütet. Aber der eiskalten correcten Autoren, bey denen man über Langeweile erbärmlich zu klagen hat, giebt es ſo viele, und der Bücher, die Geiſt haben, wie dieſes, und hinreißend geſchrieben ſind, ſo blutwenig: daß man klug thut, in Deutſchland über ſolche Dinge gar nicht zu viel zu ſprechen. Ueberhaupt iſt es die leichteſte Sache von der Welt, auf eine ſolche Fehlerjagd auszugehen, und, auch in Meiſterſtücken etwas zu finden, das ein Mangel iſt, oder doch ſo vorgeſtellt werden kann, je nachdem man es in ein gewiſſes Licht ſetzt. Die Aufdeckung aller kleinen vermeintlichen, oder wahren Mängel, überlaſſen wir ganz willig den Recenſenten, die ſich gern mit Kleinigkeiten zu thun machen, und ſolchen Kunſtrichtern, die glauben, ſie haben nichts gethan, wenn ſie nicht tadeln, und meynen, ſie müſſen Meiſterſtücke und elende Scharteken auf eine Weiſe behandeln, dergleichen Kritiker hat man witzig genug mit Ratzenfängern verglichen, welchen die elendeſte Hütte mit Mäuſen viel lieber iſt, als der prächtigſte Pallaſt ohne Mäuſe. Der Recenſent für ſeine Perſon, gehört nicht zu dieſer Klaſſe, und iſt verſichert, daß ihm die Leſer es mehr danken werden, ihnen einen kurzen Abriß dieſes vortrefflichen Werks vorgelegt zu haben, als wenn er ſie mit verſchiedenen kleinen Mängeln, die ſich freylich darin finden, unterhalten hätte. Immer ſollte man bedenken, was ſchon vor Alters ein Mann ſagte, der nicht allein ein großer Kunſtrichter, ſondern auch ein groſſer Schriftſteller war: vbi plura nitent, non ego paucis offendar maculis.

Om.

7. Naturlehre und Naturgeſchichte.

Beyträge zur Beſtimmung des Alters unſerer Erde und ihrer Bewohner, von Franz Güßmann, K. K. öffentlichem Lehrer der Naturkunde zu Lemberg. Wien, bey Gerold. Zweyter Theil. 1783. 472 Seiten in gr. 8vo.

Unſer

Unſer Verfaſſer beſtimmt eigentlich nicht das Alter unſerer Erde, wie man doch nach dem Titel ſeines Buchs erwarten ſollte. Er geſteht vielmehr freywillig, daß die moſaiſchen Schöpfungstage keine Tage von 24 Stunden waren; daß ihre Dauer, da ſie, als längere Perioden anzuſehen ſind, nicht angegeben werden könne; und daß die Erde wohl einige Zeit ohne Bewohner geweſen ſeyn möge. Dem ohnerachtet geht ſein Bemühen darauf hinaus, in dieſem zweyten Theile zu beweiſen, daß keine phyſiſche Gründe vorhanden ſind, die uns nöthigen, unſerer Erde ein höheres Alter beyzulegen, als die gewöhnliche Chronologie ihr einräumt, ſo wie er im erſten Theile dies aus der Geſchichte darzuthun verſuchte. Des Grafen Büffon witzig erdachte Erdepochen verwirft er mit Recht, als eitle Hirngeſpinnſte und Hypotheſen; um aber mit den Paar 1000 Jahren zuzulangen, die unſre gewöhnliche Zeitrechnung feſtſetzt, und begreiflich zu machen, wie alle die verſchiedenen Steinmaſſen, die wir in und auf der Erde antreffen, haben gebildet, und in ihre jetzige Lage gebracht werden können, ohne den beſtimmten Zeitraum zu überſchreiten, erſinnt er eine andere Hypotheſe, die in der That eben ſo abentheuerlich und unerweislich iſt, als irgend ein Büffoniſcher oder anderer Roman nur immer ſeyn kann. Alle unſere Gebirge, Felſen und Erdſchichten, aus ſo verſchiedenem Stoff ſie auch immer beſtehen mögen, ſollen anfänglich gleichartig geweſen ſeyn. Die Verſchiedenheiten, die wir jetzt daran bemerken, ſind bloſſe Abänderungen eines und deſſelben Urſtoffs, welche die Zeit, die Atmoſphäre, die Luftſäure, das Sonnenlicht, das Waſſer, eine innere Auflöſung oder Verwandlung, die Verweſung und andere dergleichen Mittel hervorgebracht haben (S. 284. 285.). Dergleichen Verwandlungen ſollen noch täglich geſchehen, und kein Körper des Mineralreichs vorhanden ſeyn, aus dem nicht die Natur eine jede andere Art durch innere Zeitigung und Reifwerden umformen, und dann wieder zurück verwandeln könne. Granit, Porphyr, Thonſchiefer, Hornſtein, Kieſel, Jaſpis, Baſalt, Schörl, Granat, Feldſpath, Kalkſtein, Quarz, Schwerſpath, und wie alle Steine und einfache Erden heißen mögen, ſind im Grunde einerley, nicht weſentlich nach Natur und Verhältniß der Beſtandtheile verſchieden, ſondern bloſſe Va-

rietäten und Modificationen, die die obrn angezeigten Mittel von Anfang an hervorgebracht haben, und noch hervorbringen, recht oft in einer kurzen Zeit, die nichts weniger als Jahrhunderte, oder gar Jahrtauſende, erfordert. Quarz reifet zu Eiſen, nicht, als wenn dieſes Metall ſchon vorher in dem Steine enthalten wäre, und durch ſeine Verwitterung zum Vorſchein käme; nein! Ein ganz reiner Quarz, der vorher kein Eiſen enthielte, zeitiget — nachher zu einer wirklichen Eiſenminer, und verwandelt ſich in rothes hämatitiſches und eiſenfarbiges, attraktoriſches oder retraktoriſches Erz, wie es ſich trifft. Aus Quarzkieſeln entſteht Bohnenerz. Eiſengänge von verſchiedener Art in Granitbergen, die Eiſenberge der Inſel Elba ſind, nach des Verfaſſers Meynung, nichts anders, als ein in Verweſung gehender Granit, der ſich in Eiſen verwandelt hat (S. 226. bis und mit 235. S. 239 ꝛc.) Aus Hornſtein, Sandſtein, Thon, Thonſchiefer u. ſ. w. wird Granit, Gneiß, Porphyr; und aus dieſen wieder die Vorigen. Schörl, Granat, Asbeſt, Speckſtein, Serpentin, Feldſpath, Glimmer, alles iſt einerley; nur Umwandlung, mehr oder weniger merkliche und weit gediehene Zeitigung. So — ſind die Glimmerarten z B. nichts, als Schuppen oder Splitter von Feldſpath. Der Sandſtein verwandelt ſich aber auch in Glimmer, nicht weniger in Schörl und Speckſtein. Man wundert ſich, daß die Egyptier ihre Denkmäler in dem harten Granite haben aushauen können, und daß dieſe in 3000 Jahren keine Verwitterung oder Zerſtörung (alſo — auch keine Zeitigung) erlitten haben. Es fragt ſich aber, nach des Verfaſſers Meynung, ob der Stoff ſchon damals bey der Bearbeitung Granit war, oder ob er nicht vielmehr nachher erſt dazu ſich umwandelte? Das letztere — ſcheint ihm nicht unbegreiflich; denn es folgt nicht, daß die Erzeugung allemal eben ſo langſam geſchehe, wie die Zerſtörung, wovon die Obelisquen noch kein Merkmal zeigen. Ueberhaupt ſoll dieſe weit ſchwerer und langſamer vor ſich gehen, als die Vereinigung der Theile. Der Granit iſt zwar die Bergart der Hauptketten und mancher ihrer Zweige (S. 328.), darum aber nicht die urſprüngliche oder älteſte. Wir finden Granit im Schiefer, und ſo umgekehrt, welches durch ihre wechſelsweiſe Verwandlung leicht zu erklären iſt. Ein mehr oder weniger blättriges Gefüge der Felsarten, die verſchiedenen Steinlagen oder Schichten in den Ge-

birgen, die Gegenwart oder Abwesenheit der versteinten Seekörper in hohen oder niedrigen Gebirgen, und die verschiedenen Lavaströme über einander, können kein außerordentliches großes Alter der Erde beweisen; weil eine Steinart sich in die andere schnell genug umformt, und die wirklichen Lauen unter der Erde gar nicht geschmolzen sind, auch viele wirkliche Produkte der Vulkanen von dem Verfasser dafür gar nicht erkannt, sondern für Wassergeburten und Verwandlungsschattirungen ausgegeben werden.

Von einem Schriftsteller, der an verschiedenen Orten sich auf seine Logik, Dialektik, Denkkraft und Vernunftschlüsse etwas zu gute thut, und (S. 240.) gegen Strange ganz richtig behauptet, daß die Anwendung chemischer Grundsätze, zur Entdeckung des Ursprungs fester Körper im Steinreiche, das beste und nützlichste Mittel sey, sollte man nun wohl vermuthen, daß er alle jetzt angezogene Sätze und wunderbare Metamorphosen recht logikalisch bündig beweisen, und mit — chemischen Versuchen darthun würde? Man wird aber seine Erwartung in beyden Stücken gar sehr getäuscht finden. Im ganzen weitläuftigen Buche ist kein einziger eigener chemischer Versuch des Verfassers enthalten. Wie er die von andern Gelehrten angestellte versteht und erklärt; welche Schlüsse er daraus zieht; und wie überhaupt seine in diesem Werke ausgeübte Schließkunst beschaffen sey, wird bald zur Genüge erhellen.

Alle seine Gründe, oder vielmehr der einzige, worauf er bauet, ist die bloße Beaugenscheinigung der Mineralien, und die dadurch gesammleten oberflächlichen Bemerkungen ihrer Verwandtschaft. Wenn — nun aber das äußere Ansehen der Mineralien, nach dem Geständniß aller vernünftigen Mineralogen, nicht einmal hinlänglich ist, sie von einander gehörig zu unterscheiden und zu erkennen, geschweige denn von ihrem Ursprung zu urtheilen, wie der Verfasser selbst — (S. 240.) bekräftiget; so taugen ja die Prämissen nicht, woraus er schließen will, folglich ist seine ganze Conclusion falsch, und die angerühmte Logik jämmerlich gemißhandelt. Beobachtungen (auf die sich der Verfasser beruft) sind allerdings in der ganzen Physik — belehrend und entscheidend, wenn sie nur wahr und richtig sind. Sie können es aber nie werden, wenn man die gehörigen Mittel sie anzustellen, vernachläßiget. Es ist nicht genug, den Nutzen der Chemie an-

zu-

zuerkennen und zu preisen; man muß sie auch wirklich anwenden, wenn man mineralogische Untersuchungen anstellen will, und das hat der Verfasser offenbar verabsäumet; er — würde sonst in so wichtigen Dingen, als er beweisen will, gewiß die angestellten Versuche angeführt haben. Hätte er solche aber angestellt, so würden sie ihn von dem Gegentheil seiner Behauptungen überzeugt haben; denn lächerlich wäre es, wenn jemand vorgeben wollte, daß sich Kieselerde oder Kalch z. B. gegen Säuren, in Lemberg anders verhalte, als in Berlin. — Hält man aber, ohne weitere Prüfung, jeden Stein oder Erde von weißer Farbe gleich für kalchartig; so verfällt man freylich leicht auf solche Irrthümer, wie unser Verfasser, und wie alle die thaten, die die tolfischen Alaunfelsen, oder die leukogäischen Hügel, einzig und allein ihrer weißen Farbe wegen, kalchartig nannten. Bey aller Achtung für die logikalischen Einsichten unsers Verfassers, muß man bekennen, daß er (die Unrichtigkeit seiner Beobachtungen bey Seite gesetzt) überdem noch falsche Schlüsse daraus gezogen habe. Dahin gehört der, daß Kieselerde zu Kalcherde sich verwandle; weil Quarzkiesel beym Verwittern Kalcherde gegeben haben sollen. Wäre die Beobachtung an sich richtig; so ist der Schluß weit natürlicher, daß diese in den Quarzkieseln vorher verborgen war. Daß eine wirkliche Verwandlung statt gefunden hätte, müßte ganz anders bewiesen werden. Er schließt also mehr aus seinen angeblichen Beobachtungen, als daraus folgt. Wenn er ferner vorgiebt, daß diese und andere ähnliche Umschaffungen durch Luft, Wasser, Sonnenlicht, Luftsäure, innere Zeitigung oder Verwesung hervorgebracht worden sind; so hätte er 1) das Daseyn einer innern Zeitigung oder Verwesung der Steine, die heutiges Tages niemand glaubt, beweisen müssen. 2) Hätte er die Möglichkeit zeigen müssen, daß und wie diese angegebene Ursachen eine solche Veränderung der Natur der Körper bewirken können, welches bey allen Kenntnissen, die wir bisher von den Eigenschaften und Wirkungen des Wassers, der Luft und Luftsäure haben, ganz unbegreiflich ist; indem das Verwittern, Zerfallen, die Auflösung des Zusammenhangs der Theile, noch lange keine Verwandlung und wesentliche Umänderung ihrer inneren Natur ist. 3) Hätte der Verfasser auch darthun müssen, daß die angegebenen Ursachen, wenn sie vermögend wären, solche Metamorphosen zu bewirken, sie auch in der That in den bestimmten Fällen

hervorgebracht hätten, und daß keine andere Urſache dabey ſtatt gefunden, oder auch nur möglich geweſen ſey. Aber alle dieſe, zur Abſicht des Verfaſſers unumgänglich nöthige Beweiſe iſt er ſchuldig geblieben. Er ſucht auf gar keine Art ſeine Theorie begreiflich zu machen, und die dagegen leicht und häufig vorzubringenden Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen; ſagt nur bloß, daß er geſehen habe, daß Verwandlungen geſchehen; und giebt nach Willkühr die Urſachen, ohne Beweis, an. Wenn ein ſolches Verfahren den Namen einer logikaliſchen Gründlichkeit verdiente; ſo wäre es Zeit aller Schulphiloſophie zu entſagen, und ſich mit gemeinem Menſchenverſtand zu behelfen. Alle Felſen ſollen im Anfange gleichartig geweſen ſeyn. Nun gut! Welches war denn damals das allgemeine Geſtein, woraus ſich alle andere durch Umwandlungen und innere Zeitigungen gebildet haben? Warum haben dieſe und die übrigen allerwärts vorhandenen Urſachen nicht überall gleiche Wirkungen hervorgebracht, und alle Felſen auf gleiche Art und gleich ſtark verändert? Wie geht es zu, daß die Gebirge jetzt einen ſo merklichen Unterſchied ihrer Zuſammenſetzung und ihrer Steinarten zeigen? Warum iſt Granit oder Bergkalch in beträchtlicher Tiefe nicht anders, als am Tage beſchaffen? Auf alle dieſe und viele ähnliche Fragen, die dem denkendem Leſer ſeines Buchs natürlich beyfallen müſſen, hat der Verfaſſer gar nicht geantwortet. Mit einem Worte: ſein ganzes Lehrgebäude iſt eine ganz ſonderbare, unerweisliche Hypotheſe, die bey der geringſten Ueberlegung, wegen des Mangels an Gründen, und wegen der vielen dabey vorfallenden, theils Schwierigkeiten, theils üblen Folgen, die aller Erdkunde zuwiderlaufen, über'n Haufen ſollen muß. Sie kann niemand befriedigen, der nicht bloſſen Ausſprüchen und Erzählungen deſſen, was der Verfaſſer geſehen haben will, blinden Glauben beymißt, und eigenen Erfahrungen und Prüfungen auf ſein Wort Abſchied giebt. Einige Irrungen und Verwechslungen der Körper, die der Verfaſſer nennt, könnten leicht die Muthmaſſung erregen, daß er in andern Fällen ähnliche mineralogiſche Schnitzer begangen habe, und daß daher das Unerhörte und Sonderbare in ſeinen Beobachtungen herrühre. So viel iſt wenigſtens gewiß, daß der Verfaſſer zu den blos empiriſchen Mineralogen gehöret, die durch Uebung und öfteres Betrachten allein, Stufen und Steine kennen. Um die Leſer davon

zu

zu überzeugen, wollen wir einige gleich Anfangs gemachte Auszüge seiner Angaben hier fortsetzen, dennoch aber nur bey den auffallendsten verweilen.

Sehr schwankend, unbestimmt und undeutlich ist die Nomenklatur und Beschreibung, die er von dem Hornstein und Hornkiesel giebt (um mehrere Beyspiele zu verschweigen), der einen Strich von der Flanke der Karpathen ausmachen soll, und bald eine thonichte, erdartige, eisenschüßige Felsart, bald einen schichtförmigen Kiesel (Petrosilex stratosus, polyzonias etc. Wallerii), bald schwarzen, kieselartigen, feinen kalchartigen Marmor, oder eine Blende, bald andere Steinarten verschiedener Natur bildet, so wie die Verwandlung, nach des Verfassers Meynung, stufenweise fortschreitet (S. 173. 221 ꝛc.). Wer aus dieser und andern ähnlichen Beschreibungen des Verfassers klug werden kann, von welchem Gesteine er redet, der muß eine ganz eigene Mineralogie studirt haben. Daß er den Braunstein und die Bittersalzerde nicht zu unterscheiden wisse, sondern beyde mit einander verwechsle, ist (aus S. 194, 195, 230, 238, 239.) leicht abzunehmen. Wenn nun Körper, die so verschieden sind, für einerley gehalten werden; so ist es auch leicht zu begreifen, wie andere Substanzen, als sehr nahe mit einander verwandt, angesehen, und ein gemeinschaftlicher Ursprung ihnen zugeschrieben werden könne. Es ist kein Wunder, daß jemand, der Mineralien nicht besser kennt, als der Verfasser es zu thun scheint, bey jedem Tritt etwas Sonderbares im Steinreiche zu finden glaubt, und in jeder Mischung Spuren einer Verwandlung entdeckt. Es scheint sogar, daß die Nässe oder Feuchtigkeit, die vielen lockern Steinen, wenn sie frisch aus der Grube kommen anhängt, hinlänglich sey, den Verfasser in Verwirrung zu bringen. Anders läßt sich sein Vorgeben (S. 183.) kaum erklären. Er hob einen würflichten Gipsspath von der Halde zu Radmer auf, der durchaus weiß aus der Grube gekommen war; auf der Halde aber goldbraun und zu Eisenspath sich veränderte. Diesen trug er nach Hause, und verwahrte ihn einige Zeit. Siehe da: im Kasten veränderte er sich abermals zu einem milchfarbigen, harten, fetten Quarz, der das blättrige Gefüge verlohren hatte. Sollte man nicht denken, daß es dem Verfasser so gegangen sey, wie jenem Reisenden, der bey regnichtem Wetter allerley bunte, abgerundete Kiesel am Meerstrande aufhob, und einen großen

Schatz von Edelsteinen gefunden zu haben glaubte; als die Steine aber trocken wurden, seine Augenweide verlor, und dem bösen Geist diese Verwandlung Schuld gab. Er handelte — dennoch klug, da er die Steine zum Fenster hinaus warf; aber unser Verfasser schließt aus ähnlichen Erscheinungen, daß Krystallen, deren Gestalt und äußeres Ansehen ganz unverändert bleibt, nach ihrer Natur ganz umschaffen werden — können, wenn sie nur einige Zeit im Mineralschrank liegen, und aufbewahrt werden (S. 85. u. 182.). Es ist in der That recht lächerlich, solche Grillen für Beobachtungen, und daraus gezogene Vernunftschlüsse auszugeben! Wehe den öffentlichen Sammlungen, wenn solche Feenmärchen Glauben fänden! Die besten und kostbarsten Steine würden sich wahrscheinlich an manchen Orten unter den Händen der Aufseher schrecklich verwandeln. Vielleicht könnte der Verfasser hin und wieder dergleichen Beweise seines Satzes finden; übrigens aber giebt es Sammlungen in Menge, die weit älter sind, als unser Verfasser; und dennoch sind und bleiben die darin befindlichen Steine die nämlichen, die sie vor vielen Jahren waren. Ein ganz weicher Thonschiefer, mit weissem mürben Quarze in rhomboidalischen Abtheilungen soll in Pokutien und in der Bukowina ausgegraben werden, welcher sich an der Luft zu gemeinem Quarz verändert (S. 184.). Flußkieſel unter gährende Alaunerze gesteckt, werden in 1 oder 2 Jahren zur Kalcherde zerfressen. In den Sandhügeln um Lemberg verwittert der ächteste Quarzsand bey seiner Entblössung, oft in weniger als ein halbes Jahr zu feinstem Kalchmehl. Aus vormaligen Quarzkieſeln, die jetzt Kalchkieſel sind, dennoch aber eine Lage Quarzkieſel über sich haben, (folglich der Luft weniger, als diese, ausgesetzt sind) brennt man zu Kemmeten an der Yps in Unteröſterreich, Kalch (S. 184. 185.). Natürlicher weise würde jeder anderer Naturforscher sagen, daß die obern Quarzkieſel über die tiefer liegenden abgerundeten Kalchsteingeschiebe, angeschwemmt und aufgesetzt worden; allein unser Verfasser nennt diese eine gezwungene Erklärung (S. 185. 186.), und findet seine Verwandlungshypothese viel natürlicher, ja, was mehr ist, durch diese und ähnliche, in der That grundfalsche Bemerkungen, logikalisch bewiesen!

Herr von Haller soll oft erzählt, und bey seinen Alpenreisen gefunden haben, daß ein Fels abwechselnd mürb, hart

hart und wieder weich zu verschiedenen Zeiten gewesen. Kein Wunder also, wenn man römische Münzen, ein Stück einer römischen Kriegskleidung, lebendige Käfer, Frösche, Schlangen in ganzen Steinmassen gefunden, wo nicht die geringste Oeffnung, oder ein Riß zu sehen war. Recensent und viele andere Physiker, die für den Schatten des — großen Mannes, auf dessen, so viel wir wissen, nirgends aufgezeichnete Erzählung der Verfasser sich beruft, gewiß die allergrößte Hochachtung haben, und sich auch nie unterfangen werden, die Erzählungen anderer Gelehrten für Unwahrheiten zu erklären, so lange solche nämlich den bekannten Naturkräften nicht widersprechen, und etwas unmögliches vorgeben, haben sich dennoch nie überwinden können, den Berichten von römischen Münzen, Kriegskleidungen und lebendigen Thieren, die man in der Mitte unverritzter, fester Felsen gefunden zu haben vorgiebt, Glauben beyzumessen, sondern vermuthen vielmehr mit Grund, daß bey diesen angeblichen Beobachtungen irgend ein Versehen vorgegangen sey. Unser Verfasser hingegen sieht solche Geschichten als mathematische Wahrheiten an, aus denen er Schlüsse zu ziehen berechtiget ist. Im gegenwärtigen Falle schließt er von den Münzen, Kriegskleidungen und lebendigen Thieren in den Felsen, daß die Erhärtung oder Erzeugung ganzer Steinbrüche nicht so lange Zeit erfordern, als viele glauben (S. 169. 170.). Aber dieser Schluß ist, wie viele andere, übereilt, und folgt nicht nothwendig aus den angeblichen Beobachtungen, wenn sie wirklich wahr wären. Der Verfasser wird nicht läugnen, daß die Felsen, worin man lebendige Thiere ꝛc. gefunden haben will, älter sind, als daß sich ihre Entstehung im Menschengedächtniß, oder in der Geschichte erhalten haben sollte. Läugnet er es, so zeige er dann, wenn sie entstanden sind, und woher er es wisse und beweisen könne. Wenn er nun aber begreifen kann, daß, und wie sich Thiere und Kleidungsstücke bey solchen Revolutionen, wodurch die Felsen im nassen Wege aufgehäuft und gebildet wurden, unzermalmt, unverzehrt und die erstern lebendig erhielten, und wie nachher beym Eintrocknen sich die Thiere, unter einer so großen auf sie ruhenden Last, wenigstens mehrere Jahrhunderte hindurch, ohne Nahrung, beym Leben erhalten konnten; so müßte es ihm gleich begreiflich seyn, daß sie in diesem Zustande mehrere Jahrtausende, ohne zu sterben, hätten aushalten können; folglich bewiese die Beobachtung das gar

nicht, was sie nach des Verfassers Meynung beweisen soll, sondern eher das Gegentheil. Käfer, Frösche und Schlangen haben, so wie alle Thiere, ein bestimmtes Ziel ihres Lebens. Kein einziges lebt außerordentlich lange, ohne Nahrung, obgleich viele wenig brauchen, und lange hungern können. Kein einziges wird auch mehrere Jahrhunderte alt, am wenigsten die Insecten. So alt müssen doch wenigstens die Käfer, Kröten und Schlangen wider den ordentlichen Lauf der Natur geworden seyn, wenn die, die in Felsen gefunden seyn sollen, von Anfang darin gewesen wären. Ist es nicht offenbar ungereimt, so etwas zu behaupten oder nur zu denken? Wir wollen gar nichts von der zum Athemholen jedem Thiere, obgleich mehr und weniger, d. i. öfters oder seltener, nöthigen Luft, erwähnen. Es ist aus dem, was gesagt ist, leicht einzusehen, daß der Verfasser, ohne die geringste Prüfung, alles, was zu seinem Kram nur passen konnte, für wahr und als Prämissen annimmt, und daß die Schlüsse, die er daraus zieht, übereilt, willkührlich und unüberlegt sind; weil sie nicht einmal aus den Prämissen folgen. Leichtgläubigkeit ist einer der größten Fehler eines Naturforschers! Wäre es möglich, daß Thiere in den Felsen mehrere Jahrhunderte hindurch wider die gewöhnliche Ordnung der Natur fortlebeu konnten; so dürften wir wohl nicht länger an der Universalmedicin, und an der Möglichkeit, das menschliche Leben à la St. Germain zu verlängern, zweifeln. Doch genug von solchen Grillen!

Thon oder Alaunerde erhärtet zu Jaspis, und gränzt deswegen, nach des Verfassers Meynung, nahe an die Kieselerden, obschon seine Natur alkalisch ist (S. 196.). Welcher Schluß! Enthält denn der Thon, aus dem Jaspis durch die Erhärtung wird, keine Kieselerde vorher in sich, nebst Eisen? Und ist Jaspis ein reiner Kiesel? Besteht jeder Kiesel nur aus reiner Kieselerde? Diese Fragen hätte der Verfasser vorher erwägen, und durch eigne Versuche auflösen sollen, wenn er nicht aus fremden chemischen Schriften sich darüber hätte belehren lassen wollen. Er besitzt Schörl aus — Kärnten, wovon eine und dieselbe Säule theilweise Granat, grüner Schörl, Gestellstein, Glimmer und reiner Quarz ist (S. 219.). Er besitzt auch weißen, ganz glasartigen Stralschörl, dessen Spitzen aus dem biegsamsten Asbest oder Bergflachs bestehen, oder sich darin verlaufen (S. 120.) Auch hat er in seiner instructiven Sammlung

Grana-

Granaten, die halb Glimmer, halb Granaten sind, also, daß der Glimmer auf der einen Seite die Figur des Granats vollendet, oder daß jedes Blatt des Granats halb Glimmer, halb Granat ist, und daß diese beyden Steinarten, an der nämlichen Scheibe, in einander gleichsam eingefressen sind, woraus denn die Verwandlung dieser beyden mineralischen Körper in einander augenscheinlich bewiesen werden kann (S. 206.). Die Gangart der Kupfererze des Klosters St. Paul in Kärndten soll einem Granite gleich seyn, in welchem der Quarz und Feldspath von vollkommen gleichem Gefüge sind, nur daß dieser durchsichtig roth und ganz Granate, jener wasserfarbig ist. Der Glimmer ist da, wo er den Feldspath berühret, roth, und einer Blende ähnlich; an der Gränze des Quarzes aber weiß, und in beyde, auf die oben beschriebene Art, gleichsam eingefressen, und von derselben Krystallfigur, wie der Quarz und Feldspath (S. 207.). Selbst der Kupferkies führet die nämliche Krystallart; daß also das ganze Gestein eine einzige ehemalige Steinart gewesen zu seyn, und durch allmälige Wirkungen (innere Zeitigung, Verwesung ꝛc.) sich so umgeändert zu haben, nothwendig scheinen muß (S. 208.). Wir ermüden weiter abzuschreiben. Die angeführten Beyspiele sind hinlänglich, unser anfängliches Urtheil zu beweisen, daß äußeres Ansehen der Mineralien, ihre Farbe, Krystallisation, nahe an einander Brechen u. s. w. dem Verfasser hinreichende Gründe sind, aus der Aehnlichkeit derselben in diesen Stücken, auf ihre anfängliche gleiche Natur, und nachher erfolgte Verwandlung zu schließen. Schon lange ist es zum Sprichwort geworden, daß nicht alles Gold sey, was schimmert. Unser Verfasser aber sagt so: was wie Gold aussieht, und es jetzt nicht mehr ist, muß es doch vorher gewesen seyn; weil sich alles verwandelt, id quod erat demonstrandum. So viel sich der Recensent noch aus der Schule erinnert, so hieß diese Art zu räsonniren, die Wolf, Corvin und verschiedene andere logikalische Compendia, (welche er, wie man versicherte, um denken zu lernen, durchlesen mußte), nicht gelten lassen wollten, petitio principii! Jetzt da er das Barbara celarent, Darii ferio, beynahe glücklich ausgeschwitzt hat, und dennoch mit Ehren zu melden, gründlicher, wie damals, zu denken glaubt, kann es ihm gleich viel seyn, wie man diese fallacia nennen will; daß es aber ein Fehlschluß, ein offenbarer Schnitzer gegen die natürliche Logik sey, das läßt er sich nicht abstreiten. Es wäre noch die Fra-

ge, ob alle Wahrnehmungen des Verfaſſers an ſeinen jetzt genannten Mineralien: Schörle, Granaten und Kupfererz, völlig ſo ſind, wie er es beſchreibt; oder ob nicht die daran geſehenen Uebergänge des Schörls in Granat, Geſtellſtein, Glimmer und Quarz ꝛc. nur ihm deutlich ſeyn mögen; und ob er nicht, da er nur die Augenmineralogie gebraucht, etwas z. B. für Geſtellſtein angeſehen hat, was es nicht iſt, oder dafür bey einer genauen Unterſuchung erkannt werden könnte; u. ſ. w? Allein geſetzt, daß ſolche Stufen in der Sammlung des Verfaſſers wirklich vorhanden ſind, und daß er ſie mineralogiſch richtig beſchrieben habe; ſo folgt doch daraus keinesweges, das, was er dadurch beweiſen will. Es iſt bekannt, daß beynahe alle mineraliſche Körper unter gehörigen Umſtänden anſchießen, und daß verſchiedene derſelben einerley Kryſtallform annehmen können. Wenn nun mehrere ungleiche Vermiſchungen nahe an einander, oder in einem Klumpen, in einer Kluft ꝛc. gelegen hätten, und ein dienliches gemeinſchaftliches Auflöſungs- oder Kryſtalliſationsmittel, unter den zum Anſchießen günſtigen Umſtänden ſie zugleich betroffen hätte; ſo wäre es begreiflich, daß ſie an einander angeſchoſſen wären, und, da die Geſtalt oft vom Zufall, Raum und andern Umſtänden abhängt, daß ſie einerley Figur hätten annehmen können. Sind die Stufen, auf welche der Verfaſſer ſich beruft, wirklich ſo beſchaffen, wie er ſie beſchreibt, woran doch noch, wegen ſeiner ſchwankenden mineraliſchen Nomenklatur ſehr zu zweifeln iſt; ſo müſſen nothwendig lokale Urſachen vorhanden geweſen ſeyn, die dem Schörl, Granat, Geſtellſtein, Glimmer und Quarze ꝛc. einerley Bildung gaben, weil es bekannt iſt, daß dieſe Körper ſonſt ganz verſchiedene Kryſtallformen haben. Auf dieſe Art läßt ſich wenigſtens die Sache begreifen, aber gewiß nicht nach ſeiner Verwandlungshypotheſe. Wenn es wahr iſt, daß in der erwähnten Kryſtallſäule, Schörl, Granat, Geſtellſtein, Quarz, Glimmer u. ſ. w. ſo an einander gränzen, und ein Continuum ausmachen, wie unſer Verfaſſer vorgiebt, ſo iſt es auch gewiß, daß jedes Stück dieſer Säule eine ungleichartige chemiſche Miſchung haben müſſe; denn gedachte Steinarten ſind nach unſern heutigen mineralogiſchen Kenntniſſen, gewiß nie aus einerley Beſtandtheilen, und in gleichem Verhältniß derer, die ſie gemeinſchaftlich beſitzen, zuſammengeſetzt. Sind ſie nun in ihrer Miſchung verſchieden, ſo müſſen ſie es auch von Anfang an, oder ſeit ihrer erſten Entſtehung, geweſen ſeyn, wenn der Verfaſ-

ſer

ser nicht beweist, daß ihre Mischung damals überall — homogen war, und daß solche nachher erst, wie er will: durch innere Zeitigung, Luft, Licht, Luftsäure ꝛc. in einzelnen Punkten verschiedentlich verändert und umschaffen worden. Wo hat er dies bewiesen? Wie kann er es wissen, oder wie will er es beweisen? Und doch soll diese buntschäckige Säule zum Beweis seiner Verwandlungen dienen! Er will solche demnach durch das beweisen, was ihm eigentlich zu beweisen obliegt! Sollen wir noch einmal die Benennung dieses logikalischen Trugschlusses hieherſetzen?

Wie der Verfasser in den bekannten Versuchen von **Bergmann** und **Achard**, wodurch sie im nassen Wege einige Kieselarten nachmachen wollten, eine Stütze seiner Metamorphosenhypothese zu finden glauben konnte, läßt sich kaum errathen, wenn man ihn nicht einer Flüchtigkeit im Denken, oder des Mangels hinlänglicher chemischer Kenntnisse beschuldigen will. S. 179. sagt er, daß diese Gelehrten durch gedachte Arbeiten Erden, die nicht kieselartig waren, in Kieselerde verwandelt haben, und bürdet ihnen dadurch Meynungen auf, die der Erste öffentlich widerlegt, der Zweyte nie geäußert hat. Ihre Versuche sind zu deutlich beschrieben, als daß man Schlüsse daraus ziehen kann, wenn man sie sonst nur versteht. Was die Mineralogen **Kiesel**, oder **Kieselsteine** nennen, ist eben nach Bergmanns und Achards Versuchen nichts weniger, als reine Kieselerde, sondern solche, mit verschiedenen andern Erdarten sehr vermengt. — Dergleichen Mischungen mehrerer Erdarten nahm Achard zu seinen Versuchen, und ahmte also bloß die vorher erforschte natürliche Zusammensetzung der nachzumachenden Kieselarten künstlich nach, indem er in der Luftsäure das Krystallisationsmittel suchte; hatte aber, so viel wir wissen, nie im Sinn, irgend eine Verwandlung zu wege zu bringen, wozu seine Versuche ohnehin übel gewählt und unentscheidend gewesen seyn würden, wenn er den zu verwandelnden Thon- Kalch- und Bitterſalzerden, Kieselerde zugesetzt hätte, in welche er sie hätte verwandeln sollen. Was Bergmanns Versuche betrifft, da bey der Vereinigung von Dämpfen der Flußspatsäure mit Wasserdämpfen — Kieselerde niederfiel, so waren fremdartige Erden daran gewiß nicht Schuld; wohl aber haben **Meyer** und **Wiegleb** erwiesen, daß die Kieselerde von dem angefreſſenen gläsernen Destillirgefäße herrührte. Hier geschahe also so wenig, als bey Achards Ver-

Versuchen, irgend eine Verwandlung, obgleich unser Verfasser sich's einbildet. Diese chemischen Versuche sind doch die einzigen, auf die er sich im ganzen Werke beruft, und, wie wir gesehen haben, hätte er besser gethan, sie gar nicht zu citiren, da sie im geringsten nicht zu seiner Absicht dienen oder passen.

Wäre die Wirklichkeit der Verwandlung mineralogischer Körper in einander durch die oben angeführte, und andere ähnliche oberflächliche Beobachtungen außer Zweifel gesetzt, das ist: wären diese Beobachtungen und die daraus gezogenen Schlüsse völlig richtig; so würde wohl niemand noch Beweise von der — Möglichkeit derselben fordern. Der Verfasser hat aber für gut gefunden, solche durch ein metaphysisches Räsonnement (S. 17, 18, 19; S. 177. und 202 ꝛc.) darzuthun, und macht dies sogar zu seinem Hauptbeweis. Er nennt es (S. 177.) einen unwidersprechlichen physischen Grundsatz, daß die Elemente aller Körper unter sich vollkommen gleich oder einfach sind. So wenig es der Mühe lohnt, über dem, was nur möglich ist, zu streiten; so dürfen wir doch keinen Grundsatz vorbeygehen, der der Meynung des Verfassers zur Bestärkung dienen soll. Gerne möchten wir wissen, wie der Verfasser eine blosse metaphysische Grübeley einen physischen Grundsatz nennen könne, und woher denn die Unfehlbarkeit oder Unwidersprechlichkeit derselben erwiesen sey? In den Gedanken läßt sich zwar die Zertheilung der Körper sehr weit treiben, bis wir auf Elemente und einfache feine Substanzen kommen; diese aber hat noch kein Physiker oder Scheidekünstler herausgebracht. Sie können auch nicht mit den Sinnen gesehen, betastet, oder sonst denselben dargestellt werden; sind folglich nichts weniger als physisch erwiesen. Die Monaden und ganz untheilbare Grundanfänge der Körper, die einfach, und doch körperlich seyn sollen, sind selbst bey den Philosophen außer Mode gekommen, und der Physiker kennt sie, als Solcher, ganz und gar nicht. Wenn noch von solchen unbekannten Urstoffen heutiges Tages mehr geredet werden soll; so muß man sie metaphysische Elemente nennen; weil der Naturforscher davon nichts zu sagen weiß. Wir kennen kaum die chemischen Elemente, wenigstens die entferntern — noch lange nicht genug; und unser Forschen noch weiter über die Sphäre derselben zu erstrecken, möchte vor der Hand wenigstens ganz vergeblich seyn,

so

so wie es in der Physik überhaupt nicht nur unnütz, sondern auch schädlich ist, wenn man auf der Leiter der Muthmaßungen und abstrakten Betrachtungen höher hinaufklettern will, als gründliche Erfahrungen und natürliche Schlußfolgen aus denselben — reichen. Gemeiniglich fällt man alsdann weit tiefer herunter, als wenn man sich an dem hält, was ausgemacht ist und erwiesen werden kann. Die Klage des Verfassers (S. 17.) über die vernachläßigte — Theorie der ersten Elemente ist deswegen ganz unstatthaft, und noch sonderbarer, daß er aus metaphysischen Betrachtungen über unbekannte Dinge in der Mineralogie argumentiren will. Wie weit sind wir wohl durch die chemische Zerlegung der Körper aus diesem Naturreiche gekommen? von Erden kennen wir nur 4 bis 5 Hauptarten, die nicht weiter zerlegt, und eben so wenig durch die Kunst in einander verwandelt werden können. Sie mögen so zusammengesetzt seyn, wie sie wollen, so müssen wir sie doch so lange, als einfach, betrachten, bis wir sie weiter zu zerlegen oder in einander zu verwandeln lernen. Allein, hier verläßt der Verfasser die Erfahrung, die einzige wahre Stütze der ganzen Physik, und will durch blosse Spekulation nicht nur höher steigen, sondern der Erfahrung widersprechen, indem er diese einfachen, verschiedenen Erdarten für einerley hält, und ihre wechselseitigen Verwandlungen, gegen chemische richtige Experimente, behauptet. Er räumt also seinen idealischen Analysen einen höhern Werth ein, als der physischen Erfahrung, und doch nennt er jene: physische Grundsätze, unwidersprechliche Grundsätze! Es sey uns auch einmal erlaubt, seiner angepriesenen Theorie der ersten Elemente, ein kleines metaphysisches Räsonnement entgegen zu setzen. Wir zweifeln gar nicht, und haben nie gezweifelt, daß die Urstoffe der mineralogischen Körper weit feiner sind, als die, die wir bisher kennen, und daß die letztern, wo nicht künftig durch Hülfe der Chemie, doch an sich selbst wirklich theilbar, oder einer weitern Zerlegung fähig seyn mögen. Allein, wie weit sie zerlegbar seyn mögen; ob es mehrere, oder nur ein einziger Urstoff dieser Körper gebe, oder im Anfang gegeben habe? das wissen wir nicht, und unser Verfasser eben so wenig. Dem Schöpfer hat es doch wohl frey gestanden, und ist Ihm eben so leicht gewesen, mehrere als ein einziges Element aus dem Nichts hervorzurufen? Welches von beyden Er gethan, und — nach Seiner Weisheit gewählt habe, das wird kein Sterblicher entscheiden. Wir also mit allen

Grü-

die organiſche Struktur im Thier- und Pflanzenreiche) die ächten Kennzeichen ihres Unterſchieds und ihrer ſyſtematiſchen Eintheilung. Je mehr die weſentliche Miſchung zweyer mineraliſcher Körper gleichartig, und das Verhältniß der Beſtandtheile einförmig iſt, je näher ſind ſie einander verwandt; das äußere Anſehen, Farbe, Figur, Härte ꝛc. mögen beſchaffen ſeyn, wie ſie wollen. Da die Miſchungen im Mineralreiche durch Zufälle und Erdrevolutionen, größere oder kleinere, geſchehen, oder vor dieſem geſchehen ſind, wobey kein Meſſen oder Wiegen, wie in unſern chemiſchen Laboratorien, ſtatt finden kann; ſo iſt es auch leicht begreiflich, daß beynahe unendliche Schattirungen dieſer Miſchung, oder vielmehr der Proportion der Beſtandtheile herauskommen müſſen, welche man denn, wenn ſie einander ſehr nahe — kommen, Varietäten, und wenn man ſo will, Modifikationen, nur nicht in dem Sinn der Verwandlungshypotheſen, nennen kann. Es gehört aber nur ſehr wenige Erfahrung dazu, um zu finden, daß es Körper giebt, deren Grundmiſchung weſentlich verſchieden iſt, entweder in Anſehung der Natur ihrer Beſtandtheile, oder in Betracht des Verhältniſſes der Zuſammenſetzung. Dieſe verſchiedenen Körper können alſo nicht als Varietäten oder Modifikationen; ſondern als verſchiedene Arten und Geſchlechter angeſehen werden. Daraus entſteht dann eine ganz natürliche methodiſche Eintheilung des Mineralreichs in Klaſſen, Geſchlechter und Arten, welche gar nicht mit einander vermengt oder verwechſelt werden dürfen, und keine Modifikationen, noch viel weniger Verwandlungen oder Uebergänge ſind, was unſer Verfaſſer auch dagegen ſagen mag. Ein ſolches Syſtem kann itzt freylich noch nicht ganz vollkommen ſeyn, da noch ſo viele mineraliſche Körper, in Abſicht ihrer Miſchung, ununterſucht ſind. Wenn aber alle natürlichen Zuſammenſetzungen der Mineralkörper bekannt ſeyn werden, dann wird ein ſolches Syſtem vollſtändig und ohne Mängel entworfen, und manche Varietäten oder ſogenannte Modifikationen, die zur Zeit noch zwiſchen zwey Arten in der Mitte zu ſtehen ſcheinen, zu eignen Arten gemacht, oder andern angränzenden beygeſellet werden können, und keine Abänderungen weiter, als ſolche ſtatt finden, die von äußern Eigenſchaften, als Härte, Farbe, Geſtalt, Gefüge u. ſ. w. abhangen. Die beſten Syſteme des Thier- und Pflanzenreichs ſind dieſe Stunde noch nicht ganz vollkommene, und völlig natürliche Methoden, obſchon man daran weit länger, als an einer richtigen Eintheilung des Mineral-

neralreichs gearbeitet hat, und die Kennzeichen leichter in die Augen fallen. So oft man neue Pflanzen oder Thiere entdeckt, werden entweder die Zahl oder die Eintheilung der Arten und Geschlechter vermehrt, verändert und verbessert, bis alle Gelenke der Naturkette bekannt seyn werden. Diese Kette geht zwar durch alle Reiche der Natur ununterbrochen fort; aber jedes Gelenk ist ein eigenes, von den übrigen unterschiedenes Glied, und keine blosse, durch Verwandlung hervorgebrachte Modifikation des andern. Eine solche Stufenfolge der Körper findet im Steinenreiche so gut wie in den andern Reichen statt. Sie bildet einen Baum, oder, wie unser Verfasser (S. 220 ꝛc.) will, ein Netz, aber jeder Faden in diesem Netze ist von dem andern verschieden. Die Knoten des Netzes sind die Geschlechter, welche allerdings durch ihre auslaufende Faden, oder Arten, unter einander verbunden sind; aber auf keine andere Weise, als wie die Geschlechter der Thiere und Pflanzen unter sich in Verbindung stehen, mittelst dieser oder jener Art an einander gränzen, und mehr oder weniger verwandt sind. In keinem Reiche macht die Natur einen Sprung; allein sie verwandelt Steine und Erden so wenig, als Thiere und Pflanzen. Es kann wohl kein Unterschied wesentlicher seyn, als der, der selbst in der Grundmischung und in den Bestandtheilen der Körper gegründet ist.

Nachdem wir nun den Ungrund der Verwandlungshypothese hinlänglich angezeigt, und alle von dem Verfasser vorgetragene Stützen derselben in ihrer Schwäche bloß gestellt haben; so fallen auch die Schlüsse von selbst. übern Haufen, welche der Verfasser daraus ziehen wollte, um zu beweisen, daß unsere Erde nicht älter seyn könne, oder seyn dürfe, als die gewöhnliche Zeitrechnung angiebt. Es ist hier nicht die Frage, ob wir glauben, daß die Erde nur so alt, oder älter sey, als man gewöhnlich behauptet; sondern ob der Verfasser durch seine Verwandlungshypothese, welche sein vorzüglichstes, oder vielmehr einziges physikalisches Argument ist, dargethan habe, daß das gewöhnlich angenommene Alter der Erde zur Erklärung der Bildung unserer Erdrinde, mit allen daran geschehenen Veränderungen, hinlänglich sey oder nicht? Darauf antworten wir dann mit Grund, daß er nichts ausgemacht habe; weil sich keine mineralische Körper in einander verwandeln. Die Schwierigkeiten also, welche andere Naturforscher bey Betrachtung der Gebirge und Erdschichten finden,

den, wenn ihre Bildung und erlittene Veränderungen nur auf ein paar tausend Jahre eingeschränkt werden, hat der Verfasser gar nicht aus dem Wege geräumt, und das war doch sein Vorsatz. Uebrigens haben wir darum uns so lange bey seiner Verwandlungshypothese verweilet, und die von ihm angeführten Scheingründe derselben geprüft; weil diese Grille bey verschiedenen Mineralogen Eingang findet, die sich mit der Chemie wenig abgeben, wenn sie ihre Nothwendigkeit gleich einräumen. Der Geschmack an dem Wunderbaren nimmt in unsern Tagen überhaupt zu, und der physische Aberglauben scheint die Stelle des ehemaligen Religiösen wieder einzunehmen. Lange genug täuschten die Goldmacher die leichtgläubigen Reichen mit der versprochenen Verwandlung der Metalle, und machten viele von ihnen zu Bettlern. Nachdem man endlich, und doch noch lange nicht allgemein und überall, einsehen gelernt hat, daß Bley oder Queckſilber weder gelb, noch schwer genug gemacht werden könne, um für Gold zu gelten; und daß bey allen möglichen, noch so weitläuftigen und geheimen Transmutationsprocessen nicht ein Heller zu gewinnen steht; so wendet man sich zu andern Klassen des Mineralreichs, behauptet die natürliche und künstliche Verwandlung der Salze, Erden und Steine in einander, und will dadurch zwar nicht Gold, aber das Ansehen eines Reformators in der Wissenschaft erwerben, indem man alle gründliche, auf Erfahrung oder Versuche gebauete chemisch-mineralogische Kenntnisse verwirft, und nur willkührlichen Vorstellungen von dem, was etwa möglich seyn könnte, Beyfall giebt. Wenn es so fortgeht, so wird unsere Wissenschaft von der Körperwelt zuletzt nicht das lehren, was sie ist, und wie sie ist, sondern sich mit abstrakten Spekulationen beschäftigen, was sie etwa seyn könnte, oder was mit der Zeit daraus werden kann. Die Verwandlungshypothese drohet in der That aller vernünftigen Mineralogie und physischen Erdkunde den Untergang, und würde diese Wissenschaften nicht nur äuſserſt ungewiß und unzuverläßig, sondern auch unnütz machen, wenn sie allgemein würde; denn wenn Kalch, Kieſel, Thon, Speckstein, Schörl, Granit, Schiefer, Asbeſt, Kupfererz u. s. w. im Grunde einerley wären, und an der Luft sowohl, als im Innern der Erde durch Zeitigung, unerklärbare Umschaffung, Verweſung, und Wirkung der Zeit, des Sonnenlichts u. s. w. sich in einander verwandeln könnten: so könnte die bestimmte Angabe eines Gesteins, oder andern Minerals, hinführo sehr

wenig! Es wäre gleich viel, ob man Granit: Sandstein, oder Gneiß: Silber nannte, da doch alles einen Grundstoff hat, und sich in kurzer Zeit, unmerklich, oder stuffenweise in einander verwandeln konnte! Eine im Jahr 1784. entworfene, noch so richtige mineralogische Erdbeschreibung eines Landes würde nach wenigen Jahren ganz unbrauchbar und voll Fehler werden, besonders von einer Gegend, wo sich alles so schnell verändert, wie es nach der Meynung unsers Verf. um Lemberg geschieht! Es wäre also — nöthig, alle 5 oder 10 Jahre wenigstens eine neue Beschreibung jeden Landes zu machen, so wie man alle Jahre einen neuen Kalender ausgiebt; und kein Staat wäre sicher, ob nicht in wenigen Jahren seine reichsten Erzgruben in lauter taubes Gestein verwandelt würden, dagegen andere Länder mit der Zeit in ihren jetzt unfruchtbaren Klippen, die reichste Ausbeute an Metallen zu erwarten haben könnten! Herrliche Aussichten für den Bergbau, für die mineralogischen und physisch-geographischen Wissenschaften, die uns der Verfasser, und die Anhänger dieser Hypothese eröffnen! Glücklicher weise widerlegt die Erfahrung, in Betracht des Bergbaus, alle diese Hirngespinnste, da es sehr viele recht alte Gruben giebt, in welchen solche Veränderungen des Gesteins und der Gänge nie beobachtet worden; allein, wenn die chemische Untersuchung der Mineralien über ihre Natur nichts entscheiden soll, so dienen die über die Gebirge angestellte Beobachtungen weiter zu nichts, und es läßt sich auch gar kein richtiger Schluß von der Beschaffenheit unserer Erdrinde daraus ziehen, da alles der Veränderung so sehr unterworfen ist. Für die apostolische Kammer wäre es recht gut, wenn bey den jetzt bedrängten Zeiten, aus den zu Rom befindlichen Obelisken und Denkmälern, die sich, nach des Verfassers Muthmaßung, nach ihrer Bearbeitung schon einmal verwandelt haben sollen, künftig Gold oder Silber würde. Der Natur kann eine Verwandlung nicht schwerer zu bewerkstelligen seyn, wie die andere. Allein, wir müssen abbrechen. Für die Leser haben wir von dem vorliegenden Werke genug gesagt. Und was den Verfasser betrifft, so hoffen wir, daß er das, was er S. 10, 11, und 200 niedergeschrieben hat, kaltblütig beherzigen möge, in welchem Falle, und wenn er die Natur zu Rathe zieht, er seine Verwandlungsgeschichtchen gewiß zurücknehmen wird!

S.

Hank-

Handbuch der allgemeinen Chemie, von Johann Christian Wiegleb. Zweyter Band. Berlin und Stettin bey Nicolai. Mit Königl. Preußl. allergnädigster Freyheit. 1781. gr. 8. 696 S.

Wegen etwas verspäteter Anzeige des zweyten Bandes dieses wichtigen Buches, müssen wir unsere Leser um Vergebung bitten.

Es enthält derselbe die technische und ökonomische Chemie. Die erstere hat die Halurgie, Lithurgie, Hyalurgie, Metallurgie, Zymotechnie, Phlogurgie und diejenigen Bearbeitungen, welche die Veränderungen der bloßen Oberfläche der Körper betreffen, zum Gegenstande. In der Halurgie, welche die erste Abtheilung ausmacht, wird vom Unterschiede aller Arten der Salze, ihrer Erlangung, Reinigung, und verschiedenen Zusammensetzung, um neue Arten hervorzubringen, gehandelt — ingleichen von ihren vornehmsten Eigenschaften im einfachen und zusammengesetzten Zustande.

Zuerst die Beschreibung der Säuren, welche in Mineral- Gewächs- und thierische Säuren eingetheilt werden. Die mineralischen zerfallen in reinere und unreinere. Zu den erstern gehören: die Vitriol- Salpeter- Salz- und Flußspatsäure; letztere nach dem erläuterten Begriffe, welchen der Verf. davon in Crells neuesten Entdeckungen in der Chemie Th. 1. gegeben. Zu der andern Art: das Sedativsalz, dephlogistisirter Arsenik, Bernstein- und Ambrasäure.

Gewächssäuren sind entweder: offenbare oder versteckte; letztere sind solche, die erst durchs Feuer oder die Gährung zum Vorschein gebracht werden müssen. Essig, Bereitung der stärksten rauchenden Essigsäure — reine Säure des Sauerkleesalzes, reine Weinsteinsäure, Benzoesalz oder Blumen entweder durch die Sublimation, Destillation, oder durch die Auskochung bereitet — ingleichen: die Zuckersäure, nebst Henkels und Westendorfs mehr künstlichem saurem Salze.

Thierische Säuren. Beschreibung der Phosphorsäure, nach der mehr erläuterten Methode, die in den neuesten Entdeckungen in der Chemie des B. R. Crells Th 2. vorgetragen werden; wie z. B. die Säure aus dem thierischen Fette, aus den Ameisen u. s. w.

Diesen folgen die alkalischen Salze. Vom mineralischen Alkali — unter andern verschiedene neue besondere Eigenschaf-

genschaften. Es sey z. B. von seiner natürlichen Grundmischung wahrscheinlich, daß Bitterſalzerde die Grundlage deſſelben sey. Die Leſer müſſen dieſes alles §. 869 ſelbſt nachleſen — die Veranlaſſung zu dieſer Vermuthung hat Wenzel zuerſt gegeben. So wird denn auch vom gemeinen Alkali gemuthmaßet, daß darinn die Kalcherde zum Grunde liege, wovon der §. 878 nachzuſehen iſt. Das flüchtige Alkali verliert nun die Einſchränkung, welche unſere Vorfahren davon behaupteten, gänzlich, da es nämlich itzt erwieſen werden kann, daß es in allen drey Naturreichen angetroffen wird — die verſchiedenen Methoden, wie es auf die beſte Art erlangt werden könne.

Mittelſalze werden in vollkommene, erdigte und metalliſche eingetheilt. Noch andere ſalzige Verbindungen, worzu feurige und brennbare Subſtanzen mit ſalzigen vereinigt werden — dieſe ſtehen hier alle unter dem Titel: phlogiſtiſche Salzverbindungen, und machen einen Anhang von den Mittelſalzen aus.

Von jeder der erwähnten Säuren wird nun ihre Verbindung mit jedem alkaliſchen Salze, mit jeder damit möglichſt zu vereinigenden Erde, und mit jedem Metall, welches damit verbunden werden kann — und dann die Eigenſchaften einer ſolchen neuen Zuſammenſetzung beſchrieben. Ueberdieſes ſind auch noch §. 1038 u. ff. alkaliſche metalliſche Salze, und §. 1045 u. ff. mehr zuſammengeſetzte metalliſche Mittelſalze aufgeſtellt, woraus denn eine ſehr große Anzahl von dergleichen Salzverbindungen überſehen werden kann. Mit Vergnügen glauben wir dem Verf. zugeſtehen zu können, daß ſolche vorher noch nie in dieſer Vollſtändigkeit zuſammengeſtellt, und vorgetragen worden ſind.

Unter die phlogiſtiſchen Salzverbindungen werden gezählet: die kauſtiſchen alkaliſchen Salze, und die daraus beſtehenden Präparate, die Blutlauge, die brennbaren Salze, als Zucker, Manna, Honig, Milchzucker, ingleichen: die aus den ätheriſchen Oelen bekannt gewordenen kryſtalliniſchen ſalzigten Anſchüſſe, die der Verf. nicht für Campher, ſondern nur für eine beſondere Salzart, erkennen will; (einige ſind doch nach allen Eigenſchaften wahrer Campher, wie z. B. die Anſchüſſe aus dem Oele der Wurzel des Zimmtbaums) ferner: Seifen und ſeifenartige Verbindungen — dieſe Lehre von den Salzen begreift 283 Seiten.

In der Lithurgie, die alle Körper des Steinreichs zum Gegenstande hat, wird gelehret, wie solche nach chemischen Erkenntnissen untersucht, zubereitet, und benutzet werden können. Es werden auch darunter alle Zubereitungen begriffen, bey welchen die erdigten Körper den vorzüglichsten Bestandtheil ausmachen. Die Kalcharten und derselben Benennung im Feuer, und Erläuterung der dadurch erlangten neuen Eigenschaften — von den Eigenschaften eines guten rohen Kalchsteins. Gypsbrennung, nebst den Ursachen von dessen Todbrennung, wenn derselbe zu lange im Feuer gehalten wird. Die Methode der Ausscheidung der Schwererde aus dem Schwerspat durch bloßes Alkali, hat vor derjenigen Scheidungsmethode allerdings einen Vorzug. Bestandtheile des Meerschaums, der diesemnach unter die Speckstеinarten gerechnet werden muß. Ferner: vom Thon und den Hauptbestandtheilen desselben, wobey Baume' Hypothese von dessen Ursprunge widerlegt wird. Die Geschichte von der Erfindung des ächten Porcellans. Kieselarten. Bestimmung der Bestandtheile vieler darunter gehörigen Körper. Muthmaßung über die verflüchtigende Eigenschaft des Diamants, aus Anwendung der an der Flußspatsäure erkannten Eigenschaft, ob nicht vielleicht im Diamant Kieselerde mit Flußspatsäure verbunden wäre. Gründlich und lehrreich ist die Anweisung, wie die Untersuchung der verschiedenen Erd- und Steinsorten, zur Erforschung ihrer wahren Bestandtheile anzustellen sey. Zum Beschluß: über die mancherley Erden und Steine beym Bauwesen.

Dritte Abtheilung. Hyalurgie oder Glaschemie; Gläser sind Körper, welche aus Erden und Salzen entstanden, und werden in erdigte, salzigte und metallische eingetheilt — dann: die Beschreibung des gemeinen Glases, des Glaspercellains, der künstlichen Edelgesteine, Glasuren und Glasfarben.

Vierte Abtheilung, von der metallurgischen Chemie. Die Probierkunst, Hüttenarbeiten, metallische Zubereitungen, wie z. B. des Spießglasschwefels, Zinnobers, des Musivgoldes u. dgl. Hierbey werden Bechers und Stahls Principia, wie billig, als unzulänglich erklärt, wovon der 1342ste §. zum Beweise dienen mag, „aus diesen verwirrten und immer einander entgegenlaufenden Begriffen folgt nun nichts gewisser, als daß wir von der Grundmischung der Metalle so viel als Nichts wissen. Was heißt das, wenn man weiß, daß von

allen unedlen halben und ganzen Metallen, ein jedes aus einer ihm ganz eigenthümlichen Grunderde, und dem allgemeinen brennbaren Wesen besteht; daß Queckſilber, Platina, Silber und Gold noch unzerſtörlich ſind? was heißt dies gegen alles das übrige, das uns von ihnen unbekannt iſt? wenn wir uns nicht ſelbſt betrügen wollen, ſo heißt es nichts. So lange uns aber die Grundmiſchung der Metalle ſo dunkel, wie bisher, bleibt, ſo muß auch der Gedanke von einer Verwandlung derſelben bloß Phantaſie genennet werden. u. ſ. w."

Fünfte Abtheilung. Zymotechnie — die Anwendung derſelben und ihrer Grundſätze auf den Weinbau — Verbeſſerung ſchlechterer Weine, Bierbrauerey, Branntweinbrennerey und Eſſigbrauerey. Beſchreibung vom Wein- Obſt- Bier- Branntwein- und Milcheſſig. Zubereitung der weißen Stärke.

Sechſte Abtheilung. Phlogiſtik. Reinigung und Verſtärkung des Weingeiſtes — verſüßte ſaure Geiſter des Vitriols, Salpeters, Salzes, Eſſigs und Holzeſſigs, des Urins und des Fettes. Oeligte Körper, ätheriſche Oele, von dieſen wird eine ſehr erweiterte Tabelle gegeben, auf welcher die Menge des ätheriſchen Oels angezeigt wird, welche die verſchiedenen Gewächſe liefern — Weitläuftig von allen bis daher bekannten Naphten. Gründe von ihrer Entſtehung findet man §. 1437. — Die öhlichten Säuren des Holzes und des Fettes bringen unter allen die größte Menge von Naphte hervor, und die Menge der Holzeſſignaphte übertrifft ſogar die Menge des dazu gebrauchten Weingeiſtes. Unterſchied der ätheriſchen Oele überhaupt. Balſame oder Harze. Der Campher iſt ein beſonderes ganz flüchtiges ätheriſches Harz — dieſem folgen: künſtliche Harze, fette Körper, ausgepreßte Oele, und die Reinigung derſelben, brandigte und empyreumatiſche Oele, Theerbrennerey, Wachsöl, Ziegelöl, Seifenöl, Hirſchhornöl, Bernſteinöl, Steinkohlenöl, u. ſ. w.

Siebente Abtheilung. Chemiſche Behandlung der Körper zur Veränderung ihrer Oberflächen. Reinigungsarten verſchiedener Zeuge, Waſchen, Bleichen, Vertilgung einzelner Flecke — auch Walken, Aetzen, Ausſieden. Dann weitläuftig von der Färberey des Leinen, der Baumwolle, der Schaafwolle, des Kameelhaars und der Seide, wie die Zeuge zum Färben auf verſchiedene Art vorzubereiten.

Die meiſten Färbematerien werden aus dem Gewächsreiche genommen, und laſſen ſich am füglichſten in rothe, blaue

blaue und gelbe eintheilen, woraus alle übrigen Sorten durch Versetzungen zum Vorschein gebracht werden. — Dieses hier anzuzeigen, würde zu weitläuftig werden, wir müssen gestehen, daß der Verfasser seinen Gegenstand, die Färberey betreffend, musterhaft abgehandelt hat. Noch: von der Küpe, und deren Umschlagen, und wie selbiger wieder zu helfen, nach Dijonval. Dann von den Maler- und Saftfarben, Kattun- Leinwand- Wolle und Papierdruckereyen — Bereitung des Karmins, Florentinerlacks, des Indigo. Verschiedene farbigte Lacke aus Baumrinden, nach Scopoli. Oel- und Lackfirnisse. Vergoldung, Versilberung, Verzinnung u. dgl. Verfertigung falscher Perlen, Leim, Kütt, u. s. w.

Vierter Abschnitt. Die ökonomische Chemie. Diese erstrecket sich über Haus- und Landwirthschaft, und begreift den Acker- und Gartenbau, nebst der Viehzucht unter sich.

Allgemeine Gründe vom Anbau der Gewächse — Hierher gehört vorzüglich eine Kenntniß der Beschaffenheit des Bodens, der in kalchigten, thonigten, sandigten und gut vermischten Boden einzutheilen ist. Beschreibung einer jeden Art, und Verbesserung ihrer Mängel. Anwendung davon beym Acker- und Gartenbau — das Vorzüglichste hierbey besteht in der guten und wohlgewählten Düngung. Die berüchtigten Düngesalze werden hier alle verworfen — denn der Verf. behauptet, daß dasjenige, was düngen solle, müsse wirklich eine Menge nährender körperlicher Materie an die Gewächse abgeben, und diese Materie müsse von einer auflöslichen schleimichtölichten Natur seyn. Eben dergleichen gilt auch von den berufenen Einbeitzungen des Saamens.

Zum Beschluß giebt der Verf. noch ein Verzeichniß der vorzüglichsten Schriften, die zum Behuf der allgemeinen Chemie nachgelesen werden können, und als eine auserlesene chemische Bibliothek anzusehen sind — sie sind unter folgende Rubriken gebracht: 1) Ueber die Naturgeschichte im Ganzen und über einzelne Theile derselben. 2) Ueber die Naturlehre im Ganzen — und über einzelne Theile. 3) Chemische Lehrbücher. 4) Chemische Verwandtschaft. 5) Miscellanea. 6) Halurgie. 7) Lithurgie. 8) Hyalurgie. 9) Metallurgie. 10) Zymotechnie. 11) Phlogurgie. 12) Von Veränderung der Oberfläche. 13) Oekonomie. 14) Vermischten Inhalts. Zuletzt ein sehr brauchbares Register.

DW.

Gelehrte Nachrichten aus Welschland, die Künste und Wissenschaften, vorzüglich die Physik und Naturhistorie betreffend, herausgegeben von Jac. Sam. Wittenbach. Basel, bey Thurneisen dem jüngern. 1783. 7½ Bogen in 8.

Wenn man weiß, wie viel wichtige Entdeckungen in allen Theilen der Wissenschaften Italien heut zu Tage hervorbringt, und wie viele interessante Werke daselbst an das Licht treten, dabey aber die Schwierigkeiten kennt, die einer nähern Bekanntschaft mit der Litteratur dieses Landes im Wege stehen; so muß man es den Männern Dank wissen, die sich entschlossen haben, eine Bibliothek der italienischen Litteratur auszuarbeiten, und dem lesenden Publikum Nachrichten aus allen Theilen der Wissenschaften und Künste, in so ferne sie Produkte ihres Vaterlandes sind, mitzutheilen: und Hrn. W. bleibt noch das besondere Verdienst, jene Arbeiten durch eine Uebersetzung bekannter zu machen. Da der Plan dieser Bibliothek nicht gestattet, bey ausländischen Produkten ausführlich zu seyn; so können wir blos die Einrichtung dieses Werkes und den Hauptinhalt der vor uns liegenden Bogen hier anzeigen. 1) sollen alle zween Monate 8—12 Bogen erscheinen, und wenn das Vorhaben Beyfall findet, auch mehrere. 2) werden Auszüge aus den besten neuen italienischen Schriften, über alle Arten von Wissenschaften und Künsten, auch ganze Abhandlungen über neue und wichtige Gegenstände, gelehrte Neuigkeiten, Entdeckungen u. s. w. den Inhalt dieser Schrift ausmachen. 3) zu den naturhistorischen, archäologischen, mechanischen, physischen u. s. w. Nachrichten, sollen von Zeit zu Zeit die nöthigen Kupfertafeln mitgetheilet werden; und damit endlich 4) dieses Journal noch interessanter werde, so verspricht der Herausgeber auch zu Zeiten Helvetische gelehrte Neuigkeiten als eine Zulage beyzufügen. Die gegenwärtigen Bogen enthalten: Allgemeine Theorie der Erde aus der Volskischen Akademie erklärt. Sammlung kleiner die Physik und Arzneykunst betreffende Werke und Abhandlungen. Geschichte des Meers und Widerlegung der Fabel, vorzüglich gegen Hrn. von Büffon gerichtet, von Barbieri. Versuch über die Studien der Venezianer, von Toaldo. Abhandlung über die Malerkunst, von Lazzarini. Ueber die Naturhistorie der Provinz Bergamo, von Maironi. Verschiedene Werke des Herrn

Stel-

Stellini, welche Reden und Poesie enthalten. Novus Thesaurus gemmarum veterum, ex insignioribus Dactyliothecis selectarum cum explicationibus. Vol. I. cum tabb. C. Romae. fol. Rede über die Einrichtung der Provinzialmiliz von Delfico. Versuch einer Naturgeschichte von Chili von Molina. Versuche von physikalischen Beobachtungen über die warmen Mineralwasser der Euganeischen Gebirge, von A. C. Dondi-Orologio. Schreiben des Abbts Fortis an den Herausgeber über die mephitische Luft in verschiedenen Hölen, vorzüglich bey Latera. Chorographische Charten und Abhandlungen über die Steine, Minern und Fossilien, als Beyträge zur Naturhistorie des Patrimoniums des Sabinerlandes, des Latiums, der Meerküsten, der Champagna und des Gebiets von Rom, von Chormelli.

Kurzer Begriff und Nutzen der Wetterleiter, bey Gelegenheit derjenigen, die auf dem Schlosse und den übrigen Churfürstlichen Gebäuden zu Düsseldorf errichtet worden sind, abgefaßt von J. Jacob Hemmer. Zwote Auflage. Manheim. 1783. 2 Bogen in 8.

Diese wenigen Bogen sind in der lobenswürdigen Absicht geschrieben, diejenigen, die bey Errichtung eines Blitzleiters noch immer einen Unwillen von sich spüren lassen, oder gar in derbe Vorwürfe gegen die Physiker ausbrechen, sanft zu belehren, und ihren Empfindungen eine glücklichere und beruhigendere Richtung zu geben. So kurz der hier mitgetheilte Unterricht ist, so muß man dennoch dem Verfasser zugestehen, daß er ihn, seinem Versprechen gemäß, auf untrügliche Erfahrungen und auf Grundsätze der geläutersten Weltweisheit und Naturkunde gebauet hat. Zuerst wird erklärt, was elektrisches Feuer sey, hierauf gezeigt, daß sich zwischen natürlichen und künstlichen Blitzen keine Verschiedenheit finde, und endlich noch ein Begriff von leitenden und nicht leitenden Körpern gegeben. Vielfältige Erfahrungen haben gezeigt, daß Körper der ersten Art dem Blitze gleichsam zu einem gebahnten Wege dienen, seinen Zug in und auf ihnen hin zu nehmen. Der Physiker hat diese Erfahrungen genutzt, und seine Blitzleitungen darauf gegründet. Neue Erfahrungen haben die Wirksamkeit dieser

Verwahrungsanstalt bestätigt, und die beygebrachten Beyspiele lassen hierüber keinen Zweifel mehr übrig. Nun folgen Vorschriften, wie eine gute Leitung eingerichtet werden müsse, und gründliche Widerlegungen der wichtigsten Einwürfe machen den Beschluß.

Kurze und deutliche Anweisung, wie man durch einen an jedem Orte wohnenden Schmidt, oder ander in Metall arbeitende Handwerker eine sichere Wetterableitung (Blitzleitung) mit sehr geringen Kosten an allerhand Gebäude anlegen lassen kann. Friedrichstadt, bey Gerlach. 1783. 2 Bogen in kl. 8.

Der Verfasser verdient allen Dank für die Mühe, die er sich gegeben hat, eine an sich zwar bekannte Sache so vorzutragen, daß auch der gemeine Mann, der die Anweisungen der Gelehrten, den Blitz zu leiten, nicht versteht, einsehen, und sie ohne große Kosten in Anwendung bringen kann. Der Hauptinhalt dieser wenigen Bogen ist übrigens folgender: 1) Zweck der Wetterleitung überhaupt; 2) Allgemeine Anweisung, den Blitz aufzufangen; 3) Anlegung des fernern Ableitungsmetalles; 4) Endigung der Leitung unten am Gebäude; 5) Anwendung der Ableitung auf Kirchthürmen; 6) Vorsicht bey Pulvermagazinen; 7) auf dem Lande, bey Strohdächern.

Beweis, daß das Glockenläuten bey Gewittern mehr schädlich, als nützlich sey. Nebst einer allgemeinen Untersuchung ächter und unächter Verwahrungsmittel gegen Gewitter. Von Joh. Nepom. Fischer. München, bey Crätz. 1784. 6 Bogen in 8.

Die Veranlassung zu dieser in der That nützlichen Schrift, ist die von dem Kurfürsten von der Pfalz ergangene Verordnung, daß in Zukunft das Glockenläuten bey Gewittern, als eine schädliche Sache, gänzlich abgestellt werden solle; welche Ver-

Verordnung hier dem Hauptinhalte nach ausführlich und sehr gut erläutert wird. Die Absicht hierbey ist, diejenigen Beamten und Pfarrer in den Stand zu setzen, die anbefohlene Abstellung eines schädlichen Mißbrauchs, aus Ueberzeugung und durch Gründe befördern, auch selbst das Gewissen des gemeinen Haufens, der diesem Gebrauche noch bis itzt etwas Religion beymischt, leichter beruhigen zu können. Es wird gezeigt, wie wenig der Schall der Glocke hinreiche, eine Wetterwolke zu zerstören, und wie sehr man irre, wenn man der Taufe oder der Weihe der Glocke Wunderkräfte beylege. Ein Gleiches wird von den Lorettoglöckchen, den geweihten Kerzen, dem Rauche von Zweigen, die am Palmsonntage geweihet sind, oder dem Holz, wobey der alte Christam verbrennt wird, ingleichen den Gewitteramuleten gesagt, und alle diese wunderthätigen Dinge für nichtswürdige Verwahrungsmittel, wie billig, erkläret. Der Verf. geht nun zu den ächten Verwahrungsmitteln über, wobey viel Nützliches gesagt wird. Hier und da nimmt er es zu genau: so sollen z. E. mehrere Spitzen an einer Ableitungsstange auch mehrere Blitze anziehen können, so daß die Leitungskette durch überhäufte Blitzmaterie zerstöret werde. Ferner sollen die Blitze, die an Leitungsstreifen herunter fahren, feuriger seyn, als die durch Stäbe gehen, und müsse man sich aus diesem Grunde hüten, dergleichen Streifen auf das Holzwerk eines Gebäudes selbst anzunageln. Der Recensent erinnert sich einer großen Menge Fälle, wo der Blitz goldene Leisten verfolgt hat, aber er erinnert sich nicht, daß je eine solche Leiste dadurch in Brand gerathen sey; und doch waren diese Leisten keine zusammenhängende Leiter, woran sich also die Kraft des Blitzes merklich verstärken mußte. Auch soll man die Leiter vom Gebäude durch eiserne Nägel abhalten; als wenn metallene Nägel vermögend wären, den Zusammenhang des Leiters mit dem Gebäude zu trennen. Ist die Leitung gut, so bedarf sie keiner Abhaltung vom Gebäude, ist sie schlecht, so helfen die Nägel ohnehin nichts. Diese und ähnliche Dinge sollten doch nicht so geradezu, ohne die Erfahrung zu Rathe zu ziehen, gesagt werden; man vermehrt nur die Zahl der Bedenklichkeiten ohne Noth, deren Verminderung man sich doch alles Ernstes angelegen seyn lassen sollte. Den Beschluß machen Verhaltungsregeln bey Donnerwettern.

N. f.

8. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Papons Reise durch die Provence. Aus dem Französischen, nebst einigen Anmerkungen und Zusätzen des Uebersetzers. Mit zwo Landkarten. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1783. XVI und 374 Seiten in gr. 8.

Der Verfasser ist einer von den Vätern des Oratoriums zu Marseille, der schon durch seine Histoire générale de Provence, wovon zween Bände gedruckt sind, als ein sorgfältiger und geschickter Geschichtschreiber bekannt war. In der Reise verbindet er alte Geschichte und Erdbeschreibung mit der neuern, und hat auch den gegenwärtigen Zustand und einzelne Merkwürdigkeiten, insbesondere die Naturprodukte, fleißig angemerkt. Die Fossilien findet man hier vollständiger, als im ersten Bande der nur erwähnten Geschichte. Der uns unbekannte Uebersetzer hat auf die Erläuterung und Ergänzung seines Autors vielen Fleiß gewendet, die besten Schriftsteller von der Provence zu Rathe gezogen, (nur des Darlas itzt schon gedruckte Naturgeschichte der Pr. hat er noch nicht nutzen können) die vom Verfasser angeführten Pflanzen nach dem Linneischen System bestimmt, und am Ende aus des Verf. provenzalischer Geschichte zwo Karten, die eine von der alten Geographie, und die andere vom gegenwärtigen Zustande beygefügt. Wir wollen einiges, hauptsächlich was den politischen Zustand angeht, und für mehrere Leser ist, auszeichnen.

Voraus schickt der Verf. eine Beschreibung von Avignon, das an der Gränze der heutigen Provence liegt. Die Stadt ist groß, aber schlecht gebauet, und nicht hinlänglich bevölkert; man schätzt die Zahl der Einwohner auf 26000. Das Grabmal der schönen Laura, die 1348 starb, ist bey den Franciskanerbarfüßern. Die Quelle von Vaucluse, berühmt durch Petrarkas Gesänge. Das Wasser ist hell und klar wie Krystall, doch nicht zum Trinken tauglich, weil es schwer und unverdaulich ist, aber sehr brauchbar zum Gerben und zur Färberey.

rey. Der Uebers. merkt an, daß Plinius die Quelle Orge nenne; man muß aber wohl, wie schon Ortelius im Thes. geograph. bemerkt hat, fons Sorge für fons Orge lesen; denn sie heißt noch die Sorgue.

Aix, die Hauptstadt der Provence, unter den französischen Städten vom zweyten Range, eine der angenehmsten, nicht groß, noch sehr volkreich. Sie hat ein Parlament, eine königliche Rechnungskammer, die mit dem Trankſteuergericht (Cour des Aides) vereinigt ist, eine Universität, ein Finanzgericht, eine Oberlandvogtey, (Senechaussée) einen Münzhof, und ein geistliches Obergericht. Der berühmte Tournefort und Karl Annibal Fabrot waren aus Aix gebürtig; auch der Astronom, P. Bertier zu Paris, ist daselbst gebohren. Der Brokatellmarmor, der in der Gegend Caudiere, im Gebiete von Tourves, bricht, würde sich unstreitig veredeln, wenn man den Steinbruch nur mehr abteufen wollte. Tour d'Aigues, eine der schönsten Herrschaften in der Provence. Arx, nie ein Ort von einiger Bedeutung, weil er, wegen Entfernung vom Meere, keinen beträchtlichen Handel treiben kann. Das einzige Herzogthum in der Provence, Villars, liegt nicht weit von dieser Stadt.

Riez hat nichts Merkwürdiges, als seine Alterthümer; ein Pantheon, itzt die Kirche von St. Clair, das auf 28 Fuß hohen Säulen von Granit ruht. Der Boden ist fruchtbar, und die Luft rein. Das Bißthum ist dem Range nach das zweyte unter dem Erzbißthume Aix. Die Gegend von Gresouls, berühmt wegen ihrer warmen Quellen. Die Wärme ist nur 30 bis 31 Gr. Reaum., also um 7 Grade schwächer, als die des Wasser bey Digne. Mouſtiers, ehedem der Hauptort einer Viguerie und einer Baillage, hat itzt diese Vorzüge, so wie auch an der Volksmenge, verloren. Vor dieser Stadt, zwischen zween sehr hohlen und steilen Bergen, ist die sehr alte, und wegen der ehemaligen Wallfahrten dorthin berühmte Kapelle U. L. F. von Beauvezer. Der Kirchsprengel von Riez und der von Sisteron haben großen Ueberfluß von Mandeln. In mancher kleinen Stadt werden jährlich für 40000 Thlr. Mandeln eingesammelt. Der Baum blühet aber zu früh für diesen Landstrich, wo die Witterung, der hohen Gebirge wegen, sehr unbeständig ist, und oft ein nach warmen Tagen einfallender Frost die Blüten verderbt. Der Verf. wünscht, daß ein Mittel könnte erfunden werden, wodurch das allzuzeitige Blühen des Mandelbaums verhindert würde. Bey Curbans,

nicht

nicht weit von der Stadt Sisteron, die auch nie von sonderlicher Erheblichkeit gewesen, findet man reichhaltiges Kupfererz. Im Bezirk von Dromont bricht Eisenocher, Vitriol und Bleyerz. Steinkohlenbrüche sind bey Mauosque, und noch andere. Digne; anderthalb Meile davon zu Champtercier wurde Gassendi 1592 gebohren. Die vornehmste natürliche Merkwürdigkeit ist das warme Mineralwasser, das eine halbe Meile von Digne quillt. Die Wärme beträgt 28 Gr. Reaum., wird aber durch die äußere Luftwärme bald erhöhet, bald vermindert.

Die weite Fläche um Arles, die itzt mit faulem stehendem Wasser bedeckt ist, war gewiß unter den Römern, als der Ort einer der größten Handelsstädte war, bebauetes Land. Die alten Sitten haben sich hier am meisten erhalten. Das Frauenzimmer trägt goldene Armringe, wie die alten Römerinnen, und einen leichten Mantel, der bis an die Hälfte der Schenkel herab geht. Die Männer tragen über den Westen ein Kamisol, welches im eilften Jahrhundert die Kleidung in ganz Provence war. Die Insel Camargus hat fette Triften, worauf Jahr aus Jahr ein, im Sommer und Winter, eine Menge Pferde und Rinder weiden. Eine Vermuthung, dergleichen man itzt oft findet, über die Entstehung der Crau, einer 7 M. langen und ganz mit abgerundeten Kieseln bedeckten Ebene; sie soll ein Vorgebirge zwischen zween Meerbusen, und in den ersten Zeiten nach der Schöpfung noch kein mittelländisches Meer gewesen seyn, u. s. f. Die Crau ist sehr fruchtbar, und hat schöne Weiden; das Fleisch und die Wolle der Schaafe ist von ganz besonderer Güte. Von dem Kanal des Marius in dieser Gegend findet man noch Spuren. Der V. wundert sich, daß noch Niemand daran gedacht hat, einen ähnlichen Kanal von dem Landsee von Berre bis an die Rhone unterhalb Arles anzulegen, welcher der Handlung und dem Ackerbau große Vortheile bringen würde. Der erwähnte Landsee liefert eine Menge Fische für die vornehmsten Städte der Provence, und aus demselben wird viel Salz gesotten. Hier werden jährlich auf 400 Zentner Aole eingesalzen, und an 40 Zentner Botarge aus dem Roggen der Barbe bereitet. Martigues, eine kleine Stadt an diesem See, ist der Geburtsort des Stifters des Malteserordens, Gerard Tum. In der Franciskanerkirche zu Salon das Grabmal des Fanatikers, Mich. Nostradamus. Bey St. Remy sieht man einen Triumphbogen und ein sehr schönes Mausoleum.

Von

Vom alten Glanum, das nicht mehr vorhanden ist, und den daselbst ausgegrabenen Alterthümern.

Marseille, die älteste Stadt in Gallien, von einer phocäischen Kolonie, 599 v. Chr. erbaut. Gegenwärtig ist sie eine der schönsten Städte in Frankreich, und einer der vornehmsten Handelsplätze in Europa. Ihr von Natur unfruchtbarer Boden ist durch den Fleiß seiner Anbauer reich an allen Arten von Erdprodukten geworden, die man der Natur gleichsam abgezwungen, und durch häufiges Düngen den Acker umgeschaffen hat. Landhäuser sind um Marseille ungefähr 5000, und der Hafen ist bedeckt mit den Schiffen aller handelnden Nationen. Ein hiesiger Gerichtshof, Tribunal des Prud' hommes, besteht aus Fischermeistern, die in allen die Fischerey betreffenden Dingen entscheiden; und von ihrem Urtheil kann höhern Orts nicht appellirt werden. M. hat zwo Akademien; eine der Künste und Wissenschaften seit 1726, und eine Akademie der Maler- und Bildhauerkunst; Einwohner über 80000. Wir übergehen, wie auch sonst, die natürlichen Merkwürdigkeiten dieser Gegend. Die Gipfel der Berge, an deren Fuße die Steinkohlen brechen, sind itzt ganz kahl, aber vor Alters mit Erde und Bäumen bedeckt gewesen. Diese letztern, die das Regenwasser unterwühlt, und in die Thäler herab geschwemmt hat, muß man als den ursprünglichen Stoff der Steinkohlen betrachten.

Unter den verschiedenen Werkstätten, aus welchen das Arsenal zu Toulon besteht, ist besonders das Gebäude, worinn die Tauen verfertiget werden, und wovon der große Vauban den Plan angegeben hat, sehenswürdig. Eben so vortrefflich ist auch die Einrichtung des im Hafen erbaueten Behältnisses, worinn die Schiffe ausgebessert werden, wovon Hr. Brognard, Generalingenieur der Marine, der Erfinder ist. Verschiedene Kunstwerke des berühmten Puget, der, um sich wegen einer Beleidigung zu rächen, auf zwo Termen am Rathhause die Gesichtszüge der damaligen Konsulen soll abgebildet haben. Peyresc wurde 1580 zu Beauganeiro, einem Dorfe im Kirchsprengel von Toulon, wohin seine Eltern wegen der Pest aus Aix geflüchtet waren, geboren.

Die lachenden Gefilde von Hieres, wo die Natur auch im Winter noch schön ist. Die Früchte der Palmbäume werden doch nicht reif. Im 15ten Jahrh. waren hier Zuckerpflanzun-

pflanzungen, die aber hernach durch den amerikaniſchen Handel in Verfall gerathen. Hieres iſt der Geburtsort des V. Maſſillon. Ce diable de Maſſillon, quand il prêche, remue tout Paris! rief eine gemeine Frau, an einem Feſttage, mitten im Gedränge des zulaufenden Volks. Ein feineres Lob gab ihm Ludwig XIV. und M. ſchrieb im 26ſten Jahre an den Pater General des Oratoriums, daß weder Fähigkeit noch Neigung ihn zum Kanzelredner beſtimme. Graſſe, ungeachtet des ſchönen Klima und der reinen Luft, kein angenehmer Ort. Die Gaſſen ſind enge, winklicht, ohne alle Verzierungen, und beſtändig mit Miſthaufen bedeckt, wie in vielen Städten und Dörfern der Provence. Doch treibt die Stadt einen anſehnlichen Handel. Das Leder wird daſelbſt mit einer Lohe von der Rinde des Maſtixbaums gar gemacht, und bekömmt davon eine grüne Farbe und mehrere Geſchmeidigkeit, als der Juften beſitzt. Es iſt auch feſter und dichter, als dieſer, und wenn es eingeſchmiert und an der Luft getrocknet worden, läßt es keine Feuchtigkeit durch, und hält die rauheſten Wege aus, ohne ſich bald abzunutzen. Antibes, das berühmtere Antipolis, itzt ein kleiner ſchlecht gebaueter Ort, aber gut befeſtigt. Und noch mehr unerhebliche Oerter, von denen wir nichts weiter auszeichnen.

Nach der bisherigen Topographie der Provence giebt der Verfaſſer nun noch eine beſondere Nachricht von der bürgerlichen Verfaſſung derſelben, und der Ueberſ. hierzu einige Zuſätze, ferner vom Klima, ein Verzeichniß der vornehmſten in der Pr. einheimiſchen und ausländiſchen naturaliſirten Pflanzen, der vornehmſten Fiſche, und der merkwürdigſten Vögel, auch von einigen Inſekten, ein Stationsverzeichniß für die Provence, und zuletzt noch einige daſelbſt gefundene alte Inſchriften. Nur aus den beyden erſtern Stücken wollen wir unſern Leſern noch einiges mittheilen. Das Corps de la province, oder die vereinigte Landſchaft, beſteht aus 22 Diſtrikten, die Viguerien heißen. Hiervon unterſcheidet man terres adiacentes, oder zugeſellte Ortſchaften, die gewiſſe eigene Rechte und Geſetze haben, und doch unter demſelben Statthalter, Parlament und Intendanten ſtehen, wie die übrigen Stände der Pr.; nur die Procureurs du Pays, welches der Erzbiſchof und die Konſulen von Aix ſind, haben in denſelben nichts zu befehlen. Die Steuern werden eigentlich nur von den Grundſtücken erhoben. Iſt indeſſen die Anzahl

der

r Feux, oder Portionen, einmal beſtimmt, ſo kann jede
emeinde die Beyſteuer auf die ihr bequemſte Weiſe nach eige-
m Gutdünken vertheilen. Jede Gemeinde in der vereinig-
n Landſchaft hat ihren Steuereinnehmer; dieſer giebt das
eld an den Receveur de la Viguerie, und der liefert als-
nn zur landſchaftlichen Steuerkaſſe ab. Die zugeſellten Ort-
aften ſtehen unmittelbar unter dem Intendanten, und be-
ahlen ihre Steuern geradeswegs an den Generalfinanzeinneh-
r. Die Pr. hat in Friedenszeiten 16 Brigaden regulirte
ilitz, und das Korps der Garde-côtes, das von der Lande-
liz genommen wird, beſteht aus 2000 Mann. Die Volks-
nge wird auf 701,978 Menſchen geſchätzt. Das Klima
ſehr verſchieden. Der gebirgigte mitternächtliche Theil iſt
r kalt, und trägt an einigen Orten Pflanzen, die man nur
den kälteſten Ländern, wie in Lappland, findet. Die Erndte
t daſelbſt ſehr ſpät, und die Gerſte wird erſt ausgeſäet,
nn im mittäglichen Theil ſchon geerndtet wird. Dieſer da-
gu bringt beynahe eben die Pflanzen hervor, die in Portu-
l, Spanien, Italien, Korſika, und auf der afrikaniſchen
ſte wachſen; und die Hitze hält lange an, ſo daß ordents
das Thermometer vom Anfange des Jun. bis zum 15ten
pt. beſtändig über 20 Gr. Reaum. zeigt; daher denn auch
Winter ſehr ſpät eintritt. Noch von den Winden der Pr.
) ihrer verſchiedenen Wirkung. Der gewöhnlichſte und ſtär-
ndſte, und der oft mit vieler Heftigkeit wütet, iſt der Nord-
ſtwind, den man Miſtral nennt. Auf der letzten Seite
t der Verfaſſer, es gebe Jümarren, ein Baſtardthier vom
ier und der Eſelin, in der Oberprovence, beſonders im Thal
rcellonnette; der Ueberſ. aber in der Anmerkung, es ſey
) andern zuverläßigen Nachrichten bekannt, daß es kein ſol-
s Thier gebe. Indeſſen nimmt doch auch Spallanzani in
em kürzlich erſt gedruckten Briefe an den königl preuß. Kam-
rherrn, Marquis von Luccheſini, die Exiſtenz einer ſol-
n Baſtardthierart an.

Mk.

ber die Urſachen der Größe und des Verfalls des Osmanniſchen Reichs. Nürnberg, bey Grattenauer, 1783. 17 Bogen in 8.

Einige historische Unrichtigkeiten abgerechnet, ist dieser Versuch — denn für vollkommne und vollständige Arbeit giebt ihn der uns unbekannte Verfasser selbst nicht aus — wohlgerathen. Die in der Einleitung aufgestellten Grundsätze über das Geschichtstudium sind in der Ausführung gut befolget worden. Die historischen Begebenheiten sind kurz, aber zweckmäßig, erzählt, und alsdann Bemerkungen und Folgen daraus gezogen, und zwar so, daß erst die Ursachen des Wachsthums, und dann die Ursachen des Verfalls des Osmannischen Reichs dargestellt werden. Um die ersten aufzusuchen, schildert der Verfasser die Beschaffenheit Asiens im 14ten und 15ten Jahrhundert, dann den allgemeinen Zustand Europens in jenen Zeiten, insbesondere aber das Lehnsystem mit den daraus entsprungenen schlimmen Folgen, als: Befehdungen, Mangel an Industrie, Dürftigkeit der Fürsten; hernach die Kreuzzüge, die Gestalt einiger einzelnen Staaten, als: Ungarn, Polen, Bulgarien, Venedig, Oestreich. Er zeigt ferner, die Vorzüge der ersten osmannischen Sultane vor den spätern, und vor den gleichzeitigen christlichen Fürsten, und die damalige Vortrefflichkeit der osmannischen Kriegsheere. Einige allgemeine Bemerkungen über die Revolutionen in der Geschichte der Staaten, und über den Einfluß des Klima auf die äußere Beschaffenheit der Nationen, werden geschickt auf die Osmannen angewendet.

Statt eines Urtheils über den Vortrag und Ausdruck unsres Ungenannten setzen wir den Beschluß des ersten Abschnitts (S. 120) her: „Ein anderer Grund, der den Osmannen ihre Eroberungen erleichterte, war die Art und Weise, mit der sie die überwundenen Provinzen und Nationen behandelten. Sie waren keineswegs die grausamen blutdürstigen Barbaren, wofür man sie in Europa ausgab, die alle Länder, wohin sie kamen, mit Feuer und Schwerdt erfüllt hätten. Glaubwürdige Schriftsteller bezeugen das gerade Gegentheil. Erhielten gleich die Moscheen und die Truppen ihren Theil an der Beute, wurden jenen gleich Einkünfte in den eroberten Ländern manchmal ausgesetzt, oder neue darinn erbauet, und mit Einkünften versehen; so wurde doch den unterjochten Völkern nichts gewaltsam entrissen. Sie bezahlten einen leichten Tribut, und zur Schande für alle Staaten in Europa, sie genossen Gewissensfreyheit. Dieser Zug hat die Türken zu allen Zeiten ausgezeichnet, und zeichnet sie noch aus.

Selbst

Selbſt die Griechen fanden ihren Zuſtand erträglicher unter der Herrſchaft ihrer muhamedaniſchen Ueberwinder, als ihrer chriſtlichen angebohrnen Regenten zu Conſtantinopel. Ja man weiß auch, daß ſelbſt dieſe Griechen den Türken gegen die Venezianer ſo oft behülflich geweſen ſind, von welchen ſie, ihres Glaubens wegen, ſo ſehr gedrückt wurden. Die Toleranz, dieſe wohlthätige Mutter für das Glück der Menſchheit, war alſo kein geringes Mittel zu den Fortſchritten der Osmanen. Jeder Staat gewinnt durch ſie, jeder Staat wird durch ſie ſtark, ihr wohlthätiger Einfluß verbreitet ſich über Alles. Wir ſehen auch, und die Geſchichte der Osmanen zeigt es, daß, ſo lange ihr Reich bis itzt geſtanden hat, von den chriſtlichen ihm unterworfenen Nationen nur ſehr ſeltene und geringe Empörungen ſind angeſtiftet worden, und diejenigen, die wir in unſern Zeiten etwa darinn erblickt haben, hatten vielmehr ihren Grund in der itzigen Verfaſſung derſelben, oder in dem Ehrgeize eines Abentheurers, wie der bekannte georgiſche Prinz Heraklius. Zu der Zeit, von welcher ich itzt rede, wollten die Griechen immer eher unter den Osmanen ſtehen, als unter der Republik Venedig, oder den Prinzen des Hauſes Oeſtreich, die ſich anmaßten, als ihre Beherrſcher im Geiſtlichen, auch ihre Beherrſcher der Gewiſſen zu ſeyn. Kurz, die Regierungsart der Sultane, über ihre Unterthanen jeder Religion, die Denkungsart und der erhabene Charakter dieſer Monarchen war das Glück ihrer Völker; die Nation war von allen übrigen gefürchtet, ihre Truppen waren unüberwindlich, ihre Hülfsquellen zu großen Unternehmungen unerſchöpflich, das Land blühend, und ihr Ruhm überall veſt gegründet. — Doch ich wende mich zu der Epoche ihrer Geſchichte, wo wir alle dieſe glänzenden Bilder nach und nach verſchwinden ſehen, wo wir ſchwache Kaiſer, die verderblichſte Regierung, verachtete Soldaten, unmuthige Bürger, den Staat in der größten Ohnmacht, und die Türken bloß nur noch durch die Eiferſucht der europäiſchen Mächte gegen einander, in Europa beſtehen ſehen.“ Der Verfaſſer verfährt dabey eben ſo, wie im erſten Abſchnitte. Beſonders zeigt er die Mängel der osmaniſchen Regierungsform, den Deſpotismus mit ſeinen Folgen, die ſchlechte Staatswirthſchaft und elende Polizey. S. 228 u. ff. unterſucht der Verfaſſer die Frage: Ob die Vielweiberey dem osmaniſchen Reiche ſchädlich ſey? und er verneinet ſie gegen alle bisherige Behauptungen, theils weil nur die Großen und Reichen mehrere Weiber halten können, theils weil die in den

Türkey wohnenden christlichen Sekten und die vielen Juden sich in keinem gröſsern Maaſse vermehren, als die Türken, theils weil die Vielweiberey jenem Klima angemessen scheine. Von S. 232 an folget eine Vergleichung der osmanischen Regierung mit der europäischen, besonders in Rücksicht auf die Kriegsverfassung. Zuletzt politische Weissagungen, die zum Theil nicht eingetroffen sind, zum Theil aber künftig noch eintreffen können.

Nk.

Anselmus Rabiosus Reise nach dem Kürbislande im Jahre 1779. Erster Theil. Nebst einer Predigt an die Freygeisterey- und Religionsprediger. 1782. 5 Bogen.

— — — im Jahre 1780. Zweyter Theil. 1782. 5 Bogen.

— — — im Jahre 1781. Dritter Theil. 1783. 5½ Bogen; nebst einer Beylage: Das Leichenbegängniß des Ahnenstolzes im Kürbislande — beschrieben und Sr. Hochwürden P. Fabrizius Fast gewidmet von Esau Wiesefeld, Beneficiaten zu Eckardshof. 1782. 1¼ Bogen.

— — — Vierter Theil, im Jahre 1782. Nebst einem Sendschreiben des Landraths Eibel aus dem Reiche der Todten an seinen letzten Beichtvater. 1783. 5½ Bogen in 8.

C.

In Ansehung dieses Buches gieng es mir gerade so, wie meinem Hrn. Kollegen im 57sten B. dieser Bibl. S. 596. Einigemal nahm ich es in die Hände, legte es aber wieder zurück, weil ich nicht wuſste, was ich daraus machen sollte. Durch ihn weiſs ich nunmehr so viel, daſs unter dem Kürbislande Oestreich, und zwar das Land ob der Ens, zu verstehen sey: weiter aber auch nichts. Ja, wenn mir Jemand sagte, was der Lef-ser, Rohr-men-hall, Pret-hem-sih-ruh ꝛc. seyn soll, oder Jemand einen Schlüssel dazu drucken liesse, wie am angeführten Orte einer zu der Simplicissi mitgetheilt ist: dann

dann würde man die hier gerügten individuellen Thorheiten und Mißbräuche begreifen und beurtheilen können. So lange dies nicht geschieht, bleibt mir, einem Nicht-Oestreicher, das ganze, übrigens ziemlich gut geschriebene Werk ein hieroglyphisches Monument.

Of.

Originum Guelficarum *Tomus Quintus* — curante *Ioanne Henr. Iungio*, I. C. M. Brit. Regi, Elect. Brunsv. Luneb. a Conf. Aulae et Conf. Bibl. Reg. Hannov. Praefecto. — Impensis Orphanotrophei Moringensis, excudebat Schlueter. 1781. fol. 431 S.

Der erste Theil dieser den Geschichtsforschern hinlänglich bekannten vortrefflichen historischen Sammlung kam im Jahre 1750, und der vierte im J. 1753 heraus, den der würdige Herausgeber, der sel. Scheidt, zwar ultimum nannte, indeß doch ein für das Werk sehr nöthiges Register und Zusätze versprach. Er hat aber diese Hoffnung vor seinem im Jahre 1761 erfolgten Tode nicht erfüllen können, und sein Nachfolger in dem Amte eines Chur-Braunschweig-Lüneburgischen Historiographen, Hr. Jung, versichert, daß sich nur wenige, und nicht sehr beträchtliche Zusätze unter seinen hinterlassenen Papieren gefunden haben. Von den Umständen, welche diese Papiere in Unordnung gebracht, und den sel. Scheidt gehindert haben, sein Versprechen zu erfüllen, hat Hr. Büsching, ein genauer Freund desselben, in seinen Wöchentl. Nachrichten, 1781. St. 12. einige Nachricht gegeben. Es wäre wohl zu wünschen, daß die verschiedenen genealogisch-historischen Untersuchungen, deren Hr. Büsching hier erwähnt, noch gedruckt werden möchten; aller Wahrscheinlichkeit nach aber sind sie verlohren gegangen, da Hr. Jung nichts von ihnen in seiner Vorrede zu diesem fünften Bande sagt, dessen Inhalt wir nun näher anzeigen wollen.

Gewiß hätte die von Scheidt nachgelassene Arbeit in keine bessere Hände fallen können, als Hrn. Jungs, der dem Publikum bereits aus seiner Historia Comit. Bentheim. als einer unserer verdienstlichsten kritischen Geschichtforscher hinlänglich

bekannt ist, und der auch bey dieser Vollendung der Orig. Guelf. alle die Genauigkeit, Sorgfalt und ruhmwürdigen Fleiß bewiesen hat, die Seiner und des schönen Werks würdig waren. Er liefert hier: 1. Emendanda et Supplenda in IV Tomos Orig. Guelf. theils noch vom Scheidt, theils vom Hrn. Jung, wobey verschiedene Urkunden von den Carolingern und folgenden Kaisern in Kupfer gestochen sich befinden. 2. Chronicon Weingartense, sive Genealogia Principum Guelforum ex Codice Vindobonensi. Diese den Gelehrten bekannte, und zur Guelphischen Geschichte allerdings erhebliche Chronik, ist zwar schon zuerst 1601 von Henr. Canisius, und nachher mit Verbesserungen in Leibnitzens Script. Brunsvic. T. I. abgedruckt; es hatte aber schon 1747 Scheidts Vorgänger, Gruber, eine Vergleichung der in der Wiener Bibliothek befindlichen und vom Lambecius angezeigten Handschrift bewirkt, und bereits im 2ten Th. dieser Or. Guelf. war von Scheidt deren Bekanntmachung versprochen, aber aus unbekannten Ursachen nicht erfolgt. Dieser Annalist erscheint hier also zuerst nach dieser Wiener Handschrift, deren Verschiedenheit von dem gedruckten Text bereits von Scheidt T. II. p. 43. beschrieben ist. 3. Index Chronologicus Diplomatum et Documentorum existantium in Orig. Guelf. V Tom. Bekanntlich sind die Urkunden ohne Zeitfolge in den Originibus zerstreuet; dieses chronologische Register derselben ist also von großem Nutzen. Die älteste im Werke befindliche Urkunde ist von 759, und die neueste von 1549. 4. Index Generalis Hominum, Locorum et Rerum. Dieses Register ist noch schätzbarer, als das vorige, und macht in der That die Orig. Guelf. erst recht brauchbar. Man findet hiedurch mit einem Blick Alles zusammen, was im ganzen Werke über ein Land, Stadt, Geschlecht, Fürst oder andere merkwürdige Person zu finden ist. Nur Kenner wissen den mühsamen Fleiß und die genaue Sorgfalt, den so eine Arbeit erfodert, zu schätzen, werden sie aber auch um so mehr Hn. J. verdanken. Indeß hat der würdige Gelehrte sich hiemit nicht begnügt, sondern diese Register, vorzüglich aber das zweyte, mit vielen sehr erheblichen kritisch-historischen Anmerkungen begleitet, welche diesem Register einen eigenen besondern Werth geben. Sehr oft bemerkt Hr. Jung, was über die Geschichte eines Landes, Orts u. s. w. bisher geschrieben, wer sie am besten behandelt, was noch zu thun übrig, welche Punkte bisher übersehen worden u. s. w. Solche Werke von einem

solchen

solchen Kenner müssen gewiß jedem Historiker ungemein schätzbar seyn. Auch bey diesem Theile sind übrigens Druck und Papier dem innern Werthe angemessen.

Sh.

Geographisches Magazin. I—IV. Heft, oder Erster Band. Dessau und Leipzig, in der Buchhandlung der Gelehrten, 1783. 1 Alph. 11 Bogen, in 8vo.

Die Geographie hat zwar an allen itzt cursirenden, zur Historie und Statistik gehörigen periodischen zahlreichen Schriften Antheil, aber seit dem Schluß des geographischen Büchersals vom sel. Hager, keine eigene Monatschrift gehabt. Diesen Abgang will also Herr M. Fabri durch gegenwärtiges Magazin ersetzen. Jeder Heft enthält theils ungedruckte geographische Nachrichten, theils Recensionen geographischer Bücher, und kurze, zum Theil unbedeutende Nachrichten. Den Inhalt der ersten wollen wir kürzlich angeben. Geographisch-statistische Nachrichten über die Stadt Schweidnitz und ihre Gegend. Die Stadt enthält, ohne öffentliche Gebäude, 648 Häuser, und mit der Garnison, 8000 Seelen, die jedoch in einem Nachtrag auf 9000 gesetzt werden. In der Gruft zu Pluswiz, 3 Meilen von Schweidnitz, dem Gen. L. von Buddenbrok gehörig, sollen 2 mehr als hundertjährige unverweste, und zugleich elastische Leichname befindlich seyn, die aber, einer spätern Nachricht zufolge, seitdem man etwas Fleisch aus der Brust ausgeschnitten, und dadurch der Luft den Zugang verschafft, in Verwesung überzugehen anfiengen: daher denn auch die Gruft zugemauert worden. Von Nordhausen — hat 1500 Häuser, und 900 Inwohner. Von der Grafschaft Mark, und dem benachbarten Westphalen. Nachrichten von Salzwedel. Es hatte 1769, 800 Häuser und 4033 Inwohner. Von der Standesherrschaft Plesse in Schlesien. Die Stadt hat 1800 Inwohner. Das neuerbauete Dorf Anhalt verkauft für 36000 Thaler Tücher nach Polen u. w. Authentische Nachricht vom Blautopfe in Schwaben. So heißt der einem Topf ähnliche, blau aussehende, Ursprung eines Flüßchens. Einige besondere Gewohnheiten im Würtenbergschen. Nachrichten eines Reisenden von Constanz und

Schafhausen. II. Heft. Von der Stadt Liegnitz. 730 Häuser, und 4703 Inwohner. Grünzeug (soll heißen: grüne Gartengewächse) soll jährlich für 10000 Thaler ausgeführt werden. Erinnerung an die Geographienschreiber, daß der Luckenwaldsche Kreis zu Magdeburg, der Ziesarsche Districk hingegen zur Mark gehört. Es sey durch Königl. Rescripte zwar eine Verwechselung der Administration, aber nicht der Territorien geschehen. Etwas von Minden und der umliegenden Gegend. Die Stadt hat gegen 1500 Häuser, und 9000 Inwohner; schöne Aussichten; etwas von dem alten Feldwebel Jacob, der aus dem deutschen Museum bekannt ist, weil er den ihm vom Könige geschenkten Antoniusberg (nun Jacobsberg genannt) in einen ergiebigen Weinberg umgeschaffen hat. Der Verfasser scheint ihm dieses Bischen Ruhm nicht zu gönnen, und durch diesen Aufsatz wehe thun zu wollen, und dergleichen Beyträge sollten billig nicht aufgenommen werden. Verzeichniß der Getraueten, Gebohrnen und Gestorbenen im H. Magdeburg und der Gr. Mansfeld; ingleichen der Feuerstellen, Wirthe und Miether (folglich nicht der gesammten Bevölkerung) im Saalkreis und Mansfeld. Der erste soll 12 Quadratmeilen, und 48000, die Gr. Mansfeld aber Pr. Antheils, 26000 Menschen, in 8 Quadratmeilen, enthalten. Von den Sitten und Gebräuchen der Ravensbergischen Bauern; sie spinnen meistens das Garn zu der Bielefeldischen Leinewand. III. Heft. Bemerkungen von einigen Gegenden in Polnisch-Oberschlesien, (d. i. in dem Theil des Preussischen Oberschlesien, wo die polnische Sprache gesprochen wird). Ein trauriges Gemälde eines höchst uncultivirten, elenden und armen Volkes, als man es so nah der Gränze eines cultivirten und blühenden Landes kaum erwarten sollte! Von dem Herzogthum der Obern-Pfalz. Das Land hat über 100 Schmelzhütten und Eisenhammer. Amberg hat über 1000 Häuser, und gegen 9 — 10000 Inwohner. Von dem Städtchen Auerbach hat der Auerbachsche Hof in Leipzig seinen Namen, weil ihn ein Bürgerssohn aus Auerbach, Heinrich Strohmair, gestiftet hat. Etwas von Hildesheim. Schlechte Policey; Verfall der Nahrung von der Brauerey; vorzügliche Mastung des dortigen Hornviehs; ein über Jahrhunderte alter Rosenstock an der Wand des Doms; Grämlichkeit des dortigen Censors; Verkauf der geistlichen Stellen an die Meistbietenden durch die Domherren; Lobpreisungen des erhabenen, menschenfreundlichen Fürstbischofs, der

kurz

kurz darauf, in ſeinem Teſtamente, den Armen nichts, dem Knochen des heiligen Liberius aber ein anſehnliches Legat vermachte. Tabelle über den Zieſarſchen Diſtrict des Zauchenſchen Kreiſes, von 1773. Daß Zütphen keine Eiſenbergwerke habe, (die hat doch, unſers Wiſſens, in Holland niemand geſucht) aber zuweilen Eiſen aus ganz flachen Halden ſchöpfe. IV. Heft. Hiſtoriſch-geographiſche Beſchreibung der Stadt Namslau in Schleſien. Sie hat 350 Häuſer, und 2100 Menſchen, ſtarke Viehmärkte, die dem Königl. Zoll auf 8000 Thaler eintragen, Garn- und Tuchhandel. Vom Salzburgſchen Gebirge Pinzgau, und deſſen Inwohnern. Es iſt 9 Meilen lang, und hat gegen 25000 Menſchen, und wirft der Herrſchaft jährlich gegen 145000 Gulden ein, die die Inwohner meiſtens von der Vieh- ſonderlich Pferdezucht, beſtreiten. Topographiſche Beſchreibung der fränkiſchen Herrſchaft Limburg, von Hök, enthält vieles zur Berichtigung der Büſchingſchen Erdbeſchreibung, und dergleichen Aufſätze gehören vorzüglich in ein geographiſches Magazin. Von der Erhöhung verſchiedener Oerter über die Fläche des Meeres. Es iſt mit Dank anzunehmen, daß der Verfaſſer die Höhen aller gemeſſenen Orte aus verſchiedenen Büchern geſammlet, und nach alphabetiſcher Ordnung in eine Tabelle, von 5 Columnen, des Ortes, des Maaßes der Höhe über dem Meere, und des Names desjenigen, der ſie gemeſſen gebracht hat. Allein, er hat dabey vergeſſen, bey der Summe der Höhe, z. B.

Aetna	10630	Brydone.
Bern	1650	de Lüc ꝛc.

das Maaß anzugeben, wornach dieſe Summe zu verſtehen iſt; und wenn man gleich leicht errathen kann, daß Schuhe gemeynt ſind: ſo hätte doch vorhero die Größe dieſes Maaſſes beſtimmt werden ſollen, und ob auch wirklich alle Höhenmeſſer nach einerley Art von Schuhen gemeſſen haben. Das Kohlenbergwerk in Beuchlitz im Merſeburgiſchen. Es ſoll jährlich 31200 Scheffel Kohlen liefern, die von der Beſitzerin, Oberiſtin von Billerbeck, auf der Saale nach Halle geſchafft, und bey den Salzſoten verbraucht werden. Etwas von Kislaben. Es hat 900 Häuſer, und nur 4500 Inwohner, die aber jährlich über 900 Predigten hören können. Geiſtliche und Lehrer des Gymnaſiums erhalten ihre Beſoldung von einem freyen Funfzigſten von Rohkupfer, das auf 9 Hütten gefördert wird, wovon der Gen. Superintendent

und Rector gleichen, und den ſtärkſten Antheil bekommen (er betrug nach einem Mitteljahr von 4 ungleichen Jahren, bey jedem 464 Thaler, und der ganzen 50ſte, 4147 Thaler). Nach Aufhebung des Conſiſtoriums gehören 46 Pfarreyen zum Brandenburgiſchen, und 26 zum Churſächſ. Antheil. Nachricht von der Wienerſchen Zeichenakademie. Von Fellerfeld; der Calvörſchen Bibliothek auf dem Boden der Kirche, und von den Ungezogenheiten des Pöbels in der Frühmeſſe der Chriſtnacht. Der Aufſatz ſcheint das Werkzeug einer Rache zu ſeyn, weswegen er nicht ſo bereitwillig hätte abgedruckt, und der Raum für künftige Widerlegungen, geſpart werden ſollen. Von dem Kieß, einer Gegend in Schwaben. Vom Stift Elter im Cleviſchen. Einige Nachrichten aus London, Moskau und Canada.

Weniger Gierigkeit zu ſammeln, genauere Auswahl deſſen, was Freunden der Geographie wirklich wünſchenswerth und lehrreich iſt, und weniger Eigenſinn in der Falſchſchreibung, — Haß gegen das unſchuldige h, Verdoppelung und Wegwerfung eines Buchſtabens, wo es andere nicht thun, z. B. mann und Genus, für man und Genuß, — würden dieſem Magazin noch mehrere Liebhaber verſchaffen.

M. Johann Ernſt Fabri's geographiſches Magazin. Zweyter Band. V—VIII. Heft. Deſſau und Leipzig, 1783. und 1784. Seiten 520. ohne das Regiſter auf beyde Bände.

Fünfter Heft. Verzeichniß der Feuerſtellen, Wirthe und Miether im Liegnitzer Kreiſe. Beſchreibung der Stadt Wilna; ſie hat 53 Kirchen und Klöſter, und 1000 Judenfamilien. Beſchreibung von Buttſtadt. Kurze Bemerkungen über die Stadt Zürch; Schulverfaſſung, Liturgie; die Weiber empfangen vor den Männern das Abendmahl, weil ſie einmal bey einer Belagerung die Stadt errettet haben. Bevölkerungstabelle der Stadt Bremen, von 1744; die Totalſumme iſt nicht angegeben. Neueſte Nachrichten von den Nikobariſchen Inſeln, 1782. Es ſind deren drey, Nankawary, Teincutte, und Comorta; auf der letzten hat ſich die kaiſerliche Compagnie etablirt; die andern 2 gehören dem Könige von Dännemark, und auf der erſten leben einige vereinigte Brüder.

der. Theilung der Grafschaft Sponheim — zwischen Kreyburg und Badenbaden; sie erfolgte 1776; jenes bekam Trarbach, Kastellaun, Allenbach, Genheim, nebst dem Erzstift Trier; dieses aber, Birkenfeld, Herrstein, Winterburg und Wüniningen. Silva plana, (eine Gemeinde) im Thal Engadin (in Graubünden), sie besteht aus 380 Seelen — ihre Lebensart und Beschäftigungen. Von dem Brautwagen und Hochzeitsherrlichkeiten — besonders in Hessen; ein Aufsatz, woraus niemand seine Geographie bereichern wird. Beschreibung einiger Reisen nach dem schlesischen Riesengebirge, und dem kleinen Riesengebirge bey Zittau. Reise nach dem Harzgebirge — müssen beyde ganz gelesen werden, und verträgt einen Auszug, sind auch, um viel neues zu enthalten, zu summarisch erzählt. Von dem harzischen Bergflecken Lehrbuch. Alle Inwohner, (wie in mehreren Orten von ähnlicher Lage) bekommen Kröpfe; der Pfarrer bekommt, außer seiner Besoldung, eben so wie der Kuhhirte, von jedem Haus wöchentlich 1 Pfennige, welche der Schulmeister einsammeln muß. Von Sondershausen, auch diesen Bericht möchten wir nicht verbürgen. VI. Heft. Breslau hat ein neues Schauspielhaus, und Stuhweidnitz wünscht sich einen Buchladen. Zur Berichtigung der Volksmenge Churſachsens. Im Ganzen möge sie zunehmen, aber nicht in einzelnen größern Städten. Dresden habe nur 48000, Leipzig 29800, Freyberg 9000, Zittau 16000, Wittenberg 5000 Menschen. Beschreibung einer Reise nach Trakkau und den Salinen in Wieliczka. Podgurze, ein neuangehendes, österreichisches, Casimir gegen über, jenseits der Weichsel, zum Nachtheil von Trakkau angelegtes Städtchen. Die Einwanderungen der Schwaben ins österr. Polen lassen nun nach. Zu Wieliczka ist neuerlich bey Cassation verboten worden, einen Fremden in die Salinen herunter zu lassen. Den Arbeitern, die alle 12 Stunden abgelöst werden, visitirt man die Taschen, damit sie kein Salz mit nach Hause nehmen. Durch die jetzige Ersparnisse ist der reine Ertrag bis auf 2 Mill. K. G. gestiegen. Von Aschersleben; es hatte 1782, 588 Häuser in, und 504 vor der Stadt, und 6565 Menschen; der von Büschingen erwähnte Sandsteinbruch sey nirgends zu finden. Etwas von Gnadenfrey in Schlesien, einer Kolonie vereinigter Brüder zwischen Reichenbach und Rimpetsch; sie besteht aus 50 wohlgebaueten Häusern, zur Gemeinde aber bekennen sich 1400 Personen. Die Einrichtung ist wie in allen herrnhuthi-

huthischen Orten. Zusätze zur Beschreibung der Grafschaft Wand; sie hatte 1782 124188 Menschen. Verzeichniß aller Dörfer und Höfe im Gebiete der R. St. Frankfurt a. M. — 10 Dörfer, 35 Höfe. Verzeichniß aller im Gebiete der Burg Friedberg gelegenen Ortschaften — 13 Dörfer. Vom Gebiete der R. St. Schwäbisch Hall — es besteht aus 7. Aemtern, zum Theil von 20 und mehrern Dörfern. Unter den Recensionen, denen wir bisher noch nicht erwähnt haben, werden dem Verfasser der Reisebeschreibung durch Sachsen, in der Berlin. Monathsschrift, von dem Rec. mit dem Bekenntniß, daß er ein sächsischer Unterthan sey, bittere Vorwürfe gemacht. Es ist kleinlich, Privatbemerkungen eines Reisenden, die, wie jedermann weiß, hier sehr treffend, und nur alle zuwahr sind, zu einer Nationalsache zu machen, und wo man nicht widerlegen kann, durch bittere Repliken zu antworten. VII. Heft. Etwas von der Mediatstadt Krappitz in Oberschlesien; sie treibt Handel mit Heidegrütze und Kalchsteinen. Schreiben aus Augsburg — ein Galgen von zwo Etagen, den ein Bürgermeister zuerst eingeweiht hat. Beschreibung einer Reise nach dem warmen Bad bey Pfeffers, im Bündner Land; der Eingang zur Quelle ist fürchterlich: das Badehaus ist eine Viertelstunde davon. Beschreibung vom Königstein — schon bekannt: der Staatsgefangene daselbst aber heißt nicht Achterlor, sondern d'Agdolo. Nachrichten aus dem Tagebuch zweyer Deutschen, auf einer Reise von Astrakan über Kislar, Schirwan, nach Tiflis und Mostock. Schreiben eines Reisenden aus Termanien oder Tedanum, des alten Illyrien, welches itzt zu dem österreichischen Kroatien gehört. Büsching thut dieses Ländchens nur mit zwey Zeilen Erwähnung: daher wäre diese Beschreibung um desto willkommener, wenn sie befriedigender wäre. Ueber den schlechten Zustand dieses vernachläßigten, und durch die Militairverfassung unterdrückten Landes, drückt er sich deutlich genug aus, so wie über die Mittel, wie ihm könne aufgeholfen werden, die aber nimmermehr werden gebraucht werden. Von dessen Lage, Größe und Gränzen sagt er weiter nichts, als: „der „kleine Landstrich von Termania liegt in dem 46sten Grad der „Länge, und 34. Erdbreite nach dem Meridian, den Lioa„gany von Wien ausgezogen.“ Der Verfasser muß nicht verstanden haben, was er schrieb. Eine Länge von 46 Grad nach dem ersten Meridian von Wien gerechnet, kann das Land unmöglich haben, nicht einmal nach der gewöhnlichen Längen-

zäh-

zählung von Ferro, auch nicht den 34ſten Grad N. B. Vielleicht ſind die Zahlen verſetzt: was braucht es aber denn des Meridians von Wien zu erwähnen, und noch darzu eines Grades der Erdbreite nach dem Meridian von Wien? Einen General Hildburghauſen giebt es nicht: der Verfaſſer meynt aber den Prinzen Joſeph von S. Hildburghauſen, dem als kaiſerlicher General, Croatien einige gute Einrichtungen zu verdanken hat. Reiſe nach dem Adersbacher Gebirge und dem Kloſter Bruſſau. Sie iſt leſenswürdig. Anderweitiges Verzeichniß von Orten, deren Erhöhung über der Meeresfläche gemeſſen worden iſt. Hier ſteht es dabey: nach franzöſiſchen Fußen. Aber da hier eine Menge Orten angegeben ſind, die ſchon in dem vorigen Verzeichniſſe enthalten waren: ſo hätte auch bemerkt werden ſollen, welche Meſſung die frühere, oder ſpätere, und vermuthlich richtigere, ſey. VIII. Heft. Kurze Nachrichten von Flynzberg oder Flinsberg (im F. Jauer). Wenn der Herausgeber ſo weitläuftige Manuſcripte von Dorfbeſchreibungen aufnehmen will, kann er freylich ſein Magazin noch lange damit füllen. Indeſſen hat der Ort einen Geſundbrunnen. Topographiſche Nachrichten von Hohenlohe, ſehr brauchbar. Nachrichten von Zweybrücken, von Bevölkerung und Fabriken. Der Herausgeber hat ſich die Mühe nicht gegeben, die Totalſumme zu ziehen: ſie betrug 4091, und 550 Häuſer. Von dem Fabrikenzuſtand in Magdeburg. Vom Martensmanne zu Schwerin, der auch ſchon aus Nugents Reiſen durch Mecklenburg bekannt iſt. Nachricht von dem vortrefflichen Cabinettern des Herrn Beyreis in Helmſtädt. Von dem, ſchon oft beſchriebenen, Rheinfall, von Donaeſchingen und Villingen. Beſtätigung der viehiſchen Behandlung des oberſchleſiſchen polniſchen Landmanns. Populationstabelle von einigen größern, mittlern und kleinern Städten, nach der Summe der Bevölkerung von 2000000 bis 2000 geordnet; verſchiedene Angaben ſind nicht die richtigſten: ſo paradirt z. B. Wien noch mit 280000 Inwohnern. Wir haben verſchiedene, theils kleine unerhebliche Aufſätze gar nicht erwähnt. Unter den Recenſionen ſind die Anzeigen neuer Karten wohl die wichtigſten.

M. Johann Ernſt Fabri's geographiſches Magazin. III. Band. I. und II. Heft. Deſſau und Leipzig, 1784. Seiten 248. in 8.

Sie enthalten 1) Hrn. R. Lehmus ſehr mühſame Berechnungen über die Bevölkerung, Conſumtion und Fabriken von Söſt und der Söſtſchen Börden. Fortſetzung der Beſchreibung von Wilna. Steigender Luxus, Herrgotte und Heiligenbilder zur Verzierung der Theater in Klöſtern, Spielſucht ſind einige Merkwürdigkeiten daraus. Nachtrag vom Ries. Von der Stadt Babenhauſen im Hanauiſchen, viel Mikrologie. Einige Bemerkungen über einen Theil des Neuſtädter Kreiſes im Churſächſiſchen Voigtland. Nachricht von dem Hoſpitale zu Dieskau im Magdeburgiſchen. Von dem Schulziſchen Roſenfeſt für gute Töchter zu Sido und Solchо im Herzogthum Magdeburg. Beſchäftigungen und Beſtreitungen der Bemerkungen von Oberſchleſien im III. Heft. Hiſtoriſche und geographiſche Nachricht von dem Weichbilde und der Stadt Cottbus. Der Ort, zu deſſen Kreis in 4 Meilen Länge und Breite das Städtchen Pelz und 116 Dörfer gehören, hat 458 Häuſer, und nährt ſich von Bierbrauen, Materialhandlung, und Tuchhandel. Zum letzten Gewerk gehören 180 Meiſter. Deſignation der im Trebnitziſchen Kreiſe in Schleſien befindlichen Dörfer, Feuerſtellen, Wirthe und Miether von 1783. Der Dörfer ſind 168, der Feuerſtellen 4901. Etwas über Wezlar. Es hat 706 Häuſer und 7090 bürgerliche Inwohner, außer dieſen aber noch 1000 zum R. K. G. gehörige Perſonen, und 150 Soldaten. Die Civisbeer, die hier ſehr gewöhnlich ſind, heißen hier Knopfmacher: die Nahrungszweige ſind Eiſenhandel und Strumpffabriken. Nachricht vom Hochſtift Hildesheim; auch hier wird über die ſchlechte Hildesheimſche Polizey geklagt; indem der Rath die beſten dahin abzweckenden Vorſchläge des Fürſtbiſchofs, z. B. wegen Abſtellung der Betteley und Pfuſcherey, verwirft, blos um demſelben keinen Einfluß zu verſtatten.

Johann Chriſtophs Wolfs, vormaligen erſten Geheimſchreibers in Staats- und Juſtizſachen zu Joſtanapatnam auf Zeilan, jetzigen Herzogl. Meklenburgiſch-Schwerinſchen Amtmanns, Reiſe nach Zeilan. Zweyter Theil. Berlin und Stettin, bey Friedr. Nicolai, 1784. 9 Bogen in groß 8vo.

Dieſer

Dieser zweyte Theil hat die Absicht, über einige, Zeilan betreffende Dinge, die er in dem ersten, und seiner anfänglichen Absicht nach, einzigen Theil berührt hatte, mehrere Aufklärung zu geben. Dieses geschieht nun 1) über die Naturhistorien, und zwar erstlich über den Elephanten. Der Verfasser hatte behauptet, daß der Elephant in seiner Begattung dem Menschen nachahme. Gegen dieses Vorgeben hatte Hr. Ritter Michaelis eine durch die dänischen Missionarien von Colombo her eingezogene Nachricht bekannt gemacht, der zufolge sich die Elephanten nach Art der Pferde und Rinder von hinten zu bespringen. Gegen diesen Widerspruch nun vertheidigt Herr W. seine anfängliche Behauptung; gesteht, daß er solches zwar nicht selbst gesehen habe, daß aber auch sicher kein Europäer, und von den Eingebohrnen ein anderer als ein Elephantenjäger solches je gesehen habe, sondern gewöhnlich, wenn er darüber befragt worden, seine Antwort nach der Einbildung ertheile — Elephanten begatten sich — wie andere vierfüßige Thiere auch; daß er hingegen seine Nachricht, und das bey der Begattung das Weibchen auf dem Rücken liege, von solchen Elephantenjägern selbst eingezogen habe; und daß nach der Beschaffenheit und Lage des weiblichen Zeugungsgliedes, daß das Weibchen unten zwischen den Hinterbeinen trage, gerade da, wo die Kuh ihr Euter bey und nach der Kürze des männlichen, eine andere Begattungsart nicht möglich sey; und daß auch der Elephant bey seinem dicken herunterhängenden Bauch, und kurzen Beinen, sich nicht wohl zu einem solchen Sprung von hinten zu erheben könne. Ferner, daß der Elephant auch schwimmen, sich von Blättern, Baumfrüchten und Saamen nähre, von der kleinen Ameise, die ihm durch die Oeffnung des Rüssels in das Gehirn kriecht, getödtet werde — Art sie einzuschiffen, daß der Behemoth nicht, wie Michaelis glaubt, der Elephant seyn könne. Vom Krokodill; vom Scorpion, daß ihr Gift nicht tödtlich sey, die größten waren einer Hand lang. Vom Fang der wilden Pferde und der Schildkröten. Von der kleinen Insel Karadino; von den weißen Ameisen — sie werden von den Zingalsen gegessen, weil sie die männliche Natur stärken sollen; sie bekommen zuletzt Flügel, und man muß, wenn sie fliegen, Mund, Nase und Augen zu halten. Von einem Wunderbrunnen, 3 Meilen von Jostenapatnam, der sich über 1000 Klaftern tief durch einen Felsen krümmt, und mineralisch ist.

Ein

Ein ſonderbarer Steinregen, den der Verfaſſer ſelbſt mit anſah, und ſo erklärt, daß eine einige Tage zuvor ſich niederlaſſende Waſſerhoſe dieſe Steine mit aufgezogen, und in die hohen Kokosbäume habe fallen laſſen, aus welchen ſie ein ſtarker Wind zerſtreuet habe. Von der Fiſcherey einer Art von Seehörnern, Chiances genannt, die jährlich für 10000 Thaler verpachtet wird. 2) Ueber die Sitten des Landes und der Einwohner. Niemand darf ſeine eigene Kleidungsſtücke waſchen, ſondern es iſt ein eigen Geſchlecht oder Kaſte der Wäſcher vorhanden, welches die Abſicht haben ſoll, den vormals gewöhnlich geweſenen Kindermord zu verhüten. Sehr ſonderbare Poſſen- und Gauckelſpiele. Es giebt auf Zeilan eine Art von Wilden, Wedoſten genannt, die die Scheidungsgränzen der Holländer und Singaleſen bewohnen; die letzten ſtammen von den Malabaren ab. Beſondere Gebräuche der dort herrſchenden holländiſchen Nation. Geſchichte eines durch den Geiz eines holländiſchen Gouverneurs 1760. entſtandenen Kriegs gegen den Kaiſer in Kandi, den der Verfaſſer mit beylegen half. Sonderbare Art den Brief eines Spions vor Nachſuchung zu ſchützen; er ſteckt ein Zettelchen in eine Federſpuhle, und dieſe in ein Läppchen gehüllt in den Hintern. In Zeilan hat man eine Prophezeihung, daß das Land nach und nach dreyerley fremden Herren unterworfen ſeye, und ſodann ſich frey machen werde. Die Holländer ſind die zweyten, die die Inſel in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von den Portugieſen eroberten; und der Verfaſſer ſcheint aus dem Verhältniß, worin ſie mit dem Kaiſer zu Kandi ſtehen, geneigt zu ſeyn, die Erfüllung derſelben für wahrſcheinlich zu halten. Art, wie man zu Joſtanapatnam die Züge aus freyer Hand malet, nicht druckt; auch hat die O. J. C. daſelbſt drey Färbereyen. Ein halb erbauetes und wieder eingehendes Gymnaſium; ein Waiſenhaus. Etwas von den Abgaben, deren Erhebung und den verſchiedenen Dienſten und Aemtern im Lande. Urſache des Verfalls der dortigen Perlenfiſcherey. Die Malabariſchen Könige hielten ſie alle 24, die Portugieſen alle 16, und die Holländer nur gar alle 7 bis 8 Jahre. Die Inſel hat gar keine Metalle; die Diener der Compagnie werden blos mit Kupfergeld bezahlt. Zuweilen verbreitet ſich mit unglaublicher Schnelligkeit durch die ganze Inſel ein ſeltſames Luftgetöſe, wie eine Geſangmelodie, das die Landeseinwohner Teufelsſtimme nennen, deſſen auch der Engländer Knox ſchon gedenkt; der Verfaſſer gedenkt mit Schaudern daran,

ſolches

solches selbst gehört zu haben. Den Schluß macht ein Verzeichniß aller holländischen Regenten auf Zeilan vom Anfang ihrer Besitznehmung bis auf die jetzige Zeit. Wir übergehen, was der Verfasser zuletzt noch von seiner Person und seinen Grundsätzen sagt, und versichern jeden Besitzer des ersten Theiles, daß es ihn nicht gereuen werde, auch diesen zweyten zu lesen.

Ag.

Die Begebenheiten des Freyherrn von Mortczini, eine wahrhafte Geschichte. Erster und zweyter Theil, ohne Jahrszahl — die Vorrede ist am 30. April 1783. unterschrieben — Königsberg, zweyte Auflage, zusammen 11 Bogen.

Diese Auflage hat der Verfasser seiner Freunde und seiner Feinde halber veranstaltet; der erstern halber, weil er ihnen die ausführliche Erzählung seiner Schicksale versprochen, und der letztern halber, weil sie sonst immer ihre argwöhnischen Gesinnungen behalten, und selbige weiter ausbreiten möchten. Diese zweydeutige Erklärung machte den unterzeichneten Recensenten aufmerksam, der es sonst unbemerkt an die Seite gelegt haben würde. Der Herr Magister Friedrich Joseph, Freyherr von Mortczini stammt, seiner Erzählung nach, aus einem Ungarischen Geschlechte her, welches bereits zu Zeiten Kaisers Maximilian II. bekannt geworden seyn soll. Sein Vater gieng aus Gomorn in Ungarn weg, und kaufte sich in Mähren das Guth Czschedechowitz, woselbst der Herr Magister, Freyherr von Mortczini im Jahre 1742. gebohren worden. Der gedachte Vater war ein heimlicher Hussit, bezahlte aber den Geistlichen was ihnen gehörte, ließ durch Mäcklers österliche Beichtzettels kaufen, und entgieng dadurch allen Verdacht, gab seinem Sohne einen Jesuiten zum Lehrer und Hofmeister, der ihn, nach einer 2jährigen Wanderung durch Italien, glücklich wieder zu Hause brachte. — Die Erzählung dieser ganz albernen Reisebeschreibung werden uns unsere Leser zu schenken die Güte haben, theils weil es nicht einmal zur Aufklärung der Geschichte etwas beyträgt, theils, weil wir weiter unten noch einmal davon sprechen müssen. — Nach hinlänglicher Prüfung entdeckt der alte Vater seinem Sohne,

daß er im Herzen ein Huſſite, ja gar der Lehrer und Führer einer heimlich zuſammenkommenden Huſſitiſchen Gemeinde ſey, und ſein Sohn, der jetzige Herr Magiſter muß ihm am Sterbebette ſchwören, daß er dieſer Meynung zugethan bleiben, und des Vaters geſammlete Gemeinde nicht verlaſſen wolle. Zwey Jahre nach des Vaters Tode reiſet der Herr Sohn im Jahre 1769. nach Ungarn. Zwey reiſende Frauenzimmer werden auf der Landſtraße mit dem Wagen umgeworfen, und bey dieſer Gelegenheit verliebt ſich der Herr Baron a la Siegfried in das Fräulein von Wallenſtein. Kann aber — ein Dichter und Redner im 27ſten Jahre ſeines Alters — kaum in 14 Tagen ſeine Liebesangelegenheiten vortragen und anbringen; er wird gar bald erhört, erhält ſeine Geliebte zur Gemalin, und führt ſie nach Mähren heim, nach und nach bringt er dieſe auch zu ſeiner Religionsmeynung. Seine heimlichen religiöſen Zuſammenkünfte werden verrathen, und er wird mit ſeiner ganzen Gemeinde nach Ollmütz ins Gefängniß des geiſtlichen Gerichtes gebracht. Wie er endlich ſeiner Meynung nicht entſagen will, wird er mit Confiscation ſeiner unbeweglichen Güter, und nach bezahlten Atzungs- und Gerichtskoſten aus dem Lande gebracht. Er wendet ſich nach Wittenberg, woſelbſt er ſich im Jahr 1779. öffentlich zur lutheriſchen Kirche bekennt, und mit ſeiner Gemalin ſub utraque communicirt, er läßt ſich bey der Univerſität einſchreiben, und ſtudirt Theologie. So weit geht der zweyte Theil; ohnerachtet nun der Herr Baron Oſtern 1783. verſprach, daß zu Michaelis deſſelben Jahres der dritte Theil erſcheinen ſollte, ſo iſt doch bis itzt dieſer verſprochene dritte Theil noch nicht an das Licht getreten, wohl aber:

Der geiſtliche Abentheurer, oder der als Ueberwinder im Glauben, und als Virtuoſe im Predigen herumfahrende Ritter des heil. Stephan Ordens, Freyherr von Mortczini. Eine Geſchichte unſerer Tage in einem Sendſchreiben an den königlichen Bibliothekar Herrn Doctor Bieſter in Berlin, Königsberg, 1784. 8vo. 13 Bogen.

Der anonymiſche Verfaſſer erklärt gerade zu den Hrn. Magiſter Freyherrn für einen Volksbetrüger, und ausgeſprunge-

nen

nen Meßpriester. Ein anderer vor ihm hatte schon erwiesen, daß ein großer Theil von des Freyherrn Leben schon vor 80 Jahren von einem andern Menschen gelebt worden, oder deutlicher, daß die oben angeführte Reise durch Italien wörtlich aus einem vor 80 Jahren geschriebenen Buche gestohlen sey. — Dieser Umstand, und daß sich der Herr Baron auf die unbedeutendsten Dinge obrigkeitlich attestiren läßt, ist auffallend. — Sollte der Herr Magister Freyherr das Publicum mit dem versprochenen dritten Theile seiner wahren Geschichte verschonen wollen, so kann diese Brochüre statt dessen dienen. Daferne Er aber nur den geringsten Begriff von Ehre hat, so muß er diese Schrift durch deutliche und überzeugende Documente — Conjecturen gelten, vorkommenden Umständen nach, nicht — widerlegen und seine Ehre zu retten suchen. Bis dahin wollen wir uns des Urtheilens enthalten.

Rz.

Kleine Universalhistorie für Kinder in niedern Schulen, nebst zwey dazu gehörigen Tabellen von Johann Wilhelm Schwarz. Breslau und Leipzig, 1782. 38 Seiten in 8vo. ohne die beyden chronologischen Tabellen in Folio.

Viele Mühe mag dem Verfasser das Büchlein nicht gekostet haben; jedes alte und neue, noch so schlechte, Compendium gab ihm die Handvoll Facta, die auf den wenigen Seiten stehen. Da auch auf die Einkleidung keine sonderliche Mühe verwandt werden konnte: so lassen sich in einer Woche Dutzende solcher Bücher machen, und das Publikum hätte dabey Recht zu fragen: wem zum Nutz und Frommen?

Fw.

9. Erziehungsschriften.

Die Geschichte Josephs in Gesprächen für Kinder. Mit 141 Kupfern. Leipzig, bey Weidmanns

Erben und Reich, 1784. 1 Alphabet 9½ Bogen in 8vo.

Es ist außer Streit, daß die Geschichte Josephs vor allen andern alttestamentlichen Begebenheiten am fruchtbarsten zur moralischen Bildung der Jugend ist. Sie pflegt auch daher bey einer christlichen Erziehung, wo man den Kindern, wo nicht die Bibel selbst, doch biblische Geschichten in die Hände giebt, den wenigsten Kindern unbekannt zu seyn. Weil nun aber dieses zu unsern Zeiten, wo auch dieser Theil des biblischen Unterrichts, gleich alten Moden verworfen wird, nicht in jedem Erziehungszimmer geschehen dürfte: so war der Gedanke nicht übel, die Geschichte Josephs als ein eigenes Lesebuch für Kinder, zu bearbeiten. Das würden wir nun, unsers Theils, in einem zusammenhangenden historischen, doch höchstfaßlichen Vortrag, mit eingestreueten Erläuterungen sowohl als moralischen Anwendungen, gethan haben: allein der Verfasser hat für gut befunden, nach beliebter Mode seine Geschichte in Kindergespräche zu zerstückeln. Er selbst erzählt zwar unter der Person des Vaters allein, aber fast jeder Satz der Erzählung wird von vier Kindern durch so viele Ausbrüche der Freude, Ungeduld, Bewunderung, der eigenen Anwendung auf sich u. s. w. unterbrochen, daß die Theile der Geschichte, wie Trümmern auf dem Ocean schwimmen — man denke nur; die Geschichte Josephs in beynahe anderthalb Alphabet —! Das muß man ihm nachsagen, daß er die Kindersprache gut getroffen hat: denn das Meiste, was seine Kinder sagen, ist im höchsten Grad kindisch. Kunterbund, o scharmant, was kuriöses, excellent, nicht ein Häpchen, bauz, Potztausend, Heysa, Hi hi hi, Nu mal, No, Nä, Na. Man weiter Vater, No laß doch man, No allo, persönliche Zeitwörter ohne ich, du, er, — und dergleichen stoßen fast auf allen Seiten auf, auch dazu kommen noch provincielle, falsche oder unedle Ausdrücke, als: ob denn wohl wer; (für jemand) kannst wen anders schicken; wie mag er sich erschrocken haben; er mochte sich sehr übel haben — welches sehr häufig vorkommt — war täglich vor ihn heraus mit schönen Worten; das ließ er schöne bleiben; er mochte mir der rechte seyn; u. s. w. Wenn wird man doch einmal einsehen wollen, daß Bücher zum Unterricht für Kinder keine kindische Bücher seyn dürfen; daß das Unedle und Unrichtige

in

in der Kindersprache nicht durch ihre eigene Lehrbücher autorisirt, und daß vielmehr Kinder durch solche Bücher zu einem edlern und richtigern Ausdruck gewöhnt werden müssen? Und überhaupt, wie kann man glauben, daß durch so häufiges Darzwischenreden und Nebeneinfälle, ein Unterricht für Kinder nutzbarer und eindringender werde, da vielmehr dadurch die Aufmerksamkeit des lesenden Kindes gestöhrt, und seine Einbildungskraft, deren Lebhaftigkeit man vielmehr beym Unterricht entgegenarbeiten sollte, zu Seitensprüngen verleitet wird. Dieses Urtheil wollen wir durch einige Beyspiele rechtfertigen. Wenn der Verfasser zum erstenmal des Abrahams erwähnt, so erinnert sich Ludwig dabey der Musik des Abrahams auf Moria, und bricht darüber in Freuden aus. Bey dem Rocke Josephs wird bey den Kindern der Wunsch rege, auch so ein buntes Josephsröckchen zu haben. Bey dem Tode der Rahel erinnern sie sich mit Wehmuth des Todes ihrer Mutter, u. s. w. Heißt das nicht recht absichtlich, der Phantasie eines Kindes Gelegenheit geben, von dem Gegenstand des gegenwärtigen Unterrichtes abzuspringen, und fremden Bildern nachzuhängen, da man sie doch vielmehr festhalten sollte? Nimmermehr kann diese Lehrart mit den Grundsätzen einer gesunden Pädagogik bestehen. Ueberdem sollten doch Kinder, wie die des Verfassers, wovon der eine in zwey Jahren auf die Universität ziehen, und der andere nach einem Jahr Kaufmann werden soll, weder selbst so kindisch reden, noch auch auf die Art unterhalten werden. Dieses abgerechnet, läugnen wir nicht, daß in dem Buche alles mögliche gesagt ist, was sich nur bey der Geschichte Josephs denken und commentiren läßt. Der Verfasser läßt auf seinen Helden nicht den mindesten Fehler und Verdacht kommen — aber dann hätte er sich doch auch auf den Einwurf einlassen sollen, wie es sich mit der Vorsicht und Liebe eines so sehr geliebten Sohnes reime, durch die angenommene Härte gegen seine Brüder, Zurückbehaltung des Simeons, und Abrufung des Benjamins, seinen Vater, von dessen Leben er sich während seines Glückes nicht selbst um Nachricht bekümmert hatte, bis ihn die Ankunft der Brüder daran erinnerte, nach dem Vater zu fragen, in eine tödtende Ungewißheit zu setzen? Bey dem Wunsch des sterbenden Jacobs ist er weitläuftig über die Ursache seines Verlangens, im Lande Canaan begraben zu werden: die aber erwähnt er nicht, daß er dadurch seine Ansprüche auf dieses Land noch im Tode behaupten, und auf seine Nachkommen bringen wollte.

Erben und Reich, 1784. 1 Alphabet 9½ Bogen in 8vo.

Es ist außer Streit, daß die Geschichte Josephs vor allen andern alttestamentlichen Begebenheiten am fruchtbarsten zur moralischen Bildung der Jugend ist. Sie pflegt auch daher bey einer christlichen Erziehung, wo man den Kindern, wo nicht die Bibel selbst, doch biblische Geschichten in die Hände giebt, den wenigsten Kindern unbekannt zu seyn. Weil nun aber dieses zu unsern Zeiten, wo auch dieser Theil des biblischen Unterrichts, gleich alten Moden verworfen wird, nicht in jedem Erziehungszimmer geschehen dürfte: so war der Gedanke nicht übel, die Geschichte Josephs als ein eigenes Lesebuch für Kinder, zu bearbeiten. Das würden wir nun, unsers Theils, in einem zusammenhangenden historischen, doch höchstfaßlichen Vortrag, mit eingestreueten Erläuterungen sowohl als moralischen Anwendungen, gethan haben: allein der Verfasser hat für gut befunden, nach beliebter Mode seine Geschichte in Kindergespräche zu zerstückeln. Er selbst erzählt zwar unter der Person des Vaters allein, aber fast jeder Satz der Erzählung wird von vier Kindern durch so viele Ausbrüche der Freude, Ungeduld, Bewunderung, der eigenen Anwendung auf sich u. s. w. unterbrochen, daß die Theile der Geschichte, wie Trümmern auf dem Ocean schwimmen — man denke nur; die Geschichte Josephs in beynahe anderthalb Alphabet —! Das muß man ihm nachsagen, daß er die Kindersprache gut getroffen hat: denn das Meiste, was seine Kinder sagen, ist im höchsten Grad kindisch. Kunterbund, o scharmant, was kuriöses, excellent, nicht ein Häpchen, bauz, Potztausend, Heysa, hi hi hi, Nu mal, No, Nä, Na. Man weiter Vater, No laß doch man, No allo, persönliche Zeitwörter ohne ich, du, er, — und dergleichen stoßen fast auf allen Seiten auf, auch dazu kommen noch provincielle, falsche oder unedle Ausdrücke, als: ob denn wohl wer; (für jemand) kannst wen anders schicken; wie mag er sich erschrocken haben; er mochte sich sehr übel haben — welches sehr häufig vorkommt — war täglich vor ihn heraus mit schönen Worten; das ließ er schöne bleiben; er mochte mir der rechte seyn; u. s. w. Wenn wird man doch einmal einsehen wollen, daß Bücher zum Unterricht für Kinder keine kindische Bücher seyn dürfen; daß das Unedle und Unrichtige

in

in der Kindersprache nicht durch ihre eigene Lehrbücher autorisirt, und daß vielmehr Kinder durch solche Bücher zu einem edlern und richtigern Ausdruck gewöhnt werden müssen? Und überhaupt, wie kann man glauben, daß durch so häufiges Darzwischenreden und Nebeneinfälle, ein Unterricht für Kinder nutzbarer und eindringender werde, da vielmehr dadurch die Aufmerksamkeit des lesenden Kindes gestöhrt, und seine Einbildungskraft, deren Lebhaftigkeit man vielmehr beym Unterricht entgegenarbeiten sollte, zu Seitensprüngen verleitet wird. Dieses Urtheil wollen wir durch einige Beyspiele rechtfertigen. Wenn der Verfasser zum erstenmal des Abrahams erwähnt, so erinnert sich Ludwig dabey der Musik des Abrahams auf Moria, und bricht darüber in Freuden aus. Bey dem Rocke Josephs wird bey den Kindern der Wunsch rege, auch so ein buntes Josephsröckchen zu haben. Bey dem Tode der Rahel erinnern sie sich mit Wehmuth des Todes ihrer Mutter, u. s. w. Heißt das nicht recht absichtlich, der Phantasie eines Kindes Gelegenheit geben, von dem Gegenstand des gegenwärtigen Unterrichtes abzuspringen, und fremden Bildern nachzuhängen, da man sie doch vielmehr festhalten sollte? Nimmermehr kann diese Lehrart mit den Grundsätzen einer gesunden Pädagogik bestehen. Ueberdem sollten doch Kinder, wie die des Verfassers, wovon der eine in zwey Jahren auf die Universität ziehen, und der andere nach einem Jahr Kaufmann werden soll, weder selbst so kindisch reden, noch auch auf die Art unterhalten werden. Dieses abgerechnet, läugnen wir nicht, daß in dem Buche alles mögliche gesagt ist, was sich nur bey der Geschichte Josephs denken und commentiren läßt. Der Verfasser läßt auf seinen Helden nicht den mindesten Fehler und Verdacht kommen — aber dann hätte er sich doch auch auf den Einwurf einlassen sollen, wie es sich mit der Vorsicht und Liebe eines so sehr geliebten Sohnes reime, durch die angenommene Härte gegen seine Brüder, Zurückbehaltung des Simeons, und Abrufung des Benjamins, seinen Vater, von dessen Leben er sich während seines Glückes nicht selbst um Nachricht bekümmert hatte, bis ihn die Ankunft der Brüder daran erinnerte, nach dem Vater zu fragen, in eine tödtende Ungewißheit zu setzen? Bey dem Wunsch des sterbenden Jacobs ist er weitläuftig über die Ursache seines Verlangens, im Lande Canaan begraben zu werden: die aber erwähnt er nicht, daß er dadurch seine Ansprüche auf dieses Land noch im Tode behaupten, und auf seine Nachkommen bringen wollte.

Bey dem Weinen Josephs über dem Leichnam seines Vaters, macht er die Anwendung, das könnten nur Kinder thun, die ihren Vater nie betrübt, und ein gut Gewissen hätten: allein, wir dächten, dieser Schmerz könnte eben so gut auch die Folge eines verwundeten Gewissens und der Reue seyn, einen Vater nicht genug geschätzt oder genossen zu haben. Wir übergehen aus Kürze noch einige andere Anmerkungen, die wir uns beym Durchlesen angezeichnet hatten. Die vier Kupfer von so viel Scenen des Lebens Josephs werden den Eindruck nicht sehr vermehren: denn sie sind von schlechter Erfindung, und von schlechtem Ausdruck.

Pf.

Die Entdeckungen des fünften Welttheils, oder Reisen um die Welt. Ein Lesebuch für die Jugend von M. Joh. Georg Friedr. Pabst, ausserordentlichem Lehrer der Weltweisheit zu Erlangen. Zweyter Band. Mit des ältern Herrn Forsters Bildnisse. Nürnberg, in der Felßeckrischen Buchhandlung, 1784. 21 Bogen in 8.

Wir haben den ersten Band dieser Entdeckungsgeschichte des fünften Welttheils, Band LVI. S. 281, angezeigt, und über den Plan und die Einrichtung derselben einige Erinnerungen gemacht. Es gereicht der Denkungsart des Verfassers sehr zur Ehre, daß er diese Erinnerungen nach der Absicht, in der sie niedergeschrieben wurden, aufgenommen, und nicht wie gewöhnlich, zu Schmähungen gegen die A. D. Bibl., sondern zur Vervollkommnung seiner Bücher, genutzt hatte. Wirklich muß es jedem unbefangenen Leser einleuchten, daß dieser zweyte Band durch Befolgung einiger gegen die Einkleidung des ersten Bandes gemachter Anmerkungen, sehr gewonnen hat. Die Erzählung wird weniger durch den Dialog unterbrochen, und die noch übrigen Zwischenreden der Kinder haben den kindischen, faselnden Ton verlohren. Wenn aber der Verfasser den ihm gemachten Tadel, daß er die von den ältern Südseefahrern gemachten Entdeckungen übergangen, und von Magellan gleich einen Sprung bis auf Byron und Wallis gemacht habe, damit abwenden will, daß er gleichwohl

ihre

ihre Reisenachrichten genutzt, und ohne sie zu nennen, manches daraus in die Beschreibungen der von den spätern Britten beschifften Länder mit eingeflochten habe, so ist das unsers Bedünkens nicht hinreichend. Die Nothwendigkeit bleibt allemal, daß er nach der Zeitfolge hätte angeben sollen, was jeder Weltumsegler nach und nach für Küsten und Inseln des Südmeers entdeckt hätte. Ein Bogen, dächten wir, wäre für die Entdeckungen jeder ältern Reise um die Welt, mit Weglassung des Dialogs hinreichend gewesen, und sein Buch vollständiger, und seinem Titel entsprechender geworden. Dieser zweyte Band nun enthält die gefahrvolle Reise des Carteret, der dem Cap. Wallis zum Begleiter bestimmt war, aber wegen der schlechten Beschaffenheit seines Schiffes seine Reise allein vollenden mußte. Der Verfasser hätte ihn nicht zu Batavia verlassen sollen, sondern auch seine Rückreise kurz erzählen können. Uebrigens müssen wir sagen, daß er diese Reise durch die eingestreueten zweckmäßigen Erläuterungen und moralischen Anwendungen überaus lehrreich gemacht hat. Dann folgt das Leben des unsterblichen Cook, mit sehr vollständig gesammelten Nachrichten, und ebenfalls für die Jugend lehrreich; und endlich der Anfang der ersten von ihm in Gesellschaft Banks und Solanders gemachten Reise um die Welt, die Hawkesworth aus Cooks und Banks Tagebüchern beschrieben hat. Die Erzählung geht hier bis auf die Ankunft bey Neu-Holland. Der Rest nebst den zwey folgenden Reisen wird für einen dritten Band ersparet. Bey allem Reichthum eingestreueter Erklärungen haben wir doch noch einige vermißt, die für junge Leser nöthig seyn möchten. Da die Beobachtung des Durchganges der Venus die Hauptabsicht der ganzen Reise war, so hätte billig über die Fragen: was er sey; wie er beobachtet worden, und in welcher Absicht man eine so kostbare Seereise deswegen veranstaltet habe, etwas mehreres gesagt werden sollen. Schwerlich werden auch viele junge Leser das Planisphär so im Kopf haben, daß sie sich ohne Erklärung einen Durchgang aus dem stillen Meer in das atlantische, den Cook gesucht aber nicht gefunden habe, deutlich werden denken können. So auch S. 160. bey Drahbassen u. a. m. Für einen bessern Corrector aber sollte billig gesorgt werden, der nicht so unachtsam Resonnement, Anekdoten, sympathedisch und dergleichen abdrucken ließe. Sollte wirklich in dem Kabinet der Brüdergemeine zu Barby, eine so große Menge Otahitischer und Neuseeländischer Producte und

Manufacturarbeiten befindlich seyn, als hier S. 266. aus einem Brief von daher versichert wird?

Ag.

Tägliches Handbuch für die Jugend. Hamburg, bey Bohn, 1784. 8½ Bogen in 8.

„Ich nenne meiner Jugend (spricht Hr. Trapp in der Vorrede) alle Morgen einen merkwürdigen Mann, und gebe ihr eine moralische Sentenz zum Auswendig lernen. Beydes ist hier abgedruckt.„ Den Anfang nehmlich dieses Büchleins macht ein Kalender, oder vielmehr nur ein Verzeichniß aller Monathstage durchs ganze Jahr, deren jeden der Name eines berühmten Mannes aus der alten und neuen, bürgerlichen, Gelehrten- und Kirchengeschichte, beygefügt ist: jeder Sonntag ist besonders bemerkt, und hat einen biblischen Namen zur Begleitung. Wir wollen zur Probe den Januar hersetzen: 1) Johann, Herzog von Braganza, 1640. 2) Winfried oder Bonifacius. 3) Gleim. 4) Jerusalem. 5) (Sonntag) Elisabeth. 6) Basedow. 7) Wittekind. 8) Resewitz. 9) Christina, geb. 1626. 10) Reuchlin, † 1522. 11) Carl XII. †. 1719. 12) (Sonntag) Matthäus. 13) Gellert, † 1769. 14) Harvey. 15) Vespasian. 16) Leopold Graf von Bamberg, 984. 17) Holberg. 18) Maria, geb. 1734. succ. 24. Febr. 1777. 19) (Sonntag) Markus. 20) Möser. 21) Taaut. 22) Young. 23) Friedrich August, geb. 1750. succ. 17 Dec. 1763. 24) Wieland. 25) Jesus Christus. 26) (Sonntag) Lukas. 27) Carl IV. Kaiser. 28) Helvetius † 1771. 29) Elisabeth, K. v. R. geb. 1709 (soll heißen 1729.) 30) Hippokrates. 31) Kronegk. Die Namen sind, wie man sieht, so viel es möglich war, nach den Geburts- oder Sterbetagen der Personen geordnet; die übrigen sind vermuthlich nach Willkühr gestellt. Von allen diesen Namen wird nun nachher, nicht nach der Folge im Kalender, sondern nach alphabetischer Ordnung, eine kurze Nachricht gegeben: der Lehrer, der von dieser Lehrart nach Anleitung dieses Buches Gebrauch machen will, soll das Uebrige ausfüllen, und die Kinder von des Mannes Schicksale, Thaten, Vaterland, dessen Producten und Merkwürdigkeiten ꝛc. unterhalten; der Verfasser verweist in dieser Absicht auf Rollin, Schröckh, die Vorübungen, und selectas

histo-

historias, zum Nachlesen. Es ist sehr gut, daß der Verfasser dieses alles des Lehrers eignen Kenntniß und Fleiße überlassen, und nicht alles, was er sagen soll, hergesetzt hat. Inzwischen wenn doch einmal Nachrichten von den Personen, deren Namen im Kalender stehen, zum eigenen Wiederholen der Kinder nöthig waren: so sollten sie doch nicht so ganz allgemein abgefaßt, unbestimmt, und nach französischer Manier, so leer an Zeitbestimmungen seyn. Wir schreiben zur Probe nur einen Artikel vom Cicero ab: „Ein großer, edler Römer, der seinem Vaterlande die wichtigsten Dienste leistete, und noch itzt durch seine vortreffliche Schriften ein Lehrer der Welt ist.“ Worin bestunden seine Dienste? was hat er geschrieben? wenn hat er geschrieben? wird ein Leser fragen, der den Cicero nicht schon kennt, und folglich diese Nachricht nicht braucht. „Morus, Kanzler von England, bekannt durch die Standhaftigkeit, mit der er einen unverdienten Tod litt.“ Holberg, ein bekannter dänischer Schriftsteller, einer der hellesten Köpfe seiner Zeit ꝛc.“ Bey beyden fehlt die Zeit, wenn sie gelebt, und bey dem letzten die Gattung seiner Schriften. Wir billigen übrigens diese Methode, junge Leute nach und nach mit allen Theilen der Geschichte bekannt zu machen: nur muß sie, wenn nicht in den Köpfen der Lehrlinge ein unordentliches Chaos entstehen soll, mit dem zusammenhangenden Vortrag der Geschichte verbunden werden. Nun noch ein Wort von der Skiliographie! Er schreibt, und das in einem Buch für Kinder, Tizero, Filipp, Dionis, Pütias ꝛc. Warum will man doch die Rechtschreibung fremder, alter Namen, über die wir kein Recht haben, nach unserer Aussprache, und das ohne Absicht und Nutzen, umändern? Thut es der Franzose und Engländer aus gleicher Ursache? Ist die Regel für das Köpfchen eines Kindes zu schwer, daß c vor i, wie s, ph wie f, und y wie i gelesen werde, daß man ihm damit eine Wohlthat zu erweisen hofft, wenn man diese Buchstaben gar wegschmeißt, und dafür Täsar und Xenofon schreibt, und das Kind verführt, diese falsche einmal angewöhnte Schreibart, auch in andern Sprachen beyzubehalten, und z. E. im Lateinischen Filippus zu schreiben? Von den angehängten 366 Sentenzen endlich haben wir nicht nöthig, etwas zu sagen.

Zf.

Pomona für Teutſchlands Töchter, von Sophie von la Roche, erſtes bis fünftes Heft. Speier. 1784. in fortlaufenden Seitenzahlen. 487 S. in 8.

Von den erſten vier Heften im Jahre 1783 haben wir ſchon im 55ſten Bande unſerer Bibliothek p. 527 Rechenſchaft gegeben, und ohnerachtet wir es uns einmal zur Regel angenommen haben, von dergleichen Schriften, wenn ſie ſich in ihrer Güte erhalten, nur das Daſeyn anzuzeigen, ſo können wir manche unſrer Leſer doch nicht des Vergnügens berauben, noch einmal etwas über den lehrreichen Inhalt auch dieſer Hefte zu ſagen, zumal wir überzeugt ſind, daß unſere Bibliothek auch in Oertern geleſen wird, wo man ſonſt nur wenig von der Lectüre wußte. Das erſte Heft enthält eine menſchenfreundliche Zeichnung von der blinden Clavierſpielerin, der Thereſe Paradies, bey welcher Gelegenheit der wunderſame Bau des menſchlichen Auges zwar aus einem andern Schriftſteller, aber doch überaus ſchön und deutlich erkläret wird. Dieſem folgt eine Betrachtung über die Erde und ein Beytrag zu dieſer Materie aus Carolinens Taſchenbuch — recht nach unſerm Sinn — um Naturkunde auch unter die ſchöne Hälfte der Menſchen zu verbreiten. Die moraliſche Erzählung Miß Kery und Sophie Gallen zeigt, wie tief die ehrwürdige Verfaſſerin in das menſchliche Herz eindringen und auch die verborgendſten Falten entwickeln kann. Das zweyte Heft giebt unter dem Titel: über geſellſchaftliche Verdienſte, die ausgeſuchteſten Regeln, ſich in Geſellſchaften angenehm und beliebt zu machen, und iſt nicht nur Frauenzimmern, ſondern auch Männern, ſogar hochgelahrten Männern, beſtens zu empfehlen, und die Auszüge aus der Schrift der Demoiſelle Someri unterſtützen dieſe Vorſchriften. Bey Erzählung einiger Tugendpreiſe rühmt die Verfaſſerin die Frau von Buchwald in Gotha auf eine ſehr feine und ganz ungeſuchte Art, und dieſe Dame war allerdings des Lobes würdig, wenn Sie auch keine andere Verdienſte hätte, als die große Catharina II. auf unſere Pomona aufmerkſam gemacht zu haben, welche die Arbeit der Verfaſſerin von 500 Exemplaren mit wahrer Großmuth belohnt. Der darauf folgende Brief an Ling iſt ſchön, ſo innig, aber wir werden uns hüten, etwas davon zu ſagen, man muß ihn ſelbſt leſen. Ueber Grazie, oder — liebe Herren, iſt denn das nicht gut deutſch! — Anmuth. Kann nur

eine

eine von la Roche schreiben. Ein Brief an die Pomona wird auf den folgenden Seiten beantwortet, aber mit einer kleinen Sticheley auf das männliche Geschlecht — darauf dürften wir nun freylich nicht viel antworten können, inzwischen ist doch Recensent der wahren Meynung, daß auch Männer Frauenzimmer erziehen können, mit Vortheil erziehen können, denn ein nachdenkender Mann weiß doch auch, was einem Frauenzimmer ansteht, und so lange nun keine andere Einrichtung in der Welt wird und werden kann, ist es doch wahres Glück eines Frauenzimmers, an ihrem Gatten lange einen Liebhaber, und endlich einen rechtschaffenen Freund zu haben, alles —

Das dritte Heft fängt mit Fragen und Wünschen an. Fragen: was ist Politik, Talent, Genie? werden, zumal die beyden letzten, gut beantwortet: Nun wieder ein herrlicher Brief an Lina. Die kurze, aber überaus gut erzählte Geschichte des Hrn. von Wahlheims, hat uns überrascht, und so wird es manchem Leser gehen, und ihn nach mehrern lüstern machen. Briefe und Antwort über Empfindeley folgen darauf, und das Heft beschließen einige Anzeigen.

Das vierte Heft eröffnet sich mit einigen Betrachtungen über den April, worauf wieder ein Brief an Lina folgt, welchem einige Auszüge aus Herrn Dodsley Tugend des Patrioten beygelegt sind. Die Ueberschrift des darauf folgenden Stückes: von einem englischen Buche, lies uns nicht vermuthen, einige wichtige Auszüge aus den Briefen der Chapone zu finden, worinn einige Theile weiblicher Kenntnisse vorgetragen werden. Ueber den Reichthum ein didaktisches Gedicht von Elisa. Beym Schlusse dieses Heftes danket die Frau von la Roche einem unbekannten Freunde für ein Geschenk von einer Porcelantasse, auf deren Unterschale ein Altar mit einem artigen Rauchfaß, mit der Aufschrift: zu Ehren der Pomona.

Das fünfte Heft fängt mit einer Betrachtung über unsere Sinnen an, und giebt uns die Schilderung der ersten Gedanken des Adams nach Graf Büffon. Briefe von Karolinen und an Karolinen folgen darauf. Gündenhall und Miß Elma, eine moralische Erzählung, beweißt, wie viel ein schönes und tugendhaftes Frauenzimmer über einen Wildfang vermag — allemal geräth der Bau nicht. Wieder ein lehrreicher Brief an Lina, und zum Beschluß wieder ein Brief von Karolinen, worinn einige Bemerkungen von einer Reise durch die Schweiz mitgetheilt werden. Ist diese Karoline und Pomona nicht

eine

eine und dieselbe Person, wie wir doch mit großer Wahrscheinlichkeit glauben, so wünschen wir der Frau von la Roche Glück zu einer so trefflichen Mitarbeiterin. Das wäre nun diesmal alles gesagt, was Recensent der Leser halber zu sagen hatte, unsere Lobsprüche bedürfen diese Hefte nicht. Sollte im Verfolg wieder eine Anzeige nöthig seyn, so soll sie meine Tochter machen.

Johann Wilhelm Schwartzes Versuch einer Naturlehre für die Jugend, zur Unterhaltung bey müßigen Stunden. Dresden. 1784. 60 Seiten in 8.

So ungern der unterzeichnete Recensent auch tadelt, so kann er doch nicht umhin, seinen ganzen Unwillen über dieses Geschmiere, im eigentlichen Verstande, zu erkennen zu geben. Wie unlogikalisch es in des Verfassers Kopfe aussehen muß, fallen seine eigenen Worte beweisen, denn von Definitionen und Eintheilen weiß er nicht das allergeringste; man höre:

„Naturlehre ist ein Unterricht, wie wir die Natur gehörig betrachten müssen.“

„Das Pflanzenreich wird in Pflanzen, Blumen, Früchte und Bäume eingetheilt“

„Pflanzen theilt man füglich in Blumen, Stauden oder Sträucher, Staudengewächse und in Kräuter ein.“

Schwindlicht möchte man bey solchem Zeuge werden. Irgendwo mag er etwas vom Dephlogistiren gelesen haben, flugs muß es in die Beschreibung der Blumen, und dann heißt es:

„Blumen dienen die Natur zu reinigen“

Noch mehr Unsinn: Das Meerwasser führet so viel Salz bey sich, daß der Mensch nicht einen Tropfen davon im Munde leiden kann. Die Völker gegen Mitternacht kleidet der Autor in Wallfischhäute. In der Etymologie hat er eine vorzügliche Stärke. Vossius wußte das Etymon von Cicuta nicht, Herr Schwartzes muß es wohl wissen, denn er schreibt es im Deutschen Kikuta.

Rj.

Fri-

Friedrich Robinson. Ein Lesebuch für Kinder, von Christian Friedrich Sander. Flensburg und Leipzig, bey Korte. 1784. in 8.

Nach dem Vorworte will der Verf. seinen Robinson weder mit dem Campe- noch Wetzelschen gleiches Namens vergleichen wissen. Er hat sich, sagt er, seinen Stoff selbst erfunden, als man die Fortsetzung des Wezelschen von ihm erbat, und sein einziges Ziel dabey war, unschädlich zu unterhalten. Er unterscheide sich also von dem Letztern durch eigene Erfindung, und von dem Campeschen durch minder wichtigen Zweck. Daß dieser Robinson dabey eben nicht gewonnen habe, dürfte sehr leicht zu zeigen seyn, wenn der Verf. nicht alle Vergleichung mit jenen beyden verbeten hätte. Hierauf werden die guten Philanthropisten auf 10 Seiten belehret, oder vielmehr belogen — daß der berühmte Robinson Crusoe des Defon kein Engländer, sondern ein Deutscher, und zwar ein — Bremenser, gewesen sey, und Friedrich Robinson geheißen habe: Eine wahre Robinsonade, wovon Recensent nicht begreift, theils wozu diese sonderbare Fiction, die wider eine historische Wahrheit anstößt, nützen soll; theils, wie der Verf. diese Unwahrheit gegen die Jugend verantworten, und mit andern pädagogischen Grundsätzen reimen kann.

Der Sohn dieses Friedrich Robinson, mit Namen Christian, sagt ferner die Sandersche Fiction, sey nach vielen Reisen und Abentheuern nach Hamburg gekommen, habe sich dort niedergelassen; und wolle nunmehr die Schicksale seines Vaters den Philanthropisten schreiben, welches denn auch in diesem Werklein in vier Sendschreiben geschieht.

Rec. hat übrigens diese Schrift, die anfänglich für die prosaischen Dichtungen bestimmt war, nicht ohne Vergnügen gelesen, und glaubt, daß sie für junge Leute, unter der Anleitung und Aufsicht eines Lehrers, dem verschiedenes zu erläutern vorbehalten ist, gelesen, eine ganz unterhaltende Lectüre werden kann.

Wf.

Ueber

Ueber frühe Bildung des Geschmacks für Eltern, Schullehrer und Hofmeister, von Ch. W. Snell, ord. Lehrer auf dem akad. Päd. zu Gießen. Gieſſen, bey Krieger. 1782.

Herr S. handelt in acht Hauptstücken von dem Geschmacke überhaupt, und der Nothwendigkeit ihn früh zu bilden, von Entwickelung und Bildung des Geschmacks bey kleinen Kindern, von der Nachläßigkeit und von einigen Fehlern in Bildung des Geschmacks, nebst einigen Winken, wie bey allen Theilen des Schulunterrichts auf Verbesserung des Geschmacks Rücksicht zu nehmen sey, wie man deutsche Schriftsteller in Schulen lesen und erklären soll, vom Lesen und Erklären der alten Klassiker, von eignen Ausarbeitungen junger Leute, von den Regeln; und das vierte Hauptstück enthält allgemeine Anmerkungen über die Bildung des Geschmacks in Schulen. Man sieht es dem Buche durchgängig an, daß sein Verfasser Erfahrung mit Nachdenken, und beydes mit Lesung guter pädagogischer und mit Geschmack geschriebene Schriften verbunden hat. Sonach ist sein Buch allen zu empfehlen, für die ers geschrieben hat, und wovon die meisten es so nöthig brauchen. Beyläufig kommen auch über den Unterricht in Sprachen und Wissenschaften treffende Bemerkungen vor. Hin und wieder möchte der gute Geschmack am Ausdruck vielleicht etwas zu feilen finden, und bisweilen scheint mir ein Gedanke nicht in das gehörige Licht gestellet, z. B. S. 13 u. 14: „Nur darf der Geschmack nicht herrschen u. s. w.

J. G. Röchlings, Konrektors zu Worms, neues Elementarwerk der lateinischen Sprache. Gießen, bey Krieger. 1783.

Dieses Elementarwerk hat einen prosaischen und einen poetischen Theil. Der prosaische hat wieder folgende Abtheilungen. I. Facillimae exercitationes linguae latinae, 15 an der Zahl, die mir alle sehr gefallen haben, (ausgenommen das letzte, woran mir der Anfang und das Ende nicht gefällt) und wovon ich einige Hundert statt funfzehen wünsche. Dies ist das wahre Latein für die allererſten Anfänger. II. Quaestiones variae ad delectationem et verborum copiam, eben so brauch-

brauchbar, wie Num. I. nur müßten ebenfalls noch viel mehr davon seyn. III. Historia sacra, die die biblische Geschichte bis auf die Zerstörung Jerusalems enthält. Warum nicht auch die Geschichten des N. T.? IV. Dialogi z. B. de rerum natura, earum opifice huiusque cultu. Alle sehr gut, nur würde ich sie nicht lang, sondern aus einigen der größern wenigstens zehn gemacht haben. V. Acute et facete dicta. Hier giebts mit unter auch kleine Erzählungen, wovon einige schon in Gedickens lateinischem Buche für Anfänger stehen. VI. und VII. Selectae epistolae Ciceronis et Plinii. Diese erwartete ich nicht in einem solchen E. W. VII. Brevis descriptio praecipuorum veterum regnorum. VIII. Deorum ac dearum brevis descriptio. IX. Particulae quaedam ex historia naturali. Dann folgt der poetische Theil. Dieser enthält: I. Selectae Phaedri fabulae. II. Sententiae. III. Disticha. IV. Descriptiones. Ob man gleich in diesem E. W. manches wieder findet, was schon in andern Sammlungen von der Art steht: so hat es doch Vorzüge, die es zu einem Lesebuche für die allerersten Anfänger empfehlen, nämlich, daß das Latein ganz leicht ist, und stufenweise schwerer wird; daß in dem prosaischen Theil die Quantität der vorletzten Sylbe, wo es nöthig war, bemerket ist; daß jeder Abschnitt wieder nach Numern abgetheilt ist, und die zu jedem Abschnitte gehörigen Vokabeln eben so; daß endlich am Ende ein Register hinzugefügt ist, worinn die Vokabeln nach alphabetischer Ordnung stehen.

Hz.

Kleine Moral für Kinder, verfaßt von Joh. Heinrich Martin Ernesti. Coburg, bey Ahl. 1782. 6 Bogen in 8.

Es ist nicht zu erwarten, daß dies Büchlein in der Kinderwelt, für welche es bestimmt ist, ein sonderliches Glück machen werde. Der Verf. hat die Pflichten in Beziehung auf uns selbst, auf andere, und auf Gott, in drey Klassen geordnet, in jeder Klasse liegt auch wieder eine gewisse systematische Ordnung zum Grunde. Alles dies, als erste Anlage, möchte, wenn es durchaus so hätte seyn sollen, gebilligt werden. Aber nun kam alles auf die Behandlung, auf die Erklärung

der

der einzelnen Pflichten, und auf den Vortrag an! Dadurch mußte der Verf. es zum Kinderbuche machen, und nicht meynen, daß er seine Absicht erreicht habe, wenn er den Titel eines Kinderbuchs daran hängen ließe. — Des Verf. Methode ist gewöhnlich diese: er trägt in der gewählten systematischen Ordnung einzelne Lehren oder Lebensregeln vor, sagt etwas weniges zur Erläuterung, das fast durchgehends unzureichend, und im flachsten Kanzelstil abgefasset ist und meynt am Ende alles ausgerichtet, indem er hinter jeder Lebensregel eine Anzahl Verse folgen läßt, die oft matter, als seine Prose sind.

Fg.

10. Wiener und andere katholische Schriften.

Entwurf zur Einrichtung der Generalseminarien in den k. k. Erblanden. Wien, bey Sonnenleithner und Hörling. in 8. 1784.

Wenn dieser Entwurf in seinem ganzen Umfange zur Ausübung käme, so wäre die Anstalt der Generalseminarien eine wesentliche, aber freylich noch nicht hinlängliche, Kirchenverbesserung zu nennen. Noch zwar, sagt der einsichtsvolle Verfasser, (der Hr. Prälat Rautenstrauch) noch sind diese Seminarien ein neugebohrnes Kind — noch ist die Nationaldenkungsart nicht durchaus gleich; noch bringen die Candidaten die gewünschte Vorbildung nicht mit sich; noch lassen mächtige Layen sich durch gewisse Körper und Oberhäupter, die in den Generalseminarien die Besiegung der abergläubischen Hydra, und den vollkommenen Sturz des Ultramontanismus sehen, nach Gefallen leiten; noch hat die sichere Lehrmeisterin, Erfahrung, ihren Beytrag nicht mittheilen können. Selbst das Maaß der zu einer so weitumfangigen Unternehmung nöthigen Kosten erwartet noch seine Fülle. Doch macte animo! Jeder Weltbürger muß wünschen, daß alle diese und andere Hindernisse und Mängel glücklich gehoben werden. Aber leider! dazu ist noch wenig Hoffnung. Ueberhaupt werden

den solche Generalseminarien noch immer etwas Klösterliches an sich haben. Die Denkungskraft kann da immer nicht geübt werden. Indessen würde doch manches weniger schlecht werden, wenn nur alle Vorgesetzte der Seminarien von dem Geiste des Verfassers dieses Entwurfs belebt wären. Aber wie ist dies zu hoffen! Wir wollen hier, weil die Sache wichtig genug ist, den Inhalt dieser Schrift kurz vorlegen, und, weil der Verf. seinen Plan selbst nicht für unverbesserlich hält, unsere Gedanken über einige Theile desselben freymüthig mittheilen.

I. Abschn. Begriff und Eintheilung des Instituts der Generalseminarien. Sie haben die gleichförmige Bildung der ganzen Welt- und Ordensgeistlichkeit zum Zweck. Es gab wohl bisher einzelne Seminarien für die Weltgeistlichen; aber es war darinn keine Gleichförmigkeit, (denn Gleichförmigkeit muß seyn) sie machten kein wohlzusammenhängendes Ganzes. (Wir möchten diese Gleichförmigkeit nicht eben für die erste und nöthigste Eigenschaft solcher Erziehungsanstalten ansehen; denn erstlich sind ja nicht alle Subjecte so gleichförmig, daß alle eine und ganz dieselbe Art der Bildung vertragen oder bedürfen; zweytens sind doch auch die Lagen ihres künftigen Lebens so gar gleichförmig nicht: sie werden zwar alle Welt- oder Ordensgeistliche, aber doch nicht unter gleichförmigen Menschen; dann aber möchte drittens auch nicht jede Provinz, für welche ein solches Seminarium errichtet worden, dieselben besondern und localen Bedürfnisse haben, welche die andere hat. Selbst die Gleichförmigkeit der Lehre, wenn sie, wie bey den Katholischen allemal geschieht, erzwungen wird, ist der Aufklärung gerade zuwider.) Auch wurde in jenen bischöflichen Seminarien der künftige Ordensgeistliche ganz vernachläßiget; in den Generalseminarien aber soll der Mönch eben so gut gebildet und unterrichtet werden, als der Seelsorger. (Wozu aber künftig der Mönch? Allem Ansehen nach nur in subsidium des Weltgeistlichen; denn jede andere Bestimmung würde auch eine andere Vorbereitung nöthig machen. Also wenn Weltgeistliche genug da wären, bedürfte es ja der Mönche gar nicht. Mönche sollten niemals Pfarrer seyn.) Solcher Seminarien sind nun bisher in den k. k. Landen sieben errichtet, (für Ungarn finden wir hier keines angezeigt) in welchen die sittliche sowohl, als litterarische Bildung des künftigen Geistlichen erzielt (es heißt hier immer erzieglet) wird. Die litterari-

sche Bildung erhalten die Seminaristen nach eben den Grundsätzen, welche itzt in den k. k. hohen Schulen gelehrt werden, haben auch den ganzen theologischen Curs auf diesen Schulen mitzumachen; nur werden ihnen die in den Universitätsschulen erhaltenen Kenntnisse durch Wiederholung tiefer eingeprägt, durch mehr auseinandergesetzte Erläuterungen einleuchtender und vollständiger gemacht, und dann im Praktischen die vielfältige Anwendung gezeigt. (Sind diese Wohlthaten nicht allen künftigen Geistlichen ohne Ausnahme zu gönnen? werden sie aber nicht der größern Menge vorenthalten, die sich mit dem Universitätsunterrichte allein begnügen soll? Ist die Universitätseinrichtung in den k. k. Staaten wohl so ganz unverbesserlich, daß sicher darauf fortgebauet werden kann?) — II. Abschn. Von dem Eintritte in das Generalseminarium. Da die theologische Schule bey ihren Zuhörern die Kenntniß der Philosophie voraussetzt, so muß der Candidat des Seminariums auch schon das Studium der Philosophie zurückgelegt haben, (welcher Philosophie? die man ausstudiren und absolviren kann? so ist das gar keine Philosophie zu nennen. Die wahre Philosophie muß mit und neben den theologischen Studien hergehen; sie ist nicht allein der Grund des Gebäudes, sondern sie giebt auch allen übrigen Theilen desselben Festigkeit, Ordnung, Schönheit.) Ferner muß er ein Zeugniß über sein bisheriges sittliches Betragen beybringen. Jünglinge von fleckem Körper, oder mit auffallenden Leibesgebrechen, können nicht aufgenommen werden. Die Aufnahme geschieht mit Anfange des Novembers jedes Jahres; alsdenn werden an einem Tage, ehe die theologischen Lectionen angehen, mit den neu aufgenommenen, im Beyseyn aller übrigen Zöglinge, geistliche Betrachtungen vorgenommen, und sie in denselben ermuntert, die Wichtigkeit des Standes, dem sie sich ergeben haben, genauer zu erwägen, das Institut des Seminariums, das ihnen zu dieser Zeit bekannt gemacht wird, zu überdenken, und sich zu prüfen, ob sie demselben nachleben können und wollen. Sonst aber werden keine geistliche Exercitien angestellt, ausgenommen in der Karwoche. — III. Abschn. Von den Andachts- und Frömmigkeitsübungen. Alle Andächteyen sollen wegbleiben; auch alle Erfindungen späteret christlicher Jahrhunderte, wo Andachten zu Naturgewerben gemacht wurden. (Also doch auch die Anbetung der Heiligen, der Rosenkranz, Ave Maria, Bilder, Reliquien, Litaneyen, alle Alfanzereyen? Wirklich?) Des

Die

Zöglings vorzüglichste Andacht sey, daß er seinem Herzen den großen Gedanken an seine Bestimmung tief einpräge; einzelne Uebungen werden Morgens und Abends gemeinschaftlich angestellt; alle Monate wenigstens feyert jeder das h. Abendmal, auch öfterer, wer da will, doch nicht ohne Genehmhaltung des Rectors, der zugleich das Amt eines Spirituals vertritt. Daher ist es für die Alumnen auch bequem, ihre Beichte bey ihm abzulegen; doch bleibt ihnen unverwehrt, sich andere Beichtväter zu wählen. Das erste Erbauungsbuch soll die Bibel seyn; nächst ihr können folgen Basilii moralia, Augustini enchiridion und de doctrina Christiana, Pastoralis S. Gregorii M. regula, Bernardi de consideratione, Franc. Salesii introd. ad vitam devotam. (Thomas a Kempis ist, dächten wir, mehr werth, als diese drey letztern zusammengenommen, und doch noch immer kraftlos genug. Sales ist voll mystischem Unsinn) Muratorii de vera pietate, Fleury's Abhandlungen über die Kirchengeschichte, Nicols, Bossuets, und Duguets Erbauungsschriften, (giebt es denn gar keine deutschen Schriften dieser Art, oder noch bessere, als diese?). Andre Bücher werden ohne ausdrückliche Begnehmigung des Rectors nicht zugelassen. (aber ist es dem Rector auch verwehrt, bessere vorzuschlagen? und wenn es ihm nicht verwehrt ist, kann man sicher seyn, daß er nicht schlechtere einführe, und daß es wahr werde, was folgt:) Der Mönchsascetik, die Afterandacht und überspannte Tugend lehrt, und entweder zur Schwärmerey oder zur Misanthropie führt, ist aller Eingang in das Generalseminarium auf ewig zu versagen. — An Sonn- und Feyertägen hat einer der ältesten Alumnen in der Seminariumskirche zu predigen; es ist aber zu wünschen, daß auch zuweilen der Rector oder Vicerector auftrete, (nicht zu wünschen, sondern zu verordnen; denn welchen Mustern sollen die Alumnen sonst nachahmen? Candidaten, die sich nur selbst hören, lernen nie predigen). Nachmittags wird von einem der ältesten eine Catechese mit den Dienstboten angestellt. (Also nicht mit Kindern? wie denn weiter unten ausdrücklich steht, weil die Seminarien keine Parochien haben, so können sich die Mitglieder im Unterricht der Kinder nicht anders, als in den Normalschulen, üben.) IV. Abschn. Von der moralischen Bildung und häuslichen Disciplin. Die Zöglinge sollen zu allen Tugenden des christlichen und insbesondere auch des gemeinschaftlichen Lebens geübt werden. (Aber ist ihre Gemeinschaft nicht viel zu einge-

schränkt, als daß diese Absicht erreicht werden könnte? Treffen sie künftig in dem thätigen Leben, zu welchem sie hier vorbereitet werden, ganz dieselbe oder auch nur eine ähnliche Art von Gemeinschaft unter Menschen an? sollen sie sonst keine gesellschaftlichen Tugenden in die Welt mitbringen, als Folgsamkeit gegen ihre Vorgesetzten, und Verträglichkeit gegen ihres Gleichen: müssen sie ihre übrigen Pflichten gegen die Gesellschaft nun doch erst in der Welt üben lernen, wozu dient ihnen die Disciplin in den Generalseminarien, das ist, außer der Welt?) Alle sollen einander in allen Stücken gleich geachtet und gleich gehalten werden, in gemeinschaftliche Museen und Dormitorien vertheilt, deren jedes seinen Präfect hat; alle gleichförmig gekleidet, in der Güte und Form des Gewandes, die bey den Weltgeistlichen des Landes, wo das Generalsem. ist, herrscht, jedoch mit dem Unterschiede, daß der Kragen des Mantels und der breite Streif, mit welchem derselbe vorne gefüttert ist, blauvioletfarbig sey. — Von den zu bestimmten Stunden vorgeschriebenen Verrichtungen darf sich keiner ausschließen, ohne Genehmhaltung seines Vicerectors, und auf längere Zeit, des Rectors. Blos den Obern stehen alle Zimmer zu jeder Zeit offen. Andre dürfen sich nicht in fremde Museen oder Dormitorien begeben, auch nicht in die Küche, das Speisebehältniß, oder solche Orte. Gewisse Stunden sind dem Stillschweigen gewidmet, ohne daß man etwas Heiliges darinn suche, oder es bis ins Lächerliche treibe. Zur Beylegung etwa entstehender Dispüte sind an den Erholungsörtern geographische und chronologische Tafeln aufzuhängen. Die Kost besteht Mittags in vier, Abends in drey oder zwey Speisen. (In Wien heißt das Mäßigkeit. In andern Ländern würde man es für Leute, welche studiren sollen, viel zu viel finden. Das Getränk ist, außer den Fällen der Noth, die der Arzt bestimmt, nur Wasser. Speisung, Beleuchtung, und ganze Fournirung der Tafel wird bey einem Traiteur bedungen. Frühstück darf sich der Alumne aus eignen Mitteln schaffen, doch hat der Rector Aufsicht auf die Wahl und Maaße desselben, und verhüret besonders das verderbliche Kaffeetrinken. Besuche anzunehmen und zu machen, muß der Rector Erlaubniß geben. Er bestimmt auch denen, die Besuche machen, die Zeit des Ausbleibens, und giebt ihnen einen Begleiter mit. An gewissen Tagen werden gemeinschaftliche Spaziergänge angestellet; wohin, setzt der Rector fest, ohne dessen Urlaub auch von diesen

diesen Ausgängen Niemand wegbleiben darf. ꝛc. (Bey allen diesen Einrichtungen herrscht also noch immer ein klösterlicher Zwang, wie sehr auch der Verf. dagegen protestiren mag. Jünglinge, die man so ansieht, als ob sie sich frey entschlossen hätten, diesen Stand zu erwählen, sollten auch freyer und edler behandelt werden. Hat man ihnen in dem wichtigern eigne Wahl gelassen, so muß man ihnen auch nun nicht mehr als Kindern begegnen. Es ist hier nicht der Ort, zu zeigen, wie sich jener Zwang habe vermeiden lassen; aber daß er habe, so viel als möglich, vermieden werden müssen, behaupten wir aus allen den Gründen, aus welchen der vortreffliche Urheber dieses Entwurfs selbst gegen die alle edlen Kräfte des Menschen niederdrückende Klosterdisciplin eingenommen ist; welcher doch am allerwenigsten künftige Lehrer der Menschen unterworfen werden sollten; und daß eben dieser Zwang auch habe vermieden werden können, getrauen wir uns gleichfalls zu erweisen. Ja der Verf. würde sich davon durch den Augenschein überführen können, wenn er nur die zwey Protestantischen Stiftungen, die mit jenen Generalseminarien in der Hauptsache einerley Absicht haben, das Kloster Lockum bey Hannover, und das Kloster Riddagshausen bey Braunschweig kennen gelernet hätte. Beyde haben allerdings ihre gar sehr großen Mängel, oder vielmehr, sie sind mit ähnlichen Stiftungen zu unsern Zeiten ganz überflüßig geworden; aber in beyden herrscht doch kein solcher Zwang, der junge Köpfe dem Eigensinn, der Partheylichkeit, oder übeln Laune ihrer Obern unterwirft; da sind keine solche Gängelbänder, an welchen junge Männer, die selbst in wenigen Jahren viele Hundert Menschen über die wichtigsten Angelegenheiten des Geistes und Lebens belehren sollen, bis zu dem Zeitpunkt ihrer gänzlichen Entlassung in die Welt, gezogen würden; da werden sie weder die Welt, zu der sie doch auch gehören, ja für die sie zu wichtigen Diensten bestimmt sind, zu vergessen und zu verachten, noch ihr Schicksal anzuklagen angeführt. Alle Vorbereitung künftiger Religionslehrer, die nicht in der Welt selbst geschieht, wird mangelhaft bleiben; denn wie will der, der andere lehren soll, in den Mauren seines Klosters, und in dem engen Bezirk seiner Bekanntschaft, die Denkungsart, die Bedürfnisse, Vorurtheile, Wünsche, Sitten, Sprache seiner künftigen Lehrlinge kennen lernen? also, je mehr man dem künftigen Geistlichen Gelegenheit verschaffen könnte, Menschen zu sehen, mit Menschen aller Art zu sprechen und umzugehen,

desto besser würde ihm berathen seyn. Wenn aber die Einschränkung gar so weit getrieben wird, daß dem Candidaten gar kein Umgang, als mit seines Gleichen, gar kein Gebrauch seiner Freyheit, gar keine Gelegenheit sich umzusehen, übrig bleibt; wie wenig wird man sich von seiner Menschenkenntniß zu versprechen haben? Seines Gleichen findet er unter den Leuten, bey denen er künftig leben soll, wenige oder vielleicht gar nicht; in eine solche Gemeinschaft kömmt er künftig niemals wieder; alles wird anders seyn. Es wird ein Glück für ihn seyn, wenn ihm der Kopf in dem Vorbereitungshause nur nicht ganz verschroben ist.) Was noch von Wartung der Kranken hinzugefügt wird, ist vortrefflich. — V. Abschn. Von den litterärischen Uebungen. Die Seminaristen bleiben sechs Jahre in diesen allgemeinen Erziehungshäusern; in den erstern fünf Jahren machen sie den theologischen Curs auf der hohen Schule; im sechsten werden sie in praktischen Seelsorgergeschäfften geübt. Zur bestimmten Zeit müssen alle, die ihrem Cursjahre zufolge ein Collegium zu besuchen verbunden sind, insgesammt sich dahin verfügen, und eben so nach Beendigung desselben zurückkehren. (Haben sie denn alle in denselben Cursjahren auch dieselben Fähigkeiten und Vorerkenntnisse?) Ehe sie hingehen, lesen sie die zu erklärende Materie durch; wenn sie wiederkommen, wiederholen sie das Gehörte. (Wer wird darauf achten, daß es geschehe? Haben sie nicht selbst Trieb zum Lernen, und wird dieser nicht durch den Stoff und durch die Form des Unterrichts, den sie hören, erweckt und unterhalten, so wird kein Gesetz ihn einflößen; geschieht das aber, so ist das Gesetz überflüßig.) Täglich werden Repetirstunden mit allen in einem und demselben Cursjahre sich befindenden Schülern, unter Anleitung der Präfecten, gehalten; wöchentlich auch Examinatorien vom Rector oder Vicerector, in erbetener Gegenwart der theologischen Lehrer von der hohen Schule. Die Seminaristen vom sechsten Cursjahre sollen nebenher in der Landwirthschaft unterwiesen werden, und daher vorläufig auch in der Naturgeschichte und Scheidekunst. (Daß diese Studien in einem Jahre, und nur als Nebensache, getrieben werden sollen, läßt nicht viel hoffen. Besser, die Alumnen lernten gleich im philosophischen und theologischen Curs von Physik und Naturgeschichte so viel, daß sie im letzten Jahre einen Vortrag über Oekonomie verstehen könnten.) Es soll ferner für gute Lectüre aller Seminaristen von allen sechs Cursen gesorgt werden; hier werden ein-

ge

ge Hauptbücher vorgeschlagen. (Wir können nicht mit allen zufrieden seyn; sogar manche neuere Schriften von Protestanten sind wohl nur der Neuheit oder des Zeitungsrufs wegen genannt; so ist ja wohl, statt Herders Geist der Ebr. Poesie, einem Buche voll Imagination, eher Lowths bekanntes Buch für Studirende ein angemeßneres, Nösselts theol. Bücherkunde zum Nachschlagen, und zur vollständig rn sowohl als kritischen Einsicht schicklicheres Werk, als Reils Verzeichniß ꝛc.) — VI. Abschn. Entwurf der Tagordnung; wann aufgestanden, gegessen ꝛc. werden soll. (Es ist unvermeidlich, daß eine solche gemeinschaftliche Lebensart sehr gezwungen werde; aber eben das hat auch seine große Unannehmlichkeit für junge muntere Köpfe. In den Würtenbergischen Klöstern und Stipendien, vielleicht auch in mehrern Protestantischen Erziehungshäusern ist das eben so; da kann ein junger Mensch aufs genaueste vorher wissen, was er heute über drey Jahre Nachmittags um 4 Uhr thun, wo, und in welcher Gesellschaft er seyn werde ꝛc. darüber geht unstreitig nicht nur das Vergnügen, welches eine unerwartete Veränderung gewährt, sondern auch der heilsame Trieb fortzustreben, der durch die Ungewißheit unserer künftigen Lagen unterhalten wird, verloren. Ließe sich denn nicht etwa eine Temperatur zwischen Ordnung und Abwechselung treffen?) Sehr gut ist es, daß das in Klöstern und Seminarien eingeführte Lesen bey Tische abgerathen wird. — VI. Abschn. Vom Austritt aus dem Generalseminarium; Der sechsjährige Zögling wird, wenn er nun dabey beharret, sich dem Altar zu widmen, demjenigen Bischof oder Ordensobern, von welchem er die vorläufige Zusage der Aufnahme erhalten, überlassen. (Es ist sehr zu besorgen, daß er nun oft in eine neue Schule kommen werde, wo nach ganz andern Absichten gehandelt wird. Man weiß, wie die meisten Bischöfe beschaffen sind, oder vielmehr, wie ihre größtentheils jesuitischen Hoftheologen beschaffen sind, welche die bischöflichen Verordnungen und Hirtenbriefe verfertigen, indessen die Bischöfe in Vergnügungen ihre großen Einkünfte verzehren. Und die Ordensobern, o Weh! wenn zu denen der junge Mönch mit den Ideen aus Spaldings Bestimmung des Menschen, oder aus Herders Geist der ebräischen Poesie kömmt!) VIII. Abschn. Von der Direction. Drey Priester stehen den Generalseminarien vor; der erste, der Rector, hat die ganze Leitung des Instituts zu besorgen; und

zwey Vicerektoren theilen sich in den Geschäfften, welche die sittliche und litterarische Bildung erfodert. Die Präfecte der Museen sind selbst Alumnen des sechsten Jahres. Die Regeln, welche hier am Schlusse den Obern insgesammt gegeben werden, sind gar sehr gut, und werden, wenn sie in Ausübung kommen, unstreitig manches Gute stiften. Jeder christliche Menschenfreund segne den edlen Mann, der dies für die itzige höchst elende Lage des katholischen Clerus wichtige Werk zu Stande bringen half. Aber dennoch ists auch gewiß, daß bloß durch solche noch immer so klösterliche Seminarien nimmermehr eine gründliche Verbesserung der katholischen Geistlichkeit zu Stande kommen wird.

Rf.

Aufklärungsalmanach für Aebte und Vorsteher Katholischer Klöster. 1784. 112 Seiten in 8.

Ein armseliges Wortgeklimper von einem jungen Baierischen Stilisten, der sich Westenrieders Schriften zum Modell bey seinen Uebungen in schriftlichen Aufsätzen erkoren haben mag. Er schwatzt über Verbesserung der Sitten, des Unterrichts, der Oekonomie in den Klöstern, wie es itz: Mode ist, ohne auch nur ein Fünkchen von Geist zu verrathen.

Katholischer Fantasten- und Predigeralmanach auf das Jahr 1784. sammt den Evangelien auf alle Sonntage des ganzen Jahrs. Rom, Madrit und Lissabon, auf Kosten der heiligen Inquisition. in 8.

Den Almanach von 1783, von welchem dieser die Fortsetzung ist, haben wir nicht gesehen. Dieser hier ist, um es kurz zu sagen, eine Nachahmung des zu seiner Zeit so verschrieenen Kirchen- und Ketzeralmanachs, oder besser, wie der V. ihn selbst nennt, ein Esprit des Sotises tirées de toutes sortes de nouvelles ecclesiastiques. Statt der Heiligen stehen Inquisitoren, Jesuiten und geistliche Dummköpfe im Kalender; die Evangelien sind scandalöse Anecdötchen von solcherley Leu-

Leuten. Z. E. In der Zeit der Eintheilung der neuen Pfarren zu Wien kamen viele Priester zu Migazzi. Aus diesen trat Fast zu ihm, und sprach: Herr, erbarme dich über mich, denn ich bin mondsüchtig und dumm, aber doch ein Lehrer deines Worts, stehe deswegen viel aus, und kann mich nicht retten vor den vernünftigen Christen, die mich bereits todtgeschrieben. Migazzi aber antwortete und sprach: O du verkehrtes Geschlecht, wie lange muß ich euch dulden! stehe auf, deine Dummheit hat dir geholfen. Du bist Hauptpfarrer und Chormeister zu Wien. Die Klugen aber traten zusammen und sprachen: Wer hätte sich so etwas träumen lassen. Zu dieser Geschichte gehört auch das Titelkupfer. Witziger sind die übrigen Evangelien alle nicht, als dieses. Das alphabetische Register über die Namenstage im Almanach enthält noch mehr ähnliche Anecdötchen oder Charakterzüge voll Sarcasmen. Es mag ihr in Wien wohl solche Satire nützlich seyn, auswärts wird sie sehr fade.

Der Patriot, oder gemeinnützige Vorschläge zum Besten der Religion und des Vaterlandes, sammt wichtigen Vorstellungen an die hohen Ordinariaten. Wien. 1783.

Ein wohlgesinnter Baier klagt hier mit vieler Wärme über den kläglichen Zustand der Religion, der Erziehung und herrschenden Denkungsart in seinem Vaterlande. Er will, man solle, um dem Uebel zu steuern (wenn es nur erst erkannt und zu Herzen genommen würde!) eine allgemeine Anstalt zu gleichförmiger und zweckmäßiger Nationalerziehung machen, und er weiset die Quellen an, aus welchen ein ansehnlicher Fond zu derselben zusammengebracht werden könnte: die milden Stiftungen in Baiern, die er zu 60 Millionen Gulden anschlägt, die Beneficien, die sogenannten Agapes (d. i. Todtenmahlzeiten bey der Bestattung geistlicher Herren) den sogenannten Seminarigulden, den alle Pfarren den Bischöfen zur Unterhaltung der Pflanzhäuser für junge Geistliche entrichten müssen, den Fond aller Schulseminarien, u. s. w. Kein Vernünftiger wird zweifeln, daß diese Stiftungen besser ver-

wandt werden würden, wenn des Verf. Vorschläge Beyfall fänden. Aber wie darf man das hoffen in einem Lande, in welchem es gefährlich ist, vernünftig zu seyn? Wenn nicht die Fürsten selbst Patrioten sind, oder Patrioten zu Räthen haben, so sind die besten Schriftsteller nur Prediger in der Wüste.

Zwey Kirchenanekdoten. Von Raphael Untersucher. Leipzig, (Wien) 1784. 51 Octavs.

Vermuthlich dem anekdotensüchtigen Geschmack der Wiener zu Gefallen hat der Verf. zwey Abhandlungen, davon die erste von der Kirchenregierung, die andre von der Tradition, daß der h. Apostel Petrus das römische Bisthum gegründet habe, diesen Titel vorgesetzt. Beyde Aufsätze enthalten nichts neues; alles ist aus protestantischen Schriftstellern compilirt.

Die Nothwendigkeit, den Gebrauch der katholischen Kirche, die Geistlichen ihres Standes niemals, oder gar schwerlich, zu entlassen, aufzuheben. Eine Italiänische Handschrift ins Deutsche übersetzt. Rom und Florenz. 1782. 56 Octavseiten.

Abermals ein verunglückter Vorschlag zu einer Reformation. Der ledige Stand, den Ordensgeistliche geloben, und Weltpriester vermöge eines Kirchengesetzes und der Weihe übernehmen müssen, ohne Hoffnung zu haben, von dieser Last befreyet zu werden, sey die wahre Quelle vieler Unordnungen, die unter beyden Klassen von Geistlichen herrschen. Dieser Zwang sey auch Schuld daran gewesen, daß im 16ten Jahrhundert die Geistlichen die ersten und heftigsten Bekrieger der Kirche geworden, die sie noch kurz zuvor, aufs wenigste dem Scheine nach, als ihre Mutter geehret hätten. (Aus welchem Documente oder Geschichtsbuche mag doch der Verf. diese ganz neue Vorstellung vom Anfange und Anlasse der Kirchenreformation entlehnt haben?) Nun aber sey, um diesen Uebeln abzuhelfen, die Aufhebung des Cölibats gar nicht anzurathen; denn dieser gebe ja dem

geist-

geistlichen Stande einen besondern Glanz, eine besondere Würdigkeit, seine schönste Zierde. (Wie so? indem er Gottes Werk zerstört, Gottes gute Ordnungen aufhebt? Wenn der Cölibat die schönste Zierde des Clerus ist, und doch zugleich eine so unerträgliche Last, die der größte Theil so gern abschüttelt, wie der Verf. eingesteht, warum hat die Kirche nicht lieber geordnet, daß die Geistlichen castrirt werden sollen, damit die Zierde ungeschändet, und die Last erträglicher werde?) Also sey dann kein andres Mittel übrig, dem Uebel zu steuren, als daß die Kirche den Geistlichen, die ihres Standes überdrüßig sind, nach abgelegtem geistlichen Kleide, nach abgetretenen Pfründen und Einkünften, und gethanem Versprechen, keine geistliche Verrichtungen mehr auszuüben, die Erlaubniß ertheile, in die Welt zurück zu kehren, und aller Rechte und Freyheiten des Wohlstandes zu genießen. Diese Erlaubniß könne und dürfe ja die Kirche (diese ist bey dem Verfasser immer die repraesentativa, d. i. der Pabst) ihren Dienern geben, und es werde für die Religion, für die Gemeinen, für die Geistlichen die ersprießlichste Wohlthat seyn. (Aber wird dadurch die schöne Zierde, der Cölibat, unbefleckt erhalten werden? Bleiben alle junge Leute, die voraus sehen, daß sie einst werden heyrathen können, darum keusch? — Wird die Last, die diese Zierde mit sich führt, dem Geistlichen dadurch erträglicher, daß er die Hoffnung hegen kann, dereinst derselben, mit Aufopferung seines bequemen Lebens, seiner schönen Einkünfte und Rechte, entlediget zu werden? Wird er sich nicht lieber sechs Beyschläferinnen halten, wie es in allen katholischen Ländern fast öffentlich geschieht, als seine Pfründe weggeben? Woher sollen denn auch solche abgedankte Geistliche nun Brod nehmen? von ihren Weibern, oder von der Kirche? Es ist dem Verf. nicht eingefallen, hierauf zu antworten. So geht es aber, wenn man ein so elendes baufälliges Gebäude, als das katholische Dogma und die katholische Kirchendisciplin sind, reparriren will, und die Risse übertüncht!)

Anmerkungen über den Teufel zu Seefeld in Tirol. Verfasset von einem geistlichen Ganser der Ex-Klarissinerinnen. Auf Unkosten der St. Monicobrüdersch. zu Seefeld. 1783. 79 Octavs.

Man

Man kennt den Teufel, der die Johanna Selberin besaß, und im May 1783 von dem Augustiner Eremiten, P. Paul Weißhammer, im Kloster Seefeld ritterlich bestürmt und ausgejagt wurde, schon aus der historischen Portefeuille und andern Journalen. Hier ist das Tagebuch und der ganze Proceß noch einmal abgedruckt, und mit Anmerkungen eines Ungläubigen versehen, die den Mönchen in Seefeld wohl nicht zu Gesicht kommen, oder doch nichts schaden werden: denn sie bleiben ja doch im Besitze der Opferpfennige, welche ihnen die fromme Dummheit gebracht hat, und der ansehnliche Verschleiß im Seefelder Biere ist gemacht. Gesetzt, daß auch die Regierung ein Mandat wider solche Mönchereyen ergehen läßt. Die so dummen Layen glauben doch alle Thorheiten, die ihnen der Mönch sagt, und im Beichtstuhle bestätiget, bis in den Beichtstuhl nicht die Macht des Monarchen reicht.

Abhandlung über den Werth der Mönchsprofessen, zu Gunsten der Vernunft wider das Vorurtheil, sammt noch einer kurzen Abhandlung über die ehemaligen Gebräuche (muß heißen: Gelübde) der Juden. Aus dem Französ. übersetzt, und mit einigen Anmerkungen versehen von Joh. Fürchtegott Stambach. Wien, in der Sonnenleithner. Buchh. 1783. 222 S. in 8.

Unstreitig eine der besten in neuern Zeiten über diesen Gegenstand erschienenen Schriften! Schade, daß sie kein Original ist. Schwerlich würde einer von den rüstigen Wienern Schriftstellern etwas so wohl Durchdachtes und Wohlgeschriebenes liefern können. In vier Abschnitten handelt der uns unbekannte Franzose seinen Gegenstand sehr gut, obgleich freylich immer noch auf katholische Art, ab. Im ersten zeigt er, wie vernunftwidrig es sey, sich von der Welt absondern wollen. Er disputirt sehr ad hominem, wenn er sagt, wie der Erlöser vom h. Geiste in die Wüste geführet sey, so müsse es auch derselbe Geist seyn, der in ein Kloster führe, und man könne nicht einwenden, daß es da keine Versucher gäbe, die eben so gefährlich wären, als jener Versucher in der Wüsten; denn in Klöstern gebe es auch Versucher, die gern foderten, daß man

Steine

Steine in Gold verwandle, daß man ſich ihnen zu Füßen werfe ꝛc. Der Name, der ſich am beſten für ſie ſchicke, ſey Legion. — Er weiſet uns dann auf die gewöhnlichſten Irrwege, die zum Mönchsleben führen; ein betrübender Anblick! Elend, Verführung, Tyranney, Unwiſſenheit, Blödſinn ſind die Führer zu dieſer Lebensart. Einige gute hiſtoriſche Anmerkungen ſind angebracht, beſonders über die Gewohnheit, Kinder dem Mönchsleben zu devoviren. Nur erweiſet der Verf. dem Trident. Concilium (das er aus Verſehen ins funfzehnte Jahrhundert ſetzt) auf gut katholiſche Art viel zu viel Ehre, wenn er ſagt, es habe der Vernunft ihre Rechte wiederzugeben ſich bemüht. Daran wurde wohl nicht gedacht. Einige von der Vernunft mit Gewalt wieder erobrte Rechte ließ man ihr, weil mans nicht ändern konnte; man war dabey ſehr zähe in der Capitulation, die man eingieng, und, wenn man in einigen Kleinigkeiten nachgab, geſchah es mit dem äußerſten Unmuth. Es iſt ja auch wahrlich eine große Kleinigkeit, daß geordnet wurde, die Mönchsprofeſſe ſollten nicht mehr vor dem ſechzehnten Jahre abgeleget werden. Iſt dadurch etwas gebeſſert? Sind darum alle Klöſter nur mit Freywilligen beſetzt, die ihre Profeſſen mit Ueberlegung gethan haben? Das leugnet der Verf. ſelbſt, und muß es bekennen, der Mißbräuche, der frühen Devotionen, der Nöthigungen und Ueberredungen junger Leute zum Kloſterleben geſchehen ſeitdem nicht weniger. Man ſehe doch die Geſchichte der katholiſchen Länder ſeit 200 Jahren an! Man muß die Wahrheit nicht halb ſagen. Das Concilium hat den ſchändlichſten Aberglauben beſtätigt. — Im zweyten Abſchnitte wird zuerſt die Nichtigkeit der Beweiſe, die man für die Gottgefälligkeit der Kloſtergelübde aus der h. S. entlehnt, dargethan; dann bewieſen, daß es unnütz ſey, ſich zur Beobachtung der evangeliſchen Räthe durch Gelübde zu verbinden; und daß es nicht klug gehandelt ſey, es zu thun. Alles für katholiſche Leſer, die wir dem Buche wünſchen, erbaulich. — Im dritten Abſchnitte von der Gültigkeit der Mönchsgelübde, wie ſie heut zu Tage abgelegt werden. Darüber will der Verfaſſer, nachdem er lange dafür und dawider geſprochen, nichts zu entſcheiden wagen, (leider können die katholiſchen Schriftſteller immer nur Ein Viertel der Wahrheit ſagen, die ſie etwa erkennen) ob es gleich klar iſt, zu welcher Seite er ſich neigt; vielmehr zeigt er dann im vierten Abſchnitte, es komme der Landesherrlichkeit allein zu, über die Gültigkeit der Mönchsprofeſſen

professen zu erkennen. — Die angehängte Abhandlung über die Gelübde der Juden ist unbedeutend, noch mehr aber die zwey oder drey Anmerkungen des Uebersetzers.

Weit unter dieser Schrift steht folgende, desselben Inhalts:

Die Klostergelübde, historisch und sittlich betrachtet. Frankf. 1781. 88 S. in 8.

Der Verf. holt weit aus. „Nach dem Fall unserer Eltern regte sich in dem Menschen lauter Unruhe, ein böses Gewissen, und eine beständige Zerstreuung der Gedanken; dieses verhinderte ihn an der Erkenntniß der Natur, und machte ihn ungeschickt, zweifelhaft und verdrossen" u. s. w. Wer kann das aushalten! Von da kömmt er auf die ersten Opfer Cains und Abels, über die er vieles schülermäßig schwatzt, und die er für die ersten Gelübde hält; nun erst ist er bey seinem Thema, über das er ohne gesunde Begriffe, ohne Ordnung, ohne historische Kenntniß, ohne reinen Ausdruck, aus andern Büchern, diese Blätter zusammengeschrieben. Er wird schwerlich einen Mönch oder eine Nonne bekehren. Luthers Buch von Klostergelübden erschöpft die Sache viel besser.

Die Kirchengebräuche der beweglichen katholischen Festtäge. Erklärt von Gottfried Uhlich. Prag und Wien, in der v. Schönfeldischen Buchhandl. 1784. 151 S. in 8.

Die Wissenschaft von Entstehung, Geschichte, Ursachen und Beschaffenheit der großen Menge von Feyerlichkeiten, und des ganzen für Augen, Ohren und Nase, mehr als für Verstand und Herz, eingerichteten Gottesdiensts in der Römisch-katholischen Kirche, ist so weitläuftig, daß es wohl wenige Priester geben mag, welche viel davon verstehen. Herr U. kömmt ihrer Schwachheit darinn zu Hülfe. Er giebt hier einen Theil eines modernisirten Durandus de divinis officiis, oder vielmehr populären Auszuges aus Pabst Benedikt XIV. bekanntem großen Werke von Festtagen. Er ist klug genug, viele

vieler nichtswürdigen Mährchen vom Ursprunge mancher Feste oder ihrer Namen, oder der dabey üblichen Gebräuche gar nicht Erwähnung zu thun, oder doch zweifelhaft davon zu sprechen. Z. E. vom Fronleichnamsfeste heißt es nur, die Kirche zu Lüttich habe dasselbe auf die Ermahnung der überaus frommen Nonne Juliana und durch die Beförderung ihres Bischofs Roberts angenommen. Von Wundern und Erscheinungen, die dabey vorgefallen sind, sagt also zwar der Verf. kein Wort. Kann es aber wohl mit der vermeynten Aufklärung vereinigt werden, daß man eines dummen Traumes wegen, eine einfältige Nonne, welche vermuthlich von habsüchtigen und schlauen Beichtvätern regiert ward, überaus fromm nennt. Ist dumme Bigotterie Frömmigkeit?) Ueber die heiligen drey Könige berichtet der Verf. blos die gemeine Sage, und gesteht, (weil ers nach dem Exempel des angeführten Pabsts zu thun sich getrauet) daß die Bestimmung ihrer Zahl, Würden und Namen zweifelhaft sey, und sie auf spätere Zeugen Angaben und Deutungen beruhe. — Das alles aber ist viel zu wenig gesagt, wie man denn in der unfehlbar seyn sollenden Kirche freye und ganz richtige Erzählungen und Urtheile nicht erwarten darf. Woher z. E. der Verfasser wisse, daß die Apostel schon die 40tägigen Fasten eingesetzt haben, ist schwer zu errathen. Solcher durch die Kirche authorisirter Unwahrheiten kommen gar viele vor. — Der Stil ist erträglich; nur der Ausdruck: vermenschter Gott, der fast auf allen Seiten vorkömmt, beleidiget Ohren und Vernunft.

Om.

Neue Briefe für und wider das Mönchswesen, mit unpartheyischer Feder geschrieben. Des ietzt regierenden Kaisers Josephs II. Majestät zugeeignet. Erstes Bändchen. Gedruckt im Jahr 1782. 8. 165 S. Zweytes Bändchen, dem ietzt regier. Pabst Pius VI. zugeeignet. 224 S. Drittes, den Ordensgeneralen. 220 S. Viertes und letztes. 162 S.

Neue Briefe für und wider das Mönchswesen. Erster Anhang. Gedruckt im Jahr 1782. 171 S.

171 S. Zweyter Anhang der neuen Briefe ꝛc. 110 S.

Eine äußerst mißlungene Nachahmung der vortrefflichen Briefe über das Mönchswesen von einem kathol. Pfarrer. Der Verf. hat gar keine Anlagen, etwas zu liefern, das diesem Buche an die Seite gesetzt zu werden verdiente. Er kennet die Dinge, worüber er schreibt, nur vom Hörensagen; nicht aus Geschichte, Erfahrung und eigner Theilnehmung. Er kramt sein Bischen Vorrath von Lectüre darüber mit einer circulatorischen Redseligkeit aus, die durch die Briefsprache noch ermüdender wird. Er raisonnirt über Zeitungsnachrichten von bevorstehenden großen Reformen, und preiset unsre Zeiten, und Joseph II. u. s. w. ganz so übertrieben, wie es seit ein paar Jahren Mode gewesen ist. Die drey ersten Bändchen beschäfftigen sich blos mit dem Mönchswesen. Ihrer zwey correspondiren darüber; der eine lobt, vertheidigt, entschuldiget es; der andere verklagt und beschimpft es. Beydes geschieht fast nur durch Mittheilung von Auszügen, einzelnen Gedanken und Anekdoten aus bekannten Schriften, und durch abwechselnde schale Betrachtungen, welche die beyden Correspondenten nach ihrer Art darüber anstellen. Beyläufig kommen auch, wie man denken kann, alle dahin zielende kaiserliche Verordnungen in Erwägung. — Des Geschreibes über Mönche wird zu viel; wir können es eben so wenig alles lesen, als ehemals die Schriften für und wider Hanswurst. Indessen mögen dieselben immer noch Leser finden, und die Eiferer gegen das Mönchswesen für gewisse Gegenden ganz auferbaulich seyn. Für Protestanten ist alles zu trivial.

Das vierte Bändchen führet auch den eigenen Titel:

Das Ende des Cölibats der R. K. Geistlichkeit an dem Ende des 18ten Jahrhunderts; in einigen Briefen von einem Weltpriester; dem Herrn Cardinal von *** zugeeignet.

Der Cardinal wird ermuntert, mit vereinigten Kräften daran zu arbeiten, der ganzen Priesterschaft eine Vergünstigung zuwege zu bringen, über die sich der Himmel und die Erde freuen,

freuen, und der Orkus die Zähne zusammenbeissen würde; jene, weil sie alsdenn auf ganze Schaaren von Einwohnern zählen dürften, deren sie sonst beraubt bleiben müßten; dieser, weil ihm manche Beute entrissen würde, auf die er bisher, als auf baare Einnahme, um des Jochs der ewigen Keuschheit willen, sicher rechnen konnte. — Der Verfasser hat treffliche Hirngespinnste, welchen offenbare Thatsachen entgegenstehen. Er meynt, die Vergünstigung der Priesterehe sey mit in dem Plan, warum man itzt den Mönchen zu Leibe gehe; die grossen Herren dächten nicht eben darauf, sich mit den Klostergütern zu bereichern; es sey hart, so etwas von ihnen zu denken; es sey auch unwahrscheinlich, weil schon weit mehr in der Sache der Einziehung der Klöster geschehen seyn müsse, als bisher geschehen sey; die vermuthlichste Absicht sey, von den Klostergütern einen Fond zusammenzubringen, aus welchem die Weltpriester besser besoldet, und in Stand gesetzt werden könnten, mit Weib und Kindern zu leben. Er sieht diese große Veränderung sehr in der Nähe, hat schon Vorbedeutungen davon, und ist überzeugt, daß in der Stille ernstlich daran gearbeitet werde. — Man sieht nicht ein, was der Verfasser für Gründe in Umständen der Zeit finden möge, eine solche Veränderung so zuversichtlich zu weissagen. Es müssen, wenn des Verf. Muthmaßungen nur im geringsten gegründet wären, große Hindernisse, oder doch Ursachen des Aufschubes da seyn, weil, was dem Verfasser so leicht zu bewerkstelligen scheint, noch nicht erfolgt ist, und wozu noch itzt, nachdem schon wieder zwey Jahre, seitdem der Verf. schrieb, verflossen sind, kein gröſserer Anschein da ist. Es würde dem Verf. bey genauerer Bekanntschaft mit den Interessen und Verbindungen der gröſsten Europäischen Höfe nicht schwer gewesen seyn, die Gründe einigermaßen zu erforschen, die bisher die Aufhebung des Verbots der Priesterehe verzögern. Er hat, wenn man recht nachfragt, keine stärkere Gründe, diese Aufhebung sehr bald zu erwarten, als weil sie sehr vernünftig seyn würde. Allein, was vernünftig war, sahe man mehrmals wohl ein, aber sehr oft konnte oder wollte man doch der Vernunft nicht die Ehre geben. Die Unvernunft jenes Verbots hat man längst, und wohl zu allen Zeiten, anerkannt, auch gar eingestanden; eben darum erfand man so alberne Beschönigungen für die Sache.

Der erste Anhang führt auch noch einen andern Titel:

Ganganelli und Luther; ein Briefwechsel aus Elysium über die gegenwärtigen Bewegungen in der Römischen Kirche.

Sie unterhalten sich besonders über die Möglichkeit einer Vereinigung der Katholiken und Protestanten, das itzige Lieblingshirngespinnste der Katholiken. Der erste findet sie, wie man denken kann, leichter als der andre. Aber beyde große Männer sprechen wirklich zuweilen zu einfältig.

Der zweyte Anhang:

Die Aufhebung der Klausur, eine wahre Wohlthat für den Staat, und kein Schade,

soll zur Zurechtweisung derer dienen, die zu des Kaisers Vorkehrungen wider die Nonnen in seinen Staaten grämliche Gesichter machen. Wir wünschen guten Erfolg davon.

Die Unzufriedenen in Wien mit Josephs Regierung, von I. B. 1782. 78 Seiten in 8.

Der Verf. will mit Exempeln erläutern, was Rouessau eben so wahr als schön sagt: Le peuple ne peut pas souffrir, qu'on touche à ses maux pour les detruire, semblable à ces malades stupides, qui fremissent à l'aspect du medecin. Er führt einige politische Kannengießer, müßige Schwätzer, Tarüffen, gepuderte Herren aus der Exgesellschaft, wie ers nennt, ꝛc. redend ein. Sie haben dies und das an des Kaisers Ordnungen auszusetzen. Es ist aber alles so eingerichtet, daß die Unzufriedenen nicht Ursache haben, es zu seyn. Der Verf. hätte wohl können Unzufriedene aufstellen, die gründlichere und pertinentere Gespräche geführt hätten, welche über die wahren Grundsätze der Toleranz, über die Rechte der Menschheit, über den Unsinn, eine alleinseligmachenden Kirche und doch Aufklärung haben zu wollen u. s. w. gesprochen hätten. Aber seine Bekanntschaft scheint sich nicht über einige Kaffeehäuser in Wien auszudehnen.

Ueber

Ueber den Cölibat der Geistlichen und die Bevölkerung in katholischen Staaten. Aus Gründen der politischen Rechenkunst. Voran gehen Geburts- Trauungs- und Sterbelisten von der Reichsstadt Augsburg und Betrachtungen darüber. Salzburg, 1784. 8. 142 Seiten.

Der Verfasser sucht das Paradoxe durchzusetzen: daß der Cölibat der katholischen Geistlichen der Bevölkerung nicht nur nachtheilig, sondern vielmehr beförderlich sey. Wir müssen nicht gleich hinzufügen, daß dies sein wahrer Ernst sey, damit man etwa nicht etwas Arges dabey denke, daß er diesen Cölibat für so fruchtbar hält. Zu dieser seiner Behauptung wurde der Verfasser, wie er sagt, durch die auf dem Titel angezeigten Augsburgischen Listen, die er vorangeschickt hat, und durch die Vergleichungen derselben unter einander, und mit Geburts- Ehe- und Sterbelisten anderer großer Städte, veranlaßt; wir meynen aber, den Hauptsatz, den er erweisen will, habe er schon vorgefaßt, ehe er noch jene Listen ansahe. Denn wenn dieselben ergeben, daß die Ehen bey den Katholiken in der Stadt Augsburg in 32 Jahren sich sehr vermehret, bey den Evangelischen aber sich sehr vermindert haben; so wird wahrlich nicht leicht jemand dadurch auf die Ursache davon verfallen, die am Ende der Verfasser als die triftigste, oder vielmehr einzige angiebt, den Cölibat der Geistlichen. Es könnte ihm eben so wohl die Bedrückung der Evangelischen, und andere Umstände dabey einfallen. Indessen muß man sich über die Spitzfindigkeit der Trugschlüsse wundern, durch welche der Verfasser seinem Leser das Geständniß abzuzwingen sucht, daß der ehelose Stand der Geistlichen dem Staate im mindesten nicht nachtheilig, sondern höchst ersprießlich sey. Volksmenge, sagt er ganz richtig, macht nicht das Glück der Staaten aus; es kömmt vielmehr darauf an, daß die Volksmenge sich im Wohlstand befinde. Nun aber, heißt es weiter, würden die katholischen Priester und Mönche, wenn ihnen der Ehestand erlaubt würde, zwar wohl die Volksmenge vermehren können, aber zum gemeinen Wohlstande nichts beytragen. Am Volk fehlt es nicht; (Wer sagt das? Man gehe doch nur auf die Gassen von Augspurg!) es ist vielmehr des Volks zu viel; alles ist besetzt, auf alle Arten von Aemtern

und Einkommen werden Exſpectanzen geſucht und ertheilt; der Luxus zehrt überall die begütertſten Familien auf, u. ſ. w. Was würde daraus werden, wenn noch mehr Menſchen wären, da ſie ſich einander ſchon ſo ſehr im Wege gehen? Der König von Preußen würde gewiß den Cölibat der katholiſchen Geiſtlichen in ſeinen Staaten aufgehoben haben, wenn er nicht auch ſo klug wäre, als der Verfaſſer ſich dünkt, und nicht wüßte, daß dieſe Aufhebung gar nicht vortheilhaft ſeyn könne. In den geiſtlichen Stand begeben ſich größtentheils nur Leute, die nicht reich ſind, alſo auch nicht füglich heyrathen können; die Uebrigen, die dieſen Stand erwählen, erleichtern eben dadurch ihren Verwandten ſo wohl, als andern Mitbürgern, ein gutes Fortkommen; ihre Verwandten nehmen ihr Vermögen zu ſich; ihre Mitbürger können nun weit eher zu Bedienungen kommen, als wenn die Geiſtlichen Mitcompetenten zu denſelben wären. Und auf dieſe Art wird alſo in katholiſchen Ländern eben durch den Cölibat der Geiſtlichen die Zahl der Ehen im weltlichen Stande vermehrt, die Fruchtbarkeit dieſer Ehen befördert, u. ſ. w.

Das ſind die Hauptgedanken des V. dem wir wenigſtens zwey Dinge zu beherzigen geben wollen; Erſtlich, ob es nicht ſehr eilig geſchloſſen ſey, was in Augſpurg ſeit 32 Jahren geſchehen iſt, das findet überall in katholiſchen Ländern Statt? Zweytens, ob denn auch wirklich irgend ein ganz katholiſcher Staat ſchon ſo überflüßig mit Menſchen erfüllt ſey, daß jede Vermehrung derſelben dem gemeinen Wohlſtande ſchädlich ſeyn würde, und daß der Staat ſchon ſeit langer Zeit eines ſolchen Auswurfs, einer ſolchen Purganz bedürfe, als nach der Vorſtellung des Verfaſſers, der unverheyrathete geiſtliche Stand iſt? Warum lockt man denn die Koloniſten bey Tauſenden nach Ungarn? Man ſieht an dieſem Verfaſſer, wie tief die Vorurtheile auch bey klugen Katholiken ſitzen.

Zugleich wollen wir hier einige andere Schriften über den Cölibat mitnehmen.

Ueber den eheloſen Stand der Römiſch-Katholiſchen Geiſtlichkeit. Von einem katholiſchen Prieſter in Weſtphalen. Göttingen, bey Dietrich, 1782.

Eine

Eine freye Ueberſetzung der Avantages du Mariage, et combien il eſt neceſſaire et ſalutaire aux Prêtres et aux Evêques de ce tems-ci d'epouſer une fille Chretiênne. (Douay 1772.) Der Verfaſſer iſt der Canonicus und Prieſter einer Collegiatkirche zu Douay, Namens des Forges. Das Buch wurde in den römiſchen Index geſetzt. Dieſe Ehre verdient es auch wegen der vernünftigen und freyen Maximen, die der Verfaſſer darin äußert. Allein, was die Sache ſelbſt betrifft, die er abhandelt, ſo hat die Ausführung derſelben unſern Beyfall ganz und gar nicht, ob man gleich in katholiſchen und auch in proteſtantiſchen Ländern von dieſem Buche ſo viel Weſens gemacht hat. Der größte Theil des Buchs iſt dogmatiſch und äußerſt ſchaal exegetiſch. Da muß nun freylich vieles geſagt werden, das einem proteſtantiſchen Lehrer zu bekannt iſt, daß er nicht dabey ermüden ſollte; es müſſen Einwürfe und Scheingründe beantwortet, falſche Deutungen von Schriftſtellern abgewieſen werden, auf die er nicht gefallen ſeyn, die er keiner Widerlegung würdig achten würde. Allein, unſer Schriftſteller iſt, ohngeachtet der Ueberſetzer ihn hie und da abgekürzt hat, über die Maaße weitſchweifig. Er fängt mit zu vollem Munde an, und kann nicht wieder aufhören, wenn er einmal einen Gedanken gefaßt hat. Dennoch trifft er nicht gleich die Hauptſache, worauf es ankömmt, ſondern läßt ſich von Nebenbetrachtungen, die ihm vorkommen, weit wegführen. Er will es dabey, ſo viel an ihm iſt, ja nicht mit der lieben Mutter, der Kirche, verderben; daher die langen Complimente und Verkleiſterungen ſeiner Sätze. Der hiſtoriſche Theil des Buchs iſt äußerſt mager und unrichtig. Nicht einmal bemerkt der Verfaſſer, aus was für politiſchen Gründen die Päpſte, und insbeſondere Hildebrand, der Geiſtlichkeit den Cölibat aufgebürdet haben. Auch an die nachtheiligen moraliſchen Folgen, die dieſes Geſetz gehabt, denkt er nicht, wie es denn daran die meiſten Schriftſteller über dieſe Materie ſehr fehlen laſſen. — Der Ueberſetzer ſoll, der Vorrede nach, ein ſiebenzigjähriger Greis ſeyn, der als Beichtvater an einer Domkirche in Deutſchland ſteht. Entweder er, oder der Göttingiſche Corrector hätten ſolche Unzierden in der Orthographie verhüten ſollen, als: Chryſoſtimus, Hyeronimus, Hyerophanten, Fra Paola, Iräneus ꝛc. ſind, wiewohl noch erheblichere Unrichtigkeiten in Sachen vorkommen. Von derſelben Schrift iſt in

demselben Jahr auch eine Uebersetzung mit dem Druckorte München, herausgekommen, die wir aber nicht gesehen haben.

Briefe über das Verbot der Priesterehe, von einem katholischen Pfarrer an seinen Freund, in welchen gezeigt wird, daß das Cölibatsgesetz nach den jetzigen Umständen der Kirche und dem Staate schädlich sey. Cölln, 1782. 72 Octavs.

Die Einkleidung einer Abhandlung in Briefe wird immer gebräuchlicher bey schlechten Schriftstellern. Sie hat auch viel Bequemes für sie; es läßt sich dadurch noch manche Seite mit Nichts ausfüllen, und das Unvermögen, ordentlich und zusammenhängend zu denken, verbergen. Noch alberner aber ist es, wenn jetzt so viele, die über Reformen der Klöster, der Kirchenregierung ꝛc. schreiben, ihren Lesern vorerzählen, wie wunderbarlich sie zu diesen Briefen gekommen sind. So auch der Herausgeber dieser Briefe: Jener, dem diese Briefe zugeschrieben wurden, war mein Verwandter; er fiel in eine tödtliche Krankheit und ließ mich rufen; als ich kam, gab er mir ꝛc. man kann schon denken, was kommen wird. Damit nur solche Schriften geheimen, romanhaften Ursprungs zu seyn scheinen, dichtet man solche Aufträge von sterbenden Personen, oder glücklicherweise gemachte Entdeckungen eines Vorraths von Briefen über diesen und jenen Gegenstand.

Die Gründe, die der Verfasser für die Abschaffung des Priestercölibats vorträgt, sind die bekannten. Nur bemerkt er sehr wohl, was viele fälschlich haben leugnen wollen, daß die Weltpriester nicht durch ein Gelübde, sondern durch ein Kirchengesetz zur Enthaltung von der Ehe verbunden sind, und daß eben darum das Tridentinum in dem bekannten Decret, unterscheide diejenigen aus dem Klerus, welche die größern Weihen haben, von den Regularen, welche die Enthaltung feyerlich gelobt haben. — Aber da zeigt sich wieder der rohe Päpstler, wenn der Verfasser nicht zugeben will, daß Gregor VII das Verbot der Priesterehe aus herrschsüchtigen Grundsätzen gegeben habe; denn, sagt er, es ist keinesweges wahrscheinlich, daß

es

es einem römischen Bischof eingefallen seyn könnte, aus einer so niederträchtigen Ursache dies Gesetz zu geben. Nicht wahrscheinlich, daß der Oberpriester herrschsüchtig gewesen sey. Der muß sehr einfältig, oder sehr von Vorurtheilen bezebelt seyn, der so reden kann. Wenn der Verfasser darauf kömmt, zu zeigen, daß es dem Priester in der Führung seines Amts gar nicht hinderlich seyn könne, verheirathet zu seyn; so erwarteten wir, er werde auch sagen, daß es ihm, als Lehrer und Muster der Laien, gar sehr zur Empfehlung gereichen müßte, wenn er auch in Ansehung ehelicher und elterlicher Pflichten, aus Erfahrung, mit Anstand und Nachdruck gründliche Belehrung, guten Rath und Beyspiel geben könnte: allein, davon kein Wort. Römisch-katholische Schriftsteller, die für die Priesterehe schreiben, denken überhaupt an diesen wichtigen Grund der Wiedereinführung derselben gar nicht, ob er wohl einer der stärksten ist, und auch bey ihnen einmal recht ins Licht gesetzt zu werden verdiente; er fällt ihnen aber darum nicht ein, weil ihre sogenannten Lehrer nicht Lehrer, sondern Priester sind. Ein Unterschied, der sehr wichtig ist, und auf den nicht genug geachtet wird. — Einige Maximen, die der Verfasser seinem Briefsteller beyläufig in die Feder dictirt hat, haben unsern ganzen Beyfall; nur das will uns nicht einleuchten, was S. 34. steht: Mit welchem Verlangen sehe ich jenem Zeitpunkte entgegen, in dem unser gütigster Monarch den Seelsorgern baares Geld zu ihrem Unterhalte reichen wird! ich werde mit Vergnügen alle Stunden, die ich bisher mit der Landesökonomie zubringen mußte, dem Lesen und der Nahrung meines Geistes widmen. Wir besorgen, der Verfasser oder doch seine Nachkommen, werden, wenn der gütigste Monarch diesen Wunsch erhört, zwar wohl mehr Musse zur Nahrung des Geistes, aber nicht Einkommen genug zur Nahrung des Leibes haben; zumal, wenn einst Frau und Kinder mitessen wollen. Feld und Garten werden immer eine Familie ernähren, und dem Mann doch noch manche Stunde zum Lesen übrig lassen; aber des Geldes Werth ist zu veränderlich, und die Einkunft aus einer landesherrlichen Kasse unsicherer, als die aus den Schätzen der Natur. Auch ist es sehr anständig, daß der Lehrer der Bauern auch ein Bauer ist; er wird durch das gemeinschaftliche Geschäft und Gewerbe mit ihnen näher und enger verbunden, er wird im Felde nutzbarer und umgänglicher, als auf der Studierstube,

welcher der Prediger doch auch oft so wenig nützet. Man verbinde nur mit dem Geschäfte eines Bauers nicht einen ungerechten verächtlichen Begriff. Was Curius und Cincinnatus trieb, kann keinen Prediger schänden.

Apologia ad Principes Christiano-Catholicos in ruralis cleri, contra Romanum coelibatum, defensionem, e principiis legis naturalis practicis suscepta, auctore *Iosepho Moshemio.* Duisburgi, 1784. 4.

Abermals ein Priester, der gerne mit Ehren eine Frau haben möchte; der unbekannte Verfasser thut wenigstens so, als wenn er selbst Priester wäre, und seine und seiner Mitbrüder Sache auszufechten gedächte. Er kann sich recht kläglich darüber haben, daß die Päpste so hart und widerrechtlich mit dem Cölibatsgesetz gehandelt haben. Miseri sumus, rapimur, patimur, excruciamur, vrimur; pacem animae non habemus, non quod Christus eam nobis adimeret, sed quod non placeat ecclesiae, vt eam infirmis fragilibusque faueret sacerdotibus. Verum enim vero, quodnam est aliud edomandae continuo ferientis concupiscentiae divinitus constitutum medium, nisi legitimum ipsum matrimonium? quae frequentis adeo lapsus nostrique interitus causa, nisi imperata matrimonii abstinentia! So klagt er, aber er weiß es selbst, daß Klagen hier nichts hilft; daß Rom darüber nur lacht; darum wendet er sich dann mit seinem Gesuch an die Fürsten. Wir glauben, daß hier freylich das Forum competens sey; aber es ist schlimm, daß die Richter theils eins sind, weil ihnen ein solcher casus in praxi noch nicht vorgekommen ist; theils aber sich gegen denjenigen Gerichtshof, von welchem die Appellation geschehen ist, freundschaftlich und ergeben bezeigen müssen, daß sie noch immer die Bestätigung dessen von ihm erwarten, was sie beschließen.

Die Abhandlung des Verfassers gegen die Rechtmässigkeit des Eheverbots liest sich wegen der demenstrativen Methode, und wegen des schlechten Latein, in der sie gefaßt ist, nicht angenehm. Es sey dies Gesetz kein natürliches, weil sich weder ein tüchtiges principium per quod, noch ex quo davon auffinden lasse; das principium per quod aller Vernunftgesetze

geſetze ſey ſtimulus naturalis, recta ratio, experientia; keines von dreyen finde Statt bey dem Eheverbot; das principium ex quo ſey finis rerum; auch den vermiſſe man bey dieſem Verbot, u. ſ. w. Wer Luſt hat, mehr zu wiſſen, leſe ſelbſt.

Abhandlung über den Cölibat der Geiſtlichen, von Joſeph Pius John, der Gottesgelahrheit Doctor und öffentl. Lehrer auf der Biſchöfl. Univerſität zu Dillingen, Sr. Churfürſtl. Durchlaucht (des Churfürſten) und Erzbiſchofs zu Trier geiſtl. Rathe; des Landkapitels Dillingen Decan, und Pfarrer in Altheim und Schrezheim. Aus dem Lateiniſchen durch J. C. v. Z. Mit Erlaubniß der Obern. Augſpurg, bey Riegers ſel. Söhnen. 1782. 8 Bogen, 8.

Man darf von einem Dillingiſchen Theologen, der vom Cölibat ſchreibt, nichts anders erwarten, als daß er denſelben in Schutz nehmen werde. Die Frage vom Cölibat, ſagt der Verfaſſer, iſt eine ſo wichtige Sache, und dieſer Stand iſt ein ſo vortrefflicher Theil der Kirchendiſciplin, und eine ſo herrliche Zierde der rechtgläubigen Kirche, daß — iam arrige aures! — daß Seine Churfürſtliche Durchlaucht, Clemens Wenceslaus, Erzbiſchof zu Trier, Fürſt und Biſchof zu Augſpurg, u. ſ. w. in dem zweyten Theile des Hirtenbriefes, den Er vor zweyen Jahren an die Augſpurgiſche Kirche herausgab, gemäß Seiner tiefen Einſicht und Seines großen apoſtoliſchen Eifers, eben den Cölibat ſowohl durch das Anſehen der Kirchenverſammlungen, als durch die erheblichſten Beweisgründe gegen ſeine Widerſacher zu unterſtützen auf Sich genommen hat. Da haben wirs! Nun wage es jemand zu widerſprechen, da der Cölibat eine ſolche Autorität für ſich hat! Aber in der That wundern wir uns, daß ſich der Verfaſſer unterfangen hat, noch einmal die Sache zu vertheidigen, die ſein hohes Oberhaupt ſchon abgethan hatte. Es iſt ja, als wenn er Iliada poſt Homerum geben wollte. Doch, er hat ſich

selbst darüber erklärt: Wer wird es mir verargen, daß ich, als ein Schäflein, dem besten Hirten nachwandle, und in seine Fußtapfen, so wenig ich es vermag, zu treten mich bestrebe? Wer wird es nicht gut von mir aufnehmen, wenn ich nach diesem hellleuchtenden Beyspiele, obschon mit schwächerm Vermögen, zur Aufrechthaltung eines so heiligen Gesetzes, als der Cölibat ist, meine Verstandskräfte anstrenge? sonderbar aus der Ursache, weil häufig zu unsern Zeiten nicht die Protestanten allein, sondern auch Katholiken, wenn sie doch Katholiken sind, (noch immer genug!) meistens zwar mit den Waffen der erstern auf den Cölibat der Geistlichen so feindlich losziehen ꝛc. Das arme Schäflein! wie es sich mag angestrenget haben, dem großen Hirten nachzukommen!

Nun zur Sache. Was einst die Protestanten, und zum Theil auch die heutigen vorgeblichen Katholiken dem Cölibat entgegen setzen, sagt der Verfasser, mag auf diese zweyfache Frage bezogen werden: nämlich, ob er wirklich so alt sey? und ob man ihn mit Recht und Billigkeit habe gebieten können? Nein, der Fragen sind noch mehr und wichtigere. Sey der Cölibat der christlichen Lehrer noch so alt, so geht diese Frage allen vor: war er vernünftig? ist er's noch? hatten die Stifter des Christenthums ihn eingesetzt? verpflichtet alte Gewohnheit und altes Gesetz, sey es auch noch so recht und billig gewesen, alle Nachwelt? ꝛc. In zwey Kapiteln handelt indessen Herr J. die Frage ab; im ersten beweiset er das Alterthum; im andern die Billigkeit des Eheverbots. Man wird nicht von uns fodern, daß wir diesen doppelten Beweis des Verfassers vorlegen; in jedem gemeinsten Systembuche der römischen Kirchenlehre, findet man die Sache eben so, und in manchem noch wohl scheinbarer, auseinandergesetzt, als von unserm Dillinger. Der Verfasser muß sich sehr armselige Gegner, und sehr leichtgläubige katholische Leser gedacht haben, daß er sich bey seiner groben Ignoranz in der Geschichte erfrechet uns aufzubinden, das Eheverbot schreibe sich aus dem apostolischen Zeitalter her. Georgs Calixts Buch de coniugio clericorum hat er schwerlich mit Augen gesehen; wenigstens nimmt er nicht die mindeste Rücksicht auf die darin in großer Zahl gesammelten unverwerf-

werflichen Zeugniſſe, für die Neuheit, für das eingeſchränkte Anſehen der Concilienordnungen, die die Enthaltung, oder gänzliche Eheloſigkeit den Prieſtern gebieten, für die ſteten Widerſprüche, die dagegen, für die Ausnahmen, die davon gemacht ſind. Am lächerlichſten iſt des Verfaſſers Argumentiren vom Stillſchweigen. Man zeige uns, ſagt er einmal über das andere, ein Gebot, eine Concilienverordnung des Inhalts, daß es den Biſchöfen, Presbytern ꝛc. die nach der Weihe ihre ehemaligen Frauen als Schweſtern bey ſich behielten, erlaubt ſeyn ſolle, ihnen beyzuwohnen! Solcher Foderungen thut er mehrere, und meynt damit gewonnen Spiel zu haben; es iſt aber dieſe Art zu ſchließen nicht klüger, als wenn jemand, daß ehedem die Biſchöfe auf Vieren einhergegangen wären, daraus beweiſen wollte, weil kein Geſetz da ſey, daß ſie rechtsauf gehen ſollten.

Wie muß es aber vollends in dem Kopfe ausſehen, von welchem das zweyte Kapitel dieſes Tractats eine Geburt iſt? Die Billigkeit des Eheverbots ſtützt der Verfaſſer 1) auf die überaus große Heiligkeit des geiſtlichen Standes, 2) auf das Exempel Chriſti und der Maria, 3) auf die Wichtigkeit der geiſtlichen Verrichtungen. Dann folgt Beantwortung der Gründe, welche neuerlich gegen die Beſtändigkeit des Eheverbots beygebracht ſind. — Vom Anfang bis zu Ende ein ſo bigott katholiſches Geſchwätz! Es wäre gut, daß die Proteſtanten, welche träumen, ob es jetzt in der katholiſchen Welt ſo aufgeklärt ausſähe, Bücher, wie dieſes, leſen möchten. Sie würden erſtaunen.

Wenzel Siegmund Heinzens, Exprofeſſors zu Linz, Konduitenliſte über verſchiedene k. k. Beamten verſchiedenen Ranges. Qui nihil poteſt ſperare, deſperet nihil. Sen. 1783. 126 S. 8vo.

Von dieſen Klagen des Herrn H. über ſeine unbilligen und undankbaren Obern iſt ſowohl in dieſer Bibliothek gelegentlich, als auch in Herrn Nicolai's Reiſebeſchreibung, einige Nachricht gegeben. Man muß das Schickſal des Mannes bedauren, ſeine Reſignation und Freymüthigkeit bewundern; und man kann nicht anders, als ſie, bey den vielen Beiſpielen von Thatſachen, die er beybringt, für eine Be-

seiner gerechten Sache ansehen. Man lieset hier das Schicksal eines rechtschaffenen und fleißigen Professors, der eben deswegen, weil er zu rechtschaffen und zu fleissig war, gehaßt, verfolgt, unterdrückt wurde. So seltsam und unglaublich das klingt, so natürlich läßt sichs denken, wenn man etwas von Oesterreichischen Schuldirectorien, von Jesuitischen Intriguen und Ohrenbläsereyen gehört hat. Herr Heinze ist selbst ein Exjesuit, aber er scheint zu den wenigen zu gehören, welche sich von dem Joche des blinden Gehorsams losmachen wollen.

Ioan. Nep. Bartholotti, Caes. reg. Commissionis censurae librorum Assessoris, in facult. theol. univ. Vindob. Examinatoris, nec non Theol. D. eiusdemque antea Prof. — Exercitatio politico-theologica, in qua *de libertate conscientiae et de receptarum in imperio Romano-Theutonico religionum tolerantia* cum theologica tum politica disputatur, nec non de disunitorum statu Graecorum tractatur. Viennae, typis Kurzbeck. 1782. pagg. 263. 8.

Der Verfasser denkt, in Vergleichung mit dem größten Theil seiner Glaubensverwandten ziemlich billig, den Gesetzen der Klugheit, und den kaiserlichen Edicten gemäß, über Gewissensfreyheit und Duldung fremder Glaubensgenossen. Aber wie kann man die hohe Mine des Bewußtseyns der ausgemacht gerechten Sache der römischen Kirche, mit welcher er auf die bedaurenswürdigen Irrenden herabsieht, entschuldigen, oder auch das unschickliche Wort *tolerantia* angemessen finden, wenn von der durch Reichsgesetze und Conventionen gegründeten Gleichheit der Protestanten mit den Katholiken im Römischen Reiche die Rede ist. So sprechen alle katholische Theologen, auch die besten. Und die Protestanten wollen nicht aufmerken, was man mit ihnen vorhat.

Die Methode und die Anordnung des ganzen Tractats, können wir vollends nicht loben. Alles, was im 1sten Kapitel de etymologia libertatis conscientiae religionis, haereseos et tole-

tolerantiae, gesagt wird, gehört nicht zur Sache. Die kurzen Paragraphen, und die dann folgenden ausgedehnten Noten, welche die weitere Auskunft geben, hätten füglicher zusammengezogen werden können, damit dem Leser das doppelte Lesen erspart würde. Unnütze Wiederholungen und Rückweisungen kommen in Menge vor. Der Verfasser sagt, er habe vornehmlich jungen Studierenden der Theologie und Polemik diesen Aufsatz zugedacht. Gerade diesen sollte man etwas kurzes, bündiges, nicht etwas unerträglich weitschweifiges vorlegen. Wir wünschen, daß seine Schreibart von ihnen nicht nachgeahmt werde.

Das Majestätsrecht, die Bischöfe zu ernennen. Mit einer Vorrede von Herrn Johann Georg Schellhorn, Prediger und Bibliothekar der Reichsstadt Memmingen. Erfurt und Leipz. 1784. (Leipz. bey Haug.) 6 Bogen. 8vo.

Herr Schellhorn macht viel Aufhebens von dieser kleinen Schrift. Er meynt, ein deutscher Patriot könne sie nicht anders, als mit warmer Freude und Dankbarkeit in die Hände nehmen. So gar sehr kümmert es den deutschen Patrioten nicht, daß die Fürsten das Majestätsrecht, welches ihnen hier vindicirt wird, nicht immer ausübten; wer weiß, wozu das gut war? und ob es besser wird, wenn sie es erst alle recht ohne alle Einschränkung üben? Sollte das aber auch besser seyn, so wird durch eine Schrift, wie diese, es nicht leichter bewirkt werden, als bisher. Wer Verfasser sey, scheint Herr S. nicht zu wissen; es liegt daran auch nichts. Allein, wer hat ihm Vollmacht gegeben, die Schrift herauszugeben, und mit seiner Vorrede zu krönen? Er antwortet: Als ich die Schrift mit warmen Beyfall gelesen hatte, sogleich bemächtigte sich der Gedanke meines Herzens, sie mit einer Vorrede zu begleiten. Dieser Attaque hätte sich billig das Herz, oder vielmehr der Verstand widersetzen sollen. Dem Verfasser kann das nicht gleichgültig seyn. Sein Aufsatz ist so schlecht, daß er schwerlich zum Druck bestimmt gewesen seyn kann; eine unerhebliche Compilation über eine Materie, die andere Schriftsteller, z. E. Thomassin und Böhmer, viel ausführlicher und gründlicher aus-

auseinandergesetzt haben. Den Protestanten ist ein solcher kaler Aufsatz vollends unbrauchbar. Der Verfasser zeigt aus der Geschichte die erheblichsten Veränderungen an, welche mit den Bischofswahlen vorgefallen sind, aber gar sehr unvollständig und mager. Alsdenn kömmt er zur Hauptsache, wie er sagt, nämlich aus dem allgemeinen Staatsrechte zu beweisen, daß den Monarchen das Ernennungsrecht zukomme. Diese Hauptsache hat er denn durch einen einzigen Syllogismus abgethan. Herr S. erklärt sich etwas ausführlicher über die innern Gründe dieses Rechts in der Vorrede, setzt auch noch einige historische Erläuterungen hinzu. Allein, da er selbst zu erkennen giebt, daß ein Protestant in der Sache nicht sprechen müsse, (welches ganz falsch ist, die Sache beruht ja auf gesunder Vernunft, Geschichte, und auf den ungezweifelten Rechten der menschlichen Gesellschaft,) und ers als die vornehmste Empfehlung der von ihm edirten Broschüre ausgiebt, daß sie von einem Katholiken abgefaßt sey, so thut er selbst auf die übrigens gar sehr geringe Ehre, die wir ihm zugestehen würden, Verzicht, daß seine Vorrede besser sey, als das ganze Tractätchen des liebenswürdigen Schriftstellers, wie er ihn mit blinder Zärtlichkeit nennt.

Om.

Jesuitengift, wie es unter Clemens XIII. entdeckt, unter Clemens XIV. unterdrückt, und unter Pius VI. noch fortschleicht; oder der Jesuit in fünferley Gestalten, allen Christen zur Warnung vorgestellt, als Probabilist, Beichtvater, Ketzermacher und päpstlicher Soldat. Philadelphia, (Wien, bey Hartmann.) 1784.

Ein Auszug aus den klassischen Schriftstellern der Societät, für Leute, die diese Schriftsteller selbst nicht haben, oder auch solche, die es noch nicht wissen, oder nicht wissen wollen, was für Grundsätze und Handlungsmanieren dieselbe erwählt habe, um ihre teuflischen Entwürfe auszuführen. Der Verfasser hat die nöthigen Kenntnisse, um sein Thema gut zu behandeln, ob es gleich seiner Schrift an guter Anlage und Nachdruck fehlt. Er setzt über jedes der fünf Kapitel, die er ab-

han-

handelt, die Belage aus den Büchern der Jesuitischen Ordensgeheimschreibern, erst lateinisch, dann mehrentheils auch deutsch bey, und kommentirt mit ein paar Wörten über diese Texte. Die lateinischen Citate sind durch Druckfehler so entstellt, daß ihrer viele gar keinen Sinn haben; ein beträchtlicher Schade für das Buch. Auf Geschichte des Ordens hat sich der Verfasser gar nicht eingelassen, obgleich der Titel es erwarten ließ. — Sehr bissig ist die Geißel, mit welcher die blassen Geister der Jesuiten in der ihnen zugeschriebenen Dedication gestäupet werden. Ueber diesen Titel, blasse Geister, erklärt sich der Verfasser folgendermaaßen etwas gesucht. Die Benennung hat ihre gegründete Ursach. Euer Orden ist bereits seit dem schwarzen Jahre 1773. ausgestorben; der Körper ist maustodt; aber die Geister des verblichenen Körpers spuken noch gewaltig herum, und ich sage keine Unwahrheit, wenn ich behaupte, daß eure Geister unter die gröbsten Spukgeister gehören. Die Tempelherren spukten auch nach ihrem Tode, aber das waren eitel Stümper und Pfuscher gegen euch, die verstunden die Blaudunstfärberey im Leben, und das Herumwandeln nach dem Tode lange nicht so gut. Ueberdies habt ihr alle Kennzeichen blasser Geister an euch: Die Geister zogen in der Finsterniß, in den Mitternachtsstunden herum; sie führten die Menschen in Pfützen, Moräste, Untiefen; ihr thatet durch euer Lehren eben das. Die Geister wußten von der schrecklichen Ewigkeit, von dem Heulen und Zähnklappern, von der Hitze und Kälte der Hölle viel zu erzählen. — Die Geister waren blaß; ihr werdet es auch, wenn ihr die Briefe des Pascal, oder das Portrait des Ganganelli sehet, wenn ihr den Aranda oder Pombal nennen hört. — Die Geister lebten in jenem Zeitalter, welches das goldene der Klosterkassen, das silberne der Gnadenörter, das stroherne der Klösterköpfe, das eiserne ihrer Regierung war. — Die Geister flohen, wenn der wachsame Hahn krähte, u. s. w.

Rf.

11. Von Schriften, die Reſtauration der Univerſität zu Mainz betreffend.

Neue Verfaſſung der verbeſſerten Hohenſchule zu Mainz. Gedruckt daſelbſt in der churfürſtl. Druckerey des St. Rochus Hoſpitals durch Craß, 1784. 236 Seiten in Octav, ohne den Inhalt.

Dieſe Schrift hat, nebſt mehrern andern, von welchen wir hier unter einer eigenen Rubrik Nachricht geben wollen, eine Begebenheit zur Veranlaſſung, welche uns in der neueſten Geſchichte der Gelehrſamkeit ſehr wichtig zu ſeyn, alle Aufmerkſamkeit zu verdienen, und für die Zukunft recht wohlthätige Wirkungen zu verſprechen ſcheint. An ſich zwar iſt die Stiftung einer neuen, noch weniger die Wiederherſtellung einer alten verfallenen Univerſität, zu unſern Zeiten keine Sache, die ſo großes Aufheben verdienet, daß man deswegen den Wiſſenſchaften überhaupt Glück zu wünſchen nöthig hätte. Denn theils ſind wir mit dergleichen Stiftungen, beſonders in Deutſchland, von unſern frommen und freygebigen Vorfahren reichlich genug bedacht, theils iſt auch jetzt, ſo nöthig und unentbehrlich ſie für die Verfaſſung unſerer Staaten ſeyn mögen, dennoch die Fortdauer und die Beförderung der Kultur und der gemeinnützigen Studien nicht mehr ſo einzig, als ehedem, von ihnen zu erwarten. Aber bey der erneuerten Mainzer Univerſität kommen viele beſondere Umſtände zuſammen, die unſere Aufmerkſamkeit reizen, und große Erwartungen zu machen, berechtigen könnten. Sie iſt das Werk des vornehmſten geiſtlichen Fürſten in Deutſchland, und wird ſchon dadurch für die katholiſche Religion an ſich, und für diejenigen Staaten unſers Vaterlandes, die ſich zu ihr halten, eine beträchtliche Anſtalt. Sie iſt ferner, dem Anſehen nach, auf einen ſolchen Fuß eingerichtet, daß ſie ſich nicht leicht wieder unter den vielen andern Schweſtern, die ſie im katholiſchen Deutſchlande hat, verlieren, und in ihre vormalige Unwichtigkeit zurück fallen können, ſondern ihr Haupt beſtändig über jene erheben, und keine Nebenbuhlerinnen um den Vorzug leiden zu wollen ſcheint. Die Freygebigkeit im Aufwande zu ihrer Ausrüſtung und Verſchönerung, iſt ausnehmend groß, und für unſer ſonſt gegen die Wiſſenſchaften ſo karges Zeitalter bey-

beynahe erstaunlich. Die Absicht ihrer neuen Einrichtung läßt uns in ihrem zweyten Vater einen weisen und für das Wohl seines Landes väterlich besorgten, eifrigstgeschäftigten Fürsten erkennen, für welchen Dank und Ruhm von seinem Zeitalter und von der Nachwelt die allergeringste Vergeltung ist, die man Ihm mit Zuversicht versprechen kann, und welchem jeder rechtschaffene Deutsche, jeder Freund der Wissenschaften, ja jeder Wohlgesinnte, der edelmüthige und verdienstvolle Handlungen schätzt, die Freude wünschen muß, daß Er Seinen Endzweck ganz zu völligster Zufriedenheit erreicht sehe. Der Entwurf zur künftigen Verfassung dieser hohen Schule ist recht gut überdacht, auf die richtigsten Grundsätze gebauet, im Ganzen zweckmäßig, und den Bedürfnissen und Umständen der Zeit und des Orts angemessen, und macht auch dem patriotischen Herrn Curator der Universität wahre Ehre. — In dieser vielfachen Hinsicht finden wir die Restauration dieser großen Lehranstalt merkwürdig genug, um von ihr etwas ausführlicher zu sprechen, als sonst nöthig scheinen könnte. Es kömmt freylich noch dies hinzu, daß wir in der Menge und Beschaffenheit frühzeitiger Früchte, welche dies Feld schon gegeben hat, deutliche Vorzeichen antreffen, die uns erkennen lassen, was wir künftig noch zu hoffen haben. Wir wollen davon gleich mehr sagen, nur noch eine kurze Nachricht von der ersten und zweyten Stiftung der Universität mittheilen.

Im Jahr 1477. errichtete der Churfürst Dietrich, (so wird sein Name richtig in dem vor uns liegenden Buche geschrieben; warum nennen ihn aber viele neuere Mainzische Autoren mehrentheils Diether? Das ist ganz wider Analogie und Gewohnheit.) aus dem Hause Isenburg, vermöge der den Bischöfen auf der Kirchenversammlung zu Basel zugestandenen Befugniß, bey ihren Cathedralkirchen Lehrer für junge Geistliche zu bestellen, und dieselben mit Präbenden und Canonicaten zu bedenken, zu Mainz ein allgemeines Studium, wie man es damals mehrentheils nannte, und bestimmte den Lehrern an demselben vierzehn Kanonikate der ansehnlichsten Kollegiatkirchen des Erzstifts in und außer der Hauptstadt, worüber ihm auch der Papst Sixtus IV. die Bevollmächtigungsbulle ausfertigte. Es scheint ein besonderer Unsegen auf dieser Stiftung geruhet zu haben. Die Universität Tübingen war gerade in demselben Jahr angelegt; aber wie sehr zeichnete die sich im kurzen aus, und wie unbeträchtlich und unge-

nannt blieb Mainz! Wo sind die Reuchline und Melanchthone, die es aufgestellt hätte! Die Ursache dieses Vorspringens auf der einen, und dieses Nachbleibens auf der andern Seite, sind wohl vornehmlich in der Verschiedenheit des geistlichen und weltlichen Regiments zu suchen. Hernach kam die Reformation dazu, welche Licht und Finsterniß noch besser unterscheiden half. Aber selbst im Lande wurden der Anstalt des Churfürsten Dietrich große Steine in den Weg gestellt. Obgleich der Papst der Universität die Erklärung that, daß jene vierzehn Canonicate ohne Unterschied der Monate ihr zufallen sollten, so wurde doch daraus nichts. Sie mußte lange kostbare Processe darüber zu Rom führen, ohne ein festes Recht zu erhalten. Man möchte die nähern Umstände von der Sache wissen. An den Churfürsten scheint es nicht gelegen zu haben, daß so wenig ausgerichtet werden konnte; es waren unter ihnen nach Dietrich manche wackere Männer; unter andern war Albrecht, aus dem Hause Brandenburg, im Anfang der Reformation, ein großer Freund gelehrter Leute und selbst ein Kenner. Alle Schuld fällt auf die Kapitel, die sich geweigert haben, die erzbischöflichen, auch päpstlichen Provisionen anzuerkennen. Es ist doch aber eine sehr sonderbare Verfassung, daß diese Kapitel so viel vermagten, so ungehorsam seyn, und so steif auf ihrem Recht bestehen durften. Erst im Jahr 1713. wußte der Churfürst Lothar Franz auf einem andern Wege die Absicht seiner Vorgänger zu erreichen. Es wurden nämlich, mit Papsts Clemens XI. Einwilligung vierzehn Kanonicate gänzlich aufgehoben, und ihre Einkünfte der Universität einverleibt. Diese reichten um so mehr zu, da die Professoren der Theologie und Philosophie (so wie auf allen katholischen Universitäten) größtentheils Jesuiten waren, und aus ihren Ordenskollegien Unterhalt bekamen, (welchen die Collegien gerne hergaben, weil durch diese jesuitischen Professoren die Macht und der Einfluß des Ordens ausgebreitet wurde.) Allein wie wenig in geistlichen Staaten etwas gutes durchgesetzt, oder, wenn es durchgesetzt ist, fest und sicher gemacht werden könne, davon ist das ein Beweis, daß schon im Jahr 1731. jene Einrichtung wieder über den Haufen geworfen wurde. Clemens XII. nahm der Universität, die ihr von Clemens XI. zugesicherten Gerechtsame durch eine Bulle, (die nun freylich mit der Unfehlbarkeit ex cathedra schlecht zusammen zu reimen ist) und setzte fest, daß anstatt der Einkünfte von den vierzehn Präbenden, die Stifter, welchen

chen dieſelben abgenommen waren, jährlich vierzehn hundert Gulden aufbringen ſollten; von welchen die Juriſten und Aerzte beſoldet werden könnten. Durch was für Intriguen dieſe Sache eingeleitet, ob es mit oder ohne Einwilligung des damaligen Churfürſten, Franz Ludwig, geſchehen ſey, und, ob, wenn derſelbe nicht damit zufrieden war, er unfähig und unberechtigt geweſen ſey, die päpſtliche Bulle zu verwerfen, das ſind Fragen, die wir nicht beantworten können. Die Ehre der päpſtlichen Cancellaria kömmt hiebey freylich am meiſten ins Gedränge; ſie macht unter Dietrich Verfügungen, und kann oder will ſie nicht durchſetzen; ſie macht nach zwey hundert Jahren neue Ordnungen, und ſchafft auch dieſe wieder nach achtzehn Jahren ab. Die Mainziſchen Stifter erſchienen in dieſem Handel als die thätigſte und mächtigſte Parthey, die Churfürſten als die müßigſte und ohnmächtigſte. Es würde dies unbegreiflich ſcheinen, wenn man die Intriguen der Jeſuiten nicht kennte. Wie ſoll man aber die Regierungsart nennen, in welcher das angebliche Oberhaupt nichts vermag, und kleine Korpora ihren Eigenwillen durch das Anſehen und die Geſetze eines auswärtigen Biſchofs behaupten, und ihre Anmaſſungen geltend machen können. Iſt das noch ſo, oder kann es wieder ſo gehen, ſo iſt zu fürchten, daß, in Anſehung der neuerlich wieder der Univerſität zugeſprochenen Präbenden, die preiswürdigen Abſichten des edlen Churfürſten vereitelt werden können! Doch iſt in den andern reichen Schenkungen, die nun der Univerſität gemacht ſind, wenn die Nachkommen es dabey laſſen, Sicherheit genug für dieſelbe.

Nach einem Zeitraum von dreyhundert Jahren, und einem faſt beſtändigen Schlaf während derſelben, ſiehet ſich nun die hohe Schule zu Mainz durch eine feyerliche Auferweckung in friſches Leben und Wirken verſetzt. Sie ſollte ſchon 1777. ihr drittes Jubiläum feyern. Aber der Churfürſt war damals eben auf eine gänzliche Verbeſſerung bedacht. Von keinem konnten ſich die Wiſſenſchaften einen gütigern Schutz verſprechen, als von ihm. Er iſt ſelbſt mit ihnen bekannt und vertraut; er kennt die ſchicklichſten Hülfen, ihnen Achtung und Gemeinnützigkeit zu geben. Er war aber auch von den Bedürfniſſen ſeines Erzſtifts, und von denen der Univerſität, welcher er ſelbſt ſeit 1754. als Rektor vorgeſtanden, aufs beſte unterrichtet. Er wollte alſo lieber keine eitle Parade machen,

bis er ein Werk durchsetzen konnte, das an sich, ohne alle Parade groß und glänzend genug war. Vorerst beschäftigten ihn noch die niedrigen Schulen im Lande, ohne welche freylich eine Universität, sey sie auch noch so herrlich dotirt, mit den berühmtesten und trefflichsten Männern aus ganz Europa besetzt, mit allen Nothwendigkeiten, Hülfsmitteln und Zierathen versehen, dem Lande nicht zu gut kommen kann. Der vorige Churfürst, Emmerich Joseph, hatte bereits in diesem Stück viel geleistet. Nur hielten bekanntlich seine Anstalten nicht nach seinem Tode Bestand. Von einem Fürsten aber, der, wie der jetzige Herr, in dem Vorsatz, sein Volk aufzuklären, von so richtigen Grundsätzen geleitet wird, läßt sich noch immer mehr erwarten. Man darf sich versprechen, er werde den hülfsbedürftigen Zustand jener niedrigern Lehranstalten, den so nöthigen aufgeklärtern Unterricht in der Religion und in den für das bürgerliche Leben nöthigen und heilsamen Erkenntnissen, wie die frühere Vorbereitung der zum gelehrten Stande bestimmten Jugend, noch immer mehr zu Herzen nehmen, und neben der Sorge für den Flor der Universität, diesen wichtigen Angelegenheiten seinen besondern Eifer schenken. Er weiß es selbst, und sagt es vor den Augen der Welt, daß ohne diesen Eifer jene Sorge nichts fruchten könne. In der churfürstlichen Deklaration, welche dem von uns N. 1. angeführten Kodex der akademischen Gesetzgebung vorgefügt ist, heißt es: „Die Wissenschaften werden täglich „mehr angebaut, und die Aufklärung erweitere ihre Kreise. „Sie geht jedoch nicht plötzlich, und überschreitet „keine Stufe. Sie erleuchtet aber auch die zweyte nicht, „ohne auf die folgenden eine wohlthätige Hellung zu werfen, „und deren Betretung der Nachkommenschaft vorzubereiten.“ Und in dem Buche selbst ist es einer der ersten Grundsätze, auf welchen das ganze System der akademischen Verfassung gebauet wird, daß die Bildung des Volks ein Ganzes sey. Es heißt: „Die ganze Kette des Unterrichts hat einen „unzertrennlichen Zusammenhang. Die Sache betrifft „eines der allererſten Landesbedürfnisse, und ist folg„lich der vorzüglichsten Aufmerksamkeit würdig. Das „Beyspiel mancher Völker des Alterthums, und ande„rer darum thätig beschäftigter Mitstaaten, sind all„gemein kundbar.“ — Möchte es doch dem erleuchteten Fürsten gelingen, diese großen Gedanken in Thaten übergehen zu lassen! Aber ohne Einstimmung und Mitwirkung aller

der

der Personen, durch welche er seinen Entwurf ausführen muß, der in katholischen Ländern noch so viel vermögenden geistlichen Personen vermag der einsichtsvolleste Regent mit dem besten Willen nichts. Wie sehr ist es also zu wünschen, daß alle freche Störer, und alle geheime Feinde so edler Vorsätze von allem Antheil an der Ausrichtung dieses Geschäfts auf immer gänzlich ausgeschlossen seyn möchten. Gefährlichere Empörer wider die gemeine Wohlfahrt, können aber nicht gedacht werden, als die, welche unter dem Vorwande eines heiligen Eifers, für die Ehre und Reinigkeit der Religion, guten Vorschlägen sich widersetzen, sich und ihres gleichen von den allgemeinen Verbindlichkeiten zu eximiren, die Aufsicht und die Verwaltung der Geschäfte an sich zu reißen suchen, und alles nur durch ihre Hände gehen lassen wollen. Der ganze Plan muß darüber allmählich zersplittert, die besten und fleißigsten Männer müssen betrübt, der gute Ruf muß gekränkt, der Fürst muß endlich selbst durch die ewigen Gezänke, die nicht ausbleiben können, und durch die unangenehme Erfahrung des zweckwidrigen Ausgangs der Sachen ermüdet werden. Auf diese Weise sind in katholischen Staaten bereits an andern Orten die überdachtesten Unternehmungen rückgängig geworden, die weisesten Gesetze unausgeführt geblieben, und die schönsten Anstalten fruchtlos gewesen. Der böse Dämon des Jesuitenordens, der in der katholischen Welt schon so viel Unheil gestiftet hat, von welchem man sich eine Zeitlang einbildete, er sey nicht mehr, schleicht noch immer umher, und wandert bey Tage in der Gestalt eines Engels des Lichts, in der Nacht aber als ein Gespenst, das Thüren und Schlösser aufsprengt, besonders in allen denjenigen Gegenden, in welchen er sich ehedem eingenistelt hatte, und die er noch immer nicht mit bessern Geistern besetzt findet, welche auf der Hut stehen, und seine verrätherischen Anläufe zu Schanden machen konnten.

Alles, was man bisher von des würdigen Churfürsten Vorsätzen und Anstalten, seinem Lande die Wohlthaten zu eigen zu machen, welche der Anbau des menschlichen Verstandes überall, wo er mit Ernst und Weisheit getrieben wird, verschaffen kann, erfahren hat, verdient Lob und Bewunderung. — Schon seit einigen Jahren wurden die Voranstalten dazu gemacht, das Werk, welches man itzt, zu errichten. Man ist dabey den besten und sichersten Weg gegangen, man hat sich

ſich bey aller Betriebſamkeit nicht übereilt, man hat vorerſt darauf gedacht, die nöthigen Mittel anzuſchaffen, das koſtbare Unternehmen auszuführen, und die Nachwelt in dem Beſitz der ihr zugedachten Güter zu ſichern. Einen Fond ausfindig zu machen, aus welchem niedrige und hohe Schulen geſtiftet und unterhalten werden können, wird einem geiſtlichen Fürſten in Deutſchland ſo ſchwer nicht. Die von unſern andächtigen Voreltern angelegten Klöſter, deren Güter in proteſtantiſchen Ländern zum Theil ſchon gleich nach der Kirchenverbeſſerung zum Beſten der Schulen verwandt, zum Theil aber verzehrt ſind, oder noch jetzt in ſogenannten Kloſterkaſſen, als Domainengüter, verwaltet werden, bieten ſich in katholiſchen Staaten von ſelbſt einer den Zeitbedürfniſſen angemeſſenern Verwendung dar, welche von ihren Fundatoren, wenn ſie bis auf unſere Zeit unter uns gelebt hätten, ſelbſt gebilligt ſeyn würde. Der Churfürſt ſetzte ſich über alle Bedenklichkeiten, welche die Bigotterie dagegen hätte erſinnen können, muthig hinweg, und ſuchte im Jahr 1781. bey dem römiſchen Hofe um die Vollmacht an, drey ſehr reiche Klöſter, die Karthauſe von Mainz und die beiden Nonnenklöſter in der Stadt ſelbſt, zum alten Münſter und St. Clara, aufzuheben, und ihre Güter der Univerſität zu incorporiren. Es war kein Zweifel, daß der Papſt Erlaubniß dazu ertheilen würde; es iſt ihm ja ohnehin doch lieb, daß die Staaten Erlaubniß ſuchen zu thun, was, wie er wohl weiß, ſie ohne ihn eigentlich thun können und ſollten. Die päpſtliche Bulle erſchien, datirt vom 24ſten Auguſt 1781. in dem alten römiſchen feyerlichen Stil, der für Proteſtanten neu, aber ihnen deswegen merkwürdig ſeyn muß, weil daraus zu ſehen iſt, wie unverrückt dies Papſtthum bey ſeinen Sätzen bleibt. Der Papſt ſagt darin, es ſey ihm berichtet, daß die Unkatholiſchen viele Univerſitäten hätten, auf welchen zwar die ſchönen Wiſſenſchaften ſehr blüheten, dagegen aber verkehrte und irrige Lehren den Gemüthern der Jugend eingeprägt würden. Er giebt auch, aus einem groben Mißverſtändniſſe, zu erkennen, daß die Univerſität Mainz eben durch die von dem Satan in den verfloſſenen Jahrhunderten erweckten Religionsſtreitigkeiten, an welche man ſich, ohne die bitterſten Zähren über den Schaden ſo vieler Seelen zu vergießen, nicht erinnern könne, ſo ſehr zurückgekommen, und verunſtaltet ſeyn möge. Sollte denn die römiſche Kanzley nicht wiſſen,

daß

daß diese Religionsstreitigkeiten der Universität Mainz gar nichts geschadet haben? daß die Pest der Irrlehren nicht bis dahin gedrungen ist? daß die unveränderte Lehre der Christkatholischen Kirche in Mainz bis auf den heutigen Tag geblühet hat? Wie sonderbar ists doch, daß man noch immer in Deutschland für einen Richterstuhl so große Achtung hegen kann, der an den Angelegenheiten der Partheyen so wenig Antheil nimmt, und sich jetzt fast immer in seinen Urtheilen über dieselben durch seine Ignoranz so lächerlich als durch seine Intriguen, und geheime Gewalt furchtbar macht. *) In der Hauptsache giengen alle von dem Churfürsten gethane Vorschläge, zufolge dieser Bulle, durch. Beyläufig werden die Einkünfte jener drey aufgehobenen Klöster, zusammen zu 38000 Gulden angeschlagen, wovon aber ein beträchtlicher Theil von Gefällen dieser Klöster im Hessendarmstädtischen und Homburgischen, die der Universität, mit Rechtsgründen, die gewiß viel für sich haben **), streitig gemacht sind, abgeht. Die beweglichen Güter dieser Klöster sind größtentheils zu Gelde gemacht, und die Bibliothek der Karthäuser ist der akademischen zu Mainz einverleibt. Von allen siebzehn im Erzstift bestehenden Collegiatstiftern wird künftig die nächst aufkommende Präbende einem Professor, der aber Doctor der Theologie oder der Rechte seyn, und sonst die zur geistlichen Würde nöthigen Qualitäten haben, (unbeweibt seyn) muß, ohne Unterschied der Monate verliehen und zum Gehalt angerechnet. Noch weiß man nicht, daß dieser Anordnung die Klerisey der Kollegiatkirchen sich mit einiger Wirkung widersetzt habe. Uebrigens, wenn man bedenkt, aus welchem Orden die jetzigen Doctoren der Theologie, und vermuthlich auch die geistlichen Doctoren der Rechte sind, so kann man nicht umhin, hier abermal zu bewundern, wie fein dieser Orden sich zu nehmen wisse, um sich in Kollegiatstifter in allen katholischen Ländern einzudrängen, und dadurch, was er verloren zu haben scheint, reichlich wieder zu erlangen. Es ist aber Zeit, daß wir uns zu der vor uns liegenden Schrift wenden,

*) Man findet diese Bulle lateinisch, mit einigen sehr treffenden Anmerkungen, in Le Brets Magazin, IX. Theil. Deutsch ist sie zu Frankfurt am Mayn, 1782. bey Ellinger gedruckt, und das Hauptsächlichste daraus ist in Walchs neuesten Religionsgesch. IX. Theil, excerpirt.

**) Man sehe die Recension der dahin gehörigen Schriften in der A. D. B. LX. 1.

aus welcher wir über die Anlage und Verfassung der erneuerten und verbesserten Universität noch ausführlichere Notiz mittheilen können. Es sey uns erlaubt, mit der freymüthigsten Unpartheylichkeit davon zu sprechen, und unsere Nachricht, durchaus mit einigen bescheidenen Urtheilen zu begleiten, die wir verständiger Leute Prüfung ohne Furcht unterwerfen.

Das Buch, dessen Titel wir oben hergesetzt haben, ist, ohne allen Streit, in Betracht des Inhalts, der Bearbeitung und Schreibart, die denkwürdigste aller Schriften, welche bey dieser Gelegenheit zum Vorschein gekommen sind; ein systematisches Gesetz- und Statutenbuch, wie es jede Universität nach ihrer besondern Verfassung haben sollte. Es giebt einen Verfasser zu erkennen, der von der großen Angelegenheit der Aufklärung eines Staats, der Aufnahme der Wissenschaften, und der Bildung desjenigen Standes, durch welchen dieselben für alle übrigen Stände brauchbar und wohlthätig werden sollen, die richtigsten Ideen hat, vom lebendigen Eifer, sie einzuleiten und zu fördern, beseelt, und dabey mit den diensamsten Mitteln, durch welche ein guter Erfolg zu hoffen, bekannt ist; einen Mann, den eben sowohl eigenes Nachdenken und eigene Erfahrung, als die Einsicht anderer in diesem wichtigen Theil der Staatswissenschaft wohl bewanderter Männer unterrichtet haben muß, und der dabey die Gabe besitzt, die verschiedensten Materien, welche noch nie so recht im Zusammenhang dargestellt waren, unter einen Gesichtspunkt zu bringen, und auf eine leichte Art auseinander zu setzen und zu ordnen, auch alles mit der sparsamsten Präcision des Ausdrucks zu sagen. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist der Verfasser kein anderer, als der Kurator der Universität, des Freyherrn von Benzel Excellenz. Wir hoffen unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir sie mit dem Plan und Gehalt dieser Schrift näher bekannt machen.

Der erste Abschnitt, von dem Zweck der Universität. Sie soll hauptsächlich den Landeseingehörigen gewidmet seyn, sie zum künftigen Dienste der Kirche und des Staats, nach dem Maaß ihrer Fähigkeiten, ihrer künftigen Bestimmung und der heutigen Erforderniß, so vollkommen, als es möglich ist, geschickt zu machen. Weder der Kameralnutzen, fremdes Geld ins Land zu ziehen, oder das inländische darin zu erhalten, noch andere Nebenzwecke kommen hier in eine vor-

vorzügliche Betrachtung. Das Folgende schreiben wir ganz ab. „Wenn es gleich für die Wissenschaften an sich „selbst, und deren beglückte Aufnahme gleichgültig ist, ob die„selben außerhalb oder innerhalb der Grenzen eines Landes ge„lehrt werden, so können doch Staaten von einem beträchtli„chen Umfange, von besonderm politischem Verhältnisse, oder „von einem eigenen Einfluß in die allgemeinen Geschäfte sich „nicht eben so gleichgültig dabey verhalten. Denn fürs erste „ist allgemein anerkannt, wie vieles eine wohleingerichtete „Universität dazu beytrage, daß die Liebe zu den Wissenschaf„ten und Künsten unter den Landeseinwohnern angefacht wer„de. Beyspiele, welche vor den Augen schweben, Hülfsmit„tel, welche stündlich zur Hand sind, erwecken und verbrei„ten bis dahin unbekannt gebliebene Ideen, reizen zum Besitze, „erzeugen Wetteifer, Nachfolge. Die wissenschaftlichen Wahr„heiten fließen mehr und näher in das gemeine Leben ein, wer„den populär; Finsterniß wird zerstreuet, und die heilige Re„ligion dadurch mehr verbreitet und befestiget.“ (Nicht auch, immer mehr geläutert, und so aufs reine gebracht, daß sie von dem blossen Bekenntniß und der äußerlichen Uebung in die Herzen, und in die Wohnungen, und in das gemeine Leben der Menschen geführt werden kann?) „Ferner ist es unleug„bar, daß manche Länder mancher Wissenschaften vor andern „bedürfen, auch für das Emporkommen einzelner wissenschaft„licher Theile vorzüglich aufgelegt sind. Dort, wo z. B. die „orientalischen Sprachen noch fremd, gründliche Philosophie „unbekannt, die eigene vaterländische Geschichte unbearbeitet, „die Gesetzlehre unzusammenhängend, der Erdbau unvollkom„men ist, dort ist es hohe Noth Lehrer aufzustellen, und Lehr„linge zu bilden. Die wahre, das ist, die auf langjährige „(vieljährige) und zahlreiche Beobachtungen gegründete Arz„neygelehrsamkeit blüht nur in ansehnlichen Hauptstädten. „Sie bereichert ihre Lehrsätze durch so mannichfältigen (manch„faltige) Zufälle, führt den Lehrling in wohleingerichtete Spitä„ler und andere Medicinalanstalten. Auch nur in vornehmen „Hauptstädten kann die geistliche Beredtsamkeit zur ersten Hö„he steigen, da es darin Anlässe von mancherley Art, und „ein Publikum von allen Klassen giebt. Die Diplomatik ist „dort in ihrem eigentlichen Wohnsitze, wo Archive sind, zu„mal, wenn diese das Gepräge (richtiger den Vorzug oder „Charakter, denn falsche Münzen haben auch das Gepräge der ächten; es ist eine eben so unrichtige, als gewöhnliche

„Redensart) des Alterthums, der Glaubwürdigkeit und „Vollständigkeit an sich führen. Das eigene Landrecht erheischt „unumgänglich einen Nationallehrstuhl. Wenn, wie Niemand „zweifelt, die deutsche Gesetzgebung mangelhaft, und die Gesetz„bücher oft dunkel, oft unvollständig sind; wenn, wie es wahr „ist, philosophischer Geist erfodert wird, diesen Gebrechen abzuhel„fen, so ist diese philosophische Bearbeitung der einzelnen Landrech„te, höchst wichtig und dringend, damit daraus endlich der Stoff „zu einer allgemeinen verbesserten Gesetzgebung sich sammle. „Der Erdenbau überhaupt, und der so oft vernachläßigte Berg„bau insbesondere, erheischt ein nahe gelegenes Gebiet, und die „hülfreiche Hand eines großmüthigen Fürsten. Endlich ist „es der regierenden Gewalt und dem Wohl des Staats nicht „gleichgültig, worinn, wo und wie seine Landeskinder, wel„che dereinst die Stellen des Staats besetzen, und dem gemei„nen Wesen in allen Theilen vorstehen sollen, unterrichtet wer„den. Ohne des Unterschieds der Grundsätze, der dennoch „seine Rücksicht verdient, zu erwähnen, ist Abschickung vieler „Inländer auf auswärtige hohe Schulen eines Theils zu kost„spielig, und andern Theils die Beobachtung ihrer Aufführung, „ihres Fleißes und des Fortgangs unmöglich. Und, wenn sich „gleich nach dem Ablauf der Jahre des auswärtigen Aufent„halts der Werth oder Unwerth des zurückkehrenden Subjects „bestimmen läßt, so ist doch auf den schlimmen Fall der Verlust „unersetzlich.“ Wir haben diese ganze Stelle um so lieber abgeschrieben, da sie die Erklärung über den wahren Hauptzweck, der bey der Stiftung jeder hohen Schule in Acht genommen seyn sollte, und über die lobenswürdige Absicht der Mainzischen enthält. Man wird auch immer mehr dahin kommen, es einzusehen, daß keine Universität sich besser befinde, als die recht eigenthümlich für das Land gemacht ist, in welchem sie sich befindet. Das nach und nach beynahe überall von den Fürsten und Ständen, welche Universitäten haben, eingeführte Verbot, daß die Unterthanen entweder überhaupt nicht auf einer fremden, oder doch eine gewisse Zeit auf der vaterländischen Universität studiren sollen, scheint hart zu seyn, und den Wissenschaften selbst ungünstig werden zu können. Immerhin mag es auch die Erfindung eines Finanzmeisters gewesen seyn; es schafft doch das Gute, daß die Fürsten mehr Aufmerksamkeit auf die Landesuniversitäten verwenden müssen, wenn sie nicht ihrem Lande einen noch viel größern Nachtheil zuziehen wollen, als die vermeynte Wegschleppung des einheimischen

Geldes

Geldes ist. Große ökumenische Universitäten sind im Ganzen auch für das Land so gar vortheilhaft nicht, als man sich oft eingebildet hat; die besondere Rücksicht auf die Landeskinder unterbleibt mehrentheils; gute Ordnung und Polizey ist schwerlich zu erhalten; die Lehrer werden zu sehr von den Lehrlingen entfernt, und können ihre Aufmerksamkeit nicht wohl auf Individuen richten; die Bürger des Orts gewinnen zwar viel, aber sie werden auch viel mehr von Ausländern, als von Landsleuten, betrogen, verthun desto mehr, lernen müßig gehen, junkeriren und betrügen. Den Hauptgedanken in der eben angeführten Stelle geben wir daher vollkommen zu, daß jeder in etwas beträchtliche Staat seine wohleingerichtete hohe Schule haben müsse. Aber, daß es gerade eine ansehnliche Hauptstadt sey, finden wir nicht so nöthig. Unsere Vorfahren sperrten die Erzieher und die Zöglinge in Klöster ein; wir führen diese zu früh in die weite Welt. Jene sollen die Welt kennen gelernt haben, und nie heraustreten, aber diese mögen ja erst stuffenweise und an der Seite weiser Begleiter eingeführet werden, um sich nicht zu verlieren, und um sich darinn zu schicken. Hauptstädte haben mancherley Zeitvertreibe, Gelegenheit zum Geldverthun. In ihnen verlieren sich auch die Studirenden gar leicht, daß sie nicht übersehen und bemerkt werden können. In keinem Stücke ist eine mäßige Landstadt, wenn das übrige alles gleich ist, unschicklicher zum Wohnsitz einer Universität, als eine große Hauptstadt. Große Spitäler und Archive können zwar nur in dieser seyn, allein, was für Studirende darinn zu lernen ist, wird sich erst lernen lassen, wenn zur Ausübung und zum Geschäffte selbst fortgeschritten wird. Sie können sich alsdenn gewöhnlich eine Zeitlang in der Hauptstadt aufhalten. Eben so ist es mit der geistlichen Beredsamkeit. In Ansehung dieser wird man sich wundern, auf einmal in einer, unter erzbischöflicher Autorität publicirten Schrift, ein der herrschenden Gewohnheit, künftige Prediger in Klöstern und Seminarien zu bilden, so laut widersprechendes Urtheil vorzufinden. Wir sind überzeugt, daß, so höchst verwerflich auch alle von der Welt zu sehr abgesonderte Anstalten sind, in welchen künftige Gelehrte für die Welt gezogen und vorbereitet werden sollen, sie mögen Schulen, oder Universitäten, oder Collegien heißen, dennoch eine weise Temperatur zwischen Weite und Enge des Kreises das beste sey, zumal da man ja in keiner Lehranstalt, sie sey auch noch so vollkommen, auslernen soll. Indessen geben wir gern zu, i

für die Localverhältnisse, und für die darauf gestützte ganze Verfassung der Mainzischen Landesuniversität, keine Stadt schicklicher zum Sitz derselben sey, als die vornehmste. — Noch aber müssen wir den übrigen Inhalt des ersten Abschnitts mittheilen. „Bey dieser auf das Wohl der Inländer vorzüglich gerichteten landesväterlichen Absicht wird man jedoch jeden Ausländer mit Vergnügen aufnehmen, und mit der nämlichen Sorgfalt, wie den Eingebohrnen behandeln. Auch arme Ausländer von Talent und Willen finden hier eine wöchentliche milde Unterstützung am Gelde.“ —

Zweyter Abschnitt, von den Wissenschaften überhaupt, welche gelehret und gelernet werden sollen, um den Zweck zu erreichen. Er fängt mit der wahren Bemerkung an, daß bey der beständigen Bewegung der menschlichen Wißbegierde, dem Geiste des Nachforschens und der Entdeckung, bey den immer neuen Herleitungen unbekannt oder miskannt gewesener Wahrheiten aus oft alten, oft unbemerkten oder vernachläßigten Ideen, bey den daraus folgenden Trennungen oder Zusammenstellungen die Reihe derselben sich zwar weder zählen, noch gesetzlich bestimmen lasse; daß sie doch aber einer zweckmäßigen Zusammenstellung fähig seye, wenn man dabey auf das allgemeine Staatsbedürfniß sehe; diesem müsse denn auch eine Universität abhelfen, und alles zu erlernen, was den für Kirche und Staat brauchbaren Mann ausmache, Gelegenheit darbieten; nun brauche der Staat mancherley Leute, die Alle nicht Alles lernen sollten, weil daraus nur seichtes, superficielles Halbwissen entstehe. Hierauf werden die sämmtlichen zu lehrenden Wissenschaften unter drey Hauptgattungen gebracht. Die erste umfaßt die Vorbereitungs- und Instrumentalwissenschaften, deren Erlernung allgemein nothwendig ist, oder philosophisch-mathematische Wissenschaften. Dahin werden gerechnet: das fortwährende Studium der Griechischen und Römischen Klassiker, und ihrer an Feinheit, Anmuth, Würde und Nachdruck unnachahmlichen Sprachen; die Uebung in der deutschen, und Kenntniß der übrigen lebendigen Sprachen, besonders der französischen, nebst gründlicher Einsicht in das Wesen der Sprachen überhaupt, oder allgemeine Philologie; Philosophie, vornehmlich Seelenlehre, Logik, Pneumatologie, Pädagogik, Naturgeschichte, Naturlehre, Mathematik, Metaphysik, praktische Philosophie. (Eine etwas willkührliche und regellose Stellung.) Die zweyte Hauptgattung sind

ſind die theils allgemein nützlichen, theils nach beſonderer Beſtimmung nothwendige Wiſſenſchaften, oder Geſchichte mit allen ihren Abtheilungen und Gehülfen; ſie heißen hier hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Wiſſenſchaften, und haben unter ſich: allgemeine Geſchichte der Welt, der Kirche, der Gelehrſamkeit überhaupt, des deutſchen Reichs, der merkwürdigſten Europäiſchen Staaten, und des Mainziſchen Chur- und Erzbißthums insbeſondere; ferner Erdbeſchreibung, Chronologie, Genealogie, Numismatik, Heraldik, Alterthumskunde (Archäologie?); dann Diplomatik, Statiſtik, und ganz beſondere Geſchichten einzelner Gegenden, Biographien ꝛc. oder hiſtoriſch-kritiſche Beyträge. Die dritte Hauptgattung: Wiſſenſchaften, welche einer beſondern Klaſſe von Studirenden eigends nothwendig ſind. (Man könnte ſie Amtswiſſenſchaften nennen; der Name ware edler, als der gemeine, Brodtwiſſenſchaften.) Alſo 1) Theologie. Von ihrem Zweck und Umfange heißt es hier: „Der Mangel des nothwendigen „Grades der Erkenntniß und des guten Willens bey allen „Menſchen, und der überwiegende Hang zur Sinnlichkeit und „zum Rücktritt in die aus Triebe der Geſellſchaft hingegebene „natürliche Freyheit, machen die Lehren der natürlichen Got„tesgelahrtheit und der praktiſchen Philoſophie unzureichend, „und beweiſen die Unentbehrlichkeit der Offenbarung und der „darinn enthaltenen Wahrheiten und Vorſchriften. Dieſe „machen den Inbegriff der Religion aus, welche von jeher „das feſteſte Band aller Staaten, der geheime und mächtige „Antrieb zur Erfüllung der geſellſchaftlichen Pflichten, und „der Troſt im Unglück geweſen iſt. Dieſe Wahrheiten erhal„ten ihre Erweislichkeit aus der heil. Schrift und aus der Tra„dition. Der Gottesgelehrte muß ſie verſtehen und richtig „auslegen, die darinn enthaltenen Wahrheiten ſammeln, in „ein wohlverbundnes Ganzes bringen, und die Fertigkeit er„langen, ſie wider alle Angriffe zu vertheidigen.“ Demnach erfodert ſein Amt Bekanntſchaft mit der Griechiſchen und Hebräiſchen Sprache, und den der letztern verwandten Mundarten; die bahnt ihm den Weg zur bibliſchen Kritik, welche mit Alterthümern, Geſchichte und Zeitrechnung verbunden zur Hermenevtik und Exegeſe führt. (Schlimm iſt es bey den Katholiken freylich, daß alle bibliſche Kritik nichts hilft, ſobald vermeynte Tradition und Autorität der Kirche da iſt.) Darauf bauet die Dogmatik ihre Sätze; ſie ſchöpft zugleich aus der Patriſtik, und vertheidiget ſie gegen Angriffe in der Polemik.

Die

Die theologische Moral erweitert dann die Vorschriften der philosophischen. Das Amt eines Seelsorgers erfordert weiter Anweisung, es wohl zu führen, oder Pastoraltheologie, welcher Homiletik, Katechetik und Liturgik zur Seite gehen. 2) Rechtsgelahrtheit, oder Philosophie der Gesetze, theoretisch und praktisch, ist, wie ihre Grundwissenschaft und die Gesetze sind, natürliche und positive. Die natürlichen Gesetze, in so weit sie die Zwangsrechte oder Zwangspflichten enthalten, lehret das Recht der Natur, das den Menschen sowohl außer, als in den mancherley gesellschaftlichen Verbindungen betrachtet, und im letztern Fall allgemeines Völkerrecht, allgemeines Staatsrecht, und allgemeines Privatrecht begründet. Die positiven Rechte betreffen entweder die Rechte und Verbindlichkeiten der obersten Gewalt, oder die Privathandlungen der Untergebenen; von den ersten wird gehandelt im deutschen Staatsrechte, im deutschen geistlichen Staatsrechte, im besondern Churmainzischen Staatsrechte; von den andern im Privat- oder bürgerlichen Rechte, dem allgemeinen sowohl, oder dem deutschen einheimischen, welches zur Aushülfe das Römische, Privatkanonische und Langobardische Lehnrecht gebraucht, auch durch das Churmainz. Landrecht manche Bestimmungen erhält, als dem besondern Privatrecht, welches in Absicht der Stände, nämlich der Fürsten, des Adels, der Geistlichkeit, der Kriegsleute ꝛc. und in Absicht der Handlungen und Geschäffte verschiedene Theile hat, als peinliches, Wechselrecht, Handlungsrecht ꝛc. Alle diese Kenntnisse wendet die praktische Rechtsgelehrsamkeit an, welche nach der gegebenen allgemeinen Eintheilung der positiven Rechte eben so viele unterschiedene Fächer hat. — 3) Die Arzneygelehrsamkeit. Sie dringt vor allen durch die Anatomie in das Innere des menschlichen Körpers, eine Wissenschaft, welche für denjenigen praktischen Theil der Arzneygelehrsamkeit, der mit den äußern Verletzungen zu thun hat, oder für die Chirurgie, besonders wichtig ist. (Diese würde ihre allein schickliche Stelle weiterhin unter den praktischen Theilen der Medicin erhalten haben, wo sie auch wieder vorkömmt.) Die Verrichtungen der anatomisch erkannten Theile zeigt die Physiologie, und deren Störung die Pathologie, welche in der Diätetik Rath ertheilet. Die Kenntniß der Heilmittel aus allen drey Reichen der Natur lehret die medicinische Naturgeschichte, besonders die Kräuterkunde. Die Urstoffe aller Naturprodukte deckt die Chemie auf, die dem Arzte die materiam medicam überliefert, deren

Zube-

Zubereitung er in der Pharmaceutik lernt. Diese theoretischen Kenntnisse werden in der praktischen Arzneywissenschaft, (welche, nach den folgenden Theilungsgliedern im weitern und im engern Verstande genommen werden sollte) in der ausübenden Wundarzney, und in der Entbindungskunst angewandt. Verknüpft mit andern wissenschaftlichen Theilen sind die gerichtliche Arzneygel. und die medicinische Polizey, nebst der Viehharzneykunst. — 4) Kameralwissenschaften. „Sie sind „nicht die Kunst, ohne Mühe reich zu werden, auch nicht „die Wissenschaften, welche derjenige noch wohl begreifen könnte, dem sonst andere Theile der Gelehrsamkeit zu fassen, zu „schwer, oder zu beschwerlich sind; sondern sie sind die Wissenschaften, die einzelnen Familien in Wohlstand zu setzen, und „dadurch den Staat reich an allerhand Gütern, und, nach „Verhältniß, mächtig zu machen.“ Nun kommen die meisten Güter ursprünglich und als Materialien aus dem Bau der Erde; diesen lehrt die Landwirthschaft, die Forstwissenschaft, und der Bergbau. (Der letzte Ausdruck ist zu concret; Bergwissenschaft würde auch nicht recht passen, obgleich eben so gut, als Forstwissenschaft, ohne doch so gebräuchlich zu seyn; am besten vielleicht Erzwissenschaft.) Allgemeine Naturgeschichte, Naturlehre, reine und angewandte Mathematik, werden dabey vorausgesetzt, und ökonomische Zoologie, Botanik, und Viehharzneykunst hinzugefüget. Mit den rohen Materialien beschäftiget sich die Manufaktur- und Fabrikwissenschaft, und Technologie, denen die Chemie als Wegweiserin beytritt. Aus den Werkstätten empfängt die Handlung die nun gewordenen Güter; daher Handlungswissenschaft, kaufmännische Rechnung, Handlungspolitik. Und da endlich zu allen diesen Arten des Gewerbes Vereinigungen mehrerer Menschen gehören, so bestimmt die Polizeywissenschaft die Grundsätze der erfoderlichen dirigirenden Gewalt, alles zum gemeinsamen Zwecke zu leiten; sie bedient sich dazu öfters der politischen Arithmetik, der Finanzwissenschaft und der Staatsklugheit. Sämmtliche Kameralwissenschaften bedürfen der Hülfe des Landrechts, der ökonomischen Rechtsgelehrsamkeit, des Polizeyrechts, der Statistik ꝛc. Hierauf noch eine kurze Betrachtung der edlern Künste, (so möchten wir sie nicht nennen; lieber die schönen, oder die Künste des Vergnügens) nämlich der schönen (passenden, der redenden), die bildenden und die gymnastischen; und zuletzt ein paar Worte über allgemeine Encyklopädien. — Wir haben die ganze Skiagraphie um deswillen vorgelegt, weil wir

sie

ſie mehrentheils ſo vollſtändig und ſo beſtimmt ausgezeichnet finden, daß ſie, mit einigen geringen Veränderungen, und nähern Determinationen, die Grundlage zu Vorträgen über den Inbegriff der menſchlichen Erkenntniſſe abgeben könnte.

Dritter Abſchnitt, vom öffentlichen Lehramte. „Die „Lehrer ſind Diener des Staats, und zwar in einem „der wichtigſten Gegenſtände.“ Außer allgemeinen Pflichten liegt ihnen auch ob, daß jeder die Doctorwürde der Fakultät habe, zu welcher er gehört, daß jeder fünfmal (warum nicht ſechsmal?) die Woche, täglich zwey Stunden, Vorleſungen über das ihm aufgetragene Fach halte, wobey es ihm unbenommen iſt, auch über die Fächer anderer Profeſſoren, jedoch nach vorher davon an die Curatel geſchehener Anzeige, zu leſen; daß jeder im Fall einer Krankheit, der Curatel die alsbaldige Anzeige gebe, und ohne Erlaubniß nicht, während dem Semeſter ausſetze oder verreiſe. Das Fortrücken von einem (einer) Katheder zum (zur) andern, aus einem Anciennitätsrecht findet nicht Statt. (Das iſt gut; aber daß jeder Lehrer auf immer bey dem Hauptfache bleibe, zu dem er ſich einmal bekannt hat, möchte nicht ohne Ausnahmen, die von beſondern Umſtänden abhängen, gelten.) Die Docenten haben zu ſorgen, daß während der Vorleſungen alle Unart der Candidaten (ſo heißen hier überall die Studenten, welche Benennung doch ſchicklicher ſeyn, und ſich zu dem Charakter der Unart beſſer paſſen möchte) verhütet, und alsbald geahndet werde (aber, wie?); ſie haben auch die Namen der Abweſenden, ausſchließlich die Alumnen des erzbiſchöflichen Seminariums, (alſo ſchon eine Exemtion!) in jeder Lection zu verzeichnen, und am Ende der Woche an die Curatel einzuſchicken. (Das wird eine läſtige Arbeit ſeyn; den Profeſſoren müßten Famulen dazu gehalten werden.) Sie werden ferner aufgemuntert, von Zeit zu Zeit eine Abhandlung drucken zu laſſen, (es iſt nicht gut, wenn das Bücherſchreiben befohlen wird) beſonders aber zweckmäßige Collegienbücher zu verfaſſen, welches mit beſonderer Gnade erkannt und belohnet werden wird. (Wenn ein Docent iſt, wie er ſeyn ſoll, ſo iſts freylich beſſer, daß er lieber ſelbſt ein Compendium ſeiner Wiſſenſchaft ſchreibt, als die Zeit damit vergeudet, ſeinen Autor zu widerlegen, und ſich mit ihm herumzutummeln.)

Vierter Abſchnitt, von der Ordnung im Lehren. Es ſoll in Anſehung der Eingebornen nicht von ihrer Willkühr abhängen,

gen, oder dem Ungefähr überlassen werden, was und in welcher Ordnung sie lernen. Also sind Curse Vorschriften nöthig, nach welchen sowohl die Vorbereitungs- und die Hülfs- als Amtswissenschaften jeglicher Klasse von den sich ihnen widmenden Candidaten gelernt werden. Nur müssen die Wissenschaften nicht zu sehr individuirt, nicht in zu viele Theile aufgelöset werden; daraus folgen unnöthiger Zeitaufwand, verdrießliche Wiederholungen, und Verfehlung der Uebersicht und des Zusammenhangs des Ganzen. Es muß ferner jeder Wissenschaft die gehörige Zeit gegönnt, jeder ein summarischer Abriß ihrer Theile voraufgeschickt, und ein anderer systematischer Inhalt der zu ihr gehörenden Grundsätze nachgefügt, Geschichte und Litteratur aber von jedem wissenschaftlichen Theile, theils in der Einleitung, theils an gehöriger Stelle angebracht werden. „Da die meisten Köpfe von mittelmäßiger Fähigkeit sind; da „sich wenige Genies, manche Schwache darunter befinden, „und nach der Ordnung der Natur sich darunter befinden müssen; da ferner nicht jeglicher an sich guter Gegenstand des „Unterrichts für jeden Studirenden nothwendig, die Ueberladung und das Unzweckmäßige vielmehr bey manchen schädlich „ist: so soll und wird von Seiten der Curatel desfalls die nöthige Einsicht genommen, und nach Umständen verfügt werden. Hingegen hat dieselbe auf die genaue Einhaltung „(Nachachtung) der cursmäßigen Vorschrift bey jenen zu „dringen, welchen die Natur die hinreichenden Fähigkeiten, „das Glück aber, oder die obrigkeitliche Unterstützung die Mittel zur Ausführung verliehen haben, damit dieselben den mög„lichsten Antheil an der fortschreitenden allgemeinen Welt„aufklärung, zum Besten des Vaterlandes, erhalten.“ Nach diesen vortrefflichen Bemerkungen, die nur schwerer werden in Ausübung gebracht werden können, als sie niedergeschrieben sind, ob man gleich darum nicht verzagen muß, wird die Vertheilung und Einrichtung der sogenannten Curse angegeben; der philosophische ist dreyjährig, die übrigen vierjährig. Denn man will das geschwinde Wegeilen von den Universitäten nicht leiden, und um so mehr der ältern akademischen Gesetzgebung folgen, da die Köpfe der Studirenden an Kraft nicht zugenommen, die zu erlernenden Dinge aber sich sehr vervielfältiget haben. Die Vorbereitungscollegien machen den Anfang. Haupt- und Hülfscollegien lassen sich noch nicht alle in ihre rechte Stelle weisen; man wird aber künftig wegen eines gemeinschaftlichen und wohl abgemessenen Plans übereinzukommen suchen. Alle in den philosophischen und theologischen

Curſen enthaltenen Collegien werden aus beſondern Beweggründen gratis geleſen. (Wir können ſie nicht errathen. Vom Kurfürſten und dem Kurator laſſen ſich keine andere als die beſten Bewegungsgründe vorausſetzen. Aber man muß ſich auch erinnern, daß die theologiſche Fakultät, und ein Theil der philoſophiſchen aus Jeſuiten beſtehe. Man weiß, wie thätig dieſe ſind, alles ſo viel als möglich an ſich zu ziehen, und daß ſie oft auch die beſten Bewegungsgründe dahin zu lenken wiſſen.) Die übrigen werden, wenn ſie täglich eine Stunde gehalten werden, mit einem Ducaten, wenn zwey Stunden, mit zwey Duc. halbjährig bezahlt; Adeliche bezahlen das doppelte Honorarium. (Das iſt nicht gut, und macht einen Unterſchied des Ranges ſichtbar, der unter Studirenden keine gute Früchte bringt.) Das Winterſemeſter geht vom 3ten Nov. an, (vermuthlich weil den 1ſten und 2ten Aller Heiligen und Aller Seelen gefeyert wird) bis zum 1ſten May; das Sommerſemeſter vom 1ſten May bis 1ſten October. Den October über ſind die gewöhnlichen großen Ferien; desgleichen Oſtern vierzehn Tage, Weihnachten und Faſtnacht auch einige. (Feſttage ſollten ſo wenig, als möglich, Ferien geben; der Unterricht der Jugend ſollte noch weit mehr, als jede andere Notharbeit, Diſpenſation von den Kirchenordnungen haben. Außerdem würde es auch auf einer recht eigentlich für ein einzelnes Land errichteten Univerſität thunlich geweſen ſeyn, die großen Ferien in die Mitte des Sommers zu verlegen, und ſie dadurch zu einer größern Wohlthat für Lehrer und Lernende zu machen.) Alle, theils allgemein nothwendige, theils allgemein nützliche, theils in dem beſondern Bedürfniß des Staats gegründete, und alſo nur für eine Klaſſe Studierender nothwendige Wiſſenſchaften ſind in fünf Haupteurſe eingetheilt.

Der fünfte Abſchnitt handelt von dieſen fünf Curſen, unter welchen der erſte, der philoſophiſche, jedem der übrigen zum Grunde liegt, (vorhergeht). „Da junge Leute „gemeiniglich noch unentſchloſſen ſind, welchem Hauptfach der Gelehrſamkeit ſie ſich eigends widmen ſollen, „und da, wenn ſie gleich hierüber ſchon entſchieden „(mit ſich einig) wären, dennoch jeglicher eine ernſtliche „Zubereitung fodert,“ ſo werden ſie drey Jahre in dem philoſophiſchen Curs, nämlich ein Jahr in der philoſophiſchen Vorbereitungsklaſſe, d. i. in Sprachen, Geſchichte, Mathematik ꝛc. zwey Jahre aber in dem eigentlich philoſophiſchen Studium behalten. Was ſie in dieſen ſechs Semeſtern treiben, iſt vorgeſchrieben; alles ſehr zweckmäßig, nur in Anſehung des

Reli-

Religionsunterrichts möchte der oben gerügte Fehler des zu genauen Individuirens begangen werden, wenn im ersten Semester Wahrheit der christl. Religion, im zweyten der christlichen Sittenlehre erster Theil, von den Pflichten der Christen gegen Gott, im dritten Nothwendigkeit und Glaubenssätze der christl. Religion, im vierten der christl. Sittenlehre zweyter Theil, von den Pflichten der Christen gegen sich selbst, im fünften die Mittel, die die katholische Religion zur Heiligung der Christen vorschreibt, und im sechsten der christlichen Sittenlehre dritter Theil, von den Pflichten der Christen gegen den Nächsten, abgehandelt werden sollen. Außerdem fassen diese Theile des ganzen Unterrichts auch nicht wohl in einander. — Für diese ganze philosophische Klasse sind, weil die öffentlichen Lehrer nicht zureichen möchten, den Fassungskräften eines jeden dieser großen Zahl von Jünglingen gehörig nachzuhelfen, zween Repetenten angestellt, die sich mit Repetiren und Examiniren abgeben. — Der theologische Curs hat acht Semester. Kirchengeschichte wird in den ersten zwey Jahren gehört; die Orientalischen Sprachen blos im ersten Jahre, doch so, daß im ersten und andern Semester zugleich die Auslegungsregeln nach dem litteral- und moralischen Sinn (was soll der? Moralischer Sinn ist Unsinn, wenn von Interpretation die Rede ist) vorausgeschickt, und demnächst im dritten und vierten die heiligen Bücher selbst erklärt werden. (Aber wie ist es möglich, mit dem großen, würdigen Studium der Bibel, mit den sämmtlichen Vorerkenntnissen und Hülfsmitteln desselben, in dem kurzen Zeitraume von zwey Jahren zu Ende zu kommen, oder vielmehr die Erklärung selbst in einem Jahre auf eine nützliche Weise zu absolviren? Die große Anzahl der heiligen Bücher A. und N. T. hat theils in Absicht auf Alterthum, Sprache, Geschichte, Geist und Manier der Schriftsteller so viele Eigenheiten und Schwierigkeiten, theils aber in Absicht auf ihren Inhalt und auf das Amt des künftigen Theologen so viele Würde und Wichtigkeit, daß, nach unsern Begriffen, es schlechterdings unmöglich ist, daß junge Leute hier etwas rechts lernen, wenn es ihnen nicht zum allernöthigsten, ja während ihres ganzen akademischen Studierens zum unnachläßlichsten Geschäffte gemacht wird, diese Bücher zu lesen. Das können sie aber ohne fortgesetzte Anleitung und Uebung eines Lehrers gewiß nicht. Außerdem ist auch Exegese der Bibel ein nebenher so geschick-

tes Mittel, den Kopf aufzuräumen, die Beurtheilungskraft zu schärfen, und zum Nachdenken über die wichtigsten Gegenstände zu ermuntern, daß es schon darum der Mühe werth wäre, diese Exegese mit noch viel angestrengterm Fleiß zu treiben, als die der griechischen und lateinischen Autoren, wenn es gleich das Bedürfniß und der Beruf des Theologen nicht insbesondere erfoderte. Recensent kennt einen Lehrer, der auf einer Protestantischen Universität blos über die Bücher des N. T. mit Ausschließung der Apokalypse, fünf halbe Jahre, wöchentlich sechs Stunden, gelesen, und diese Vorlesungen noch dazu kursorisch genannt, weil er dabey nicht nur gar keine Rücksicht auf den sogenannten moralischen Sinn nahm, sondern auch alle andere Betrachtungen, außer denjenigen, die den Wortsinn erforschen, erläutern, den Inhalt wichtig und faßlich machen halfen, hintansetzte. — Dieser Mangel ist es eben, welcher der Römischkatholischen Theologie so nachtheilig ist, und, bis er abgestellet wird, auch nachtheilig bleiben muß; sie kann durchaus keine Wissenschaft frey und wohldenkender Männer werden, bis sie von den Banden der willkürlichen positiven Statuten durch Erkenntniß und freyen Gebrauch der ehrwürdigsten Dokumente der Offenbarung losgemacht hat. Die Philosophie leistet dazu zwar die vornehmste Hülfe; allein diese wird auch eben so lange gemißhandelt und genöthiget werden, zu sprechen, wie sie soll, nicht wie sie spricht, bis man diejenigen Bücher, welche das Ansehen göttlicher Bücher und reiner Erkenntnißquellen der Religion haben, besser kennen, schätzen und verstehen gelernt haben wird.) Noch wird eben den Theologen im ersten Semester das Recht der Natur, im dritten die Institutionen, im fünften das öffentliche Kirchenrecht, im sechsten das Privatkirchenrecht, und im siebenten das Mainzische Landrecht vorgetragen. (Das sind nun freylich für einen katholischen Geistlichen wissenswürdige Dinge; für den Protestantischen weiter nicht, als in so fern das Naturrecht ein Theil der Philosophie ist, und die Kenntniß des bürgerlichen und Landrechts ihm im gemeinen Leben, die des kanonischen aber vornehmlich zum Licht in der Geschichtskunde dient. Es wäre aber wohl rathsam, den Vortrag aller dieser Theile der Rechtswissenschaft den Juristen, die doch auch damit zu thun haben, ausschließungsweise zu überlassen, damit nicht doppelte iura, iura theologica und iura iuridica, daraus erwüchsen, die schwerlich mit einander harmoniren können. Allein zu Mainz haben die Theologen, wie sich itzt schon gezeigt

zeigt hat, ihr eigenes Naturrecht; daher ist auch in der theologischen Fakultät ein eigner Lehrer für dasselbe und für die übrigen, dem Seelsorger vorgeblich zu kennen nöthigen Rechte, bestimmt. Wir wissen uns auch das, daß unter den juristischen Kollegien des ersten Semesters das Recht der Natur wieder angesetzt wird, und zwar mit der Einschränkung: das eigentliche sogenannte Naturrecht, nicht anders zu erklären, als daß das theologische Naturrecht nur ein uneigentliches sogenanntes sey. Es wird unwiderruflich daraus folgen, und sich noch oft äußern, daß etwas theologisch recht seyn könne, was juristisch unrecht ist, und umgekehrt.) Moral wird ein Jahr, und Polemik auch ein Jahr gelesen. Das letzte Jahr ist verhältnißmäßig zu freygebig angewandt, zumal da der Dogmatik schon zwey volle Jahre gegeben sind, welche sie nicht brauchen wird, ohne zugleich das ganze Arsenal der Polemik auszukramen.) Weit vorzüglicher ist der Plan der Studien für die Rechtsbeflissenen. Sie lernen im ersten Jahre vornehmlich Geschichte der Europ. Staaten, des Röm. Rechts, Röm. Alterthümer, Natur- und Völkerrecht, Institutionen, im zweyten Pandekten, deutsches Staatsrecht und Statistik, im dritten alle übrigen Theile der Rechtswissenschaft, und im vierten Diplomatik, Polizeywissenschaft, Politik, Dekretir- und Referirkunst nebst den verschiedenen Processen. — Bey der Arzneywissenschaft wird Anatomie zur ersten Grundlage gemacht; die Studirenden haben Gelegenheit, diesen Curs viermal zu vollenden. Chirurgie lernen sie gleich im ersten Semester des zweyten Jahres theoretisch und praktisch im Hospital; eben daselbst im sechsten und siebenten Semester auch praktische Pathologie und Therapie, so wie im Entbindungshause Geburtshülfe. Künftig soll, nachdem die nöthigen Zubereitungen dazu gemacht sind, auch die Vieharzneykunst hinzu gethan werden. — Die Kameralwissenschaft wird eben sowohl, als die vorhergehenden drey Fächer, erst nach geendigtem philosophischem Curs, erlernt, nur daß die reine und angewandte Mathematik hier mit fortgesetztem Fleiß vollständiger getrieben wird, sonderlich Mechanik und bürgerliche Baukunst. Zugleich werden diejenigen historischen, juristischen und physikalischen Erkenntnisse, welche der Cameralist besitzen muß, vorgetragen, und erst vom fünften Semester an die eigentliche Cameralwissenschaft.

Sechster Abschnitt, von der Zahl und Bestimmung der Lehrstühle. Philosophisch-mathematische Lehrstühle sind neun,

historisch-statistische acht, theologische eilf, juridische achte, medicinische sieben, kameralistische drey; (zusammen 45) Bibliothekare sind zwey, außerdem Sprachlehrer, Musiker ꝛc.

Siebenter Abschnitt, von der Lehrmethode. Die Studirenden sollen keinesweges zu wirklichen Gelehrten ausgebildet werden, aber auch nicht bey encyklopädischen Oberflächen stehen bleiben, sondern die ausführlichen Elementargrundsätze lernen, den ganzen Umfang der Wissenschaft, welcher sie obliegen, deutlich einsehen, die Theile, woraus sie besteht, und die darinn begriffenen Materien sich wohl zu eigen machen, und von den Quellen und Hülfsmitteln, diese Erkenntnisse weiter auszubreiten, Bekanntschaft erhalten. Nach diesem Zweck und den Fassungskräften des größern Haufens soll der Vortrag eingerichtet seyn. Das beste Hülfsmittel einer guten Methode ist das Vorlesebuch, wenn es überhaupt und insbesondere systematisch geordnet ist; Vorbereitung der Lehrer zu jeder Lection; Aufmerkung, wo und warum des Zuhörers Begriff stocke, und Geschicklichkeit, demselben aufzuhelfen. Jeder derselben erhält sich in der Kenntniß der neuesten Litteratur seines Fachs, schweifet nicht in das Gebiet einer andern Wissenschaft aus, berühret Schulstreitfragen kürzlich und historisch, hält sich im Anfange des Curses nicht zu lange auf, und eilt nicht gegen das Ende zu. Durch öfteres Befragen wird untersucht, ob der Zuhörer das Vorgetragene richtig begriffen habe, und sein eigenes Nachdenken durch Aufgaben von kurzen Ausarbeitungen, Entscheidungen streitiger Fälle, tabellarischen Entwürfen, Auszügen aus Büchern, geübt. — Alles überaus gut.

Achter Abschnitt, von den Lernenden. Die Ursachen von der Abnahme der Anzahl Studirender auf deutschen hohen Schulen liegen, außer der vermehrten Zahl dieser hohen Schulen, vornehmlich in dem immer steigenden Luxus und dem daraus folgenden Geldmangel, in dem vermehrten Militärstande, in der Mode die Wissenschaften nur in der Oberfläche zu berühren, und endlich in der Menge brauchbarer und vortrefflicher deutscher Schriften über die meisten Wissenschaften, welche manche mit Glücksgütern nicht sehr begünstigte Subjecte veranlassen, den öffentlichen Unterricht auf Universitäten ganz oder zum Theil zu übergehen, und nach einem auf guten Gymnasien geraume Zeit hindurch gelegten festen Grunde sich durch eigne Anstrengung empor zu arbeiten. Der Zweck

der

der Churfürstl. Universität soll nun gar nicht seyn, die Zahl der Studirenden zu vergrößern; wenn sie nur für den Staat recht brauchbar werden. Daher ist auch von Inländern die Hauptfrage; den Ausländern steht es frey, ob sie unter den besondern, für die Inländer vorgeschriebenen Gesetzen mitbegriffen seyn wollen, oder nicht. Diese aber sind verbunden, den ganzen philosophischen und einen der übrigen Curse zu Mainz zu vollenden. — Vorschriften den Fleiß betreffend.

Neunter Abschnitt, von Uebungen der Lernenden. Ausser den Examinen, welche die Professoren in den Vorlesungen fleißig vorzunehmen haben, veranstaltet auch die Curatel, wie es heißt, öftere Wochenexamina. (Was heißt das, Wochenexamina? etwa die allwöchentlich gehalten werden? Wenn das wäre, so ist der Beysatz öftere überflüßig; oder, die zuweilen eine ganze Woche hindurch gehalten werden? Alsdenn ist es wider die Analogie, das Wochenexamina zu nennen, z. E. Wochenmarkt, Wochengericht ꝛc.) Oeffentliche Prüfungen aller Candidaten eines Collegiums sollen nach Umständen, sonderlich mit der philosophischen Klasse, vorgenommen, und Defensionen kurzer Sätze, ohne Unkosten derer, welche sie anstellen, gehalten werden. (Das ist eine vortreffliche Anstalt, junge Leute in eine nützliche Thätigkeit zu setzen, ihnen das Nachsinnen und Nachlesen über eine Materie wichtig und interessant zu machen, und ihren Anstand im öffentlichen Vortrage sowohl, als im Gespräche des gemeinen Lebens, zu bilden. Auf den meisten Protestantischen Universitäten findet man itzt die Disputirübungen gar zu wenig modern, und vernachläßiget darüber viele große Vortheile. Dadurch bekommen denn auch die sogenannten solennen Disputationen der Promovenden eine so abentheuerliche bocksbeutelmäßige Gestalt, daß mancher ernsthafte Mann sich zugleich schämt und ärgert, wenn er Theil daran nehmen muß. Anstatt daß man zu Göttingen Preise ausgesetzt hat für die besten Aufsätze, die über gewisse Fragen von Studirenden eingereicht werden, mögten wir rathen, daß man die Verfügung träfe, entweder vorzüglich fleißigen jungen Leuten die Kosten öffentlicher besser einzurichtenden Uebungen im Disputiren zu ersetzen, und ihnen noch eine kleine, aber durch die Ehre wichtige, Belohnung überher zu geben, oder auch zu Privatdisputirübungen mehr Gelegenheit zu geben. Obgleich die göttingische Anstalt aus einem vortrefflichen Grunde herkömmt; so

wird doch dies schon ein großer Mißbrauch seyn, daß dadurch der schon zu sehr überhand nehmenden Büchermacherey noch mehr Vorschub gegeben wird. Dazu wird der so schädliche Dünkel der jungen Leute genährt. Was dünkt sich nicht ein Student, der schon eine Abhandlung geschrieben, ja gar um den Preis gestritten hat! Lernen sollen Studenten, und nicht zu früh Schriftsteller werden wollen!) Desgleichen werden sogenannte Finalexamina angestellt, die entscheiden, ob die Studirenden zu einer höhern Stuffe fortrücken, oder einen Theil dessen, was sie schon gehört haben, noch einmal wiederholen sollen. Die akademischen Würden sollen nicht Unwürdigen, niemals aber (auch) Abwesenden gegeben werden. Bey den Promotionen ist auf den Geist der alten akademischen Gesetzgebung zurückzusehen, die die Ertheilung der Würden stuffenmäßig anordnete. Demnach erhalten geschickte und geprüfte Candidaten nach ihrem vierten Semester erst primam, nach dem sechsten secundam lauream philosophicam, und können zum Magisterium gelangen, wenn sie darauf noch ein Jahr das philosophische Studium getrieben, und ex universa philosophia disputirt haben. Die theologische Doctorwürde zu erhalten, ist ein dreymaliges Examen, dreymalige Defension, und eine wohlverfaßte Abhandlung erfoderlich; doch muß zwischen jedem Examen ein Jahr verflossen seyn. (Warum das?) Mit den Competenten der juristischen Doctorwürde wird in der Hauptsache eben so verfahren; nur daß hier noch einige Fragen angeordnet sind, die ihnen vor dem examen rigorosum vorzulegen sind, z. B. was für Hauptgegenstände in jedem einzelnen Theile der Wissenschaft vorkommen, welche Schriften in jedem Fache klassisch und vorzüglich seyn, welchen Nutzen man in der Anwendung von jedem Theile habe, welchen Theilen der Candidat vornehmlich obgelegen, und warum? ꝛc. Nach eben der Vorschrift werden auch die medicinischen Tentamina gehalten; doch steht es den Candidaten frey, statt einer öffentlichen Vertheidigung, eine öffentliche anatomische oder chemische Demonstration zu geben. Die Kosten der Prüfungen und Promotionen werden in einer Beylage bestimmt; sie sind sehr mäßig.

Zehnter Abschnitt, vom Disciplinwesen. Die Erziehung soll auf der Universität fortgehen, und der falsche Begriff von akademischer Freyheit aussterben. Auch darinn will man auf das Wesentliche der ehemaligen akademischen Verfassung zurück

gehen,

gehen. Die Disciplinargewalt ist eine Mischung von obrigkeitlicher und väterlicher. Jeder Studirende bekömmt einen (eine) Matrikel und ein Exemplar der Gesetze, denen er, jedoch ohne Eidesleistung, nachzukommen verspricht. Von andern Universitäten Relegirte werden nicht angenommen, und Verführer gleich weggeschafft. Die Gesetze über das Betragen der Studenten, besonders das Creditwesen, sind gut und unzweydeutig. Alle Vierteljahre werden die sämmtlichen Studirenden nach ihrem Fleiße und Verhalten von den Lehrern klassificirt; Ausländern wird darüber ein offenes Zeugniß gegeben. Jedes halbe Jahr sollen die allgemeinen Verzeichnisse erneuert werden, welche der Candidaten Namen, Religion, Alter, Vaterland, Stand der Eltern, Vermögensumstände, Fähigkeiten, Fleiß, sittliches Betragen, und die Stuffe des Studiencurses enthalten. Es wird daraus erhellen, ob der Inländer zu viele oder zu wenig studiren, in welchen Hauptfächern Mangel oder Ueberfluß sey, welche Stände des Staats zu viel, oder zu wenig thun, in welchen Provinzen, Aemtern, Städten, man dazu weniger oder mehr geneigt sey, wie sich die Zahl der ganz oder halb Armen gegen die Bemittelten verhalte, ob und wo man den Privatunterricht dem öffentlichen vorziehe, ꝛc.

Eilfter Abschnitt, von Attributen der hohen Schule, oder brauchbaren Hülfsmitteln für Lehrer und Lernende. Zum eigenen Universitätshause ist das ehemalige mitten in der Stadt gelegene Schulgebäude eingerichtet, und mit zwölf geräumigen und schönen Hörsälen versehen; zu Versammlungen der Universität oder der Fakultäten, zu allgemeinen und besondern Repositorien ein Theil des gegenüber liegenden ehemaligen Jesuitercollegiums. Die ehemals in ungefähr 10000 Bänden bestandene Universitätsbibliothek ist bereits durch den Zuwachs, den sie von den Jesuiten und Karthäusern erhalten, und durch beträchtlichen Ankauf, besonders aus der Hellfeldischen Auction, bis auf 30000 vermehrt, und mit mehr als 1200 Bänden von Dissertationen bereichert. Das erzbischöfliche Seminarium, alle Stifter und Klöster des Landes müssen die Verzeichnisse ihrer Büchersammlungen einschicken, welche bey der Universitätsbibliothek niedergelegt werden, damit die darinn befindlichen seltenen Werke in den allgemeinen Catalogen aufgenommen, dadurch bekannt gemacht, und im Fall des Bedürfnisses gebraucht werden können. Der Catalogus von die-

sem ganzen Büchervorrath soll gedruckt, und der Anwachs in Nachträgen bekannt gemacht, dann auch zur Verfertigung des Realcatalogs geschritten werden. Jeder Lehrer zeigt die noch fehlenden oder neu erscheinenden wichtigen Werke seines Fachs an, damit sie alsbald, oder bey Gelegenheit, angeschafft werden. Aus dem Universitätsfond ist eine jährliche Summe für die Bibliothek ausgesetzt; außerdem giebt an die Kasse derselben jeder neue Professor 30 Fl., jeder Promotus 4 Fl., jeder Dicasterialis zu Mainz den zehnten Theil der Taxgelder des Decrets, jeder mit einem geistlichen Beneficium oder einer Prälatur providirte 10 Procent der Provisionsgelder. Für guten Bücherverlag ist auch gesorgt. Der Zustand der bey der Universität befindlichen Stipendien soll untersucht werden. Außer dem Handkabinet zum täglichen Lectionsgebrauch ist noch ein sehr beträchtliches Naturalienkabinet angekauft, das so vollständig, als möglich, gemacht werden soll; ferner ist ein guter Vorrath mathematischer und physikalischer Instrumente in London gekauft; auch wird die schon angefangene Sammlung mechanischer, hydraulischer und architektonischer Modelle jährlich vermehrt. Die Errichtung einer Sternwarte bleibt noch zur Zeit ausgesetzt. Der Lehrer der Diplomatik hat den amtsmäßigen Zutritt und Gebrauch des churfürstlichen Landes- sowohl, als allgemeinen deutschen Reichsarchivs, ist auch besonders darauf verpflichtet. Der Anfang zu einem reichen Münz- und Medaillenkabinet ist schon gemacht; es soll vornehmlich in Beziehung auf die vaterländische Mainzische Geschichte eingeschränkt werden. Eine prächtige, noch immer zunehmende, und mit wenig andern zu vergleichende Sammlung von Kupferstichen hat der Freyherr von Erthal, Kaiserl. und Churmainzischer Geheimerrath (des Churfürsten Bruder) der Universität geschenkt. Zur Uebung im Predigen und zur Anleitung in der wirklichen Seelsorge giebt das erzbischöfl. Seminarium Gelegenheit. (Wenn es der Universität nicht mit unterworfen wird, so wird es eher schaden, als nützen, und Widersprüche in Ansehung der Grundsätze veranlassen. Es pflegt ohnedies in allen solchen Seminarien sehr bald der Geist der Jesuiten wirksam zu seyn.) Die Rechtslehrer haben Zutritt in die Archive und Gerichtsreposituren. Ein neues Gebäude zur Anatomie soll errichtet, und mit einem Laboratorium chemicum versehen werden; ein botanischer Garten ist schon in der Zubereitung, und ein chirurgisches und medicinisches Hospital von 60 Betten, nebst einer bereits errichteten Schule

der

der Entbindungskunst, wird itzt in dem gewesenen reichen Clarenkloster in Stand gesetzt. Alsdenn soll auch zur Errichtung eines Gebäudes für die Viehanatomie geschritten werden.

Zwölfter Abschnitt, von Rechten und Privilegien. Die Universität ist dem Churfürsten, unter dem Vorstande der angeordneten Curatel, unmittelbar unterworfen, hat den Rang gleich nach dem Churfürstl. Hofgericht, und wird zu den Feyerlichkeiten des Hofs, gleich andern Dicasterien, eingeladen. Lermende Handwerker sollen sich von der Nachbarschaft der Hörsäle und der Wohnungen der Professoren entfernt halten. Sämmtliche ordentliche Lehrer sind wirkliche Churfürstliche Räthe, und haben den Rang nach dem Dienstalter mit den Räthen des Dicasteriums, von welchem sie noch etwa ein besonderes Prädicat erhalten; einige werden auch in den ersten Landescollegien Sitz und Stimme erhalten, ohne zum täglichen Besuch, oder zur Verfertigung der Relationen, verbunden zu seyn. (Einen Schöppenstuhl scheint die Juristenfakultät diesem nach nicht auszumachen; daher ist es nöthig, daß ihre Mitglieder auf eine andre Weise zu praktischen Arbeiten Gelegenheit haben; denn Rechtslehrern, denen diese ganz fehlt, fehlt auch billig das Zutrauen, daß sie tüchtige Richter und Anwälde bilden können.) Die siebenzehn Collegiatstifts-Präbenden, die wirklich lehrenden Doctoren der Theologie oder der Rechte, vermöge der Churfürstl. Verfügung vom 9ten März 1784. zuerkannt sind, werden von denjenigen, die bey ihrer Eröffnung damit beschenkt werden, sogleich in dem ersten Kapitel in vollkommenen Besitz genommen, ohne daß sie verbünden sind, das biennium oder die Residenz zu halten, oder sich davon loszukaufen. Sie bleiben so lange im Besitz, als sie nicht durch eigene Schuld vom Lehramte entfernt werden, in welchem letztern Falle sie dennoch, wenn sie hülfsbedürftig sind, mit einer Pension von 200 Fl. begnadigt werden sollen. Künftig soll die Fakultät, zu welcher der abgegangene präbendirte Professor gehört hat, drey Subjecte in Vorschlag bringen, deren einem die vacante Präbende von dem Churfürsten wieder zugesprochen werden wird. Alle Professoren, die ein Canonicat besitzen, sind von dem Besuchen des Chors, außer an Sonn- und Feyertagen, befreyet. Die mit Churfl. Bewilligung anzustellenden gelehrten Reisen geschehen auf Kosten des Universitätsfonds. Für die Wittwen und Waisen der Professoren ist eine Wittwenkasse errichtet; durch jährigen Zuschuß von 1000 Fl.

aus

aus dem Universitätsfond, und durch eine mäßige Abgabe von den Salarien, wird es dahin gebracht werden, daß der Gehalt jeder Wittwe eines Professors jährlich wenigstens 450 Fl. betrage, welche beym Ableben der Eltern auch auf die Waisen in capita fallen, und bis zu ihrer Großjährigkeit gezahlt werden sollen. Es nehmen aber auch die Nachgelassenen aller übrigen Universitätsbedienten, bis auf die geringsten, daran Theil. Von dieser preiswürdigen Einrichtung ist der ausführliche musterhafte Plan in einer Beylage angefügt. — Professoren, welche dreyßig Jahre im Amte gewesen, sind befugt, dasselbe, mit Beybehaltung ihres Gehalts und aller Nutzbarkeiten, niederzulegen, und in dem Dikasterium, welches ihnen vorher bestimmt ist, oder nun nach der Analogie ihres Lehramtes wird bestimmt werden, auf beständig Sitz und Stimme zu nehmen. Der Professoren Söhne werden unentgeldlich promovirt; den Kindern eines bis an seinen Tod gebliebenen Professors wird der von der zehnten Pfennigsgebühr befreyte Abzug gestattet. Bey Verleihung der akademischen Häuser und Güter haben die Lehrer das Näherrecht, wenn einer von ihnen in das Meistgebot treten will. — Die Studirenden sind der alleinigen Gerichtsbarkeit der Universität unterworfen, und haben zollfreye Ein- und Ausfuhr ihrer Bücher und Geräthschaften. Promovirte sollen vor andern zu Bedienungen befördert, und zur Advokatur Niemand zugelassen werden, der nicht Licentiat der Rechte ist; ein solcher bedarf denn weiter keiner Erlaubniß, um sich bey irgend einer Gerichtsstelle unter die Advokaten einschreiben zu lassen. Augspurgische Confessionsverwandte sollen ohne einiges Hinderniß, von wem es auch sey, auf der Universität zu studiren, und in Krankheitsfällen Geistliche ihrer Religion zu sich kommen zu lassen, freye Macht haben. (Wenn nur solche Geistliche in Mainz zu haben sind. Wird man nicht dafür sorgen, wie auf den meisten Protestantischen Universitäten dafür gesorgt ist, daß es nie an einem katholischen Geistlichen fehle, und zwar nicht blos in Krankheitsfällen, sondern zum ordentlichen, wo nicht öffentlichen, doch häuslichen Gottesdienst?) Arme, oder doch einer Unterstützung, bey der unabänderlich langen Dauer der Studien, bedürftige Studirende, vorzüglich die würdigen, sollen eine wöchentliche Geldbeysteuer erhalten; dazu werden vorerst jährlich tausend Gulden ausgesetzt, welche Summe noch vermehrt werden soll. (Das ist bey dem zunehmenden Luxus in allen Ständen, der auch dem bemittelten und in guter Bedienung

dienung stehenden Vater es immer schwerer macht, seinen Sohn ohne fremde Beyhülfe studiren zu lassen, eine der sichersten Anstalten zur Beförderung des nützlichen akademischen Studirens; nur muß dahin gesehen werden, daß verdienter Leute würdige Söhne, denen der Staat eine kleine Unterstützung, oder vielmehr Vorschuß thut, dadurch um nichts geringer werden, als diejenigen, welche von dem Ueberflusse ihrer Eltern leben.) Endlich soll für die erkrankenden Akademiker, die es bedürfen sowohl, als die es verlangen, ein eigener Platz im Hospitale errichtet werden.

Dreyzehnter Abschnitt, von der innern Verfassung. Der Kurator ist der Vorgesetzte der ganzen Universität, des Geschäfftes und des sämmtlichen Personals; ihm liegt ob, das Geschäffte im Ganzen zum Wohl der Kirche und des Staats zu umfassen, über die Vollziehung der Gesetze zu wachen, die Mängel wahrzunehmen, zu verbessern, und in erheblichen Fällen darüber an Se. Churfürstl. Gnaden zu berichten. (Von der freyen ungehinderten Ausrichtung dieser und anderer wichtigen Geschäffte, die dem Kurator aufgegeben sind, hängt es vornehmlich ab, ob Se. Churfl. Gnaden die herrlichsten Absichten erreichen, Ihre Unterthanen die ihnen zugedachten grossen Wohlthaten erhalten, und die Nachkommen sie in völligem Maaße genießen sollen.) Alle die schönen Gesetze, die in diesem Buche enthalten sind, und die wohlthätigsten Stiftungen, die der Churfürst in den edelsten Absichten mit fürstlichem Aufwande gemacht hat, werden den erwünschten Zweck nicht haben, wenn der Kurator, so ein kluger, aufmerksamer und thätiger Mann er ist, nicht vor allen Dingen mit vielen Augen sehen, und mit vielen Händen wirken kann, daß er die rechten Leute wählen darf, und nicht von Ordensgeistlichen und Jesuiten, deren Thätigkeit man kennt, in seinen besten Absichten gehindert wird. Aber da steckt eben eines der gefährlichsten Gebrechen der ganzen noch nicht in vollen Schwung gebrachten Maschine. Das Personale ist zu geringe, das die vortrefflichen Gesetze in Vollziehung und Ausübung setzen soll. Und wenn dann noch die besten Entwürfe durch Exjesuitische Arglist, die nicht schlafen wird, wo allgemeine Aufklärung verbreitet, das heißt, wo ihre schädliche Wirkung gehemmet werden soll, vereitelt werden, da hilft der muthigste und einsichtsvollste Kurator nichts. Es heißt hier zwar, ihm sey das ganze Geschäffte zum Wohl der Kirche und des Staats zu

regie-

regieren unterworfen. Es thut uns aber wirklich wehe, daß auch hier die Kirche vom Staate unterschieden, und der Staat der Kirche nachgesetzt wird. Wir wiederholen es mit Bedauern: Es ist ein Hauptgebrechen in allen katholischen Staaten, daß diese ganz falschen Begriffe noch immer fortdauern. Auch in Mainz wird sich die Kirche schon wieder von dieser ihr unangenehmen Unterwürfigkeit loszumachen, und zur Behauptung des alten Hergebrachten, zur Ausübung ihrer besondern Gewalt, zur Verdunkelung des Lichts, das aufbrechen, zur Abschüttelung der Ketten, die man dem Aberglauben und der Dummheit anlegen, zur Einschränkung der Denkfreyheit, die man herstellen will, und zur Gewinnug einseitiger Vortheile zu arbeiten wissen. Leider hat es die sogenannte Kirche schon itzt gethan. Die theologische Fakultät ist von der Curatel exemt, und steht unter dem Herrn Weihbischof Heines, den die öffentliche Stimme als einen großen Gönner der Jesuiten nennt. Wäre er es nicht, desto besser. Aber die verschiedenen ganz seltsamen theol. Schriften, die wir unten anführen werden, zeigen doch, daß es mit der theol. Fakultät noch nicht so ist, wie es seyn soll. Hat nicht der geistliche Rath und künftig, wenn es nach seinem Willen geht, perpetuirliche Rector der Universität, Hettersdorf gegen den Professor Hoffmann eine Inquisition anzetteln dürfen? (vgl. Deutsches Museum, Okt. 1784. S. 376.) In der That, wenn man fürchten muß, daß solche Exemtionen durchgehen, und solche Inquisitionen statuirt werden, so verfinstern sich auf einmal alle die herrlichen lichtvollen Aßpekten, die man hatte. Man sieht mit Besorgniß schon Wolken anziehen, die eine Verschwemmung der schönen Aussaat drohen, und abermals Isenbiehlische Trauerspiele veranlassen möchten.) — Nach dem Kurator und demselben NB. zum Wohl des Ganzen, NB. untergeordnet ist der Rektor Magnifikus, der Vorstand der ganzen Universität; der itzt und zum erstenmal ernannte soll es vier Jahre bleiben, nach deren Ablauf die Universität befugt ist, nebst dem abgehenden Rektor, noch zwey Subjekte aus ihrem Mittel, durch freye Wahl, in Vorschlag zu bringen; da wird dann entweder der bis dahin gewesene Rektor bestätigt, oder aus den beyden andern Subjekten ein neuer ernannt werden. (In den vier Jahren wird viels geschehen. Wenn nur nicht die vereinigte Macht des Ovdens es so einrichtet, daß ja immer ein Exjesuit ans Ruder komme; alsdann ist alles verlohren. Die theologische und philo-

philosophische Fakultät wird ganz von einem esprit du corps, von dem Grundsatze parta tueri, beseelt. Der Vorschlag vom perpetuirlichen Rektor, der gewiß ein Jesuiterfreund ist, zeigt es genugsam an.) Auf den Rektor folgt der Kanzler, verwaltet sein Amt lebenslang, und wird jedesmal aus dem Mittel der Geistlichkeit von dem Domkustos, oder wenn die Domkustodie unbesetzt ist, von dem Churfürsten selbst, oder von dem zeitlichen (zeitigen) Vicarius generalis ernannt; seine Geschäfte sind bloße Solennitäten. — Hierauf wird das übrige ganze Personale des Corporis academici der Ordnung und seinem Beruf und Verhältniß nach beschrieben, von der Gerichtsbarkeit der Universität, und von den mancherley allgemeinen und besondern Versammlungen derselben gehandelt. Diese sind entweder politische, oder gerichtliche, oder wissenschaftliche, oder ökonomische. Die wissenschaftlichen trennen sich in die verschiedenen Ordnungen der wissenschaftlichen Fächer, oder Fakultäten. In demselben haben die Dekanen den Vorsitz. Sie bekommen für ihre besondere Mühe jährlich 100 Fl. und behalten ihr Amt drey Jahre, nach deren Verlauf es mit der Wahl bey den einzelnen Fakultäten eben so gehalten wird, wie mit der des Rektors bey der ganzen Universität. Bey Erledigung einer jeden ordentlichen Lehrstelle aber wird von den Mitgliedern der Fakultät, in welcher dieselbe wieder zu besetzen ist, per vota singula ein verschlossenes Gutachten an den Churfürsten eingeschickt, darinn ein oder mehrere Subjekte empfohlen werden. (Es ist freylich rathsam, auch in diesem Stücke es bey der alten Verfassung der Universitäten zu lassen. Man darf es ja den Professoren, besonders mehrern, die zugleich ihr Bedenken geben, (denn einer, der etwa ein Günstling der Curatel ist, kann gerade blind oder partheyisch seyn, oder Kreaturen an seiner Seite haben wollen, oder darauf denken, daß er nur immer oben bleibe) viel sicherer zutrauen, daß sie mit tüchtigen Männern bekannt sind, als einem Minister, oder Beichtvater.) — Eine der Hauptobliegenheiten jeder Fakultät ist, die in ihr Fach einschlagenden zum Druck bestimmten Schriften zu censiren. „Sr. „Churfl. Gnaden höchster Wille ist, daß all (alles) „dasjenige, was Höchstdero bey der Universität angestellten Lehrer unter ihrem eigenen Namen zum „Druck gegeben, von aller andern Censur gänzlich befreyet bleiben solle.“ (Das ist auch wohl der allergeringste Beweis von Zutrauen, den man Männern schuldig ist, welchen

chen man die Unterweisung aller künftigen Kirchen- und Staatsbedienten übergeben hat, und welche, wenn sie schädliche Dinge lehren wollten, dazu viel gefahrlosere Gelegenheiten in ihren Vorlesungen finden würden, als in einer gedruckten Abhandlung. Indessen ist doch schon mit dem protestantischen Professor Pfeiffer ein kleiner Verstoß geschehen, den man zwar zu entschuldigen sucht. —) „Auch wollen und wer„den Höchstdieselben mehreren Professoren, auf deren „gehorsamstes Anmelden von der Fakultäts-Censur „gänzlich loszählen.“ (Also doch Censur, und zwar Fakultäts-Censur? Ist das nicht mit der einen Hand geben, mit der andern nehmen? Wir bedauren recht sehr jeden Professor in Mainz, der freymüthiger denkt und weiter sieht, als seine Kollegen. Wie werden die Herren Kollegen und Mitfakultisten sich freuen, wenn sie in dem Censurgeschäffte dem ehrlichen Mann, der ihnen schon längst zuwider war, einen Makel anhängen können! Wie wird sich alles auf guten Geruch anschicken, wenn eine Schrift zur Censur kömmt, deren Autor die Witterung von Ketzerey giebt! Wie mancher ehrliebende Professor wird, ehe er sich so wegwirft, sein Geistesprodukt von Ignoranten mustern und meistern zu lassen, es lieber in das Schweißtuch wickeln und vergraben! — Sie sollen es gehorsamst anmelden, daß sie von der Fakultäts-Censur frey zu seyn wünschen; aber werden sie es auch alle erhalten? Allen aber gehört und gebühret es, von der Subordination unter ihres Gleichen in Sachen der jedem Menschen unbenommenen, noch vielmehr einem Professor von Amts wegen zukommenden Denkfreyheit, los und ledig zu seyn.) Es wird hinzu gefügt: „Der Churfürst hege das „vollkommene Zutrauen zu den Professoren, daß sie „diese Freyheit zum Nachtheile der Religion, der all„gemeinen und besondern Staatsverfassung, und der „guten Sitten nicht mißbrauchen, und des Grundsa„tzes jederzeit eingedenk seyn werden, daß ein öffent„licher Lehrer sich weder im Lehren, noch im Schrei„ben, unanständiger Waffen der Schmähsucht, des „Spottes, des Unglaubens, der Ausgelassenheit ge„brauchen solle, u. s. w.“ (Das ist ein achtungswürdiges Wort! aber werden die Fakultisten alle so brüderlich denken, als dies väterlich gedacht ist? wie leicht wird etwas diesem richtigen allgemeinen Grundsatze zuwider gesagt und geschrieben scheinen, wenn es auf die Anwendung desselben in einem

einem besondern Falle ankömmt, und wenn etwa Jesuiten, Konsequenzenmacher, Partheygänger, Intriguenschmiede, diese Anwendung machen sollen? Nach welcher Hermeneutik werden sie auslegen? nach welcher Regel das Urtheil fällen? Wir bedauern wirklich, daß man in Mainz an den großen Werth einer vollkommenen Denkungsfreyheit nicht gedacht hat.) „Es sollen diejenigen zum Druck bestimmten „Sätze, Programmen, Dissertationen und dergleichen, „welche entweder im Namen der Fakultät, oder von „einem einzelnen von der Fakultäts-Censur nicht be„freyten Lehrer, oder von einem Kandidaten zum „Druck gegeben werden wollen, dem Dekanen der Fa„kultät überbracht, und von diesem zum Cirkuliren „unter den (die) Mitglieder(n) gegeben, von jedem „mit seinem Dafürhalten bezeichnet, und dann mit „dem Fakultätsschlusse versehen, der Curatel über„bracht werden.“ (Und dum legunt, dum deliberant, dum rixantur, annus est!) Der Fakultätsschluß soll aber noch nicht einmal entscheiden? Wenn der Dekan, der (wie S. 188 steht) bey getheilten Stimmen der Fakultätsglieder diesen Schluß abfaßt, nur einige Kollegen auf seiner Seite hat, so wird er die Sache schon stellen können. Alsdenn kömmt es freylich noch auf den Ausspruch der Curatel an; die wird aller Vermuthung nach erleuchteter und gerechter sprechen, als die bedenklichen Censoren; allein, welchem rechtschaffenen Manne wird es angenehm seyn können, um eines jeden Bogen willen, den er dem Druck übergeben will, so viele weitschichtige Händel zu veranlassen, und ihn durch so viele Hände gehen zu sehen, ehe er zum Zweck kömmt? Und wird auch die Curatel immer sprechen wollen und dürfen? Berührt die anstößige Schrift oder Stelle der Schrift nur von fern einen Gegenstand, der sich in das Gebiet der Theologie oder Hierarchie zwängen läßt, so wird eine geistliche Kommission den Ausspruch thun. Da kann sich dann nur der Autor darauf verlassen, daß seine Schrift entweder kassirt oder kastriet wird. — Warum haben denn sonst die Programmen der vier Professoren, Merget, Hoffmann, Vogt des ältern, und Vogt des jüngern, ungedruckt bleiben müssen, da doch bey dem Feste der Restauration alle Professoren eine kleine Abhandlung drucken ließen? Man weiß es zu Mainz, und auch in dem benachbarten Frankfurt am Mayn recht wohl, daß es zur Ehre der dort herrschenden

Phiſiologie u. dergl. und doch Gymnaſium, Metaphyſik; Antropologie, und doch Mathematik; Karakter, und doch Chor, Chriſt; Medizin, Pharmazeutik, und doch Cenſur, Cirkel; Enziklopädie, und doch Pädagogik u. ſ. w. Wenn das lateiniſche c im deutſchen mit z vertauſcht werden ſollte, ſo ſollte das bey t vor i und einem andern Vokal noch viel mehr geſchehen, alſo nicht Lektion, wie hier immer ſteht, ſondern Lekzion. Dozend, für Docent, giebt gerade den entgegengeſetzten Sinn. Man findet auch populär, für populär; Kammeralwiſſenſchaft durchweg für Kameralwiſſenſchaft, denn iſt gleich Kammer richtig, ſo weiſet doch die Endigung al auf das lateiniſche cameralis zurück. Unſere Sprache bildet keine Adjektiven nicht durch eine ſolche Endigung. Alſo muß man entweder Kammerwiſſenſchaft, oder Kameralwiſſenſchaft, ſowohl ausſprechen als ſchreiben.

2. Actus feſtiuae reſtaurationis, quam, vna cum anno ſuo ſaeculari tertio, iuſſu et fauore Eminentiſſ. ac Celſiſſ. Principis, Friderici Caroli Ioſephi, S. Sedis Mogunt. Archiep. etc. — Vniuerſitas Moguntina per dies quinque celebrabit A. 1784. 1 Bogen 4.

3. Oratio euchariſtica ad Eminentiſſ. ac Celſiſſ. Principem etc. — habita ab Vniu. Mogunt. p. t. Rectore, *Io. Mich. Hettersdorf*, SS. Theol. D. et P. P. O. etc. 4 Bogen in 4.

4. Predigt von der engen Verbindung der Religion mit den Wiſſenſchaften, gehalten bey dem Reſtaurationsfeſte der hohen Schule zu Mainz, vom Herrn Joſeph Hober, der h. S. Doktor, Hofprediger, und der geiſtl. Beredſ. öffentl. Lehrer, 5 Bogen in 4to.

5. Dankſagungsrede, bey dem Erneuerungsfeſte der hohen Schule zu Mainz — von Konrad Laborne,

Krone, Prof. der Aesthetik, Oberpräfect des Gymnasiums ꝛc. 22 Seiten in 8vo.

Diese vier Gelegenheitsschriften verdienen hier als Denkmals der edelmüthigen Freygebigkeit und Weisheit, mit welcher Se. Churfürstl. Gnaden die Wissenschaften, die Gelehrten, und die nun väterlich wiederhergestellte Universität zu pflegen, hervorzuziehen, und vor der Welt Augen zu ehren unternommen haben, eine kurze Erwähnung. Wenn sie nichts weiter als Jubelschriften wären, würden wir ihrer kaum gedenken.

Nr. 1. ist der Anschlag, auf welchem die vom 15ten Nov. bis zum 19ten Nov. angestellten Feyerlichkeiten, gehaltenen Reden, Disputationen, Promotionen ꝛc. angekündigt werden. Außer demselben ist noch ein von dem Rektor der Universität unterzeichnetes Einladungsschreiben an andere Universitäten gedruckt. Oeffentliche Nachrichten rühmen die grossen Gnadenbezeigungen, mit welchen der Churfürst die Abgeordneten derselben bey jenen Feyerlichkeiten beehrt hat.

Nr. 2. ist ein anständiger, wohlabgefaßter Panegyrikus auf den ruhmwürdigen Churfürsten.

Nr. 3. eine Predigt über 1 Kor. 1, 21. Es ließe sich wohl Verbindung der Religion und der Wissenschaften leichter und fruchtbarer fassen und darstellen, als der Verfasser gethan hat; sie haben denselben ersten Urheber; es beschäftiget sich mit ihnen derselbe Menschenverstand; sie haben einerley Endzweck, Gemeinnützigkeit. Der Verfasser führt seine Zuhörer in weitern Kreisen umher; er zeigt erst die wichtigen und meistentheils (was soll diese unbestimmte Einschränkung? sie verdunkelt den Satz;) unentbehrlichen Vortheile, welche die Religion den Wissenschaften verschafft; und dann die großen und ansehnlichen Dienste, welche die Wissenschaften der Religion zu allen Zeiten geleistet hat. Was er von beyden sagt, ist gut und wahr. Nur wäre es wohl, bey einer so freudigen Veranlassung, als der Verfasser zum Reden hatte, schicklicher gewesen, gar nicht zu polemisiren. Er macht aber gerade das zum Hauptaugenmerk seines ganzen Vortrags. Er eifert schon im Eingange wider diejenigen, welche als verwegene Vertheidiger der natürlichen Wissenschaften das Reich derselben auf den Trümmern der Religion errichten, und diese, wie die Agar,

verstossen wollen, (wie eine sonderbare Vermischung der Bilder!) auch wider die, welche in den entgegengesetzten Fehler fallen ꝛc. Aber auch sogar am Ende der Rede, wo nur der Affekt und die Sprache des Danks und der Freude hätte gehört werden sollen, läßt der Redner die Klagstimme erschallen, über die unruhigen Kinder der Kirche, über die Spöttereyen der Gottlosen, Anfälle des Unglaubens, den Geist der Lüge, u. s. w. Also sogar bey dieser feyerlichen Gelegenheit konnte man sich nicht einmal mäßigen!

Nr. 4. eine, in einem starken, edlen und würdigen Ausdruck gefaßte Anrede. Es ist viel, daß der Verfasser vor dem Thron des Churfürsten, und in der ganzen Universität Gegenwart sagen durfte, daß, und durch was für Anstalten die Protestantischen hohen Schulen unter den Römisch-katholischen, wie die Zedern unter den mittelmäßigen Bäumen, sich emporgehoben haben.

Wir wollen hierauf Anzeigen von den übrigen bey Gelegenheit der Restaurationsfeyerlichkeit zum Vorschein gekommenen akademischen Schriften folgen lassen:

Dissertatio historico theologica de ortu, vero religionis systemate, progressu, statu hodierno sectae Vnitariae seu Socinianae, ac de prono e secta Protestantium ad illam transitu, quam cum thesibus ex vniuersa theologia selectis defendet *Iohannes Caſparus Müller*, Gymnasii mogontiaci praefectus, et historiarum professor, ecclesiarumque collegiatarum, in signis b. Mariae virginis ad gradus, et itidem etc. — SS. Theologiae Baccalaureus biblicus et formatus. Die XIII. Novembr. 1784, in aula maiore academica. Mogontiaci, typis electoralis priuil. hospital. ad S. Rochum, per Andream Cras. 118 S. in gr. 8vo. (Das laß einen Titel seyn.)

In der Vorrede sagt der Verfasser, es habe ihm, bey Erhaltung der höchsten theologischen Ehre nichts, in gegenwärtigen trau-

traurigen Zeiten nützlicher, und für Anfänger heilsamer und warnender geschienen, als die unter allen Christen verderblichste Sekte, nach ihrem Ursprunge, Urhebern, und Fortgange zu beschreiben, damit das aufgedeckte Gift jedem kenntlich werden möge. (Hats denn etwan bisher an Schriften der Art gefehlt, daß wir auf diese Dissertation hätten warten müssen, die im historischen Fache nicht ein Fünkchen mehr enthält, als aus allen gemeinen Kirchengeschichten zur Genüge ersehen werden kann?) Zuerst wird von den vormaligen Urhebern und Anhängern dieser Sekte geredet, unter welchen der Verfasser den Mosius aus dem 3ten Jahrhundert, gis einen obscuren Menschen ausgehebt. Vermuthlich ist er ihm doch darum nur obskur, weil die Schriftsteller wegen seiner Heimath uneinig sind, sonst paßt der Zusatz schlecht. Auf diesen läßt er den Sabellius, Paul Samosaten und Photin folgen. Hiebey hats sein Bewenden, ungeachtet die Spuren des Socinianismus gar füglich aus den ersten Jahrhunderten hätten aufgesucht, und die Fortschritte in der Folge hätten berührt werden können. Hierauf kömmt er ins 16te Jahrhundert, da Luther und Calvin der Mutterkirche so tiefe Wunden geschlagen. Hier gedenkt er zuerst Hetzers, den die katholische Rechtgläubigkeit 1529. zu Kostnitz dem Kopf abschlagen ließ, und mit ihm Servets, der turpissimus sycophanta heißt. (Ob er das verdiene, kann aus Mosheims disput. de hist. Serueti vom Jahre 1727. ersehen werden.) Daß er auf Anstiften Calvins zu Genf verbrannt worden, behagt dem Verf. recht. Dergleichen Verfahren, sagt er, wenn Katholiken sich dessen schuldig gemacht, würde den Protestanten zu den ärgsten Vorwürfen Vorschub geben.

(Rec. siehet hier nicht den Ort, das auszuführen, was zu Calvins Rechtfertigung oder Entschuldigung gesagt werden könnte, aber, das muß doch Herr Müller wissen, daß kein aufgeklärter Protestant an Menschen klebt, ihm ist kein Luther, kein Calvin heilig, was Einer von ihnen unrecht that, mag immer unrecht seyn, und höchst lächerlich ists, wenn er bey dem Angedenken eines solchen Splitters, den katholischen Balken vergißt.) Endlich kommt er auf den Lälius Socinus, (Socinus major) dessen große Geistesgaben er zwar nicht verkennt, wohl aber sich über ihren Misbrauch beschwert. Wir wollen von der Geschichte dieses edelmüthigen, redlichen, und klugen Mannes, der Melanchthons Freund war, nichts

weiter sagen. Um Calvins Scheiterhaufen auszuweichen, mußte dulcissimus sycophanta, sagt der Verfasser, seine Lehren äußerst geheim halten. Von diesem kömmt er auf Faustus Socinus, (des Lälius Bruder Sohn) der seines Vorgängers Lehre bildete, und fest gründete. Auch er war ein feiner, belesener, und bey jedermann hochgeachteter Gelehrte. Zu Krakau fühlte er des ausgelassenen Pöbels Wuth. Georg Blandrata und Andreas Dudith setzten sein System fort. Wir können den Verfasser in der Anführung der folgenden Anhänger dieses Systems nicht folgen, von denen er wahres und falsches und ungewisses so untereinander mischt, daß man genugsam sieht, er habe mehr dürftige Kompendien, als die Schriften der Socinianer selbst gelesen. Die meisten waren unbescholtene, gelehrte und vortreffliche Männer, dies muß jeder Unpartheyische finden, der ihre Schriften gelesen hat, der ihre Geschichte kennt, und nicht wie Hr. M. alles was nach Ketzerey riecht, gleich verdammt.

Im II. §. wird das System der unitarischen oder socinianischen Lehre vorgestellt. Erst führt der Verfasser den Inhalt des raren Buches an, welches zu Krakau 1574. unter dem Titel: catechesis, et confessio fidei etc. herauskam, hierauf hält er sich an den Rakauschen Katechismus, nach der im Jahre 1684. herausgekommenen vollständigern Edition, aus welchem er alle vermeintliche theoretische Irrthümer weitläuftig ausgezogen hat. Ob er gleich nicht leugnen kann, daß der tolerante Geist, der in diesen Schriften herrscht, liebenswürdig und exemplarisch sey: so macht er doch den Anhängern des socinianschen Systems den unbewiesenen Vorwurf, daß es eingebildete, zänkische, rachsüchtige, unmäßige und wollüstige Leute gewesen, die, wo sie herrschen können, alle andere unterdrückt hätten. Das schreibt ein katholischer Professor der Geschichte, und denkt nicht, was in der, und allein unfehlbar seynwollenden Kirche alle Tage geschieht!

§. III. Vom Fortgange dieser Sekte in verschiedenen europäischen Gegenden, und ihrem jetzigen Zustande. Allerley Leute beyderley Geschlechts wurden durch des schmeichelnden Neulings Lehren eingenommen, die ihre Rotte mit Vermögen, Ansehen, und allerley verborgenen Kunstgriffen empor zu bringen suchten. (O der Schmähsucht! das hätten die verfolgten Socinianer thun können? Man sollte denken,

denken, es wäre von Jesuiten die Rede!) In Polen blüheten sie, und breiteten sich aus, bis 1638. einige Rakauische Studenten, durch ihre Ausschweifung gegen katholische Bilder, die socinianische Parthey verächtig machten, worauf sie, einem Reichstagsschlusse gemäß, sofort des Landes verwiesen wurden. In Ungarn und Oesterreich waren ihnen Katholiken und Protestanten entgegen. Die polnischen Unruhen vertrieben sie nach Preußen. In den vereinigten Niederlanden lebten sie unter verdeckten Namen. In England war ein Neuton, Watsius, Klark ꝛc. unter ihrer Zahl. In der Mark Brandenburg kamen sie zu Friedrich Wilhelms Zeit, der seine Länder mit ihnen bevölkern wollte, aus Polen, wo sie verfolgt wurden, doch war viele Behutsamkeit noch nöthig. Aber ihr goldnes Zeitalter, sagt unser Verfasser, gieng an bey der Regierung Friedrich des IIten, unter ihm erheben sie ihr Haupt, und Salomo Semler zu Halle führt ihr Heer an. Von diesem würdigen Gelehrten heißt es nun: homo famosissimus, qui scriptis suis maximam partem nocentissimis *pestem suam* latissime diffudit, qui in historia dogmatum christianorum, in historia ecclesiastica selectis capitibus, aliisque libris plurimis multa *licentissime novavit* — Sociniana placita apertissime asserit, veterem adversus deum trinum impietatem revocavit, auctoritatem sacrae scripturae pessime habuit, deismi iustissime est suspectus — Mit innigstem Abscheu hat Recensent die Worte des elenden Menschen abgeschrieben, der einen der würdigsten Gottesgelehrten Deutschlands, dem er die Schuhriemen aufzulösen nicht werth ist, zu schmähen sich unterfängt. Ist dies ein Lehrer des Fürsten, der in seiner vortrefflichen Jubelrede es nachdrücklichst einschärft, fremde Gottesgelehrten mit anständiger Höflichkeit, nach echten Regeln der Kritik, ohne Bitterkeit, mit vordringender Liebe zur Wahrheit zu behandeln? Ist dies die Aufklärung, die man von der restaurirten Universität in Mainz erwarten soll?

Noch eine Stelle wollen wir abschreiben. Talis homo audebat Bardtium haereseos arguere, et refutare! Quis tulerit Grachos de seditione querentes? Pro tanto suo zelo vir optimus ludibria tulit, et multum de fama apud amicos perdidit. Nun kommt unsere Bibliothek an den Tanz. Quaedam velut arx est, ex qua, tectis nominibus scripta orthodoxorum tuto oppugnant, satirico sale perfrican-

fricantur, ſarcasmis exſibilantur, *conuiciis exquiſitiſſimis*, quae (nicht doch quas) *philantropici* iſti viri in promtu habent, proſcinduntur. Inde factum eſt, vt bibliotheca iſta quendam velut dominatum in res theologicas proteſtantium exerceat etc. Kennen unſere Leſer die ausgeſuchten Schimpfreden, die wir gegen Orthodoxe brauchen? Wo hat überhaupt die Bibliothek Parthey genommen? Orthodox und Heterodox, wo er Wahrheit und Gründe auf ſeiner Seite hat, iſt uns willkommen. Aber — ſeys auch wer es ſey, wenn verjährte Vorurtheile ſeine Feder führen, wenn ſcholaſtiſche Barbarey der geſunden Menſchenvernunft ihre heiligſten Rechte ſchmälern will, wenn er unwürdige Blöſſen giebt, dann ſagen wir die Wahrheit freymüthig, ohne auf Rock und Kragen, auf Syſtem und Ueberſchrift zu ſehen. Ueberzeugen wir manche Leſer nicht, — gut, ſo geben wir zur Unterſuchung Anlaß, die dem wahren Geiſte des Proteſtantismus gemäß iſt, aber nicht dem altgläubigen Katholicismus, der unfehlbar ſeyn will, der nur blinden Gehorſam und Unterwerfung fodert; wer ſchärft tolerante Nachſicht gegen verſchiedene Meynungen dringender ein, als unſere Bibliothek? Daß wir uns mit dem Jeſuitengeiſte nimmermehr vereinigen können, der außer den Mängeln aller katholiſchen Kleriſey noch die allgemeine Herrſchaft zum Zwecke hat, iſt das einer Rüge werth? Spöttiſch ſagt Herr M.: turpe eſſet mentibus illuminatis, vni ſectae ſe totas addicere, quaſi nihil veri inuenire queant. Schlimm genug, daß dieſer baccalaureus biblicus et formatus von der weſentlichen Beſchränkung menſchlicher Erkenntniſſe ſo gar keinen Begriff hat, woraus die redlichſte Bemühung zu immer mehreren Aufklärung eine unverletzliche heiligſte Menſchenpflicht wird! Kein Geſchlecht, kein Zeitalter, kein Engel darf hier die Grenzlinie ziehen, die dem plus vltra ein Ende macht. Die Gottheit hat die ſucceſſive Entwickelung menſchlicher Einſichten ſehr weislich geordnet. So ſchmäht ein Sünder ſeine eigene Natur, und wünſcht ſich bey unverantwortlichſter Faulheit Glück!! Dolendum eſt, tantam religionis corruptelam in imperio boruſſico rem non amplius priuatam eſſe „ſed paene publicam fieri,“ (Die Einwohner der Preußiſchen Staaten jammern darüber gar nicht, freymüthige Bekenntniß ſeiner Ueberzeugungen, bahnt den Weg zu beſſerer Religionsbekenntniß, Heucheley, Larve, Täuſchung des Volks hindert ſie.) neque vanus eſt rumor, magnum illum virum, quem rex academicis

micis suis praefecit, rem unitariam vnice fouere. (Vnice? Wie wenig kennt dieser schale Kopf die weisen Grundsätze über Religionssachen, die bey den Preußischen Ministern herrschen! Er kann freylich bey seinen sehr einseitigen katholischen Begriffen von Religionswerthen, sich nicht vorstellen, daß ein Zedlitz, so wie alle preußische Minister, fragen: ob jemand ein Gelehrter und ein guter Bürger sey, nicht aber, wie er sich die Vereinigung beyder Naturen Christi vorstelle. Nur bedauern wir die Jugend in Mainz, wenn sie keinen andern und bessern Professor der Geschichte hat.) Auch Basedow, Eichhorn, Bahrdt mit seiner Uebersetzung des neuen Testaments müssen die plumpe Kritik dieses schäumenden Richters passieren, dagegen Moser eine Lobrede erhält.

§. IV. Vom leichten Uebergang des Protestantismus zum Socinianismus. Hier sieht man recht, von welchem Geist unser Baccalaureus formatus regiert wird. Die Protestanten, sagt er, nehmen blos die Schrift als Norm des Glaubens an, verachten dagegen alle, zur Erklärung der Schrift dienende Tradition, Kirchenväter und Lehrer, und reden von ihnen geringschätzig, wie von untauglichen Auslegern, und geben ihnen Schuld, daß sie durch unmäßige Neigung zum Allegorisiren das Wort Gottes mit ihren Träumen lächerlich gemacht (woran denn wohl etwas wahr ist). Das Ansehen der allgemeinen Kirche ist ihnen eben so lächerlich; (Mit Recht, denn die allgemeine Kirche ist bloß von der Herrschsucht der Klerisey erdacht worden.) von den Bischöfen, die der ganzen Kirche vorstehen, denken sie eben so schlecht, als wären es Leute, die von scholastischer, barbarischer Theologie angesteckt, der Auslegungskunst nicht gewachsen seyn könnten. (Das nun nicht. Die meisten Bischöfe sind vornehme Leute, die sich auf die Gelehrsamkeit gewöhnlich nicht tief einlassen, aber ihre Hoftheologen —) Sie behaupten, daß ihre eigene Kirche, so wie alle einzelne Glieder, irren und betrogen werden können. Ihre symbolischen Bücher machen ihnen eben so wenig eine Norm des Glaubens aus, damit sie sich jener verabscheueten päpstlichen Untrüglichkeit nicht wieder nähern dürfen, die allen Nachspähungen der Wahrheit ein Ende macht, und dem Menschen einen unerträglichen Zügel anlegt. Einer der Protestantischen größten Lehrer, Doktor Johann Peter Miller zu Göttingen, in sentiendo ac nouando quidem moderatus, sed in nos, inuisos ipsi Papistas,

ip

in sanctos patres satis intemperans, *iniquus*, *acerbus*, *maledicus* — (Hat das von dem guten nur zu sanftmüthigen Miller ein vernünftiger Mensch nur je denken können?) behauptet, man müsse das Lehrsystem der wahren Kirche untersuchen. (Das sagen alle vernünftige protestantische Theologen.) Wenn nun ein scharfsinniger Kopf, der mit allen Erfordernissen zur Erklärung der Schrift versehen ist, mit Zurücksetzung aller Vorurtheile, ungebunden an irgend ein System, sich der Untersuchung der Bibel nähert, wenn ein solcher die Schriftstellen Joh. X. v. 34. — 36. XIV. 28. XVII. 3. 1. Cor. VIII. 6. 1. Tim. II. 5. 1. Cor. XV. 28. prüft, wie leicht ist es dem, der alle Autorität der Kirche abwirft, und seine Vernunft nicht unter den Gehorsam des Glaubens zu bringen gelernt hat, daß er die Gleichheit Christi mit dem Vater leugnet, oder doch die Lehre zu den gleichgültigen rechnet! Wie leicht ist es einem solchen, ganze Bücher der Schrift, in denen er nichts göttliches finden kann, zu den menschlichen Produkten zu rechnen! Sie wollen nicht blind, oder Anführer der Blinden seyn. Was wird also geschehen, wenn ein gemeiner Laie (homo plebejus et indoctus) die Schrift prüft, die so zweydeutig von der göttlichen Natur Christi redet, wie leicht wird er das Geheimniß der Trinität leugnen! Wer führet so einen wieder zurück? Die symbolischen Bücher haben ja keine Autorität, die Lehrer auch nicht, das lehrt auch die Erfahrung, kein neuerer Socinianer, oder der schlimmer ist, (das heißt wohl ein Protestant) ist schleunig zum Verfall gekommen, sondern nach und nach, wie es die Lesung socinianischer Schriften veranlaßte. Wie glückselig ist dagegen, sagt unser Verfasser, der katholische Orthodox, der auf die Autorität der Tradition und der Kirche, wie auf einer Säule gestützt, nicht von jedem Winde der Lehre umher getrieben wird, und im überlieferten Glauben (in tradita semel sanctis fide) standhaft bleibt!! (Diese Glückseligkeit wollen wir Protestanten dann den Katholischen sehr gerne gönnen, wenn sie noch beschränkt genug sind zu glauben, daß es eine Glückseligkeit ist. Die Kirchengeschichte zeigt, durch welche unerlaubte Mittel die Kirche, das heißt: die herrschsüchtigen Bischöfe und Klerisey, über die Gewissen der Christen sich eine ganz unerlaubte Autorität anmaaßten. Die gesunde Vernunft zeigt, welche gar schwache Stütze Tradition ist. Die Katholischen sollten sich endlich doch schämen, solche gar elende Argumente zu brauchen. Aber unser Verfasser

faſſer iſt noch nicht einen Schritt weiter als die allereingeſchränkteſten katholiſchen Lehrer. Das zeigen die angehängten theſes, ſelectae ex vniuerſa theologia, welche viele von unſern Leſern wohl nicht noch im 18ten Jahrhundert zu erblicken glaubten. Z. B. *Traditio* eſt reuelatio diuina, ex nullo auctore canonico litteris mandata, a Chriſto Apoſtolis, ab his reliquis fidelibus tradita, ac recenti ſemper eccleſiarum memoria ſymbolis, decretis conciliorum, libris liturgicis, et ſcriptis patrum aliorumque auctorum conſeruata, et in poſteritatem propagata, (unerwieſenes Göttliche!) ad characterem traditionis diuinae: e) ſi eccleſia leges quasdam ſancte obſeruet, fidelibusque imponat, quarum ſanciendarum poteſtas omnem humanam, etiam *ipſi eccleſiae diuinitus conceſſam facultatem excedit*, e. g. lex diſtinctae peccatorum confeſſionis: tam *diuinam exſtare traditionem indubitatum* eſt. (Du großer Gott, iſt dies die Mainziſche Univerſitätsaufklärung! Geſetze ſind es, die die Kirche weder aus göttlicher noch menſchlicher Vollmacht vorſchreibt. Aber — eine Vollmacht muß doch da ſeyn? Man ſollte ſich nicht vorſtellen, daß menſchliche Vernunft ſo tief fallen könnte!) Übrigens findet man in dieſen Theſibus Anrufung der Heiligen, Fegfeuer, alleinſeligmachende Kirche, ein untrüglicher Richter in allen geiſtlichen Sachen, die ein Recht hat, Geſetze zu geben, welche das geiſtliche Reich Chriſti ausmachen; Hierarchie, beſtehend aus Biſchöfen, Presbytern, und Miniſtern, Primat von Chriſto verordnet; Petrus erſter Verwalter deſſelben. Alle deſſen Rechte und Pflichten auf den römiſchen Biſchof vererbt. —

Solche Theſes auf einer reſtaurirten katholiſchen Univerſität, die noch dazu einen ſo wohlwollenden Landesherrn, einen ſo erleuchteten Kurator hat! Und doch noch nicht einen Schritt weiter! Und doch noch ſo wenig Litteratur, und ſo wenig richtige Begriffe.

Bm.

Franc. Chriſtoph Scheidel de natura, vtilitate et iuſtis limitibus theologiae polemicae in ſcholis ſeorſim a dogmatica tradendae. 38 Seiten in 8vo.

Die

Wir hätten geglaubt, über dieſen Punkt wäre man auf den katholiſchen Univerſitäten wohl einverſtanden. Allein der Verfaſſer ſagt, es ſey ſehr ſtreitig. Ja er behauptet ſogar, es ſey bis auf unſere Zeiten noch keine rechtliche Polemik, wie ſie nach ſeinem Sinn ſeyn müſſe, gelehrt worden; tam parum, heißt es, in ſeinem ſcheußlichen Latein, tam parum hucusque in ſcholis veram polemicam inuenire fuit, vt in primis eius reſtituendae conatibus lapſus quidam omni indulgentia digni ſint; quos tamen re ad iteratum examen reuocata, vitare, tantus labor non eſt. Nun, wenn der Verfaſſer ſo viele Worte von Nichts machen kann, ſo wird er wohl ein tüchtiger Polemiker ſeyn. Er hat alle Anlagen dazu; nur daß er ſich nicht einbilde, daß Bellarmin ein furchtbarer Schriftſteller für die Proteſtanten ſey; denn dieſe können keinen verächtlichern Gegner gehabt haben; auch nicht, daß Nicole und Boſſuet große Triumphe über ſie erhalten haben; denn es waren triumphi ante victoriam. Auch ſchließt er etwas windig: cum DD. Proteſtantes hodie ſiſtema eccleſiarum ſuarum turmatim deſerant, inde ad ſummum colligi poteſt, quod apud illos publice plebecula doceatur; quo loco res ſit apud doctiores plerosque, ex propriis ipſorum operibus diſcendum. Res exemplis non indiget; videatur tamen Bibliotheca Berolinenſis paſſim. etc. Bey den Dominis Proteſtantibus wird plebecula auch da, wo es recht elend mit dem Unterricht zugeht, unvergleichlich beſſer, weiſer und chriſtlicher angeführt, als publice bey den Dominis Catholicis. Res exemplis non indiget. Wenn ſich der Verfaſſer aber einbildet, er dürfe von Aeußerungen der allgemeinen Bibliothek auf der meiſten Gelehrten Meynung einen Schluß machen, ſo wiſſe er, daß dies eben ſo mißlich ſey, als aus ſeinem lateiniſchen Styl folgern, daß man in der ganzen römiſchen Kirche nicht anders, als ſo elend ſchreibe, als er ſchreibt. Aber wenigſtens kann man doch aus dieſen und andern theologiſchen Programmen ſehen, daß es wenigſtens mit der theologiſchen Fakultät auch bey der neuen Wiederherſtellung ſehr ſchlecht ausſieht. Man ſieht, das Corpus Ieſuiticum iſt noch, wie es ſonſt war.

Ichno-

Ichnographia hermeneutices sacrae, quam delineavit *Io. Nepomuc. Schaefer*, Th. D. et P. P. O. 55 S. 8.

Zwar überaus kurz und mager; allein zum Kompendium bey Vorlesungen ist für die Hermeneutik, wenn sie denn einmal als eine Kunst gelernt, und nicht lieber als eine Fertigkeit durch Uebung erworben und vermehrt werden soll, kein ausführlicheres Buch nöthig. Auch in diesen wenigen Blättern stehen ganz elende Sachen, dabey man die neue Universität Mainz bedauern muß, daß ein theol. Professor noch im Jahre 1784 sagen kann; z. E. was vom mystischen, moralischen, oder tropologischen, allegorischen, und anagogischen Sinn vorkömmt. Deutung oder Anwendung mag das alles genannt werden, nicht aber Sinn. Sachen, Ordnung und Einkleidung sind übrigens ziemlich gewählt.

Ueber Genie und Studium. Von Michael Engel, der klass. Literatur Prof. 22 S. 8.

Recht wohl gedacht, und ziemlich gut gesagt; nichts neues, sonst alles fast ein wenig allzu bekannt. Da der Unterschied der Geistesfähigkeiten, wie der körperlichen Stärke, nur zwo Quellen haben kann, Natur und Uebung, (wir mögten lieber sagen Bildung, und diese, wie bey dem Körper, in Nahrung und Gewöhnung, oder Uebung, abtheilen), so ist es für die Erziehung eine wichtige Frage, welchen Antheil jedes von beyden an dem Geiste des Menschen habe, und wie fern das eine durch das andere ersetzt werde. Diese Frage hat der Verf. nicht völlig beantwortet; aber er hat Horazens Nec studium sine divite vena etc. wohl gefaßt, und verständig darüber commentirt.

Idea encyclopaidiae, programma. Scripsit *Christ. Appel*, Th. D. encyclopaid. et methodol. gener. Prof. P. O. 30 S. 8.

Nüchterne, saft- und kraftlose Gedanken über den großen Umfang der Gelehrsamkeit, über allgemeine Uebersicht derselben,

ben, allgemeine und ſpecielle lexikographiſche und ſyſtematiſche, philoſophiſche und populäre Encyklopädien ꝛc. Wir finden auch nicht einen einzigen dem Verf. eigenen Gedanken. Das Beſte an der ganzen Schrift iſt das ihr vorgeſetzte Motto Plutarchs: es iſt angenehm, viele Städte bereiſen, aber in einer der beſten anſäßig ſeyn, iſt nützlich. Wir empfehlen daſſelbe dem Verfaſſer gar ſehr; er ſcheint nirgends anſäßig zu ſeyn. — Eigne Lehrer der Encyklopädie anzuſtellen, iſt gut und rühmlich; aber es müſſen eben ſowohl Männer von wirklich ausgebreiteter Wiſſenſchaft, als auch von philoſophiſchem Kopfe ſeyn. Wenn beydes fehlt, ſo wie bey D. Appel, alsdenn iſts ſchlecht beſtellt.

Unter eben des Verfaſſers Vorſitz iſt bey dieſer Gelegenheit vom Hrn. Adam Lux vertheidigt:

Enthuſiaſmus, diſſertatio inaugurali, una cum theſibus, ex univ. philoſ. etc. 3 Bogen.

Ein unbedeutendes Uebungsſtück, in höchſtfehlerhaftem Latein. — S. 27 leſen wir: Horatius Poeſeos Lyricae princeps quis in alio genere? Der Verf. will ſagen, Horaz habe in ſonſt keiner Gattung der Werke des Geiſtes Verdienſt und Ruhm; eine grobe Ungerechtigkeit, die der Verf. dem Schatten des beſten Satirikers der Alten, des vortrefflichſten Menſchenkenners, des in der Welt, nicht in der Schule, gebildeten Denkers abbitten muß. Auch in dieſem Programma ſieht man, daß es in Hrn. Appels Kopfe noch ſehr düſter ausſieht.

Rk.

(Die Fortſetzung künftig.)

Nachrichten.

Am 25ſten December des verlaufnen Jahres gieng der Königl. Preußiſche General von der Kavallerie, von Ziethen, auf das Berliniſche Schloß, um bey der Ausgebung der Parole gegenwärtig zu ſeyn. In dem Vorzimmer des Königs ſetzte ſich

ſich dieſer mit Ehre und Ruhm bedeckte Greis einen Augenblick nieder, um ſeine Kräfte wieder zu ſammeln. Als der König in das Paradezimmer trat, gieng der General auch dahin. Friedrich empfieng ihn mit einem heitern Lächeln, umarmte ihn, fragte nach ſeinem Befinden, und befahl dann den beyden Adjutanten des Generals, ihrem Chef einen Stuhl zu holen. „Setze Er ſich doch, mein lieber alter Ziethen,“ ſagte der König mehr als einmal, leiſtete ihm ſelber Hülfe, daß er ſich bequem niederlaſſen konnte, trat vor ihm hin, und ſprach vertraulich mit ihm. Der Greis ſaß mit einer ehrwürdigen, lächelnden Mine da, und die anweſenden Prinzen, Generale u. ſ. w. waren über dieſen Auftritt innig gerührt.

Dieſe Scene hat Hr. Chodowiecki, ein Künſtler, um den uns auswärtige Länder beneiden, vortrefflich gezeichnet. Wer z. B. ſeine Adieux de Calas geſehen hat, weiß, daß er rührende Scenen empfinden, und dann mit voller Seele darſtellen kann. Der König, der General von Ziethen, die beyden Hauptperſonen, der Kronprinz, die Prinzen Heinrich und Ferdinand von Preußen, der General von Möllendorf, und mehrere andere dabey gegenwärtige hohe Perſonen, ſind nach der Natur höchſt treffend gezeichnet. Die Zeichnung verdient eben ſo verewigt zu werden, als die Handlung des Königs. Der Künſtler wird ſie in ſeiner bekannten vortrefflichen Manier radiren, und ſie wird auf Oſtern 1786 erſcheinen. Die Größe der Platte ſind 20 Zoll Breite und funfzehn Zoll Höhe. Hr. G. J. Decker in Berlin nimmt Subſcription an.

* * *

Der Lehrer der Rechte am Gymnaſio zu Carlsruhe, Herr D. Poſſelt, will (in Verbindung mit einigen Gelehrten) ein wiſſenſchaftliches Magazin für gemeinnützige Aufklärung herausgeben. Sachen des blos zum Vergnügen beſchäfftigten Witzes, wohin die meiſten Gedichte gehören, ſollen in keinem Falle eine Stelle in demſelben einnehmen. Jährlich ſollen gewöhnlich acht Stücke erſcheinen. Jedes Stück wird 8 Bogen enthalten, und mit einem blauen Ueberzuge geheftet 45 Kr., alſo der Jahrgang 6 Fl. koſten.

* * *

Der Herr Kammerſecret. Hahn in Zweybrücken will, in Verbindung mit den Gelehrten und Geiſtlichen daſiger Ge-

ben, allgemeine und specielle lexikographische und systematische, philosophische und populäre Encyklopädien ꝛc. Wir finden auch nicht einen einzigen dem Verf. eigenen Gedanken. Das Beste an der ganzen Schrift ist das ihr vorgesetzte Motto Plutarchs; es ist angenehm, viele Städte bereisen, aber in einer der besten ansäßig seyn, ist nützlich. Wir empfehlen dasselbe dem Verfasser gar sehr; er scheint nirgends ansäßig zu seyn. — Eigne Lehrer der Encyklopädie anzustellen, ist gut und rühmlich; aber es müssen eben sowohl Männer von wirklich ausgebreiteter Wissenschaft, als auch von philosophischem Kopfe seyn. Wenn beydes fehlt, so wie bey D. Appel, alsdenn ists schlecht bestellt.

Unter eben des Verfassers Vorsitz ist bey dieser Gelegenheit vom Hrn. Adam Lax vertheidigt:

Enthusiasmus, dissertatio inaüguralis, una cum thesibus, ex univ. philos. etc. 3 Bogen.

Ein unbedeutendes Uebungsstück, in höchstelendem Latein. — S. 27 lesen wir: Horatius Poeseos Lyricae princeps quis in alio genere? Der Verf. will sagen, Horaz habe in sonst keiner Gattung der Werke des Geistes Verdienst und Ruhm; eine grobe Ungerechtigkeit, die der Verf. dem Schatten des besten Satirikers der Alten, des vortrefflichsten Menschenkenners, des in der Welt, nicht in der Schule, gebildeten Denkers abbitten muß. Auch in diesem Programma sieht man, daß es in Hrn. Appels Kopfe noch sehr düster aussieht.

RF.

(Die Fortsetzung künftig.)

Nachrichten.

Am 25sten December des vorigen Jahres gieng der Kön. Preußische General von der Kavallerie, von Ziethen, auf das Berlinische Schloß, um bey der Ausgebung der Parole gegenwärtig zu seyn. In dem Vorzimmer des Königs setzte sich

ſich dieſer mit Ehre und Ruhm bedeckte Greis einen Augenblick nieder, um ſeine Kräfte wieder zu ſammeln. Als der König in das Paradezimmer trat, gieng der General auch dahin. Friedrich empfieng ihn mit einem heitern Lächeln, umarmte ihn, fragte nach ſeinem Befinden, und befahl dann den beyden Adjutanten des Generals, ihrem Chef einen Stuhl zu holen. „Setze Er ſich doch, mein lieber alter Ziethen,“ ſagte der König mehr als einmal, leiſtete ihm ſelber Hülfe, daß er ſich bequem niederlaſſen konnte, trat vor ihm hin, und ſprach vertraulich mit ihm. Der Greis ſaß mit einer ehrwürdigen, lächelnden Mine da, und die anweſenden Prinzen, Generale u. ſ. w. waren über dieſen Auftritt innig gerührt.

Dieſe Scene hat Hr. Chodowiecki, ein Künſtler, um den uns auswärtige Länder beneiden, vortrefflich gezeichnet. Wer z. B. ſeine Adieux de Calas geſehen hat, weiß, daß er rührende Scenen empfinden, und dann mit voller Seele darſtellen kann. Der König, der General von Ziethen, die beyden Hauptperſonen, der Kronprinz, die Prinzen Heinrich und Ferdinand von Preußen, der General von Möllendorf, und mehrere andere dabey gegenwärtige hohe Perſonen, ſind nach der Natur höchſt treffend gezeichnet. Die Zeichnung verdient eben ſo verewigt zu werden, als die Handlung des Königs. Der Künſtler wird ſie in ſeiner bekannten vortrefflichen Manier radiren, und ſie wird auf Oſtern 1786 erſcheinen. Die Größe der Platte ſind 20 Zoll Breite und funfzehn Zoll Höhe. Hr. G. J. Decker in Berlin nimmt Subſcription an.

* * *

Der Lehrer der Rechte am Gymnaſio zu Carlsruhe, Herr D. Poſſelt, will (in Verbindung mit einigen Gelehrten) ein wiſſenſchaftliches Magazin für gemeinnützige Aufklärung herausgeben. Sachen des blos zum Vergnügen beſchäfftigten Witzes, wohin die meiſten Gedichte gehören, ſollen in keinem Falle eine Stelle in demſelben einnehmen. Jährlich ſollen gewöhnlich acht Stücke erſcheinen. Jedes Stück wird 8 Bogen enthalten, und mit einem blauen Ueberzuge geheftet 45 Kr., alſo der Jahrgang 6 Fl. koſten.

* * *

Der Herr Kammerſecret. Hahn in Zweybrücken will, in Verbindung mit den Gelehrten und Geiſtlichen daſiger Ge-

gend, eine Quartalschrift, unter dem Titel: Westricher Ephemeriden, herausgeben. Allerley für das Menschengeschlecht interessante Materien sollen darinn abgehandelt werden.

* * *

Der Herr Professor du Roi in Helmstädt arbeitet schon seit einigen Jahren an der Herausgabe der Biographien der sämmtlichen Helmstädtschen Rechtslehrer, von Stiftung der Akademie bis auf gegenwärtige Zeiten, und in der Michaelismesse d. J. wird der erste Band davon erscheinen.

* * *

Herr Prof. Funk in Leipzig ist gesonnen, auf die Art, wie er bisher Himmelskörper zu 3½ pariser Zollen im Durchmesser verfertiget, größere zu verfertigen, deren Durchmesser des Cylinders 8¾ Zoll betragen soll. Er beschreibt die Einrichtung derselben auf einem halben Bogen, und ersucht die Liebhaber an die Böhmische Buchhandlung in Leipzig ihre Namen zu senden.

* * *

Se. Königl. Maj. von Preußen haben allergnädigst geruhet, zu verordnen, daß Jakobsons technologisches Wörterbuch, oder Erklärung aller nützlichen mechanischen Künste, Manufakturen, Fabriken und Handwerker, in vier Bänden in gr. 4. wegen des Vorzugs dieses Werks zum praktischen Gebrauche, von allen Königl. Kriegs- und Domänenkammern, und den sämmtlichen Magistraten in allen Königl. Provinzen, zum kollegialischen Gebrauche angeschafft werden dürfe. Um die Anschaffung dieses, allen denjenigen, welche sich der Finanz-, Handlungs- und Polizeywissenschaft widmen, unentbehrlichen Werkes zu erleichtern, erbietet sich die Neolaische Verlagsbuchhandlung, dasselbe allen Königl. Kammern und Magistraten, so wie den sämmtlichen Herren Land- und Steuerräthen, welche sich recta an gedachte Handlung addressiren, bis zu Ende des künftigen Jahres noch für den Pränumerationspreis von 12 Rthlrn. baar zu überlassen.

* * *

Zu St. Petersburg erschienen den 14ten Jänner A. St. Ihro Erlaucht, die Fürstin Daschkow, Vormittags um 11 Uhr, im

im Saal der kaiſerl. Akademie der Wiſſenſchaften, woſelbſt alle Herren Mitglieder derſelben verſammlet waren; erwähnten kürzlich die Veranlaſſung zu dieſer außerordentlichen Zuſammenberufung, traten an die, mitten in dem Saale von italieniſchem Marmor, dem Hauptſitze gegenüber errichtete Säule, und ſtellten eigenhändig auf dieſelbe das marmorne Bruſtbild des verſtorbenen berühmten **Leonhard Euler**, mit folgenden in franzöſiſcher Sprache geſprochenen Worten: „Die „Akademie kann ſtolz darauf ſeyn, daß ſie einen in den Wiſ„ſenſchaften ſo großen Mann gehabt hat, und mir gereicht es „zur Ehre und zur Zufriedenheit, daß ich das Bild dieſes ver„dienſtvollen Gelehrten, zur wahren Zierde dieſes Saales, in „Ihrer Gegenwart aufſtelle.“ Dieſes aus catariſchem Marmor, von dem Hrn. Rachette, Director der kaiſerl. Porcellainfabrik, und außerordentlichem Profeſſor der königl. Maler- und Bildhauerakademie zu Berlin, gemeiſſelte Bruſtbild, deſſen Schönheit ſowohl, als große Aehnlichkeit, der Kunſt und dem Geiſte ihres Künſtlers zur Ehre gereicht, iſt auf zuſammengeſchoſſene Koſten der Herren Akademiker und Adjuncten verfertiget worden; die aber demſelben zum Fußgeſtelle dienende Säule von italieniſchem Marmor, ein Geſchenk ihres Erlauchten Directors, der Fürſtin Daſchkow.

* * *

Es hat dem mir unbekannten Herausgeber eines Journals, unter dem Titel: **der Deutſche Zuſchauer**, gefallen, öffentlich anzuzeigen, es werde bey mir die **Hauptniederlage** ſeines Werks in Berlin ſeyn, und mich unter diejenigen zu ſetzen, welche **die an Ihn gerichteten Briefe und Pakete annehmen**, und weiter befördern ſollen. Das Publikum muß hieraus natürlich ſchließen, daß ich mit dem Herrn Herausgeber korreſpondire, von ſeinem Plane etwas wiſſe, oder auf irgend eine Weiſe Antheil daran nehme. Ich finde alſo für nöthig, hier öffentlich zu erklären, daß dieſes neue Journal bey mir nicht mehr und nicht weniger werde zu haben ſeyn, als bey jedem andern hieſigen Buchhändler. Was die Spedition der Pakete an den Hrn. Herausgeber betrifft, ſo iſt mir in meiner Lage nicht zuzumuthen, die Korreſpondenz unbekannter Perſonen an einen Unbekannten durch meine Hände gehen zu laſſen. Ich erſuche alſo den Herrn Herausgeber, dieſe Beſorgung einem andern Korreſpondenten aufzutragen,

weil ich die an Ihn eingehenden Pakete nicht annehmen werde. Ich wünsche, daß sein Vorhaben allen den Nutzen schaffen möge, den es haben kann, wenn es mit Unpartheylichkeit, Wahrheitsliebe und Vorsicht ausgeführet wird, er wird es mir aber, wenn er Seine und meine Lage reiflich überlegt, selbst nicht verdenken können, daß ich auch den Schein vermeiden will, als ob ich an einem Werke Antheil nähme, das mir gänzlich fremd ist. Berlin, den 9ten März 1785.

Fr. Nicolai.

* * *

Es wird von meiner **Beschreibung von Berlin und Potsdam**, eine durchaus vermehrte und verbesserte Ausgabe in der Ostermesse 1786 erscheinen. Ich habe zwar alle Sorgfalt angewendet, um alle vorgefallene Veränderungen anzumerken, und habe auch Gelegenheit gehabt, hin und wieder beträchtliche Zusätze zu machen. Um aber diesem Werke die möglichste Vollkommenheit zu geben, ersuche ich Jedermann, der in diesem Werke bemerken sollte, daß etwas darinn ausgelassen, oder nicht richtig genug angegeben, oder seit 1779 verändert worden, entweder mir, oder auch dem Königl. Bibliothekar, Hrn. Biester, davon baldigst Nachricht zu geben, der mir, so viel seine Geschäffte zulassen, bey diesem Werke, besonders wenn ich abwesend seyn muß, beystehen will. Da der Abdruck der neuen Ausgabe im August d. J. soll angefangen werden, so wünschte ich sämmtliche Verbesserungen längstens bis gegen die Mitte des Julius zu erhalten. Berlin, den 1sten May 1785.

Fr. Nicolai.

* * *

Die im May und Junius vorigen Jahres, zum Andenken des großen Tonkünstlers **Händel**, in London angestellte glänzende Feyerlichkeit ist aus den damaligen Zeitungsnachrichten bekannt. Sie muß jeden Deutschen lebhaft interessiren, denn Händel war ein Deutscher. Und so wird eine ausführliche **Nachricht von dieser Gedächtnißfeyer**, welche der durch seine musikalische Reise und Geschichte der Musik bekannte Dr. **Burney** ehestens herausgeben, und mit Händels Biographie begleiten wird, auch in Deutschland Erwartung und Beyfall hoffen dürfen. Auf besonderes Ersuchen des Verfas-

sers,

sers, hat Hr. Professor Eschenburg in Braunschweig die deutsche Uebersetzung davon übernommen. Diese Uebersetzung ist wirklich unter der Presse. Sie ist mit einigen Kupfern gezieret, und wird zu Ende des Junius erscheinen. Berlin, den 1sten May 1785.

Fr. Nicolai.

Beförderungen.

1784.

Die Kaiserin von Rußland hat den Hrn. D. Weikard, der im vorigen Jahre als Hofmedikus nach St. Petersburg berufen wurde, am Tage der Taufe der jungen Großfürstin Helena zum Kollegienrath mit dem Range eines Obersten ernannt, und ihm ein Geschenk von 10000 Rubeln gemacht.

Des verstorbenen Hrn. Geh. Raths und Leibarztes Muzel Gehalt in Berlin hat Hr. Professor Selle daselbst erhalten.

Bey der Universität zu Wittenberg ist eine neue Professur der Oekonomie gestiftet worden. Man hat nämlich die bisherige Professur der niedrigen Mathematik eingehen lassen, und den Hrn. Prof. Ebert, der sie bekleidete, zum Professor der Mathematik überhaupt an des verstorbenen Prof. Teibers Stelle befördert. Die neue Professur der Oekonomie aber ist noch nicht vergeben.

Hr. D. Merrem in Göttingen, aus Bremen gebürtig, und bekannt als Verfasser eines großen itzt angefangenen Werks über die Vögel, ist als ordentlicher Professor der Physik und Mathematik auf der Universität zu Duisburg angestellt, und der außerordentliche Professor daselbst, Hr. Hagemann, zum ordentlichen Professor ernannt worden.

Ebendaselbst ist an die Stelle des nach Bremen abgegangenen Herrn Doktor Meister, der bisherige königl. Kandidat zu Berlin, Hr. Muzel, zum Professor der Theologie ernannt worden.

Hr. Mag. Fabri in Halle geht mit einem Gehalt von 1000 Rubeln und der Postfreyheit durch das ganze Russische

Reich, als ordentliches Mitglied der Akademie im geographischen Fache, nach St. Petersburg.

Der Erbprinz von Hessen-Hanau hat den Konsistorialassessor, Professor und Rektor Bergsträsser in Hanau zum Konsistorialrath ernannt.

Hr. Mauvillon, Hauptmann bey dem Kadettenkorps in Cassel, hat den Ruf als Ingenieurmajor und Lehrer der Taktik am Karolinum zu Braunschweig erhalten und angenommen. Kurz vorher ward ihm ein Ruf nach Coblenz angeboten, den er aber ausschlug.

An des verstorbenen Hrn. Prof. Clodius Stelle haben die Kollegiaten des Leipziger großen Fürstenkollegiums Hrn. Johann Adolf Cäsar, designirten ordentlichen Professor der Philosophie, zum Kollegiaten dieses Kollegiums aus der Sächsischen Nation erwählet.

Der Landgraf von Hessen-Darmstadt hat dem bisherigen ersten Lehrer des Fürstl. Pädagogs in Gießen, Hrn. M. Roos, den Charakter eines außerordentlichen Professors der Philosophie ertheilt.

Schon im Jahre 1783 ist der bisherige Rector der Stadtschule in Greifswald, Hr. Theophilus Cölestinus Piper, vom Könige von Schweden zum dritten Professor der Theologie, und zum Pastor an der Jacobikirche daselbst berufen, und hat diese Aemter sogleich angetreten.

Todesfälle.

1784.

Am 27sten November starb zu Langenölse am Zobtenberge in Schlesien der Hr. Pastor Tschirner. Ein Mann, der viel Gutes stiftete, und als Oekonom und Schriftsteller berühmt ist. Wir wollen ihm hier nur ein kleines Denkmal aufrichten, denn ein größeres, das er so sehr verdient, wird, wie wir wissen, ihm in den neuen schlesischen Provinzialblättern, die mit Neujahr 1785, nach einem besonders gut ausgearbeiteten Plane, ihren Anfang nahmen, aufgestellet werden. Hier sey es also genug, unsern Lesern kurz

zu

zu sagen, daß Hr. Tschirner bis 1772 Prediger zu Conradswalde bey Brieg gewesen: daß er sofort durch den damaligen Justizminister in Schlesien, nunmehrigen Großkanzler, des Hrn. von Carmer's Excellenz, abgerufen, und mit dem Titel als Oberlandschaftssyndicus zum beständigen Secretär der eben damals errichteten patriotischen Gesellschaft in Schlesien angestellet worden sey. Diese Stelle bekleidete er bis zum Jahre 1777 zu gänzlichem Beyfalle seines Chefs, der ihn liebte und schätzte, und daher auch, da Tschirner einmal als Oekonom für das Ländliche mehr, als für das Städtische, eingenommen war, denselbelben auf sein Verlangen nach dem Lande, auf die einträgliche Pfarrey Langenölse beförderte, und ihn, wie wir aus eigenhändigem Schreiben gesehen haben, ihn seines Vertrauens auch in der Folge würdigte. Vorher war Tschirner schon durch seinen allgemein beliebt aufgenommenen, so betitelten: Schlesischen Landwirth mit patriotischer Freyheit, wiewohl ohne sich zu nennen, bekannt *) und nach erhaltener Vokation zeigte er männlich stark, wie sehr er der Herausgabe der Oekonomischen Nachrichten gewachsen war; die er auch immer zu gehöriger Zeit und ohne einigen Aufschub lieferte. Vor einiger Zeit bezeugte Tschirner gegen einen unserer Freunde den schriftlichen Wunsch, Mitarbeiter an unserer Bibliothek zu werden; und er ward ihm gewähret. Nur Schade, daß sein zu frühes Absterben ihn uns zu bald entriß!

Am 29sten November starb in seinem Dorfe Höchst an der Nidder in der Wetterau, Hr. Johann Maximilian v. Günderrode, ehemals Kammerpräsident zu Hanau, hernach Hessen-Hanauischer geheimer Rath und Oberamtmann zu Windecken und Ortenberg, im 71sten Jahre seines Alters. Ein gründlicher Publicist! Er hinterläßt eine sehr ansehnliche Bibliothek, die nicht vereinzelt, sondern unzertheilt zu Höchst bleiben soll.

Am 23sten December starb zu Sickingen der Graf Anton von Sickingen im 83sten Jahre seines Alters. Er ist der Vater des Grafen von Sickingen, ehemaligen Churpfälzischen Gesandten in Paris, welcher durch seine Versuche über die Platina bekannt ist.

Am

*) M. s. unser Urtheil in dem 21sten B. 1. St. S. 297 der Allg. Deutsch. Bibl. darüber.

Am 26sten December verlohr die Naturkunde an dem Hrn. Konferenzrath, Otto Friedrich Müller, in Kopenhagen, einen ihrer größten Beförderer und eifrigsten Forscher. Er wurde 55 Jahre alt. Ob er ein gebohrner Däne, oder ein Deutscher gewesen, ist uns unbekannt. Im gelehrten Deutschl. steht er nicht, selbst nicht in der neuesten Ausgabe.

1785.

In der Nacht vom 4ten bis zum 5ten Januar starb zu Leipzig plötzlich Hr. D. Johann Gottfried Körner, der Theologie zweyter ordentlicher Professor, Superintendent der Leipziger Diöces, und des hohen Stifts zu Meißen Kapitular ꝛc. im 59sten Jahre seines Alters. Er war im Jahre 1776 Professor geworden.

Am 18ten Januar starb zu Gießen der in den letzten Jahren auf Pension gesetzte Professor der Oekonomie, Johann Philipp Breidenstein, im 60sten Jahre seines Alters.

Am 22sten Januar starb in Lübeck Hr. Adolph Friedrich Vogel, Doktor der Arzneygelehrsamkeit, bekannt durch seine chirurgischen Wahrnehmungen, in seinem 56sten Jahre.

Druckfehler.

In LVII. 1. S. 59. Tz. muß Tz. seyn.
274. Bf. l. Ef.
LVIII. 1. 255. Fz. l. Ek. S. 256. Ez. l. Ek.
LVIII. 2. 482—485. Wf. l. Wf.
573. Mb. l. Mb.
LIX. 1. 43. Rm. l. Egl.
121. Wf. l. Wf.
123. Wf. l. Wf.
LX. 1. 97. Mk. l. Mt.
132. fehlt das Zeichen Kb.
142. Ib. l. Kw.
151. Ib. l. Kw.
Anh. III. 1658. Ez. l. Ek.

Allgemeine deutſche Bibliothek.

Des ein und ſechzigſten Bandes zweytes Stück.

Mit Röm. Kayſerl. Königl. Preußiſchen, Churſächſiſchen und Churbrandenburgiſchen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 1785.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Verzeichniß

der im zweyten Stücke des ein und sechzigsten Bandes recenſirten Bücher.

III. J. G. Herders Ideen zur Philoſophie der Geſch. der Menſchheit, 1r Th. 311

IV. L. T. Spittlers Geſch. Wirtembergs unter der Regierung der Grafen und Herzoge, 334

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

G. J. Follikofers Predigten über die Würde des Menſchen, 2 B. N. Aufl. 353

D. J. S. Semlers freymüth. Bey. über die Religionsvereinigung der dreyen ſtreitigen Theile im R. R. 1ſte Samml. 360

Ebend. ob der Geiſt des Widerchriſts unſer Zeitalter auszeichne? 369

Wöchentl. Beytr. zur Beförderung der ächten Gottſeligk. 10—12r B. 376

Handbuch für angehende Prediger, 11—19r Th. 377

J. H. Müller Pr. über das Beichtweſen. 378

Eb. Pr. zur Beförderung einer beſſern Armenpflog. 378

Grundſ. der natürl. Religion, 379

Leſebuch für Landſchulmeiſter, 380

2. Rechtsgelahrheit.

I. E. I. Müller promtuarium iuris novum, 380

v. Montesquieu Werk vom Geiſt der Geſetze, 381

A. P. Fryet de debitoris defuncti creditoribus hypothecariis,

C. F. Elsassers verm. Beytr. 383
D. E. C. Westphahls deutsches Staatsrecht, 386
P. Tschauggo Vers. einer Abh. von der Suggestion im peinl. Rechtsverfahren, 389

3. Arzneygelahrheit.

A. v. Haller Beytr. zur Beförderung der Geschichte und Heilung der Krankheiten, 6 B. 392
Vorlesungen für die mittlere Jugend über den menschl. Körper, 393
Marsinna Abh. von den Krankh. der Schwangern, 395
D. Kohlhaas Anleit. zur Bildung ächter Wundärzte, 395
Hagen Vers. eines allgem. Hebammenkatechismus, 397
Jourdain Abhandlung über die chirurg. Krankh. des Mundes, 397
Wrabetz Gesch. der Abnehmung eines Oberarms ohne Messer, 398
Eschenbachs verm. medicin. und chirurg. Bemerkungen, 400

4. Schöne Wissenschaften.

Religiöse Landlieder, 408
A. Fr. v. K. Samml. ausländischer Schauspiele für die deutsche Bühne, 1r Th. 410
J. C. Raffka Samml. ausländ. Theaterstücke, 411
Lainike, Nathan der Deutsche, 412
Samml. deutscher Gedichte aus dem XII. XIII. und XIV. Jahrh. 1r B. 413
G. E. Lessings Theatral. Nachlaß, 1r Th. 416
Ebend. vermischte Schriften, 2r Th. 419

5. Romanen.

1. Rüdinghof, eine Gesch. in Briefen.
2. Wenn das gut geht, geht mehr gut, von T. Riehl.
3. Theobor oder die Sache des Schicksals.
4. Sonderbare Verhängnisse eines ehemahligen Benediktiners vom Stande.

J. Jacob Walter, 424
Geſch. des Gr. Heinr. Moreland, 425
Joſeph, ein Gemälde aus der großen Welt, ebend
Moritz, ein Gegenſtück zu dieſem Gemälde, ebend.
Der Pfarrer Müller und ſeine Kinder, 426
Fauſtin, 427

6. Naturlehre und Naturgeſchichte.

S. C. Hollmann's nöthiger Unterricht von Barometern, Thermometern, 428
H. Sander, über das Große und Schöne in der Natur, 2te Ausg. 434
Ebend. kl. Schriften, von G. F. Götz, 1r B. ebend.
Schriften der Leipz. ökonom. Societät, 6r Th. 437
D. L. Crells neueſte Entdeckungen in der Chemie, 10r, 11r, 12r Th. 440
Krit. Kommentar über die öſterr. Provinzialpharmakopee, 443

7. Geſchichte, Erdbeſchreibung, Diplomatik.

D. E. Mörſchels Geſch. der M. Brandenburg ſeit der Stiftung derſelben, 1r B. 1r Th. 448
J. H. Lucanus Beytr. zur Geſch. des Fürſtenth. Halberſtadt, 1s Heft, 462
M. J. C. Krauſe romantiſche Erzählungen, 1r Th. 465
Reiſe durch den Baierſch. Kreis, 466
B. G. Struvii bibliotheca hiſtorica. Vol. I. P. II. 467
Geographiſche Tabelle, 468
Skizen aus dem Leben und Karakter großer und ſeltener Männer älterer und älterer Zeiten, 468
J. F. Poppe Geſch. der europ. Staaten, 2r B. 469
v. Melle ausführl. Nachr. von dem Leben und Charakter des D. S. Pomarius, 470
J. E. Fabri's geographiſches Magazin, 11r, 12r H. 476
J. G. Gruners hiſtoriſch ſtatiſt. Beſchr. des Fürſtenth. Coburg, 2r Th. 477

8. Gelehrtengeſchichte.

P. P. Sprenger theſaurus rei patriſticae, T. I. 479

G. Th. Strobel Beytr. zur Litteratur, 1r B. 1s St. 481
Westenrieders Leben J. F. S. von Kohlbrenner, 483

9. Philologie, Kritik und Alterthümer.

C. G. Schützii doctrina particul. latinae linguae, 486
Plinius Lobrede auf den Kaiser Trajan, überſ. von M. J. X. Schäfer, 487
Salomos hohes Lied, geprüft, 492
J. C. Borheks Magazin für die Erklärung der Griechen und Römer, 1r B. 1s St. 497

10. Erziehungsſchriften.

Ph. J. Lieberkühn Verſ. Menſchenliebe zu erwecken und zu unterhalten, 499
Reſewitz's Gedanken, Vorſchläge und Wünſche — 5r Band. 1s St. 505
Nützl. und angenehmes Handbuch für Väter von Salis, 500
A. C. und K. Borheck Verſ. eines Briefwechſels über das öffentl. Schul- und Erziehungsweſen, 2s St. 501
K. v. Eckhartshauſen Sittenlehren für alle Stände der Menſchen, 503
J. A. E. Götze kleine Reiſebeſchreib. zum Vergnügen der Jugend, 503
Br. an zwey junge verheyrathete Frauenzimmer über wichtige Gegenſtände, 504
B. A. Heiſters Geſtändniſſe, Leiden und Warnungen, 505

11. Wiener Schriften.

Anekdoten zur Geſch. des Angriffes und der Vertheidigung der Normalſchulen in den k. k. Staaten, 508
J. Böhm hiſtor. Nachrichten von der Entſtehungsart und Verbreitung des Normalſchulinſt. in Böhmen, 525
Eybel, was enthalten die Urkunden des chriſtl. Alterthums von der Ohrenbeichte? 526
J. Kauffers Schrift dawider, 530
G. Fleiner und Obermaiers Schriften dawider, 533

12. Handlungs- und Finanzwiſſenſchaft.

J. C. Förſters Entwurf der Land-, Stadt- und Staatswirthſchaft, 535
J. C. Schedel Ephemeriden der Handlung, 81, 91, 10r Heft. 536
G. Bruyn Aufforderung an meine Mitbürger zur Theilnehmung an dem Kanalhandel, 538

13. Münzwiſſenſchaft.

F. Neumanni populorum et regum numi veteres inediti, 542
Pätter, über den Werth der heutigen ſogenannten Conventionsmünzen, 544

14. Kriegswiſſenſchaft.

Die Kriegswiſſenſchaft für junge Leute, welche in den Soldatenſtand treten wollen, 1r Th. 545
Militairbibliothek, 46 St. 547
G. J. Krebs Anfangsgründe der eigentl. Kriegswiſſenſchaft, 550
A. F. Geißlers Geſch. und Beſchr. des Churf. Sächſ. Infant. Regiments Graf zu Anhalt, 554

15. Haushaltungswiſſenſchaft.

B. F. Hermann's Reiſen durch Oeſterr. 3r Bd. 558
Die Geſch. meiner Bienen, 559
H. Sanders ökonom. Naturgeſch. fortgeſ. von J. C. Fabricius, 4r Th.
J. C. Fabricii Kultur der Gewächſe, 565
J. F. Meyers Anfrag. und Antwort in Br. über Gegenſtände der Landwirthſchaft, 1ſte Lief. 569
J. G. Drewes neue Vorſchläge die Maulbeerbaumzucht und den Seidenbau mit Erfolg und Vortheil zu betreiben, 572
J. F. Thym Auszug aus der Praktik des Seidenbaues, 578

Verzeichniß der recenſirten Bücher.

J. H. Jung Verſ. eines Lehrbuches der Landwirthſch. der ganzen bekannten Welt, 581

16. Vermiſchte Nachrichten.

J. F. Föllner Leſebuch für alle Stände, 3r, 4r, 5r Th. 591
G. C. Lichtenbergs und G. Forſters götting. Magazin, 3r Jahrg. 5s St. 596
Salvator, 598
Berghofers Schriften, 599
Ebend. neueſte Schriften, ebend.
A. L. Schlözers Briefwechſel, 602
Ebend. Staatsanzeigen, 603
Schleſiſche Provinzialblätter, 604
D. J. F. Glaſers Beweisgründe, 606
Tales of Oſſian for uſe and Entertainment, 608
Der Teufel iſt los, 609
H. L. Lehmanns Br. über den Herenhandel zu Glarus, 610
Beytr. zu einer Biblioth. fürs Volk, 2r Bd. 614
Der Leipziger Zuſchauer, 614
Verſuch einer Mappe-monde litteraire, von Chr. Fr. Wilh. Roth. 615

Nachrichten. 616

Beförderungen, 619
Todesfälle, 620
Druckfehler, 622

III.

Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit von Johann Gottfried Herder. Quem te Deus eſſe, luſſit et humana qua parte locatus es in re, Disce. Perſ. Erſter Theil. Riga und Leipzig, bey Hartknoch, 1784. kl. 4. S. 318.

Eine Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit, würde, wenn wir ſie gehörig zu bearbeiten wüßten, die wichtigſte und intereſſanteſte Wiſſenſchaft für die Menſchen ſeyn. Sie würde uns nicht nur einen regelmäßigen und abſichtsvollen Plan in der Reihe von Begebenheiten und Revolutionen, die das menſchliche Geſchlecht bisher durchgegangen iſt, entdecken, und zeigen, wie dieſe Begebenheiten und Revolutionen ſich in dieſen Plan paſſen, und die Endzwecke deſſelben befördern; ſondern ſie würde uns auch über unſere individuelle Beſtimmung, wenigſtens im Allgemeinen belehren, und uns die Frage beantworten, ob wir für unſer perſönliches Intereſſe noch außer dem Antheil, den wir an der jedesmaligen Vervollkommnung oder Verſchlimmerung unſerer Gattung nehmen, noch künftig etwas zu hoffen haben, und was wir etwa zu hoffen haben; ob wir nur immer für die vollkommnere und glücklichere Nachkommenſchaft arbeiten; ob wir, wie Moſes, die Herrlichkeiten des gelobten Landes nur von

ferne sehen, oder selbst hineinkommen sollen, und von dem Glücke, das wir so mühsam und so stufenweise vorbereiten mußten, künftig selbst noch etwas genießen werden u. s. w. Die Ideen, die uns der Verfasser in diesem ersten Theile seines Werks vorlegt, beziehen sich größtentheils auf die Beantwortung der letzten Frage, die freylich bey weitem die wichtigste, aber auch die schwerste ist. Untersuchungen dieser Art sind für den Verfasser, wie er in der Vorrede sagt, vom Anfang seiner litterarischen Laufbahn, ein Gegenstand seiner Forschbegierde gewesen. Schon vor zehn Jahren legte er das Resultat seiner damaligen Einsichten in der Schrift: Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit, dem denkenden Publikum vor, und da diese Schrift nunmehr vergriffen, so wollte er seine Ideen jetzt ausführlicher in dem gegenwärtigen Werke vorstellen, dem er auch nur den bescheidenen Titul: die Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, giebt. Er betrachtet den Menschen in seinen natürlichen oder physischen Verhältnissen und Verbindungen, als einen Einwohner unserer Erde, als ein so und so organisirtes Geschöpf, vergleicht ihn mit den Thieren, in Ansehung seiner äußern und innern Bildung, und schließt mit psychologischen Bemerkungen, nachdem er vorher in der Astronomie, Geographie, Anatomie und Physiologie solche Data aufgesucht hatte, die ihn zu dem Hauptresultat seiner Untersuchungen: daß der Mensch zur Hoffnung der Unsterblichkeit gebildet sey, führen und berechtigen konnten.

Es scheint mir um so weniger nöthig, einen vollständigen Auszug aus diesem Werke zu liefern, da der berühmte Name des Verfassers es gewiß zur

eigenen Prüfung jedem Kenner empfehlen wird, und für diejenigen Leser, die es nicht sind, eine ganz unzweckmäßige Weitläuftigkeit würde erfodert werden, um ihnen einen genauen und vollständigen Begriff von dem System des Verfassers zu geben. Ich werde mich begnügen, einige Hauptideen auszuheben, und über die Richtigkeit derselben, und die Anwendung, die davon gemacht wird, meine Meynung zu sagen.

Der Verfasser fängt mit astronomischen und geographischen Betrachtungen über die Erde, das Vaterland, und den Wohnplatz des Menschen an, bemerkt, daß sie ein Stern unter Sternen, daß sie eine der mittlern Planeten sey, daß sie vielerley Revolutionen durchgegangen, daß sie eine um sich selbst und gegen die Sonne in schiefer Richtung sich bewegende Kugel sey, u. s. w. Aus allen diesen Sätzen ziehet nun der Verfasser Folgerungen, oder Muthmassungen, wovon ich einige anführen will, damit man sich daraus einigen vorläufigen Begriff von seiner Manier über den Menschen zu philosophiren, machen könne. Aus der Verbindung unserer Erde mit dem ganzen Himmelsheer zieht er diese Folgerung: „der Bau des Weltgebäudes sichert also den „Kern meines Daseyns, mein inneres Leben auf „Ewigkeiten hin. Wo, und wer ich seyn werde, wer„de ich seyn, der ich jetzt bin, eine Kraft im System „aller Kräfte, ein Wesen in der unabsehlichen Har„monie einer Welt Gottes.“ Ists wirklich die Meynung des Verfassers, daß durch die Verbindung der Erde mit dem ganzen Weltsystem, und des Menschen mit der Erde, unsere eigentliche persönliche Unsterblichkeit gesichert werde, so scheint mir die Folgerung

ausnehmend rasch und willkürlich zu seyn, wenn ich auch alle die Prämissen, wodurch er sich zu derselben den Weg bahnen will, zugestehe; selbst dann, wenn ich auch mit ihm annehme, daß ja in einem größern Chor der Harmonie, Güte und Weisheit, die Erde, meine Mutter gehöret, je fester und herrlicher die Gesetze sind, worauf ihr und aller Welten Daseyn beruhet; ich auch desto fester mein Schicksal nicht an den Erdenstaub, sondern an die unsichtbaren Gesetze, die den Erdenstaub regieren, geknüpft finde. — Denn was heißt das: mein Schicksal ist an den Erdenstaub geknüpft? will dies so viel sagen: ich stehe oder falle mit dem Erdenstaub, der mich trägt und nähret, und ich kann nirgends anders, als auf demselben leben, ich schicke mich nirgends anders wohin — und einen andern Sinn weiß ich nicht darin zu finden — so ist dies ja eines theils eben das, was der Verfasser selbst behauptet hatte; anderntheils schließt dies ja die Abhängigkeiten von den unsichtbaren Gesetzen nicht aus, die den Erdenstaub und auch mich, der ich so genau mit diesem Erdenstaub verbunden, und so viel ich noch weiß, vielleicht ganz verwandt, und ein Partikelgen davon bin, regieren. Ich sehe also hier keinen Gegensatz. Die Mutter Erde mag mich al„so wohl, nach eben den unsichtbaren Gesetzen tragen, nähren, dulden, und zuletzt liebreich in ihren Schooß aufnehmen," wie sie es mit den Thieren und Pflanzen macht, die mich bisher genährt hatten. Der Anblick des Himmels, und die Kenntniß der Bewegungsgesetze, wodurch er ein so harmonisches Ganze ausmacht, sind nicht vermögend, mich von dem Gegentheil zu überzeugen, oder mich zu dem Schluß zu berechtigen: „daß die Kraft, die in mir denkt und wirkt, ihrer Natur nach eine so ewige Kraft sey, als

jene

jene die Sonnen und Sternen zusammen hält.“ Jenes ist Denkkraft, dieses Anziehungs- oder Bewegungskraft. Erst muß ausgemacht seyn, entweder, daß beydes gleich ewige, ursprüngliche, aber wesentlich verschiedene Kräfte sind. — Und ist dies von der Denkkraft aus ihrer Natur erweislich, so ist mir der analogische Beweis für ihre ewige Dauer aus der Bewegungskraft sehr entbehrlich. — Kann ich es aber aus ihrer eigenen Natur nicht beweisen, so helfen mir alle Beweise aus der Ewigkeit der Bewegung nichts, — weil sie auf eine ganz ungleichartige und entgegengesetzte Kraft nicht passen. — Oder es sind beyde im Grunde einerley Kräfte, — und dann ist entweder die Bewegungskraft, die erste und wesentliche, und die Denkkraft die zweyte und abgeleitete, und nur eine Modification der Bewegungskraft. In diesem Fall darf ich nun offenbar von der Ewigkeit der Kräfte, die das Weltall zusammen halten, auf die ewige Dauer meiner zufälligen Denkkraft nicht schließen — oder endlich verhält sichs umgekehrt, und die Denkkraft ist die erste und wesentliche; dann würde der Schluß von der abgeleiteten, accidentellen, oder scheinbaren Bewegungskraft, oder von dem Phänomen, auf die ewige Dauer des Wesentlichen unschicklich, widersinnig, und ganz unnöthig seyn. Es wäre gerade so, als wenn ich die immerwährende Dauer einer Mauer aus der Beständigkeit einer Farbe, womit sie überstrichen ist, beweisen wollte. — Der Verfasser hatte im voraus sich bey seinen Untersuchungen von aller Metaphysik losgesagt; aber ich zweifle daran, ob er nun solche Resultate, als er hier gezogen, herauszubringen, derselben so ganz wird entbehren können, denn wenn ihre Begriffe und Grundsätze ihm gleich nicht zu neuen Entdeckungen

führen, ſo würden ſie ihn doch vor dieſen und ähnlichen Fehlſchlüſſen, der ſeine Philoſophie ſonſt ausgeſetzt iſt, bewahren können. Ich ſage nichts von den übrigen Folgerungen, die der Verfaſſer aus der Figur, der Richtung und Rotation unſerer Erde ziehet, worunter freylich manche vorkommen, die noch viel ſonderbarer, willkührlicher und auffallender ſind, als der obige Schluß, um mich nun zu den phyſiologiſchen Betrachtungen zu wenden.

Das zweyte, dritte und vierte Buch enthält dieſe phyſiologiſche Betrachtungen über die Organiſation und äußere Bildung des Menſchen, verglichen mit der Organiſation und Bildung aller niedrigern Weſen, die unſere Erde trägt, des Steinreichs, der Pflanzen und Thiere. Der Verfaſſer läßt ſich hier in eine ſolche Menge von Bemerkungen und Reflexionen ein, worin ich ihm unmöglich folgen kann, wenn ich auch bey meiner Unkunde in der Anatomie ein kompetenterer Richter wäre, als ich es wirklich bin. Es wird genug ſeyn, wenn ich nur eine etwanige Vorſtellung ſeiner Theorie machen kann. Dieſe trägt er nun im Allgemeinen in dieſen Worten vor: „So „chaotiſch uns in den Eingeweiden der Erde alles noch „vorkömmt, ſo nehmen wir doch in den Kleinſten und „Roheſten ein ſehr beſtimmtes Daſeyn, und Geſtaltung und Bildung nach ewigen Geſetzen wahr, „die keine Willkühr der Menſchen verändert. — „Wir bemerken dieſe Geſetze und Formen, ihre innere Kraft kennen wir nicht. — Immer und „überall ſehen wir, daß die Natur zerſtöre, indem „ſie wieder aufbauet, daß ſie trennen muß, indem „ſie neue vereinet. Von einfachen Geſetzen, ſo wie „von groben Geſtalten ſchreitet ſie ins Zuſammenge-

„ſetztere,

„sehtere, Künstliche, Feine; und hätten wir einen „Sinn, die Urgestalten und ersten Keime der Din„ge zu sehen, so würden wir vielleicht im kleinsten „Punct die Progression der ganzen Schöpfung ge„wahr werden.“ Diese Progression nämlich, ist eine Hauptidee des Verfassers, vermöge der er behauptet, daß die Natur, bey der unendlichen Varietät, die sie liebt, alle Lebendigen unserer Erde nach einem Hauptplasma der Organisation gebildet habe. Diesen Gedanken behält er immer im Auge, wiederholt und wendet ihn bey aller Gelegenheit an, und da kann man sich nicht enthalten, ihn mit dem Grundsatz, den Robinet in seinem Buche de la Nature so fruchtbar zu machen sucht, zu vergleichen. Robinet behauptet nämlich zum Behuf seines atheistischen Systems: die Natur habe von der Bildung der Steine, der Metalle, der Salze u. a. m. durch das Pflanzen- und Thierreich hindurch, bey allen ihren Organisationen immer die Menschenform zum Model, und gleichsam zur Absicht gehabt, und nach langen Vorübungen und unendlichen unvollkommenen Versuchen endlich im Menschen ausgeführt. — Es würde sehr ungerecht, und selbst ungereimt seyn, um dieses gemeinschaftlichen Gedankens willen, im Ganzen gleiche Denkungsart bey beyden Schriftstellern annehmen zu wollen; allein, dies verdient doch untersucht zu werden, inwiefern ein Theist, wie Hr. Herder zum Behuf seiner ganz entgegengesetzten Theorie dieser Hypothese nützen könne. Robinets Natur ist eine blinde, nothwendige, blos mechanisch wirkende Kraft. Einer solchen Kraft könnte man es ihrer Ehren unbeschadet, allenfalls zugestehen, daß sie um ihr Meisterstück, ihr non plus ultra, hervorzubringen, vieler Vorübungen bedürfte, erst unendlich viele Ver-

ſuche und Probeſtücke machen müſſe; aber von einer verſtändigen, nach einem Ideal mit Abſicht, und zwar allmächtig wirkenden Kraft, wofür wir die Gottheit annehmen, laſſen ſich dergleichen Vorübungen, allmähliche Läuterungen der anfänglich noch untauglichen und zu groben Materien, ſolche allmählich ſich immer mehr vervollkommende Verſuche nicht wohl gedenken. Und dergleichen muß man doch annehmen, wenn Herrn Herder, bey ſeiner vorausgeſetzten Progreſſion der Organiſationen und der Kräfte dieſe Vorausſetzung etwas helfen, oder ſein ganzes Raiſonnement unterſtützen ſoll. Um dies deutlicher zu zeigen, wollen wir ſie gegen ſeine Erklärung von den Trieben der Thiere halten. Er nimmt an, daß es urſprünglich nur Eine einfache Kraft gebe, (aber ohne ſich beſtimmt zu erklären, was dieſe ſeine Urkraft eigentlich ſey, ob die allgegenwärtige Gottheit ſelbſt, oder eine Partikel von ihr, oder etwas von derſelben ganz verſchiedenes) die aber vermittelſt der immer feiner geläuterten, künſtlichern und vollkommenern Organiſation, durch die ſie modificirt und eingeſchränkt worden, auch unfehlbarer oder fehlbarer, gebundener oder freyer, inſtinct- oder vernunftmäßiger wirke; und zwar, wie es ſcheint, nachdem ſie erſt, vermöge vorgängiger ſtufenweiſe ſich erhebender Organiſationen geläutert oder tauglich gemacht worden. Ich wenigſtens kann es nicht anders verſtehen, wenn es unter andern heißt: „Nur Ein Principium ſcheint „in der Natur zu herrſchen: dies iſt der ätheriſche „oder elektriſche Strom, der in den Röhren der Pflanzen, in den Adern und Muskeln der Thiere, endlich „gar im Nervengebäude immer feiner und feiner verarbeitet wird, und zuletzt alle die wunderbaren Triebe und Seelenkräfte anfacht, über deren Wirkung

„wir

„wir bey Thieren und Menſchen ſtaunen.“ Aber, nicht zu gedenken, daß die Ausdrücke: fein und grob, roh und künſtlich, vollkommen und unvollkommen, von Organiſation gebraucht, blos beziehungsweiſe auf unſere Sinnen, unſer Unterſcheidungsvermögen, unſern Geſichtspunkt genommen werden, und im Grunde nichts mehr und nichts weniger ſagen wollen, als mehr oder weniger zweckmäßig, oder zu einer vorausgeſetzten Abſicht zuſtimmend oder nicht zuſtimmend — ſo kann doch auch dieſe Organiſation, ſo fein und künſtlich oder vollkommen man ſie auch immer annehmen mag, es nicht begreiflich machen, warum die mit ihr verknüpfte Kraft ſich in dieſe oder jene Triebe, Künſte, Fertigkeiten, oder gar in Freyheit und Vernunftfähigkeiten äußern könne. Zwar behauptet der Verfaſſer, daß der ſelige Reimarus ganz unnöthigerweiſe eine beſondere Determination der Naturkräfte, oder natürlich angebohrne Fertigkeiten, die weiter keine Erklärung leiden, angenommen habe; da die Zuſammenſetzung der ganzen Maſchine mit ſolchen und keinen andern Kräften, (der Verf. nimmt ja nur Eine einfache Kraft an, die immer dieſelbige iſt, wie kann er denn von ſolchen und keinen andern, oder von verſchiedenen Kräften reden?) Sinnen, Vorſtellungen und Empfindungen, kurz die Organiſation des Geſchöpfs ſelbſt die gewiſſeſte Richtung, die vollkommenſte Determination war, die die Natur ihren Werken eindrucken konnte. — Allein, entweder iſt dieſer Widerſpruch gegen Reimarus ein bloſſer Wortſtreit, oder es wird vom Verfaſſer als erklärt vorausgeſetzt, was doch allererſt erklärt werden ſollte, wie nämlich blos durch die äußere und innere Bildung, oder Organiſation des Thiers, die Eine organiſche Kraft, die an ſich hinlänglich iſt,

vorgetragen, und gegen welche im 19ten Band der A. D. Bibl. insonderheit dies, wie mich deucht, mit Grunde erinnert ward, daß die Einschränkung der ganzen Sinnlichkeit und Vorstellungskraft, oder wie es hier heißet, die organische Kraft auf einen gewissen Wirkungskreis nichts anders seyn könne, als die von Reimarus angegebene genaue Determination der thierischen Seelenkräfte auf etwas Gewisses und Besonderes. Denn von der Herderschen Einschränkung auf einen gewissen Wirkungskreis, läßt sich (da in der Kraft selbst, die immer als Eine und dieselbige angenommen wird, gar kein Grund der mehrern oder mindern Einschränkung zu entdecken ist) eben so wenig eine Ursache angeben, als von Reimarus blinder Determination, wofern man nicht annehmen wollte, daß die organische Kraft erst alle mögliche Stufen der Organisation nach und nach durchgehen, und sich während diesem Durchgange zu einer menschlichen organischen Kraft erst läutern, erhöhen und vervollkommnen müsse. Dies würde uns nur, wenn es wirklich die Meynung des Verfassers wäre, (worüber er sich aber nicht deutlich und entscheidend genug ausdrückt,) auf seine oben erwähnte Hauptidee von der allgemeinen Progression zurückbringen. Aber selbst dies vorausgesetzt, würde sich die Intensität aus der mehrern Einschränkung des Wirkungskreises darum nicht völlig erklären lassen, weil man doch immer die Rohheit der organischen Kraft mit der Sphäre, worin sie jedesmal eingeschlossen würde, proportionirt setzen müßte, folglich kein solcher Ueberschuß der Kraft da wäre, aus dessen Concentrirung und Zusammendrängung die stärkere, sicherere und unfehlbarere Wirkung sich erklären ließe. — Doch dem sey wie ihm wolle, genug der Verfasser

nimmt

nimmt hier eine organische Kraft an, die weder ihre Organisation selbst bildet, noch als blos mit derselben und aus derselben entstehend betrachtet werden muß, sondern die wirklich für sich existirte, und mit der Organisation willkührlich verknüpft ward.

Mit allem diesem scheint mir das, was ich S. 167. lese, nicht wohl zu vereinigen zu seyn." Die „Natur, heißt es da, änderte zwar nach der Bestimmung und Lebensart jeder Gattung auch die Bildung derselben, und schuf aus eben denselben Theilen und Gliedern jedem Geschlecht seine eigene Harmonie des Ganzen, mithin auch seine eigene, von allen andern Geschlechtern organisch verschiedene Seele; sie behielt indessen doch unter allen eine gewisse Aehnlichkeit bey, und schien Einen Hauptzweck zu verfolgen. — Dieser Hauptzweck ist offenbar, sich der organischen Form zu nähern, in der die meiste Vereinigung klarer Begriffe, der vielartigste und freyeste Gebrauch verschiedener Sinne und Glieder statt fände; und eben dieses macht die mehr oder mindere Menschenähnlichkeit der Thiere." — Schuf die Natur jedem Geschlechte seine eigene, von allen andern Geschlechtern organisch verschiedene Seele; so können wir abermals zur Erklärung der größern Intensität der Kunsttriebe und der angebohrnen Fertigkeiten von einem zusammengedrängten Ueberschuß der organischen Kraft keinen Vortheil ziehen. Und dennoch behauptet der Verfasser nicht blos als eine Thatsache, sondern als eine Folgerung aus seiner obigen Hypothese: „je dunkler, desto inniger wirkt alles, „je weniger Gedanken sie verbinden, je seltner sie „Triebe üben, desto stärker sind die Triebe, desto „vollendeter wirken sie. Ueberall also liegen Vorbil-

„der

„der der menschlichen Handlungsweise, in denen das „Thier geübt wird, und sie, da wir ihr Nervenge„bäude, ihren uns ähnlichen Bau, ihre uns ähnli„chen Bedürfnisse und Lebensarten vor uns sehen, sie „dennoch als Maschinen betrachten zu wollen, ist „eine Sünde wider die Natur, wie irgend eine.“ Es scheint, als wenn der Verfasser behaupten wolle, daß das Thier in den Vorbildern der menschlichen Handlungsweise geübt werde, um nach und nach in der Menschen Aehnlichkeit immer weiter gebracht, und endlich zum Menschen vervollkommnet zu werden. Die Erfahrung begünstigt indessen diese Hypothese, von allmähliger Erhöhung und Vervollkommnung der Thiere, weder in Absicht auf ganze Gattungen noch auf Individue keinesweges. Die Gattungen bleiben immer in den Gränzen, die ihnen einmal gesetzt worden, eben so wenig hat man Exempel, daß jemals ein Ourang Outang bis zum Menschen hinauf gebildet worden. Will also der Verfasser nicht eine wirkliche Seelenwanderung annehmen, so kann diese Progression und stufenweise fortgehende Menschenähnlichkeit, so weit sie durch die Erfahrung berührt wird, keinen andern Sinn haben, als diesen. Wir bemerken an den Thieren, daß sie sich bald in diesem, bald in jenem Stück, der menschlichen Handlungsweise mehr oder weniger nähern, und in mancherley verschiedenen Rücksichten einige Menschenähnlichkeit zeigen. Aber dabey scheint es bey weitem nicht so ausgemacht zu seyn, wie es der Verfasser immer voraussetzt, daß es eine ununterbrochene Reihe einer durchgängigen Menschenähnlichkeit, von dem niedrigsten Thiergeschöpfe bis zum Menschen hinauf gebe, und daß das Affengeschlecht diese Reihe an den Menschen anknüpfe, und das Verbindungsglied ausmache. Bey aller

ler Aehnlichkeit, so die Affen und die Ourang Outang mit dem Menschen, der äußern Gestalt nach, haben, besteht die übrige Aehnlichkeit wohl nur hauptsächlich in seelenloser Nachahmung, und in den Vortheilen, die dem Affen die äußere Aehnlichkeit mit dem Menschen, daß er, wie sie Arme, Hände, Finger hat, verschaffen mußten; denn blos der Gebrauch dieser Glieder mußte ihn in Ansehung der Geschicklichkeit über die andern Thiere erheben, und kann uns leicht verführen, daß wir das, was eigentlich nur von der Form der Glieder abhängt, innern Vorzügen zuschreiben. So viel ist gewiß, daß auch der menschenähnlichste Affe weit weniger Raisonnement, und weit weniger menschliche Denk- und Gemüthsart zeigt, als der, nach der äußern Form vom Menschen so weit abweichende grob organisirte Elephant, und in der That hätten wir keine andere Instanz, als diese, so würde sie schon hinlänglich seyn, diese vorgegebene Harmonie zwischen der äußern Form und dem Seelenvermögen, und die ganze Hypothese von einer sich stufenweise erhebenden durchgängigen Menschenähnlichkeit zu widerlegen, und wenigstens in so weit verdächtig zu machen, daß man darauf mit Sicherheit nichts bauen kann. Anstatt eine solche durchgängige Progression zu beweisen, lehret uns die Erfahrung vielmehr, daß es der Gesichtspunkte, aus welchen die Thiere mit den Menschen verglichen werden können, sehr viele giebt, z. B. äußere Form, Geisteskräfte, Gemüthsneigungen, Nachahmungstrieb, Geselligkeit, Gelehrigkeit, Sprachfähigkeit u. s. w., und daß, wenn ja eine bis zum Menschen aufsteigende Leiter anzunehmen ist, sie in jeder besondere Gesichtspunkte, nicht aber durchgängig oder in allen anzunehmen ist, denn wenn das eine Thier dem Menschen in diesem Stück

ähnlicher ist, so ist es ihm wieder in andern desto unähnlicher; so ist z. B. der Papagey dem Menschen in Ansehung der Sprachfähigkeit am ähnlichsten, aber nicht nur in der äußern Form, sondern auch dem Geistesvermögen so unähnlich, als möglich. Es ist also die Menschenähnlichkeit so stückweise unter die Thiere vertheilt, daß wir keine regelmäßige Stufenleiter daraus zusammensetzen können.

Eine andere Hauptidee des Verfassers ist diese: daß auf der aufrechten Stellung und dem aufgerichteten Gange des Menschen, alle seine Vorzüge vor den Thieren, als auf ihrem eigentlichen Grunde beruhen. Aus diesem Umstande sucht er alles, wodurch sich der Mensch nur immer am Körper und an der Seele von den Thieren unterscheidet, herzuleiten. Sinnreich scheinen mir seine Bemerkungen, ob sie gründlich sind und die Probe halten, oder ob nicht vielleicht irgend ein anderer Umstand, z. B. die den Menschen eigenthümliche Beschaffenheit der Hände (wie Helvetius behauptet), als ein solcher Grundumstand angegeben werden könne, das mögen Kunstverständige beurtheilen. Mir ist nur dieser, vielleicht einfältige, Zweifel dabey eingefallen, daß, falls die aufrechte Stellung und der aufgerichtete Gang alles ausmachen und entscheiden sollte, die Vögel (namentlich der dumme Strauß), die uns hierin vollkommen ähnlich sind, und die noch viel freyer und weiter umherschauen können als der Mensch, dem Menschen auch in der Physiognomie und in den Kräften und Vorzügen der Seele die ähnlichsten seyn müßten. Wenigstens kann der Mangel des aufgerichteten Ganges nicht, wie der Verfasser behauptet, der einzige Umstand seyn, warum dem am Rande der Vernunft stehenden Affen den-

dennoch die Thür zugeschlossen worden. Denn er kann aufrecht gehen, und dazu gewöhnt werden, eben so wie der Mensch, und dennoch wird er nicht vernünftiger, wenn er auch von Jugend auf aufgerichtet gegangen — so wie der Mensch auch nicht, nach der Behauptung des Verfassers, blos dadurch viehisch — werden würde, daß er auf Vieren gienge, wenn nämlich nicht andere Ursachen seiner Verwilderung hinzukämen.

Wenn der Verfasser hierauf die verschiedenen Vorzüge des Menschen durchgehet, und sich bemühet zu zeigen, wie er zu jeder derselben der Sprach- und Vernunftfähigkeit, Freyheit, Humanität, Religion, und endlich zur Hoffnung der Unsterblichkeit, hauptsächlich vermittelst des aufgerichteten Ganges organisirt und gebildet worden, so kann ich ihm, so viel sich auch dabey noch erinnern ließe, in dieses Detail nicht folgen. Es mag genug seyn, wenn ich mich bey dem letzten Resultat aller seiner Bemerkungen und Reflexionen, daß nämlich der Mensch zur Hoffnung der Unsterblichkeit gebildet, daß unsere Humanität nur Vorübung, die Knospe zu einer künftigen Blume sey u. s. w. noch etwas aufhalte, um das Gehalt der Beweise dieser Behauptungen zu untersuchen. — Dies Resultat bauet der Verf. theils auf den Satz, daß keine Kraft in der Natur untergehen könne, theils auf diesen: daß aller Zusammenhang der Kräfte und Formen weder Rückgang noch Stillstand sey, sondern Fortschreitung. Was den ersten Satz anbetrifft, so müßte er, wie schon oben erinnert worden, genauere Bestimmungen erhalten, die der Verfasser ihm nicht gegeben hat, wenn er zum Beweise einer mit Bewußtseyn unserer Individualität verknüpften Unsterblichkeit (und eine andere Unsterblichkeit ist nicht des Nennens werth)

dienen ſollte. Es fehlte ſo viel, daß der Verfaſſer den Begriff der Kraft zu dieſer Abſicht gehörig aufgeklärt und beſtimmt hätte, daß er vielmehr über den eigentlichen Begriff der Kraft oder der Kräfte, die unſer Ich ausmachen, mit ſich ſelbſt nicht recht einig zu ſeyn, und zwiſchen dem Materialismus und Spiritualismus, zwiſchen Prieſtley und Leibnitz, hin und her zu ſchwanken ſcheint. Mit Prieſtley nimmt er an, daß wir die Natur und den Zuſtand der Materie nicht genug kennen und einſehen, um ihr das Denken abſprechen zu können. Er hält die Einfachheit des empfindenden und denkenden Principiums nicht für erweislich, vielmehr ſcheint ihm das Gegentheil und die Ausdehnung und Verbreitung deſſelben über den ganzen Leib mit der Erfahrung und Beobachtung einſtimmiger. Es kann alſo dieſem zufolge ganz wohl das Denken und das Bewußtſeyn ein Attribut der Materie, eine Modification einer Kraft ſeyn, die urſprünglich ganz was anders als Denkkraft iſt. — Er ſagt ausdrücklich: „wenn auch unſere Seele „mit allen Kräften der Materie, des Reizes, der „Bewegung, des Lebens urſprünglich Eins iſt, und „nur auf einer höhern Stufe in einer ausgebildetern, „feinern Organiſation wirket. Hat man denn je auch „nur eine Kraft der Bewegung und des Reizes unter„gehen geſehen, und ſind dieſe niedern Kräfte mit ih„ren Organen Eins und eben daſſelbe?“ Dies iſt der Fehlſchluß, der mehr als einmal beym Verfaſſer vorkömmt, ſo leicht es auch ſcheint einzuſehen, daß falls unſere Seele mit der Bewegungskraft einerley, oder im Grunde nichts anders, als Bewegungskraft ſeyn ſollte, und nur in einer ausgebildetern und feinen Organiſation, und vermittelſt derſelben zur Denkkraft und zum perſönlichen Bewußtſeyn erhöhet worden,

und als Denkkraft wirkt, mit dieser Organisation auch Erhöhung und Wirkung wegfalle, und die Kraft, ohne vernichtet zu werden, das seyn und bleiben kann, was sie ursprünglich und wesentlich war, nämlich Bewegungskraft. Man sieht aber eben so leicht ein, daß sich die Sache ganz anders verhält, wenn die subsstanzielle Kraft ursprünglich Denk- oder Vorstellungskraft ist, Reiz aber Bewegung und Leben nichts als Erscheinungen dieser Denkkraft sind, — Erörterungen dieser Art müßten, so metaphysisch sie auch immer seyn mögen, vorangeschickt werden, ehe man etwas zuverläßiges aus dem Satz, daß keine Kraft untergehe, schließen könnte. Ich merke nur noch an, daß der Verfasser durch die Behauptung, daß die Kraft mit den Organen nicht Eins und eben dasselbe sey, sich in der That entweder für den Dualismus oder die Hypothese, daß Geist und Materie zwey gleich reelle, aber wesentlich verschiedene Substanzen sind, oder gar für den Spiritualismus erklärt, und zwar dies seinen obigen Aeußerungen zu Gunsten Priestleys und des Materialismus gerade entgegen. Soll nämlich diese Kraft nicht ein bloßes Abstraktum oder Gedanken seyn, so muß sie eine immaterielle Substanz seyn; denn ist sie materiell, so gehört sie zur Organisation, und ist von derselben nicht verschieden. (Seinen andern Hauptsatz, daß nämlich aller Zusammenhang der Kräfte und Formen weder Rückgang noch Stillstand, sondern Fortschreitung sey, erklärt der Verfasser so, daß man sieht, er nimmt das für Fortschreitung, was man sonst den Kreislauf der Natur nennt. „Der einzige Elephant," sagt er, „ist „ein Grab von Millionen Kräutern, aber es ist ein „auswirkendes lebendiges Grab — er animalisirt sie „zu Theilen seiner Selbst. Die niedern Kräfte gehen

„in feinere Formen des Lebens über — nehmet die „äußere Hülle weg, und es iſt kein Tod in der Schö„pfung, ſondern jede Zerſtörung iſt Uebergang zum „höhern Leben“ — Aber auch, wird man hier erinnern können, Rückkehr zum niedern Leben, in gröbern (wenn es doch ſo heißen ſoll) Formen, wenn nun der Elephant mit ſeinen animaliſchen Theilen verweſet, und mit ſeinem Blute das Feld dünget, daß es wieder Gras und Kräuter hervorbringt, und die vorher animaliſirten Theile wieder in ihre urſprüngliche Pflanzenform zurücktreten. Man könnte alſo, anſtatt mit dem Verfaſſer zu fragen: „So gehet der „Stufengang der Ausarbeitung durch die niedere Na„tur, und ſollte er bey der edelſten und mächtigſten „ſtille ſtehen?“ vielmehr ſo fragen: So gehet der Kreislauf der Ausarbeitung durch die ganze Natur, ſollte er bey den Menſchen ſtille ſtehen? — Daß das Reich der Gedanken und Reize hier ohne ſichtbaren Fort- und Uebergang iſt, dies beweiſet keinesweges dieſen Stillſtand des Naturkreiſes, ſondern macht ihn vielmehr wahrſcheinlich. Zwar bemerkt der Verfaſſer, daß der Saft der Muskeln und Nerven nicht mehr zur Nahrung irgend eines Erdweſens diene, daß ſelbſt das Blut nur Raubthieren eine Erquickung ſey, daß der Nutzen des Nervenſafts nur körperlich, und die Wirkung der Seele, nach ihren Empfindungen und Kräften, was für Organe ſie auch gebrauchen möge, überall geiſtig ſey — aber ich kann nicht einſehen, was dieſe Bemerkungen für ſeine Meynung beweiſen können. Wäre das Daſeyn und die Natur des Nervenſafts auch deutlicher erwieſen und näher bekannt, als es beyde wirklich ſind, ſo würde es ſich doch mit nichts beweiſen laſſen, daß dieſer Saft ſolchen Thieren, die, wie die Menſchen, Muskeln und

Ner-

Nerven haben, nicht dienen könne. Kann ſogar unſer Blut die Felder düngen, und dem Pflanzenreich zur Nahrung dienen, warum ſollte unſer Nervenſaft nicht in die Nerven der Thiere übergehen, und dort ſchickliche Dienſte leiſten können, zumal wenn der Nutzen davon auch beym Menſchen blos körperlich, d. i. von ganz anderer Natur iſt, als die Wirkungen der menſchlichen Seele. Der Verfaſſer fragt: „wohin „kehren nun dieſe geiſtigen Kräfte, die allem Sinn „der Menſchen entgehen?“ — Sind dieſe Kräfte, antworte ich, ihrer Geiſtigkeit ungeachtet, nur äußerſt fein, aber immer noch materielle Kräfte, ſo haben wir wenigſtens bisher noch keinen Grund gefunden, ſie von dem gewöhnlichen Kreislaufe auszunehmen. Auch in niederigen Organiſationen können ſie vielleicht die vorzüglichſte Wirkung hervorzubringen nöthig ſeyn, obgleich freylich ſie da nicht ſo ausnehmende Wirkungen, als in und vermittelſt die ſogenannten feinen menſchlichen Organiſation hervorbringen. Der Verfaſſer fragt weiter: „Soll der Menſch rückwärts „gehen, und wieder Stamm, Pflanze, und Elephant „werden? oder ſtehet bey ihm das Rad der Schö„pfung ſtill, und hat kein anderes Rad, worin es „greife? u. ſ. w.“ — Und iſt dann der Menſch, frage ich, wirklich erſt Stamm und Pflanze und Elephant geweſen, und mußte er es ſeyn, ehe er Menſch ward und werden konnte? In der That auf eine ſo gewagte Vorausſetzung möchte ich die Hoffnung der Unſterblichkeit nicht bauen. Und in welchem Sinn kann der Menſch erſt Stamm, Pflanze und Elephant geweſen ſeyn? doch nicht in dem Syſtem der Seelenwanderung? denn was ſoll man ſich bey der Seele eines Baums, einer Pflanze, die nach unzähligen Wanderungen endlich zur menſchlichen Seele erhöhet

wird, gedenken? Alſo kann es nur ſo viel heißen: die Beſtandtheile der menſchlichen Organiſation müßten erſt in vegetabiliſchen und animaliſchen Organiſationen verfeinert, geläutert, und gleichſam deſtilliret werden, ehe ſie zur menſchlichen verarbeitet werden konnten. Allein nicht zu gedenken, daß durch alle dieſe Verfeinerungen und Läuterungen die Materie nicht aufhört Materie zu ſeyn, und zum Denken und Empfinden, um nichts geſchickter werden kann, als wenn ſie unſern Sinnen als gröber erſcheint, ſo muß dieſe nun ſo verfeinerte Materie, da ſie nicht höher hinaufſteigen kann, wohl zur Erde zurückkehren, wozu ſie unſtreitig gehört; und dies lehrt ja auch die Erfahrung, daß alles, was am Menſchen Materie iſt, aufgelöſet wird, und ſich ſo weit, wie es menſchliche Kunſt aufzulöſen verſteht, von den Beſtandtheilen anderer irdiſcher Körper in nichts unterſcheidet. Es iſt alſo ſehr wahrſcheinlich, daß es in der allgemeinen Werkſtatt, die auflöſet um zu bilden, trennet um zuſammenzuſetzen, weiter verarbeitet wird. Giebt es nun einen allgemeinen Kreislauf unter allen Erdorganiſationen, ſo fehlt es nie an einem Rade, worin der Menſch, oder die Materie, woraus er gebildet iſt, wieder eingreift, wenn er das wieder wird, was er geweſen iſt, und eine jede niedere Organiſation das wieder zurückfordert, was ſie zu der menſchlichen abgegeben hatte.

Es mag an dieſen Zweifeln und Erinnerungen gegen des Verfaſſers eigenthümliche Beweiſe für die Unſterblichkeit genug ſeyn; ich war Willens ihm auch in dem mehr pſychologiſchen Raiſonnement zu folgen, da er zur Ergänzung dieſer Beweiſe, die ganz geiſtige Natur der Seele und ihre Wirkungen zu Hülfe nimmt, und ganz wider die materialiſtiſchen Grundſätze,

ſätze, die er bis dahin angenommen zu haben ſchien, auf die Seite der Dualiſten, und vielleicht gar der Spiritualiſten trieb. Da er aber hier nichts Eigenthümliches mehr hat, ſo glaube ich, dies bey der Weitläuftigkeit, worin ich ſchon gerathen bin, übergehen zu können.

Die künftige Beſtimmung und das Schickſal des Menſchen nach dem Tode, ſtellt der Verfaſſer ſo vor: „unſere Humanität iſt nur Vorübung, die „Knoſpe zu einer künftigen Blume, d. h. unſere Vernunftfähigkeit ſoll zur Vernunft, unſere feinen Sinne „zur Kunſt, unſere Triebe zur ächten Freyheit, unſere „Bewegungskräfte zur Menſchenliebe gebildet werden „— entweder wir wiſſen nichts von unſerer Beſtimmung, und die Gottheit täuſchte uns mit allen ihren „Anlagen, von innen und von außen (welche Läſterung auch nicht einmal einen Sinn hat), oder wir „können dieſes Zwecks ſo ſicher ſeyn, als Gottes und „unſeres Daſeyns.“ — Ich ſchließe meine lange Anzeige mit dieſem Reſultat der Philoſophie des Verfaſſers über die Geſchichte der Menſchheit, mit dem ich gerne einſtimme, wenn ich gleich nicht den Weg dazu würde gewählt haben, den der Verf. genommen hat, der mir nicht ſicher und zuverläßig, oft Rück- und Irrweg, immer aber ein unnöthiger Umweg zu ſeyn ſcheint, — ob ich gleich gerne geſtehe, daß man in anderer Rückſicht eben dieſen Weg mit einem ſo ſinnreichen und gelehrten Führer, der uns unvermuthet Blumen, auch wohl Früchte darauf finden läßt, oder ſie vor uns hinſtreuet, mit Vergnügen und Nutzen zurücklegen wird. —

Sg.

IV.

Geſchichte Wirtembergs unter der Regierung der Grafen und Herzoge, von L. T. Spittler. Göttingen, im Verlage der Wittwe Vandenhoeck, 1783. 8.

Herr Geh. Archivar Sattler hat zwar dem Hrn. Verfaſſer rechtſchaffen vorgearbeitet, und alle Materialien aus zuverläßigen Quellen geſammelt, aber nicht leicht würde ein anderer, wie Herr Spittler ſie beſſer genuzet, und in einer ſo gedrängten Kürze die pragmatiſche Geſchichte von Würtenberg ſo geliefert haben, wie ſie hier vor uns liegt. Kein Kenner wird leugnen, daß bis jezo noch kein kurzes hiſtoriſches Werk von einem deutſchen Schriftſteller erſchienen iſt, ſo dem Spittlerſchen Werke gleich zu ſezen ſey.

Mit Recht ſchreibt der Herr Verfaſſer in der Vorrede — Man ſchreibt fürwahr leichter Geſchichte eines großen Hauſes, als Geſchichte eines kleinen deutſchen Staats, und allein ſchon das Gefühl der glücklichen Freymüthigkeit, womit man ſelbſt bereits Ludewig *XV.* vor den Ohren ſeines regierenden Enkels ſchilt ern darf, erhält den Geiſt unter der gehäuften Menge von Nachrichten unausgeſezt munter, nicht zu gedenken, daß auch die Größe des Gegenſtandes öfters dem Schriftſteller neue Kraft giebt. —

Zuerſt von dem Urſprunge und Anfange dieſes Hauſes. Davon ſchreibt der Verfaſſer gar ſchön, und doch der Wahrheit gemäß S. 2. — Unverholen ſey es geſtanden, daß der erſte Anfang des Hauſes

und

und Landes Wirtemberg sehr unbeträchtlich, daß man in Zeiten, da sich schon zusammenhängende Genealogien, schon ganze Reihen von Begebenheiten der Grafen von Calw, von Urach, und anderer itzt noch blos in der Chronik lebender Schwäbischer Familien finden, den Namen von Wirtemberg fast vergeblich sucht, und daß sich die ganze Masse von Ländern, welche itzt unter diesem Namen vereiniget ist, nur so allmählig gebildet habe, wie ein kleiner sanft strömender Bach allmählig an einem seiner Ufer ansetzt, daß man erst nach halben und ganzen Jahrhunderten eine Veränderung gewahr wird." — Darauf wird sehr natürlich geschildert, wie ohngefähr der Gang der Geschichte der mehresten deutschen fürstlichen Häuser, die klein angefangen, beschaffen, man kann sie, ohne die Wahrheit zu verletzen, in keinem zusammenhängenden Gemälde vorstellen, sie besteht immer nur in gewissen Bruchstücken und Muthmassungen. Die Schilderung ist ungemein passend, vorzüglich für die übrig gebliebenen Nachrichten von dem ersten Ursprunge dieses Hauses treffend. Kaum wird das XII. Jahrhundert davon sichere Beweise geben. Wir können uns nicht entbrechen, gleich den ersten Anfang und die ersten Gedanken des Verfassers davon hieher zu setzen; sie sind zu schön, daß unsere Leser sie nicht lesen sollten. So fängt die Wirtembergische Geschichte an — Eine kleine Meile von Stuttgart, wo schon über fünftehalb hundert Jahre die Residenz der Fürsten Wirtembergs ist, erhebt sich nach Osten zu, unter den umher liegenden Hügeln ein schöner Berg, der zur Warte eines alten Ritters recht gemacht zu seyn schien. Hier konnte er mit einem Blick zwey der schönsten fruchtbarsten Thäler Schwabens überschauen, und der daselbst schon ziemlich breite Neckarstrom durch-

ſchnitt die ganze Länge eines dieſer ſchönen Thäler, deſſen Anblick nur über den umherliegenden, mit Weinbau herrlich gekrönten Hügeln einige Augenblicke vergeſſen werden konnte. Was wir doch dafür geben wollten, wenn es möglich wäre, in alten Urkunden, oder ſichern Chroniken zu finden, wie der erſte hieß, der auf jenen hohen ſchönen Berg ſein Schloß zu bauen anfieng! Wie gerne wir nicht weiter forſchen wollten, warum ſein Schloß Wirtemberg hieß, (dafern der Berg ſelbſt nicht ſchon vorher Wirtenberg hieß), und das Schloß, das Sohn oder Tochtermann gerade gegen über erhielten, Beutelsſpach. Zwar nach der ganzen Beſchaffenheit der Geſchichte dieſer Zeiten würden wir kaum mehr als den Namen erfahren können, und die ſchönen glorreichen Genealogien, welche man ihm oder ſeinen Nachkommen zu Ehren in vorigen Zeiten gemacht hat, würden wahrſcheinlich nur lächerlich werden, alſo mag immerhin dieſe alte Geſchichte anfangen, es war einmal ein Graf" — So unterhaltend iſt der Ton und Styl dieſes ganzen Werks.

Mit völliger Gewißheit fängt erſtlich im erſten Viertheil des XIII. Jahrh. die Wirtenbergiſche Grafen Geſchichte an. Zwey Brüder Ludewig und Hartmann erſcheinen in Urkunden, und haben den K. Otten *IV.* auf ſeinen Römerzügen begleitet S. 9. Von allen Uebrigen und ihren Gütern weiß man nichts Zuverläßiges, ſo dunkel iſt noch die Wirtenbergiſche Geſchichte in dieſem Zeitraum. Erſtlich in dem ſogenannten Zwiſchenreiche fieng der Graf Ulrich mit dem Daumen an in Schwaben erheblich zu werden. Die Schickſale Conradins, des verlaſſenen Enkels K. Friedrichs *II.* beförderten ſeinen Wachsthum.

Seit

Seit der Zeit war nicht einmal der Schatten eines Herzogs von Schwaben mehr übrig, mithin war er der mächtigste Herr in der Provinz, an den sich Kaiser, Klöster und Reichsstädte wandten S. 11. Von dem Zeitpuncte an, besonders unter seinem Sohn Eberhard nimmt die Größe des Hauses zu. Mit vieler Einsicht sind die Grundursachen angegeben. Nicht blos ritterliche Industrie, nicht durch Befehdungen allein, sondern größtentheils durch Ankäufe ist der Staat erwachsen. Woher das Geld genommen, ohne Bergwerke, ohne Handel, ohne große Erbschaften, und durch wichtige Heirathsgüter, kauften die Grafen Städte, Grafschaften und Dörfer, solches alles ist unbegreiflich, und doch hat Graf Eberhard wirklich innerhalb 25. Jahren über 80,000 Gulden damaliger Währung für neuerkaufte Güter und Erwerbungen ausgezahlet. Vielleicht sind die Quellen zu diesen Ankaufsvermögen mit Grund angegeben. Der Verfasser meinet, sie stecken darin. Erstlich hat kein Wirtenbergischer Graf in der ganzen Periode ein Kloster gestiftet, die Grafen waren gute Haushälter, sie hatten nie zahlreiche Familien, nie viele Töchter, und wie der Verfasser schreibt, so findet sich seit drittehalb hundert Jahren kein einziger Graf von Wirtenberg, der bey seinem Tode mehr als zwey weltliche Söhne hinterlassen hätte, und überhaupt treffen viele andere Nebenumstände hierbey zusammen S. 16. Hiezu kam, daß sie zu den Ankaufen der Güter viel Geld von den Juden borgeten, wenn die Summen recht angewachsen waren, und Bezahlung verlangt ward, ließen sich die Grafen durch ein kaiserlich Privilegium von Bezahlung derselben frey machen, davon die Urkunden nachgewiesen sind S. 19. Des Eberhards Nachfolger und Sohn Ulrich

rich *II.* hat bey ſeiner 18jährigen Regierung über 81000 Gulden Güter angekauft, und beſonders auch die Schwäbiſchen Reichsſtädte genutzet. **Eberhard der Greiner** (Zänker) erwarb viel durch ſeine Sparſamkeit, und durch das Nachſehen des Kaiſers **Karls** *IV.* ſo aber ſein Nachfolger **Eberhard der Milde** wieder aufgehen ließ, das Vorzüglichſte bey ſeiner Regierung iſt, daß er durch Heirath für ſeinen Prinzen die Grafſchaft **Mömpelgard** an ſein Haus brachte S. 37. Die 1441. geſchehene Ländertheilung ward durch den **Mynſinger** Vertrag, und durch das eingeführte Recht der Erſtgeburth 1482. wieder aufgehoben, mithin hat dieſes, wie bey vielen andern Häuſern, auch dem Wirtenbergiſchen Hauſe, nicht geſchadet. Merkwürdig iſt der Brief, den der alte **Graf Ulrich** an ſeinen ältern Sohn **Eberhard** geſchrieben S. 46. Er beſchreibt darin ſehr lebhaft den groſſen Aufwand, unter andern — da du mir zugeſagt haſt, du wolleſt keinen Jäger noch Jagdhund halten, nun haſt du einen Jäger und 12 Jagdhunde, einen Falkner mit 6 Hunden, 2 Leithunde, 20 Winde dazu, einen Jägerknecht, und einen Jägerknaben, und einen reitenden Windhetzer, Knaben und Knecht, auch zu den Bluthunden Knaben und Knecht. Dazu viel Vogelhund — und wäreſt du ein eigener Herr, ſo weiß ich nicht du hätteſt das — Freylich ſchon ein ſtarker Aufwand nur allein in dem Fache für den Sohn eines Grafen. Er hält ihm hernach ferner vor — daß er in ſeinem Marſtall 700 Pferde hätte — und daß er im Frauenkloſter zu **Kirchheim** — ſein ſündlich ſchändlich Leben getrieben, Tanzen und Schreien darin, daß wenn es in einem offenen Frauenhaus geſchehen, ſo wäre es doch zu viel. Denn, wenn einer eine Kloſterfrau umhalſet, ſchreibt

der

der alte Vater, iſts eine Sünde, als umhalſet einer ſeine Schweſter. Frauenfleiſch iſt ja näher zu überkommen als Kalbfleiſch. Gott erbarms — Hier ſieht man ein kleines Gemälde der Sitten an dergleichen kleinen Höfen, wie ſie in der Mitte des XV. Jahrh. beſchaffen waren. Im Jahr 1462. ward der brave Alte Ulrich ſogar in der Schlacht bey Seckenheim von dem Churfürſten Friedrich von der Pfalz gefangen, und mußte ſich mit Hunderttauſend Gulden ranzioniren S. 49.

Der folgende Eberhard mit dem Bart, und erſter Herzog hat um das Land viel Verdienſte. Durch des Markgrafen Albrechts von Brandenburg Betrieb, kam die Untheilbarkeit des Landes und das Erſtgeburtrecht bey ſeiner Regierung zu ſtande, eine Hausverfaſſung, die dieſem Hauſe ſeine wahre Größe gegeben hat S. 54. Er brachte die Herzogliche Würde 1495. auf ſein Haus, ohngeachtet es freylich noch eine Frage iſt, ob Haus und Land dabey wirklich gewonnen hat. Wenn man bedenket, daß die zuſammengebrachten Länder Stücke von Wirtemberg, mehrentheils aus Allodien beſtanden, die jetzo in ein Reichslehn verwandelt wurden, ſo gewann der Kaiſer Maximilian gewiß mehr dabey, daß er die Herzogliche Würde dem Eberhard zueignete, unter der Bedingung, daß dieſes ganze nunmehrige Reichslehn, dafern der männliche Stamm der neuen Herzoge ausſterben würde, als ein kaiſerlich Kammerguth dem Reiche heimfallen ſollte. Wodurch alle Rechte der weiblichen Linie an dieſen zuſammengebrachten Allodien, nebſt dem ganzen Famlieneigenthum verlohren giengen S. 60.

Vielleicht war der Vortheil fürs Land weit gröſſer und weſentlicher, den er durch die Siftung der Uni-

Universität zu Tübingen gethan hat. Es war allerdings ein großer Gedanke, zu einer Zeit, wo weit größere Fürsten dergleichen noch nicht unternommen haben, z. B. Churbrandenburg, so lange nachher die Universität Frankfurt erst angeleget hat. Die Besoldungen waren freylich schlecht, und gegen Ende des XVI. Jahrhunderts mußte der gute Frischlin an 60 Gulden jährlicher Besoldung sich begnügen lassen S. 65. Die erste Einrichtung der Universität ist genau und gut beschrieben. Freylich herrschte hier die Armuth in allen Facultäten, allein auch diese war in den übrigen alten deutschen Universitäten ebenfalls sichtbar. Genug Wirtemberg kann auf diese Stiftung und auf ihren Eberhard stolz seyn.

In Absicht der Hofsitten damaliger Zeit, müssen wir eine schöne Stelle hieher setzen. So schreibt der Verfasser S. 69. — Nichts ändert sich langsamer als eine gewisse Hausverfassung, die sich gewöhnlich, wie eine Familiensitte vom Vater auf den Sohn forterbt, über der die Alten oft aus einer gewissen Eifersucht wachen, und an welche sich auch das junge Volk in der Familie schon gewöhnt hat, wenn es einmal so herbey gewachsen ist, daß es im Zirkel der Alten mitsprechen darf. So blieben in der That auch gewisse einzelne Züge des Bildes der Wirtembergischen Hausverfassung, wie sie wahrscheinlich im XIII. Jahrhunderte war, durch alle geschehene große Veränderung hindurch immer als eben dieselbe kennbar, und machen einen recht erfrischenden Kontrast mit dem Uebrigen, an welchen Zeit und Umstände ihre Spuren sichtbar gezeichnet hatten. Das war noch recht, wie es zu des Rauschebarts Zeiten gewesen seyn mag, daß die Frau Gräfinnen und Jungfer Gräfinnen, wenn es einen feierlichen Tag gab, wo Rittergelage war,

war, nicht mit dem Mannsvolk an einem Tiſch ſpeiſen, nicht ſo hoch ſchmauſen und trinken durften, als der Graf mit ſeinen Genoſſen. Der Mantuaniſchen Prinzeſſin, die Herzog Eberhard *I.* im Jahr 1474. heirathete, mag es ſeltſam vorgekommen ſeyn, daß auf die Tafeln, an welchen man bey dem Hochzeittage die Frauen und Weiber alle zuſammen geſetzt hatte, immer nur ungefähr die Hälfte der Speiſen kam, die ſich die Herren belieben ließen. Wenn die Herren am Hochzeittage 22 Gerichte und ein Schauеſſen hatten, ſo bekamen die Frauen nur 12 Gerichte. Und vielleicht noch auffallender für die italiäniſche Prinzeſſin, daß auf ihrem Hochzeittage 14000 Perſonen zuſammen kamen, daß man den Wein wie Waſſer ſoff, und daß es als Ehrengeſchenk zur Hochzeit galt — einen Becher faſt einen Virthel Centner ſchwer. Das war noch Hausverfaſſung, wie ſie aus alten Sitten herfloß, die Jungfer Hochzeiterin (ſo hieß die ital. Prinzeſſin), war künftig nichts anders als Eberhards liebe Hausfrau und Wirthin. Für ſie war noch ſtattlich geſorgt, wenn ſie jährlich 500 Gulden bekam (womit ſie aber zu der Zeit mehr ausrichten konnte, als wenn ſie jetzo 10,000 Gulden erhielte) zu ihrer Luſt und Nothdurft ſich ſelbſt davon zu kleiden, und alles zu verſehen, was von ihrentwegen auszugeben, und davon auch noch ihre Jungfern und Edelknaben zu bekleiden. (Dieſes letzte ſind eigene Worte des Mynſinger Vertrags vom Jahr 1482). Ein luſtiger Auftritt nach unſerm Decorumsgefühl, aber noch ganz nach alter Sitte (d. h. der damaligen Denkungsart gemäß, wo ſie eben ſo weit damit kamen).

S. 71. u. ſ. w. wird die Hausverfaſſung in Abſicht des Heirathsguths der Wirtemberg. Töchter (die in alteſten Zeiten etwa 16000 Gulden machte, und

noch

noch nicht von den Landständen aufgebracht, sondern noch von dem Cammerguthe bezahlet ward), der Volljährigkeit der Söhne, ihren Antheil an der Regierung, der Hofstaatseinrichtung, wie solche angewachsen, der Gerichtsverfassung sehr gut beschrieben, und von der Entstehung der Landstände, die nur nach und nach in wichtigen Angelegenheiten befraget, oder vielmehr nur zu Rathe gezogen wurden, und wie sie die Rechte, die sie jetzo im Lande haben, erlangt ꝛc. gründliche Nachricht gegeben, eine der wichtigsten Nachrichten in dem ganzen Buche, für den, der weiß, wie viele Macht noch jetzo die Landstände in diesem Lande haben. Unter solchen macht bey dem kleinen Ausschuß die Gewalt der Städte zwey Drittel, und der Prälaten nur ein Drittel aus, weil derselbe nur aus 2 Prälaten, und hergegen aus sechs Städteburgermeistern bestehet, und dabey die Mehrheit der Stimmen entscheidet. Die Ritterschaft hat sich bekanntermaaßen davon schon lange getrennet.

Nun folgt die Geschichte unter den Herzogen bis zum Tode Eberhard Ludewigs S. 85. Unter den Herzogen Eberhard *II.* und seinem Nachfolger Ulrich war die Regierung elend, der erste war viel zu schwach, und der andere ohne Erziehung und Kenntniß. Beides nutzten die Landstände, und selbst der Kaiser Maximilian. Allein vom Jahr 1519 — 1534. erfuhr der Herzog, wie wandelbar das Glück sey. Seine Regierung fiel gerade in solche Zeiten, wo sich jeder Fehler seines Charakters entwickelte; unglücklicher weise mußte er schon als Jüngling erfahren, daß er die Parthey des Kaisers gegen Frankreich und die Helvetier zu stark genommen hatte. Indessen waren die neun ersten Jahre seiner Regierung glänzend. Bey der Theilnehmung an dem Baierschen Landshutischen

tiſchen Succeſſionskriege 1504. erwarb Herzog Ulrich, indem er die kaiſerl. Acht gegen den Churfürſten von der Pfalz vollziehen half, mehr an Ländern, wie Wirtemberg ſeit ſeiner ganzen Exiſtenz jemals im Kriege erworben hat. Fünf Städte und Aemter, nebſt dem reichen Kloſter Maulbronn, ward von der Pfalz an den Herzog abgetreten. An ſeinem Hofe gieng es über die maßen prächtig her, der Aufwand in Kriegen war groß, und ſein Gefolge, wenn er auf einen Reichstag zog, beſtand wenigſtens in 300 Perſonen. Alles war prächtig gekleidet, und bey der glänzenden Hofhaltung ſelbſt giengen jährlich große Summen auf, ſo, daß in den 9 Jahren eine baare Million Schulden vorhanden war. Eine unermeßliche Summe in der Zeit für dieſes Land S. 98. Neue Auflagen ſollten dieſe tilgen. Der Landmann ward aufrühriſch, und überall war Empörung ſo ſtark, daß der Herzog ſich nicht zu helfen wußte. Endlich vermittelten Kaiſerliche, Pfälziſche und Baadenſche Geſandte auf dem Landtage 1514. den bekannten Tübinger Vertrag, der die Grundlage aller Freyheiten der Wirtembergiſchen Unterthanen macht, und das erſte Document einer zuverläßigen Erwerbung ihrer Privilegien iſt. Die Stände übernahmen neunmal hundert und zehn Tauſend Gulden Herzoglicher Schulden, ließen ſich aber dagegen verſichern, daß der Herzog ohne ihre Einwilligung keinen Krieg anfangen, nichts verpfänden, einem jeden den freyen Abzug verſtatten, und keine Auflagen machen wolle. Ueberhaupt ſind die Städte und der Bürgerſtand am meiſten darin privilegirt, ſogar der Rath zu Stuttgardt und Tübingen erhielte das Recht, den Herzog an Haltung eines Landtags zu erinnern. Aber auch die Städte hatten eigentlich die Herzoglichen Schulden zu bezahlen übernommen S. 103.

Der Charakter des Herzogs Ulrichs, in Abſicht ſeiner 3 ſchlechten Räthe, ſeiner Gemalin Sabina, mit der Junker Hans von Hutten ſehr vertraut umgieng, und der ſchwarzen That, die er ſelbſt an ihm begieng, wie er ihn auf der Jagd durchſtochen, und mit ſeinem Gürtel an einer Eiche gehangen hat — iſt S. 106. u. ſ. w. meiſterhaft geſchildert. Die letzte Handlung zog ihm vorzüglich ſein Unglück zu, und gab am meiſten die Gelegenheit, daß er aus ſeinem Lande vertrieben wurde. Von der Zeit an erlebte er die unglücklichſte Regierung, und der ganze Verlauf muß ſelbſt hier geleſen werden, weil er nur bey einem kurzen Auszuge verlieren würde S. 109. u. ſ. w. Erſtlich 1534. gelangte Ulrich wieder zum Beſitz ſeines Landes, und dieſes unter harten Bedingungen, als ein Afterlehn von Oeſterreich S. 128. Darauf wird die Religionsveränderung in dem Herzogthum, und der Einfluß auf die Verfaſſung des Staats, und ſelbſt in Abſicht des Herzogs ebenfalls ſehr pragmatiſch beſchrieben. Gar ſchön und der Wahrheit gemäß iſt die Stelle von den eingezogenen Kirchen- und Kloſtergütern S. 133. — Man hatte in Sachſen voll von der erſten Freude, daß die Wahrheit bey Hofe Schutz fand, Kirchen- und Kloſtergüter ſorglos dem Churfürſten überlaſſen, und die Stifter der neuen Kirche entdeckten zu ſpät, daß die Hofleute ihre Kirchenbeute nicht mehr fahren ließen, und der Geiſt der frommen Freygebigkeit mit dem Fegefeuer verſchwunden ſey. Durch ihre Erfahrung gewarnt, fieng man gleich in den erſten Zeiten der Wirtembergiſchen Reformation an, das alte Pfaffenguth zum Vortheile der neu einzurichtenden Kirche zu ſammlen, und den Ueberſchuß — für dringende Landesbedürfniſſe bey Seite zu legen — Hierin gründen ſich die vielen freien Schulen,

Sti-

Stipendien, und selbst das theologische Studium zu Tübingen, die Prälaten ꝛc. so, daß der Herzog von eingezogenen Klöstern eigentlich nichts genießet, wo in Sachsen, Brandenburg, Braunschweig, Lüneburg ꝛc. das mehreste davon blos zu Landesherrlichen Domainen genommen ist, indem es dort ganz recht passend ist, wenn Hr. Spittler schreibt — daß die Hofleute ihre Kirchenbeute nicht leicht fahren lassen — Zwar wer läßt auch seine Beute gerne fahren? Machten es die Geistlichen nicht eben so? Das 1546. Jahr versetzte den Herzog aufs neue in große Weitläuftigkeiten, weil er großen Antheil an den Unternehmungen des Churfürsten Johann Friedrichs von Sachsen nahm, worüber er abermal sein Land verlassen mußte, das er endlich durch eine demüthigende Erniedrigung nach dem Heilbronner Vertrag von 1547. von dem Kaiser zwar wieder erhielte, aber von dem R. Könige Ferdinand als ein durch Felonie verwirktes Lehn in Anspruch genommen ward S. 140. Kurz vor seinem Tode, ward das Interim in seinem Lande publiciret, Mönche und Nonnen kehrten in ihre alten Klöster zurück, er erlebte das Ende davon nicht, und sein Tod befreyete seinen Sohn und Nachfolger von der begangenen Felonie des Vaters S. 142.

Herzog Christoff war durch viele Widerwärtigkeiten in seinen jüngern Jahren geprüfet, hatte durch seinen vieljährigen Aufenthalt am Kaiserl. Hofe ꝛc. und auch in Feldzügen viele Erfahrung und Kenntniß erhalten, und kam in einem sehr gesetzten Alter zur Regierung, so recht für die kritische Lage passete ꝛc. Ueberdem kannte er den kaiserlichen Hof genau in allen seinen Verhältnissen, so ihm in seiner ganzen Regierung vielen Vortheil brachte. Er fand das Land

und die Verfassung in zerrütteten Umständen. Der ganze Adel hatte sich frey gemacht, wodurch die Stärke des Landes in Absicht der Vasallen, sehr abgenommen, die Prälaten zu schwach, mithin beruhete alles in den Städten, S. 151. u. f. w. wo der Zustand sehr genau beschrieben ist. Zuerst endigte er 1552. den Felonie-Proceß durch einen Vergleich, aber doch mit neuer Anerkennung der Oesterreichischen Afterlehnschaft, und Bezahlung einer starken Summe Geldes S. 156.

Von S. 156. an wird die Reformation in Wirtemberg, so wie sie der Herzog durch zwey berühmte Theologen ihrer Zeit, den Johann Brenz und Jacob Andreä, mit vieler Klugheit betreiben lassen, vortrefflich geschildert, und der Charakter der beiden Männer dargestellet. Die Anstalten mit den ansehnlichen Klosterschulen, und dem wichtigen Seminario zu Tübingen, sind für Wirtemberg ein sehr großer Vorzug, den es hauptsächlich dem Herzoge zu danken hat, indem er eigentlich als Stifter derselben anzusehen ist S. 162. (Gut gemeint waren die Stiftungen freylich; aber diese Schulen haben auch nicht wenig beygetragen, den finstern dogmatisch-fanatischen Geist in Wirtemberg länger zu erhalten, und mit ihm den Verfolgungsgeist.) Hierauf folgt S. 163. u. f. w. eine detaillirte Nachricht von der jetzigen Verfassung der Landstände, und dem engern Ausschuß desselben, der nur aus 2 Deputirten der Prälaten, und 6 Deputirten der Städte bestehet, und ebenfalls durch Anstalten dieses Herzogs in der Form gebildet ist. Zu bestimmten Zeiten kamen noch 2 Deputirte von Prälaten und 6 von den Städten hinzu, die den größern

Aus-

Ausschuß machen, aber von den ersten hängt die Hauptsache ab. Ihre gute und schlechte Seite ist deutlich gezeiget, und die Ursachen gründlich angegeben, woher es gekommen, daß der Wirtembergische Adel gänzlich als Landstand unsichtbar ist. Ganz recht sagt der Verfasser S. 170. — am meisten wundert man sich, daß bey Constituirung dieses Ausschusses gar keiner Ritterschaft gedacht wird, als ob der Herzog schon damals die Ritterschaft seines Landes für das gehalten, wofür sie gehalten zu seyn wünschte, und wir glauben mit ihm, daß dieses zur völligen Auflösung des Bandes zwischen dem Herzog und seinem Adel, und zur endlich errungenen Freyheit des letztern, allerdings beygetragen hat. Aber man sahe abseiten der Fürsten damals die Trennung nicht so wichtig an, wie nachher, wo es zu spät war. So gieng es Churpfalz ebenfalls — und öfters traueten die Fürsten den adlichen Räthen und Vögten zu viel, die sie in ihren Diensten hatten. Sie vergassen, wie mächtig Familieninteresse auch auf die Gesinnungen des treusten Dienes wirken könne.

Die Gerichtsverfassung kam ebenfalls unter dem großen Fürsten in eine bessere Verfassung, das neue Landrecht erschien 1555. im Druck, und hatte im ganzen seinen großen Nutzen. Mit einem Worte, der Herzog Christoff war ein würdiger Fürst, und vielleicht der würdigste unter allen Wirtembergischen Regenten, groß in allen seinen Unternehmungen, dem das Land viel zu verdanken hat. Er starb nach einer 18jährigen Regierung am 28. Decemb. 1568. Sein minderjähriger Sohn, erhielte nach seinem Tode eine schlechte Erziehung S. 184. Er hatte sogar Lust selbst

zu predigen, ließ Bibeln drucken, ſchrieb erbauliche Sentenzen hinein, und vertheilte ſie unter ſeine Räthe — als Regent ſpielte er ſchlechte Rollen, (ſo wie alle Regenten, welche prieſt-ridden ſind) Adel und Geiſtlichkeit hergegen den Meiſter. Das Vornehmſte was er noch gethan, iſt die Stiftung des bekannten *Collegii illuſtris* zu Tübingen S. 191. Gar treffend iſt der Zuſtand der Wirtembergiſchen Kirche und auch der Univerſität Tübingen, von der Zeit an geſchildert, und gezeiget, daß die Wirtembergiſche Kirche durch ein oligarchiſches Familiengewebe (worin beſonders die Familie des Jacob Andreä, und die Reihe der Oſiander hervorſtechen) umſchlungen, und weil öfters der Hofprediger gemeiniglich auch geheimer Rath war, und der Kanzler in Tübingen ebenfalls in die Regierung großen Einfluß hatte, ſo hingen die Kirchen- und Staatsſachen ſo zuſammen, daß die ganze politiſche Verfaſſung des Landes darnach gebildet ward S. 193. u. ſ. w. (welches nun freylich wohl um deſto ſchlimmer iſt). Eine ganz andere Regierung kam unter ſeinem Nachfolger Friedrich von Mömpelgard wieder in Gang, ſchade, daß ſie nur 15 Jahr dauerte. Das erſte war gleich anfangs ſchon wichtig genug, daß er durch Unterhandlung, die öſterreichiſche Afterlehnſchaft freylich koſtbar, nämlich gegen Bezahlung von 4 Tonnen Goldes, in eine Anwartſchaft verwandelte S. 210. Er erwarb anſehnliche Güter, deren Ankauf auf 1200,000 Gulden beläuft. Er ſuchte den Tübinger Vertrag, und überhaupt die Privilegen der Landſtände, die ſie unter Ulrichs, Chriſtoffs, und Ludewigs Regierung erworben hatten, wieder aufzuheben, wenigſtens herunter zu ſetzen, und zwar aus dem Grunde, weil ſie kein Recht

gehabt, ihn an dem Gute zu schmälern, das von seinen Vorfahren durch sie auf ihn kommen sollte. Matthäus Enzelin, vorher Professor der Rechte zu Tübingen, war sein Kanzler, und derjenige, so vorzüglich die Rechte der Landstände zu unterdrücken suchte. Die Landtäge wurden tumultuarisch gehalten, den Ständen abermal über eine Million Schulden zu bezahlen, aufgelegt, und Enzelin würde endlich die Gesinnung des Herzogs noch weiter getrieben haben, wenn nicht derselbe gleich nach diesem Vorgange gestorben wäre S. 221. Unter der Regierung seines Sohns, des Herzogs Johann Friedrichs, mußte der vorgedachte Enzelin, vielleicht zu hart, mit seinem Kopfe büssen S. 227. Sonst war die ganze Regierung schläfrig, die Theologen zu Tübingen hatten sogar Einfluß darin, ihr polemischer Eifer gegen die Calvinisten machte dem Herzoge Churſachsen, Hessendarmstadt, Brandenbug ꝛc. zu Feinden, und unglücklicher weise gab die Union, wozu er sich mit andern protestantischen Fürsten gegen die katholische Lige verband, die nächste Gelegenheit, daß Wallenstein mit etlichen Regimentern das ganze Land so ausgesogen und entkräftet, daß dem armen Unterthan nichts übrig blieb. — Was ist noch sicher, und was ist noch heilig, schreibt S. 242. der Verfasser, wenn in einem Strich Landes, der bisher eine halbe Million guter friedliebender Menschen nährte, 6 bis 8000 Mann privilegierter Räuber (so kann man die Wallensteinschen Regimenter mit Recht nennen) sich ausbreiten, welche längst an alle Ausschweifungen gewöhnt, oft mit recht viehischer Brunst Weiber und Mädchen entehrten, und das Brod des verfluchten Ketzers nur desto begieriger fraſſen, weil es Ketzerbrod war. —

Aus Kummer über seine getäuschte Treuherzigkeit starb der Herzog am 18. July 1628. und nun gieng vollends erst das Elend des Landes an.

Unter der vormundschaftlichen Regierung seines Sohns Eberhards *III.* wurden gleich viele Mißbräuche, und auch die Alchymisten abgeschafft, und die Landstände übernahmen 2 Millionen und 600,000 Gulden Schulden zu bezahlen. Indem man also mit der innern Landesverbesserung beschäftiget war, erschien das schreckliche Restitutionsedict, daß alle Kirchengüter, in deren Besitz die Protestanten nach dem Augspurger Religionsfrieden gekommen waren, an die Katholiken ausgeliefert werden sollten S. 246. Ohngeachtet solches am wenigsten auf Wirtemberg, so das Interim nie angenommen hatte, anwendbar war, so nahmen die Mönche ꝛc. doch von den dasigen Klöstern und Gütern Besitz, und wollten sogar nicht einmal den Herzog als ihren Landesherrn erkennen S. 249. Nach der unglücklichen Schlacht bey Nördlingen stieg das Elend aufs höchste, und nach einer genauen Berechnung hat das kleine Land Wirtemberg innerhalb 22 Jahren seit 1628. einen Verlust von mehr als 118,742,864 Gulden erlitten, die entsetzlichen Verwüstungen ungerechnet S. 255. Der jämmerliche Zustand des Landes ist S. 255. u. f. w. rührend geschildert, und macht von der damaligen grausamen Art Krieg zu führen lebhafte Eindrücke. Der Herzog war abwesend beständig in Straßburg, und das Land selbst unter die kaiserl. Minister und Generals vertheilet S. 259. Doch konnte in der traurigen Lage der Herzog sich entschließen zu heirathen, obwohl ihm die Schweden riethen, lieber des eisernen Mannes,

nes, als die Bräutigams Hosen anzuziehen, so die eigenen Worte des Oxenstirns sind S. 262. Der Herzog blieb ganz unthätig, drey Männer, Wiederhold, Löffler und Varnbüler, deren Namen den Wirtembergern verehrlich bleiben, haben aus wahrem Patriotismo alles gethan, was geschehen konnte. Der Erste that das Seinige als Soldat, der Zweyte war Wirtembergischer Vicekanzler, und der letzte eigentlich nur des Zweyten sein Secretair, aber ein Mann, der bey den Westphälischen Friedensunterhandlungen alles mögliche für sein Vaterland gethan hat. Die Treue und Geschicklichkeit der beyden letzten Männer muß man S. 264. u. s. w. selbst lesen, wie überhaupt den Ausgang dieser wichtigen Sache, und auch das Ende dieser schlechten Regierung, die 1677. in eine vormundschaftliche für seinen Sohn Eberhard Ludewig verwandelt ward. Diese war nicht die beste, und wie der Herr selbst regierete, so machte sie ihm noch weniger Ehre. Schon allein die Begebenheit mit der bekannten Fräulein von Grävenitz ist zu diesem Satz hinreichend. Es machte, schreibt der Verf. S. 297. der Herzog ungefähr ums J. 1708. eine merkwürdige Bekanntschaft mit einer Mecklenburgischen Fräulein von Grävenitz. Der Graf von Zollern, der sich viel am Wirtembergischen Hofe aufhielte, hatte demselben diese nicht ganz verblühte Schönheit entdecken lassen, und der gutmüthige Prinz war mit den gewöhnlichen Koquettenkünsten, einer zweckmäßig abwechselnden Sprödigkeit und Nachgiebigkeit so schnell gefangen, daß ihn die Nachrichten seiner redlichen Hofleute nicht mehr erretten konnten. — Der treue Hofmarschall Forstner ward unglücklich, weil er den Herzog am ersten vor ihr gewarnet. Sie spielte in

der ganzen Regierung die Hauptrolle, und zog dem Hause die gröſste Schuldenlast zu, die an des Herzogs Tode so groß war, daß sein Nachfolger sich lange bedachte, ob er die Erbschaft antreten wolle ꝛc., und hier endiget sich mit dem Jahr 1733. dieses höchst interessante Werk, von dem wir schwerlich, ohngeachtet es der Verfasser verspricht, die Fortsetzung zu gewarten haben werden. Drey wichtige Beylagen machen den Beschluß, nämlich 1) die höchst rare *Apologie de Mr. Forstner etc. à Londres* 1746. 2) Sr. meiner Prälaten und Landschaft in Wirtemberg verordneten engern und gröſsern Ausschusses Staat. 3) Kritische Sammlung der Nachrichten für die älteste Wirtembergische Geschichte, wovon wir aber nichts weiter ausziehen dürfen.

Ht.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Predigten über die Würde des Menſchen, und den Werth der vornehmſten Dinge, die zur menſchlichen Glückſeligkeit gehören, oder dazu gerechnet werden; von G. J. Zollikofer, evang. reformirtem Prediger zu Leipzig. Erſter Band. Neue Auflage. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1784. 8. 435 Seiten. Zweyter Band. 492 Seiten.

Auch der fleißigſte und förderſamſte Mitarbeiter an der allgem. deutſchen Bibliothek kann, bey der ungeheuren Menge deutſcher Bücher, welche alljährlich herauskommen, mit den Schriftſtellern unmöglich gleichen Schritt halten. Und da man ſich das Vergnügen, welches die Recenſion der beſten Bücher gewährt, gern bis zuletzt verſpart, nachdem man ſich erſt durch den ganzen Wuſt von mittelmäßigen und ſchlechten Schriften durchgearbeitet hat, ſo zieht es ſich mit jenen freylich zuweilen in die Länge. Aus dieſer Urſache kömmt denn auch der Recenſent zur Anzeige der Zollikoferſchen Predigten über die Würde des Menſchen etwas ſpät, nachdem ſchon, wie man erwarten konnte, eine neue Auflage davon erſchienen iſt. Da ſie bereits in jedermanns Händen ſind, ſo haben wir nicht nöthig, ſie unſern Leſern erſt anzurühmen. Wer den hohen Werth der Religion, und die dadurch veredelte Menſchenwürde an ſich ſelbſt fühlt, der wird dem Verfaſſer für die öffentliche Bekanntmachung dieſer Predigten gewiß danken. Hr. Z. hat ſie nicht in der Folge, wie

wie sie hier erscheinen, nach einem vorher überdachten Plan, sondern nur gelegentlich, außer der Ordnung, gehalten; sie machen aber in der Verbindung, in welche er sie nunmehr gebracht hat, ein wohlgeordnetes Ganze aus. Man kann sie als ein kurzes, beynahe vollständiges System der Glückseligkeitslehre für denkende Menschen, welche sich zur christlichen Religion bekennen, ansehen, wenigstens ist nichts wesentliches von den Dingen, welche das Glück der Menschen in dem gegenwärtigen Leben und nach dem Tode interessiren, übergangen worden. Wahr ist es, wie der Verfasser selbst gesteht, daß für den gewöhnlichen Haufen der Christen seine Vorträge in manchen Stellen wohl nicht populär genug, sondern zu philosophisch und schwer seyn möchten. Allein, ein jeder Prediger muß seine Gemeine kennen, muß nach ihren Fähigkeiten und Bedürfnissen die jedesmalige ihr nützlichste Lehrart, welche an keine unabänderliche Regeln gebunden, sondern immer relativ ist, wählen. Und wohl dem Lehrer, dessen Zuhörer größtentheils aus verständigen, wohl unterrichteten Christen bestehen, mit denen er nicht als Unmündiger reden darf, sondern die er in der Religionserkenntniß weiter führen kann, als der große Haufe gemeiniglich darin zu seyn pflegt. Herr Z. genießt dies Glück, daß er eine im Denken geübte Klasse von Christen zu Zuhörern hat, und daher ist sein präciser, nicht auf Erregung flüchtiger andächtiger Rührungen abzweckender, sondern auf Hervorbringung deutlicher Religionsbegriffe, auf wahre Ueberzeugung von reiner gesunder Christuslehre hinarbeitender Vortrag gerade der rechte, seinem Auditorium anpassende Vortrag, der ganz so in allen andern Gemeinen es nicht seyn würde; wiewohl der Recensent völlig mit dem Verfasser darin eins ist, „daß selbst Leute von wenigen „Kenntnissen und geringer Kultur, aus einem solchen Vortrage, nachdem sie erst daran gewöhnt sind, noch immer mehr „lernen, als aus einem in hebräisch-deutscher Sprache abgefaßten, und dem Schulsystem genau angepaßten Vortrage, „bey welchem sie gemeiniglich gar nichts denken.“ Billig sollte daher von allen Predigern darauf studirt werden, daß auch die gemeinsten Leute zu immer deutlichern und richtigern Einsichten in die ächten Lehren des Christenthums angeleitet würden. Aber daran fehlt es noch bey vielen gar sehr. Wenn manche Prediger dergleichen Materien, als die vom Werth des Reichthums, der Ehre, und des sinnlichen Vergnügens, wornach der Mensch natürlicher Weise so begierig strebt, auf

auf die Kanzel bringen, wie unbestimmt, ins Weite hinein wird darüber von ihnen geredet; wie werden die Begriffe davon verwirrt, anstatt sie aufzuklären, und aus einander zu wickeln; wie viel wirkliche, in ascetische Formeln eingekleidete Mönchsmoral bekömmt man da noch hie und da, selbst in protestantischen Kirchen, zu hören. Bey Zollikofer ist es anders. Er bestimmt mit philosophischer Kenntniß der menschlichen Natur genau das Maaß, in welchem diese Dinge gegenwärtig mit zum Menschenglück gehören, folglich insofern schätzenswerth und suchenswürdig sind, und zieht nach dieser Bestimmung als ächter Moralist die richtige Grenzlinie, wo in dem Streben nach Reichthum, Ehre, sinnlichem Vergnügen und dessen Genuß, für den Christen Weisheit und Tugend aufhört, Thorheit und Laster hingegen anfängt. Ein Mensch, der nach solchen Belehrungen, als ihm hier gegeben werden, den Werth der irdischen Güter und Vergnügungen noch immer bald zu hoch, bald zu niedrig ansetzt, lernt sie nie gehörig würdigen.

Der Recensent will nur das Thema einer jeden Predigt hersetzen, und bey einigen auch die Ausführung desselben anzeigen. Erster Band. I. Worin besteht die Würde des Menschen? Was hat seine Natur, sein Zustand, seine Bestimmung vorzüglich großes und ehrwürdiges an sich? Was giebt ihm in den Augen Gottes und aller verständigen Wesen einen vorzüglichen Werth? — Verstand und Vernunft — moralische Freyheit — Thätigkeit — die Fähigkeit immer weiter zu gehen, und immer vollkommener zu werden — Unsterblichkeit — das Ebenbild Gottes in ihm — seine äußere Gestalt, sein Verhältniß gegen den Erdboden. Der ganze Vortrag ist zur Beschämung derer jenigen eingerichtet, welche aus Unverstand, und durch Mißdeutung der Schrift verleitet, die menschliche Natur tief unter ihren Werth heruntersetzen, als ob nichts Gutes mehr an ihr wäre. Ich kann mich nicht erwehren, die Vorstellung, mit welcher Hr. Z. schließt, herzusetzen: „O so beurtheile denn, „sagt er, den Menschen, beurtheile dich selbst richtiger, du, „der du vielleicht nur auf seine und deine Schwachheiten und „Gebrechen siehst, und das Schönste und Beste an ihm und „an dir verkennest! Achte ihn, achte dich selbst, so wie es „der Wahrheit gemäß ist. Erniedrige den Menschen nicht „unter dem Vorwande, Gott, seinen Herrn und Vater zu „erheben; und wenn du von seinem Verderben und von sei-

„nem

„nem Elende sprichst, so vergiß nie, daß er das Werk der „Hände Gottes ist, daß die Schmach des Geschöpfs nicht zur „Ehre des Schöpfers dienen kann; vergiß nie, daß Verdun„kelung nicht gänzliche Finsterniß ist, daß Schatten Licht, „daß großer Mißbrauch der Kräfte, große Kräfte voraussetzt, „daß der erste Auftritt des Lebens nicht das ganze Leben ist, „daß das strauchelnde, fehlende Kind doch zum Manne wer„den, und als Mann viel leisten kann, daß der Gott, der „alles, was er geschaffen hatte, für gut erklärte, und mit „Wohlgefallen ansah, auch gewiß alles zu seiner Bestimmung, „zur Vollkommenheit führen werde. Nein! erkenne und füh„le deine Würde, deine Kräfte, deine Vorzüge, o Mensch! „erkenne und fühle sie mit frohem und dankbarem Herzen! „Es ist nicht Einbildung, nicht Stolz; es ist Selbstgefühl, „das sich auf Wahrheit gründet; und stolz kann und wird dich „dieses Gefühl deiner Würde nicht machen, so lange du sie „behältst, so lange du dich noch mit deinen Augen und mit „deinem Geiste zu demjenign erheben kannst, der dir diese „Kräfte, diese Vorzüge, diese Würde, und das Gefühl der„selben gegeben hat, der sie dir in jedem Augenblick aufs neue „giebt, und zu dessen Verherrlichung du alles seyn und thun „sollst, was du bist und thust. Nein, erkenne und fühle den „ganzen Werth deiner vorzüglichen Anlagen und Fähigkeiten „und Kräfte! Sonst kannst du sie nicht würdig gebrauchen, „kannst nicht das werden, nicht das thun, nicht das genießen, „was du nach deiner Natur und deiner Bestimmung werden, „und thun und genießen sollst; sonst kannst du deinem Schö„pfer den Dank nicht geben, und deinen Mitgeschöpfen die „Dienste nicht leisten, die du ihm und ihnen schuldig bist. — „Laß denn aber auch die Erkenntniß deiner Würde nicht blos „Vorstellung deines Verstandes seyn, laß sie alle deine Gesin„nungen beleben, dein ganzes Herz erweitern und durchwär„men, sich in allen deinen Thaten äußern. Denke richtig „und groß; handele frey und edel; werde immer thätiger im „Recht- und Wohlthun; strebe unabläßig nach höherer Voll„kommenheit; lebe als ein Geschöpf, das nie ganz sterben, „das ewig leben soll; suche Gott immer ähnlicher zu werden, „und seinem Ebenbilde, Jesu Christo immer näher zu kom„men. Behaupte deine dir angewiesene Stelle auf Erden, „wirke und herrsche da mit Weisheit und Güte, und verbrei„te immer mehr Leben und Freude und Seligkeit um dich her. „So wirst du der Menschheit und Gott, ihrem Schöpfer und

„Va-

„Vater, Ehre bringen, und es mit der That beweisen, daß „dich Gott mit groſser Würde und Herrlichkeit gekrönt, und „dich nur etwas, und nur auf eine Zeitlang geringer gemacht „hat, als die Engel.“ (Pſalm 8, 6. welches der Text zu „dieſer und den beyden folgenden Predigten iſt.) „Und die„ſe Stelle finden ſie ſo wahr, ſo trefflich!“ ſagte jemand, dem ich ſie mit Wohlgefallen vorgeleſen hatte, indem er den Kopf dazu ſchüttelte. Ich denk' es, war meine Antwort, „ſind Sie nicht der Meynung? „Wie wollt' ich der ſeyn „können, verſetzte er; das iſt ja der pur platte Pelagia„niſmus, ganz contra analogiam fidei.“ Ich machte mein Buch zu, und fieng von etwas anderm an zu reden. — II. **Was iſt der Würde des Menſchen zuwider?** Wenn der Menſch ſeinen Verſtand und ſeine Vernunft nicht anbauet, ſie nicht dazu gebraucht, wozu ſie ihm der Schöpfer gegeben hat, wenn ihm Wahrheit und Irrthum, Schein und Wirklichkeit gleichgültige Dinge ſind. — Was mit der Freyheit des Menſchen ſtreitet, was ihren Gebrauch einſchränkt und hindert — was die Thätigkeit des Menſchen ſchwächet, unterdrückt, feſſelt, oder ihr eine verkehrte und ſchädliche Richtung giebt — was die Entwickelung ſeiner Fähigkeit verhindert, ihn in ſeinem Streben nach höherer Vollkommenheit aufhält, zurückſetzet, verdroſſen und muthlos machet, — was ihm die Unſterblikeit aus den Augen rückt, und ſein ganzes Herz blos zum Gegenwärtigen und Vergänglichen herunterzieht — was dem genauen und ſeligen Verhältniß zuwider iſt, in welchem der Menſch gegen Gott und ſeinen Sohn Jeſum ſtehet, ſeine Gottesähnlichkeit und Chriſtusähnlichkeit ſchwächet, verdunkelt, zerſtöret — alle niedrige Geſinnungen, unzeitiger Kummer und Gram, unordentliche heftige Leidenſchaften, welche ſeine äuſserliche Geſtalt verunſtalten und verzerren. — III. **Wie und wodurch ſtellet das Chriſtenthum die Würde des Menſchen wieder her?** Es ſetzet unſere Verhältniſſe gegen Gott in das helleſte Licht. — Es lehret uns, wie viel Theil Gott an den Schickſalen der Menſchen nimmt, und wie viel er für ſie gethan hat, und noch thut — wie ſeine Vorſehung und Regierung ſich über alles erſtreckt — es macht uns die Würde der Menſchheit in der Perſon Jeſu, ihres Hauptes und Wiederherſtellers, in ſeinem Verhalten und in ſeinen Schickſalen recht anſchaulich, und lehret uns dadurch auf eine ſo faßliche als unleugbare Weiſe, weſſen die menſchliche Natur fähig iſt, und zu welcher

Stufe

„nem Elende ſprichſt, ſo vergiß nie, daß er das Werk der „Hände Gottes iſt, daß die Schmach des Geſchöpfs nicht zur „Ehre des Schöpfers dienen kann; vergiß nie, daß Verdun„kelung nicht gänzliche Finſterniß iſt, daß Schatten Licht, „daß großer Mißbrauch der Kräfte, große Kräfte voraus„ſetzt, „daß der erſte Auftritt des Lebens nicht das ganze Leben iſt, „daß das ſtrauchelnde, fehlende Kind doch zum Manne wer„den, und als Mann viel leiſten kann, daß der Gott, der „alles, was er geſchaffen hatte, für gut erklärte, und mit „Wohlgefallen anſah, auch gewiß alles zu ſeiner Beſtimmung, „zur Vollkommenheit führen werde. Nein! erkenne und füh„le deine Würde, deine Kräfte, deine Vorzüge, o Menſch! „erkenne und fühle ſie mit frohem und dankbarem Herzen! „Es iſt nicht Einbildung, nicht Stolz; es iſt Selbſtgefühl, „das ſich auf Wahrheit gründet; und ſtolz kann und wird dich „dieſes Gefühl deiner Würde nicht machen, ſo lange du ſie „behältſt, ſo lange du dich noch mit deinen Augen und mit „deinem Geiſte zu demjenign erheben kannſt, der dir dieſe „Kräfte, dieſe Vorzüge, dieſe Würde, und das Gefühl der„ſelben gegeben hat, der ſie dir in jedem Augenblick aufs neue „giebt, und zu deſſen Verherrlichung du alles ſeyn und thun „ſollſt, was du biſt und thuſt. Nein, erkenne und fühle den „ganzen Werth deiner vorzüglichen Anlagen und Fähigkeiten „und Kräfte! Sonſt kannſt du ſie nicht würdig gebrauchen, „kannſt nicht das werden, nicht das thun, nicht das genießen, „was du nach deiner Natur und deiner Beſtimmung werden, „und thun und genießen ſollſt; ſonſt kannſt du deinem Schö„pfer den Dank nicht geben, und deinen Mitgeſchöpfen die „Dienſte nicht leiſten, die du ihm und ihnen ſchuldig biſt. — „Laß denn aber auch die Erkenntniß deiner Würde nicht blos „Vorſtellung deines Verſtandes ſeyn, laß ſie alle deine Geſin„nungen beleben, dein ganzes Herz erweitern und durchwär„men, ſich in allen deinen Thaten äußern. Denke richtig „und groß; handele frey und edel; werde immer thätiger im „Recht- und Wohlthun; ſtrebe unabläßig nach höherer Voll„kommenheit; lebe als ein Geſchöpf, das nie ganz ſterben, „das ewig leben ſoll; ſuche Gott immer ähnlicher zu werden, „und ſeinem Ebenbilde, Jeſu Chriſto immer näher zu kom„men. Behaupte deine dir angewieſene Stelle auf Erden, „wirke und herrſche da mit Weisheit und Güte, und verbrei„te immer mehr Leben und Freude und Seligkeit um dich her. „So wirſt du der Menſchheit und Gott, ihrem Schöpfer und

„Va-

„Vater, Ehre bringen, und es mit der That beweisen, daß „dich Gott mit großer Würde und Herrlichkeit gekrönt, und „dich nur etwas, und nur auf eine Zeitlang geringer gemacht „hat, als die Engel.“ (Psalm 8, 6. welches der Text zu „dieser und den beyden folgenden Predigten ist.) „Und die„se Stelle finden sie so wahr, so trefflich!“ sagte jemand, dem ich sie mit Wohlgefallen vorgelesen hatte, indem er den Kopf dazu schüttelte. Ich denk' es, war meine Antwort, „sind Sie nicht der Meynung? „Wie wollt' ich der seyn „können, versetzte er; das ist ja der pur platte Pelagia„nismus, ganz contra analogiam fidei.“ Ich machte mein Buch zu, und fieng von etwas anderm an zu reden. — II. Was ist der Würde des Menschen zuwider? Wenn der Mensch seinen Verstand und seine Vernunft nicht anbauet, sie nicht dazu gebraucht, wozu sie ihm der Schöpfer gegeben hat, wenn ihm Wahrheit und Irrthum, Schein und Wirklichkeit gleichgültige Dinge sind. — Was mit der Freyheit des Menschen streitet, was ihren Gebrauch einschränkt und hindert — was die Thätigkeit des Menschen schwächet, unterdrückt, fesselt, oder ihr eine verkehrte und schädliche Richtung giebt — was die Entwickelung seiner Fähigkeit verhindert, ihn in seinem Streben nach höherer Vollkommenheit aufhält, zurücksetzet, verdrossen und muthlos machet, — was ihm die Unsterblikeit aus den Augen rückt, und sein ganzes Herz blos zum Gegenwärtigen und Vergänglichen herunterzieht — was dem genauen und seligen Verhältniß zuwider ist, in welchem der Mensch gegen Gott und seinen Sohn Jesum stehet, seine Gottesähnlichkeit und Christusähnlichkeit schwächet, verdunkelt, zerstöret — alle niedrige Gesinnungen, unzeitiger Kummer und Gram, unordentliche heftige Leidenschaften, welche seine äußerliche Gestalt verunstalten und verzerren. — III. Wie und wodurch stellet das Christenthum die Würde des Menschen wieder her? Es setzet unsere Verhältnisse gegen Gott in das helleste Licht. — Es lehret uns, wie viel Theil Gott an den Schicksalen der Menschen nimmt, und wie viel er für sie gethan hat, und noch thut — wie seine Vorsehung und Regierung sich über alles erstreckt — es macht uns die Würde der Menschheit in der Person Jesu, ihres Hauptes und Wiederherstellers, in seinem Verhalten und in seinen Schicksalen recht anschaulich, und lehret uns dadurch auf eine so faßliche als unleugbare Weise, wessen die menschliche Natur fähig ist, und zu welcher

Stufe

Stuffe der Vollkommenheit sie sich zu erheben vermag — es erweckt durch die große Lehre von der Unsterblichkeit und dem ewigen Leben in dem Menschen wieder das Gefühl seiner Würde. (Alles vortrefflich gesagt. Manche Vorstellungen, besonders von Christo, nicht blos wahr, auch neu.) IV. Der Werth des menschlichen Lebens. V. Der Werth der Gesundheit. VI. Des Reichthums. VII. Der Ehre. VIII. Des sinnlichen Vergnügens, über 1. Timoth. 4, 4. 1) einige Anmerkungen über das Vergnügen überhaupt, und über die verschiedenen Arten desselben. Alles Vergnügen, auch das sinnliche hat an und für sich selbst einen gewissen Werth — deswegen ist nicht alles Vergnügen auf gleiche Art begehrungswürdig. — Alles, auch das sinnliche Vergnügen, ist eigentlich geistiges Vergnügen; wir unterscheiden sie nur in Absicht auf die Mittel, wodurch diese Veränderungen und Vorstellungen in uns entstehen, oder in Absicht auf die Quellen, woraus wir diese angenehmen Empfindungen schöpfen. — Die geistigen haben unter allen den größten Werth — sind unerschöpflich — unermeßlich — dauerhaft — bringen uns unserer Bestimmung am nächsten. 2) Worin besteht der Werth des sinnlichen Vergnügens? Es erhält und befördert unser Leben und unsere Gesundheit — dient zur genauern Verbindung der Menschen unter einander, zur Beförderung des geselligen Lebens — unschuldiges sinnliches Vergnügen mildert das Strenge, das Ueberspannte in den Urtheilen und Sitten der Menschen — öffnet das Herz zum Wohlwollen gegen andere — ist verdiente Belohnung des treuen anhaltenden Fleißes — und geschickt das Herz des Christen zu Gott, dem Urheber und Geber des Vergnügens zu erheben. 3) Regeln des Verhaltens in Absicht auf das sinnliche Vergnügen. Strebt nicht jedem Vergnügen ohne Bedenken nach. — Seyd in der Wahl eurer Vergnügungen vorsichtig, sorgfältig, gewissenhaft. — Ziehet allemal die Vergnügungen und Belustigungen, welche zugleich nützlich sind, denen vor, die blos Belustigungen und Vergnügungen sind, oder deren Nutzen sehr entfernt und fast unmerklich ist. — Lasset kein sinnliches Vergnügen zur Leidenschaft bey euch werden — versäumet über dem Genusse der sinnlichen Vergnügungen, so unschuldig sie auch seyn mögen, nicht die höheren, reinern, geistigen Vergnügungen. — IX. Werth der geistigen Vergnügungen über Ephes. 5, 18. 1) Allgemeine Anmerkungen darüber. Vergnügungen, die

die sich unser Geist selbst schaffet, die mehr Früchte seiner eigenen Wirksamkeit, als der Eindrücke sind, welche die äußern Dinge auf unsere Sinne, oder sinnliche Werkzeuge machen, sind geistige Vergnügungen. Man theilt sie in Vergnügungen des Verstandes und Herzens. — Es giebt auch unerlaubte strafbare geistige Vergnügungen. — Selbst unschuldiges edles geistiges Vergnügen kann schädlich werden, wenn ich es im Uebermaas genieße. — 2) Die vornehmsten Arten der geistigen Vergnügungen sind Anwendung unserer Geisteskräfte. — Das Arbeiten an Vermehrung und Berichtigung unserer Erkenntniß. — Nachdenken über uns selbst, unsere Natur, Kräfte, Fähigkeiten, Bestimmung. — Streben nach moralischer Besserung — lehrreiche, nützliche Gespräche mit andern — allgemeines herzliches Wohlwollen gegen alle Menschen, und wirkliches Wohlthun. — Das Vergnügen der Andacht. — X. Der Werth der Andacht. XI. Der Empfindsamkeit. XII. Der Tugend. XIII. Der vorzügliche Werth der christlichen Tugend. XIV. Der Werth der Religion überhaupt. XV. Der christlichen Religion insbesondere. XVI. Des Christenthums in Rücksicht auf die allgemeinen Vortheile, die es den Menschen überhaupt verschaffet hat, und noch verschaffet. XVII. Der Werth oder das Gewicht der Lehre von unserer Unsterblichkeit.

Zweyter Band. XVIII. Der Werth des gemeinschaftlichen und öffentlichen Gottesdienstes. XIX. Der Einsamkeit. XX. Des geselligen Lebens. XXI. Des geschäftigen Lebens. XXII. Der Handlung. XXIII. Der Werth des Landlebens, oder der lehrreiche Aufenthalt auf dem Lande. XXIV. Der Werth des häuslichen Glücks. XXV. Der Freundschaft. XXVI. Der bürgerlichen und Religionsfreyheit. XXVII. Der Gelehrsamkeit. XXVIII. Der größeren Aufklärung der Menschen über Eph. 5. 8, 9. Sie zeuget da, wo sie Statt findet, weit größere und vollkommenere Aeußerung und Anwendung der menschlichen Geisteskräfte befördert vollkommeneren, edlern Gebrauch und Genuß aller Schönheiten und Güter, womit Gott unsern Erdboden geschmückt hat — befreyet den Menschen von vielen ihn erniedrigenden und drückenden Fesseln des Aberglaubens und der knechtischen Furcht — ist der wahren Religion günstig — auch der Tugend — sie macht

die Menſchen geſelliger, verbindet ſie mit einander näher und genauer durch mannichfaltigere Bande — veredelt den Stand und die Geſchäfte des Menſchen, und giebt ihm alſo Antrieb, jenen würdiger zu beobachten, und dieſen beſſer zu treiben — ſie iſt Vorbereitung zu dem beſſern Zuſtande, der nach dem Tode auf uns wartet — jeder Chriſt muß ſich ſelbige zu Nutze machen; ſie bey ſich das Gute wirken laſſen, das ſie wirken kann und ſoll; ſelbige nach ſeinem Stande und Beruf, nach dem Maaße ſeiner Fähigkeiten befördern, und im Lichte wandeln. — XXIX. Werth der Leiden und Trübſale. XXX. Die Wichtigkeit der menſchlichen Lebenszeit auf Erden. XXXI. Der Werth der menſchlichen Glückſeligkeit ſelbſt. XXXII. Regeln zur richtigen Schätzung des Werths der Dinge. — Der Anhang enthält drey mit jenen in keiner Verbindung ſtehende Predigten. I. Das Lob Gottes für die Wiederherſtellung des Friedens (gehalten nach dem Teſchenſchen Friedensſchluß im Junius 1779). II. Gründe gegen die Eitelkeit. III. Das chriſtliche Lehramt. — Wie gern verweilten wir bey Auszeichnung dieſer und jener lehrreichen Betrachtungen, worauf die Jollikoferſchen Predigten ſo reich ſind, wenn wir nicht des Raums ſchonen müßten. Der Nutzen, den ſie bey verſtändigen und Unterricht ſuchenden Leſern ſchaffen werden, wie ſie ihn bereits geſchafft haben, iſt unausbleiblich.

D. Johann Salomo Semlers freymüthige Briefe über die Religionsvereinigung der dreyen ſtreitigen Theile im römiſchen Reiche. Erſte Sammlung. Leipzig, in der Weygandſchen Buchhandlung. 1783. 8. 340 Seiten.

Man weiß, wie viele vergebliche Bemühungen ſeit der Reformation angewendet ſind, um Proteſtanten und Katholiken wieder zu einer großen allgemeinen Kirchenpartey zu vereinigen. Daß den Katholiken die Luſt dazu noch nicht vergangen iſt, iſt ſehr natürlich. Sie ſchmeicheln ſich noch immer, die abtrünnig gewordenen Schaafe einſt wieder in den Schooß der allein ſeligmachenden, untrüglichen Mutterkirche, unter dem einzigen ohnfehlbaren Seelenhirten, dem Biſchofe zu Rom, zu ſammeln. Und da der päpſtliche Stuhl mit allen ſeinen

seinen heimlichen und öffentlichen Anhängern seine alten oberbischöflichen Rechte über die ganze protestantische Kirche noch niemals aufgegeben hat, so fährt er auch noch immerfort, alle mögliche Maschinerien, heimliche und öffentliche, in Bewegung, diese Rechte zu einer oder der andern Zeit wieder geltend zu machen. Was heute nicht glückt, denkt er, glückt morgen, und er hat der dienstbaren Geister in Menge, die dazu wirken helfen. Daher läßt sich, in so weit Katholiken Antheil daran nehmen, die in Deutschland entstandene neue Unionsgesellschaft gar wohl erklären. Daß aber protestantische Gottesgelehrte, wer sie auch seyn mögen, sich dabey mit den Katholiken verbrüdern, und das Werk befördern helfen wollen, weil sie sich für die christlichen Staaten große politische und moralische Vortheile davon versprechen, muß billigermaaßen einen jeden, dem die Rechte der Vernunft und Gewissensfreyheit in Glaubenssachen heilig sind, äußerst befremden. Ob sich denn diese Herren vorstellen mögen, daß die Katholiken schon so ganz nahe daran sind, ihre Unterscheidungslehren als vernunft- und schriftwidrig aufzugeben? und den Grundsatz, daß ihre Kirche die wahre, allein seligmachende, ohnfehlbare Kirche sey, auf ewig schwinden zu lassen? Wenn sie sich dies einbilden, so müssen sie sehr schwach, sehr leichtgläubig seyn, und den Geist des Katholicismus, der noch ganz der alte ist, gar nicht kennen. Wenn sie aber das Gegentheil glauben, wie können sie, so lange die katholische Kirche auf jenen Grundsatz hält, und ihn zur Grundlage ihres Religionssystems macht, jemals eine Vereinigung derselben mit den Protestanten für möglich halten? Wie können sie sich als Werkzeuge dazu mit brauchen lassen? Bevor die Katholiken nicht, wie es Luther machte, den ganzen Plunder ihrer widersinnigen ungereimten Lehren, deren eine so große Anzahl ist, wegwerfen; bevor sie nicht aufhören, Wahrheit in der Religion, und Seligkeit durch die Religion ausschließungsweise an ihren Kirchenglauben zu binden, ist an keine Vereinigung mit den Protestanten jemals zu denken, es wäre denn, daß wir Protestanten sammt und sonders so gutwillig, oder so dumm wären, alle wieder katholisch zu werden. Darauf scheint es denn auch wohl mit der neuen Unionsgesellschaft sein Absehen zu haben. Man will uns, katholischer Seits, unter dem süssen Namen von Vereinigung und duldender Bruderliebe, wieder an sich locken. Man will uns unter dem Vorwande, daß es doch schön, so lieblich, so vortheilhaft überhaupt Christenthum sey

würde, wenn man ſich durch ſolche Vereinigung deſto mehr gegen den gemeinſchaftlichen Feind, den Unglauben und die Oeffterey unſerer Tage, verſtärkte, das Seilchen wieder über die Hörner werfen, und trauet uns Proteſtanten zu, wir werden ſo einfältig ſeyn, ſolches nicht einmal zu merken. Und freylich müßte der keine Augen haben, der es nicht merkte.

D. Semler ſah es, und konnte ſich nicht entbrechen, die oben angezeigten freymüthigen Briefe, deren zwanzig ſind, darüber zu ſchreiben. Er urtheilt von dieſer neuen Unionsbemühung, wie alle vernünftige Leute davon urtheilen, und erklärt ſich mit edler Dreiſtigkeit, mit männlichem Ernſt dawider. Es iſt Schade, daß der Verfaſſer die Gründe, aus denen er dawider eifert, nicht in einer lichtvollen Klarheit und gedrungenern Kürze zuſammen gefaſſet hat, ſondern etwas weitſchweifig, und mit ſo vielen Wiederholungen, die den geduldigſten Leſer am Ende ermüden, ſeine Gedanken vorträgt. Sonſt iſt er nichts von dem, was wider das vorhabende Unionsgeſchäft zeuget, übergangen, und jeder ächte Proteſtant, jeder einſichtsvolle Beurtheiler des Plans, den ſich die Theilnehmer an demſelben dazu entworfen haben, wird ihm in der Sache ſelbſt vollkommen Recht geben.

Da die Glieder der Unionsgeſellſchaft nicht damit zufrieden ſind, daß die drey chriſtlichen Hauptpartheien ſich neben einander blos freundſchaftlich dulden, und die auf dem bisherigen Fuß im deutſchen Reich jeder Parthey rechtlich zukommende, oder vom Landesfürſten ſchon bewilligte, oder noch zu bewilligende freye Religionsübung ferner genießen, ſondern es beſſer finden, daß eine auserleſene Geſellſchaft erleuchteter Männer durch öffentliche Schriften Anſtalten zur Belehrung der Leute treffe, damit katholiſche, lutheriſche und reformirte Chriſten wiſſen, wie und worin ſie ſich vereinigen, was ſie nun hinführo gemeinſchaftlich in der Religion glauben, und nach einerley Lehrbegriff für Chriſtenthum halten und bekennen ſollen: ſo öffnet ihnen Hr. S. wohlverdienter maaßen gleich vom Anfang die Augen über ihren ſtolzen Eigendünkel, über ihre Aufgeblaſenheit, mit welcher ſie ſich herausnehmen, die Alleinſprecher und großen Lichter in der Chriſtenheit ſeyn zu wollen, an denen alle übrigen ihre Glaubenslampe anzünden müßten; gerade, als ob vor ihnen noch niemals weiſe und rechtſchaffene Lehrer in der Chriſtenwelt geweſen wären, welche die Bibel verſtanden, und dem Volk über Wahrheit

helt und Irrthum in der Religion gründliche Unterweisung gegeben hätten. Er zeigt, daß die Wahl des schlechten Schriftstellers, dem sie die Abfassung ihrer ersten Gesammtschrift, auf deren Prüfung sich Hr. S. vor der Hand nur einläßt, aufgetragen hätten, eben kein günstiges Vorurtheil für ihre großen Einsichten, und für die angerühmten Unterweisungen, welche die Welt von ihnen zu erwarten hätte, erwecken. Sehr ernstlich rügt er die theosophische, alchimystische Schwärmerey unserer Tage, welche, so viele Mühe man sich auch, sie zu verdecken, gegeben hätte, doch schon in dieser Gesammtschrift sichtbar genug überall durchschimmere. Auf den Unterschied zwischen innerlicher Religion, wie sie ein jeder Christ für sich zu seiner moralischen Ausbildung, Besserung und Glückseligkeit braucht, und zwischen äußerlicher, christlicher Religion nach einer einzigen festen und beständigen Form, besteht der Verfasser, wie er schon in so vielen Schriften gethan hat, auch hier wieder. Um jene zu befördern, bedarf es dieser gar nicht. Sie ist ihr vielmehr, wie die Erfahrung und Geschichte lehrt, häufig hinderlich gewesen. — Das ganze Projekt, alle Christen auf Gottes Erdboden wieder in ein einziges großes Religionscorps zu vereinigen, zu einer kirchlichen Universalmonarchie zu sammeln, wird von dem Verfasser so, wie es wirklich ist, als ungereimt, unmöglich, der moralischen Natur des Menschen und den Absichten Gottes geradezu widersprechend, für die wahre, geistliche und vernünftig freye Religion des Evangeliums höchst verderblich und gemeinschädlich vorgestellt. Der Verfasser hat Recht, die neuen Unionsstifter wärmen viele Sätze der alten päpstlichen Klerisey wieder auf. Wir würden, wenn das geschähe, was sie für nothwendig halten, und alles nach ihrem Wünschen und Hoffen gienge, ganz die alten Scenen aus den Zeiten der Hierarchie, Gewissensbedrückung und Priestergewalt wieder erleben. Wir hätten Päpste, Symbola, unveränderliche Lehrnormen, dergleichen die Schriften der Unionsgesellschaft doch wohl für alle andere Christen werden sollen, Ketzermacher, Ketzerverdammungen und Ketzerverfolgungen völlig so wieder, wie wir sie ehedem hatten. Anstatt auf der Bahn die der freymüthige Luther zuerst betrat, weiter fortzuschreiten, und so, wie er, durch Forschen nach Wahrheit, in der Erkenntniß immer zuzunehmen, würden wir unter Anführung solcher Leute, als uns nun den Weg weisen wollen, offenbar rückwärts gehen, und bald wieder dahin kommen, wo die Chri-

ſtenwelt vor Luthern war. Wozu ſollen doch die Belehrungen, welche die Herren von der Unionsverbindung uns geben wollen? Herr S. hat zu viel windſchiefes, ungereimtes Zeug voraus in dieſen Briefen ausgezogen, als daß einem vernünftigen Chriſten nach mehr Schriften von ihnen verlangen ſollte. Wir haben längſt beſſere Bücher zur Unterweiſung lehrbegieriger Chriſten. Jenes Zeuges bedürfen wir wahrlich nicht.

Man kann auf das wahre Gaukelſpiel, das ſeit einiger Zeit mit der wünſchenswürdig und ganz nahe ſeynſollenden Vereinigung der Katholiken und Proteſtanten von gewiſſen Leuten getrieben wird, nachdenkende Chriſten nicht aufmerkſam genug machen; nicht freymüthig genug ſagen, was auch Semler ſagt, nämlich, daß es ein bleſſer ſüſſer Traum, und ganz leere Einbildung damit ſey, wie ſie auch manchem in ſeinem Kopf wurmen mag; daß der wahren Religion mit herzlicher gegenſeitiger Duldung aller chriſtlichen Partheyen neben einander, die noch in den wenigſten Staaten eingeführt iſt, weit mehr gedient wäre, als mit aller Vereinigung zu einem großen äußerlichen Religionskörper, welche man auf der einen Seite mit ſchlauer Liſt ſucht, wenn auf der andern Seite gutmüthige oder einfältige Leute ſich, wer weiß was für Vortheile für die Kirche und den Staat, davon vorſtellen, denn ſie kann phyſiſch, moraliſch, und politiſch betrachtet, nicht ſtatt haben, und würde nichts taugen, wenn ſie es auch könnte. Wie wahr iſt es, was Hr. S. S. 38 — 40. ſchreibt: „Gerade die alte äußerliche chriſtliche Religion mit allen Ordensgeſellſchaften, iſt der betrübteſte Beweis davon, daß Toleranz der Religionsungleichheit ganz nothwendig und unentbehrlich ſey für das äußerliche Wohl der Staaten; iſt Beweis, daß alle Verſuche zu äußerlicher Religionsvereinigung vielmehr Uebel und Böſes über die Menſchen ſtets gebracht, folglich unwahre, unrichtige Grundſätze gehabt haben, als je durch die Ungleichheiten aller Religionsformen, wenn ſie bürgerlich frey gelaſſen waren, in der That bewerkſtelliget worden ſind. Nehmen Sie jenen Grundſatz von Einheit der (äußerlichen) Religion, der äußerlichen Kirche, unitas eccleſiae, und gehen die Hiſtorie der armen unglückſeligen Menſchenwelt damit durch. Wäre die wahre chriſtliche Religion nicht innerlich, geiſtlich; wäre ſie nicht ganz frey, bloß von Gott abhängig, im innerſten Gemüth der Menſchen wirklich: ſo wäre ſie viel tauſendmal ausgerottet

„wor-

„worden, durch alle die Mittel, wodurch man die Einheit „der christlichen Religion, die Einheit der wahren Kirche, so „oft, so lange zur wahren Monarchie erheben wollte; da die „sogenannten weltlichen Fürsten sich bereden ließen, eben die„selbe potestas civilis sey dem einen Theil nach secularis, „mundana, dem größern Theil nach aber ecclesiastica, und „dieser müsse jene folglich unterworfen seyn, um die Einheit „der Kirche, bey noch so großer, von Gott selbst verordneter „und erhaltener Vielheit der Reiche und Staaten, immer „mehr zu befördern. Es ist das große Glück unserer Zeiten, „daß die falsche Theilnehmung der eigentlich einzigen potestas „externa meist wieder verworfen und abgeschafft ist. Wenn „nun auch manchmal ein einzelner ehrlicher Mann, oder ein „wahrer Christ, wirklich in dem Fall wäre, daß er durch La„ster neben ihm in allerley bürgerliche Noth und Unsicherheit „gesetzt würde, welches ich doch selten historisch wahr zu seyn „glaube: so muß er in der That sich damit beruhigen, was „Melanchthon so oft weislich sagte: In magna societate „etiam mala quaedam a paucis toleranda esse. — Es „gehört gerade zur Bewährung des ehrlichen Mannes und „des Christen; sie können beyde nicht eigentlich es darauf an„fangen, daß sie niemalen nöthig hätten, auch bey bösen Men„schen, selbst unverdorben, zur Ehre Gottes und der inneren „Moral, auszuhalten. — „Philosophie, die hündische Un„zucht begünstiget, wo der Vater die Tochter genießen will“ „— ist doch allezeit eine Ausnahme, die zur Ehre der Mensch„heit selten genug ist. Nimmt sie aber doch überhand, so „ist es ein Beweis, daß unsere guten Wünsche nicht immer „die wahren Mittel sind, die moralische Welt weislich und „göttlich zu regieren.“ (Ich setze hinzu: so wenig als alle Vorkehrungen, die man zur Vereinigung aller Christen zu einer Kirche zu treffen sucht, solche Mittel sind. Jene genannte oder ähnliche Gräuel gehen einzeln in der Kirche und außer der Kirche vor. Sie giengen auch damals vor, als man auf Einheit der Kirche mit aller Gewalt am strengsten hielt. Es ist aber zu keiner Zeit weder Philosophie noch Religion, die solche Gräuel begünstiget, sondern Lüderlichkeit des Herzens, die einzelnen Leuten aus allen philosophischen und christlichen Sekten anhängt.) — S. 50. „Sie meinen, es müßten „durchaus alle Menschen Christen werden, noch dazu, wie „Sie es sind, sowohl weil dies Gott haben wolle, als weil „sie sonst ja ewig unselig bleiben würden. Es ist beydes

„nicht wahr. Die Stufen der moraliſchen Wohlfarth ſind „unendlich. Das Maaß der Mittel dazu iſt uns unbekannt, „wenn wir gleich für uns an die jetzt uns angebotenen Mittel wirklich gebunden ſind, wenn wir anders eine chriſtliche „Wohlfarth uns gönnen wollen. Wir müſſen alſo auch die „Menſchen neben uns, auch mit unſerer eigenen Beſchwerlichkeit dulden, die weder Chriſtenthum, noch auch die uns „werthe Tugend annehmen, und ſich darnach betragen wollen. „Wer dies dennoch erzwingen will — und nur Toleranz „leiden, um es zu erzwingen — iſt ſelbſt ſchon intolerant.“ — S. 64. „Was Gott in der moraliſchen Welt nicht auszurotten ſich vorſetzte, der doch Macht, Weisheit, Heiligkeit „und Liebe für die Menſchen ohne Maaß beſitzt: das können „vernünftige Menſchen ſich auch nicht zum Zweck machen. Warum bemühen Sie ſich alſo mit unmöglichen Aufgaben? Wenn Sie eine moraliſche Welt kennen und darin „arbeiten wollen, ſo müſſen Sie ſich nicht bemühen, das Laſter und deſſen Duldung, wie ſie ſo reden, auszurotten, „ſondern ſo zu dulden, daß Tugend und Rechtſchaffenheit eben ſo frey bleibt, als das Laſter ſelbſt. Sollten Sie das nicht wiſſen?“ (Ich zweifele, wie wohl Chriſtus ſelbſt es deutlich genug gelehrt hat, in der Parabel vom Unkraut unter dem guten Weizen.) — S. 89. „Compelle „intrare müſſen wir alle beyde nicht a la S. Auguſtin einführen — Wenn Sie aber ſo geradehin behaupten, es ſey eine „einleuchtende Nothwendigkeit alle Menſchen mit der „geoffenbarten Religion in Vereinigung zu bringen: ſo „wiederhole ich es: dies iſt ganz falſch; iſt Satz der ehemaligen „Kleriſey.“

In dem achten Briefe hat der Verfaſſer beſonders mit der myſtiſchen Schwärmerey der Unionsſtifter zu thun, deren Unſinn er denn ſo ganz ehrlich aufdeckt. Eine Probe davon mag doch hier ſtehen, damit die Leſer ſehen, was es für Leute ſind, die von natürlicher Religion und Philoſophie ſo verächtlich reden, und ſich in der vermeinten Weisheit, welche ſie aus der Offenbarung geſchöpft hätten, und künftig der Welt zur Beſchämung und Bekehrung aller Naturaliſten und Philoſophen mittheilen wollten, ſo ſehr aufblähen. „„Können „die Philoſophen, fragten ſie, uns das Geheimniß lehren, daß „das Sonnenlicht nicht mehr ein bloß äußerliches, und von „mir gar nicht abhängendes Weſen, ſondern ein wirkliches „unzertrennliches Eigenthum meiner Augen ſey?“ Auch „die-

„dieſes können ſie zuverläßig nicht. Gleichwohl muß David „geglaubt haben, durch Hülfe eines ſolchen, den Philoſophen „verborgenen Lichts, ſich in die Finſterniß des Todesthals „finden zu können, Pſ. 23. und unſer Heiland wandelte in „der finſtern Nacht, wie am Tage, auf dem Meere; und in „dem neuen Jeruſalem ſollen alle Selige Licht und Klarheit „durchaus ſeyn, daß ſie keine Sonne mehr bedürfen.““ Man leſe auch hier Herrn S. offenherzige Antwort auf dies Geſchwätz. „Ich muß wieder itzt der Philoſoph werden, (ſo ein „herzlicher warmer Chriſt ich auch bin und bleibe) den Sie „hier fragen. Vergeben Sie mir, daß ich ſage: ich kann „meinen Augen und dem Sonnenlicht kaum trauen, daß der„gleichen öde Wäſcherey hier wirklich gedruckt vor mir liege, „und zwar von Ihnen eben in der Abſicht geſchrieben ſey, daß „ſowohl die chriſtliche Religion für alle Menſchen, auch für „Naturaliſten unentbehrlich ſey, als auch daß es unverant„wortlich ſey, wenn man es bey der Toleranz bewenden laſſe, „die ſo viel freye Gelehrſamkeit immer vermehrt, daß man al„ſo ihre jetzigen Unionsanſtalten mit allgemeinem Beyfall er„greifen und befördern müſſe. In dieſer Abſicht konnten Sie „ſo lahme, lächerliche Dinge herſchreiben? Aus Ihren ſchreck„lich verworrenen Ideen erſchaffen Sie ein Geheimniß; es ſoll „das Sonnenlicht ein wirkliches unzertrennliches Eigenthum „unſerer Augen werden! Kann das irgend ein Menſch, Hei„de, oder Chriſt, Jude oder Muhamedaner, Bramine ꝛc. ver„ſtehen? Welcher phyſiſcher Unſinn! halbchymiſch, oder „aus Guntmanns bedächtigen Schwärmereyen, die dieſe „Leute eine Offenbarung göttlicher Majeſtät damalen nenn„ten. Ich will nicht ein Wort weiter wider dieſe moraliſche „Gaukeley verlieren. — Aber Sie ſind gar ſo unbeſcheiden, „den 23. Pſalm ſo übel, ſo partheilich zu erklären. Warum „verſtehen Sie nicht etwas mehr Hebräiſch? Oder warum „denken Sie gar nicht an die Unſicherheit einer Ueberſetzung? „Wenn jemand nun nicht zal mavet ausſpricht, alſo nichts „vom Thal des Todes hier findet (wie es denn wirklich richti„ger von dem finſtern phyſiſchen Thal verſtanden wird, wo „ſich David verborgen hielt); wo iſt alsdenn Ihre Schwär„merey? Aber es iſt der Mühe nicht werth, dieſe trübſeli„gen Zeilen weiter zu beurtheilen. Ihre Geſellſchaft hätte doch „wahrlich einen beſſern Schriftſteller ausfindig machen ſollen, „als der oder die ſind, welche freylich in einem Thal mora„liſcher Finſterniß ſich befinden, und doch von da aus die mo-

„ralische und physische, so schön ordentliche Welt, mit einem „eigenthümlichen Sonnenlicht der menschlichen Augen begaben „wollen. Aus einem Geheimniß! Hier muß ich wieder „daran denken: Vestigia terrent.“ — Die Unionsgesellschafter hatten noch in einer andern Stelle ein problematisches Wort von Veredelung der menschlichen Natur fallen lassen, welche in einer gänzlichen Umschmelzung des Menschen, zu einer mehr als sittlichen Aehnlichkeit mit Gott, zu einer physischen Vollkommenheit desselben, wie er sie hat, mithin zur wirklich göttlichen Natur, bestehen sollte. Sie hatten zur Erläuterung der Sache das Gleichniß von einem unreinen Vogel gebraucht, aus dem eine Taube werden sollte. An diesem müsse alles Unreine ersterben, und statt dessen alles ihm eingepflanzt werden, was zur Natur einer Taube erfordert würde. Hr. S. nimmt auch dies Wort auf, und rügt das mystische einfältige Zeug, wie er es nennt, nach Verdienst. Das fehlt uns auch nur noch in der Welt, daß sich alle christliche Kirchenparthenen, und alle Deisten zu diesen neuen Religionslehrern schlagen, um sich mit ihnen zu einem theosophischen Glaubenssystem, als dem künftig alleinigen wahren und seligmachenden, zu vereinigen. Vor solchem Uebel behüt uns lieber Herr Gott! sagt Semler, und alle verständige Christen gewiß mit ihm.

Vom 11ten Briefe an rechtfertiget der Verfasser die Gedanken des Hrn. Jerusalem von der Kirchenvereinigung, worüber dieser im Jahr 1772. ein Bedenken herausgab, womit die neuen Unionsstifter nicht zufrieden sind. Wir müssen es übergehen, und nur versichern, daß hier besonders den protestantisch seyn wollenden Mitgliedern der neuen Brüderschaft derbe Wahrheiten gesagt werden. Verdienterma[illegible] läßt der Verfasser diese hart deswegen an, daß sie schreiben können: „„Die katholische Kirche habe niemalen gesagt, daß „sie den Punkt, Unfehlbarkeit der Kirche, nimmermehr „zur Untersuchung kommen lassen wollte. Denn wenn sie „auch schon zur Befestigung ihrer eigenen Glaubensverwandten ein Anathema, das Siegel auf ihre Behauptung, gedruckt „hat: so hat sie sich dadurch niemalen das Recht (des Rechts) „begeben, den Irrenden zu recht zu weisen, und zur Wahrheit zurückzuführen?““ Daß sie selbst behaupten können: „„Auch eine, katholischer Seits eingewilligte strenge Untersu„chung würde dennoch keinen Beweis geben, daß die katholi„sche

„sche Kirche die Infallibilität ihrer Parthey in Zweifel zöge.“ Also die Unfehlbarkeit der römischen Kirche, fragt Hr. S. mit Recht, ist und bleibt ohne allen Zweifel, gesetzt auch, daß sie in eine strenge Untersuchung, uns Protestanten zu Liebe, jetzt einwilligen? Also, die Protestanten sind und bleiben schon ein für allemal die Irrenden? und die katholische Kirche hat sich des Rechts nicht begeben, die irrenden Protestanten wieder zur Wahrheit, welche allein in der infallibeln Kirche ist, zurückzuführen? „Ich weiß nicht, setzt er, und der Recens. mit ihm, hinzu: „wie die Protestanten sich vor der ehrlichen „Welt rechtfertigen, oder nur entschuldigen wollen, die solchen Unsinn hier mit unterschrieben haben?“ Ich denke, die vernünftige Welt sieht deutlich genug daraus, daß die vorgedachten protestantischen Mitglieder der Unionsbrüderschaft schon wirklich heimliche Katholiken sind, welche nur die Larve des Protestantismus noch vor der Hand annehmen, sonst wäre es schlechterdings nicht möglich, so etwas ins Publikum hineinzuschreiben. Sie verrathen sich auch dadurch noch mehr, daß sie die katholische Kirche überall zum Mittelpunkt der Religionsvereinigung ansetzen. Die Welt wird doch einmal Augen bekommen, und aus solchen Aeußerungen sicher schließen lernen, wohin eigentlich das Absehen der neuen Unionsbrüderschaft gerichtet sey.

Zu gleicher Zeit wollen wir noch eine neuere Schrift des Verfassers anzeigen, nämlich:

Ob der Geist des Widerchrists unser Zeitalter auszeichne? in freymüthigen Briefen zur Erleichterung der Privatreligion der Christen, beantwortet von D. Johann Salomo Semler. Halle, in der Hemmerdeschen Buchhandlung, 1784. 8vo. 212 Seiten.

Wenn der Ungenannte über Herrn D. Semler unzufriedene Censor, der jene Frage in einer kleinen Schrift bejahete, und ihm die Schrift auf der Post zuschickte, durch diese Briefe nicht eines andern überzeugt wird; wenn mehr ängstliche Christen, welche über den nahen Untergang der Religion Jesu, womit der Geist des Antichrists nun bald zu Stande gekommen seyn soll, so innig seufzen und wehklagen, nicht wenigstens um

etwas

etwas dadurch beruhiget werden: so liegt die Schuld nicht an dem Verfaſſer dieſer zwölf Briefe, ſondern an dem Mangel einer unbefangenen Beherzigung ihres Inhalts. Sie ſind in einem etwas leichteren, und fließendern Styl, als man an dem Verf. gewohnt iſt, geſchrieben, und laſſen ſich recht gut leſen. Hr. S. geht vornehmlich wieder in die Kirchengeſchichte hinein, zeigt dem Ungenannten, was der Apoſtel Johannes unter dem Geiſt des Widerchriſts, der ſchon damals in die Welt ausgegangen war, eigentlich verſtehe; wie es der ſchlechten, falſchen, fanatiſchen, unmoraliſchen Chriſten, die den wahren Abſichten des geiſtlichen Chriſtus oder Befreyers aus ſittlicher Finſterniß und Unglückſeligkeit, entgegen dachten und lebten, in allen Jahrhunderten gegeben habe, daß ſelbige alſo nicht erſt vorzüglich in der letzten Hälfte des 18ten Jahrhundert aufgeſtanden ſind; wie der öffentliche kirchliche Lehrbegriff der Chriſten nicht vom Anfang, und zu allen Zeiten gleich geweſen, und gleich geblieben ſey, ſondern ſich erſt nach und nach geformt, und auch wieder verändert habe, bis die monarchiſche Kirche ein beſtimmtes allgemein anzunehmendes chriſtliches Religionsſyſtem feſtſetzte, und auf jede Abweichung davon ein Anathema drückte; wie die nach und nach durch Verabredung der Biſchöfe feſtgeſetzte Dogmen nun die Grundartikel einer äußerlich allgemein ſeyn ſollenden Religionsgeſellſchaft, geworden, welche der Klerus, zunächſt um einer äußerlichen Verbindlichkeit willen angenommen, und dann erſt für andere Chriſten, allerley Beweiſe dazu in der Bibel aufgeſucht hätte. — Es iſt ſehr einleuchtend, was Hr. S. z. B. im 3ten Br. anführt: „So viele Judenchri„ſten, die man zweyerley Ebioniten, und weiter Schüler „des Kerinthus, auch wohl Nazarenſiſche Chriſten nen„net, haben jene 70 Dollmetſcherüberſetzung gar nicht ge„braucht; welche bey den vom Ende des zweyten Jahrhun„derts an ſchon katholiſchen Chriſten ſo ſehr geliebt, und der „gar eine göttliche Eingebung beygelegt wurde. Sie nahmen „auch das Evangelium Johannis ſo wenig an, als die „Briefe Pauli. Dieſe Schriften waren den Anfängern die„ſer Partheyen ganz unbekannt geblieben, und die Schüler „hiengen ferner an den Lehrern, um zuſammen zu bleiben, „als Geſellſchaft. Wo ſoll bey dieſen Chriſten die Beſtim„mung wahr und gewiß werden: Logos, der Eingebohrne, „war ſchon vorher in Geſellſchaft Gottes, als ſein unendlicher „Gehülfe, durch den er die Schöpfung aller übrigen endlichen

„Krea-

„Kreaturen bewerkſtelliget hat? Ich frage, wo ſoll es her„kommen, daß alle dieſe Chriſten in jenen Grundartikel, „Grundartikel der chriſtlichen Religion (katholiſcher Kirche) „mit einſtimmen müßten? Hier ſind alſo Chriſten in dieſem „Grundartikel verſchieden von einander, und beyderley Klaſ„ſen Chriſten ſind doch nun Anfänger der chriſtlichen Reli„gion. Wir können die Theodotianer in Rom, und ihre „Vorgänger oder Geſellſchafter in klein Aſien, dazu nehmen; „auch alle Noetianer, Sabellianer, und einen großen „Theil Montaniſten. Hier ſind alſo ſehr viele tauſend Chri„ſten, ſtrenge, harte Chriſten, wie die Montaniſten, An„hänger des Tatian oder Enkratiten; aber ſie haben nicht „eben dieſelben Grundlehren der chriſtlichen Religion, welche „die katholiſche Kirche hat.“ Um noch mehr hiſtoriſche Beweisgründe davon zu geben, wie verſchieden die ſubjektiviſche Erkenntniß der Anhänger des Chriſtenthums in den erſten Zeiten geweſen ſey, und wie doch jeder Bekenner der Lehre Jeſu immer dabey ein Chriſt geblieben ſey, und ſeine eigene ſubjektive Vorſtellungen von Chriſto und deſſen Lehren, für ſich zu ſeiner eigenen Privatreligion und deren Uebung angewendet habe, gedenkt der V. unter andern des Origenes und ſeiner Schüler, welche die Satisfaction, die mit Recht vielen ſpätern Chriſten ſo erwünſcht und werth wäre, die ſelbſt Philoſophen, wie Wolf, bedächtig unterſtützt hätten, gar noch nicht gekannt hätten. Imgleichen des Apollinaris, der noch deutlicher eine Erlöſung von der Alogia, oder Unvernunft und thieriſcher Sinnlichkeit behauptet hätte, welche ihm, und recht vielen verſtändigen oder nachdenkenden Chriſten ſo ſehr die erſte wichtigſte Grundlehre ihres eigenen Chriſtenthums geweſen wäre, daß ſie viele Redensarten des N. T., als ihnen nicht gehörige, hätten liegen laſſen. Nichts läßt ſich mit mehr hiſtoriſcher Gewisheit aus allen Jahrhunderten darlegen, als die ſtete Ungleichheit der eigenen chriſtlichen Religion bey allen ernſtlichern und geübtern Chriſten, bis die katholiſche Kirche ihre einmalige katholiſche Lehre und öffentliche Lehrordnung, allen dieſen freyen eigenen Vorſtellungen der Privatchriſten, ſogar befehlender Weiſe entgegenſetzte, und alle Vorſtellungen der denkenden Privatchriſten als verdammliche Abweichungen von fide catholica anzuſehen anfieng, ja, unvermerkt endlich, die neue falſche Bedeutung vom katholiſchen Glauben für chriſtlichen Glauben einſchob, daß jener mit dieſem ganz ein und daſſelbe Ding wurde, und es nun-

mehr hieß: Wer nicht in katholischer Kirche ist, ist gar kein Christ. —

Gerade eben so wollen itzt die Herren von der neuen Gesellschaft zur Erhaltung der alten Religion die Herrschaft über die Gewissen einzelner Christen wieder an sich reissen. Alles, was Christ heißt, soll von Christi Person, Lehre, Erlösung u. s. w. gerade so, wie sie, denken, gerade so, wie sie, sich ausdrücken. Ihre einseitigen Urtheile, und eingeschränkten Begriffe, wie sie aus den gangbaren kirchlichen Formeln und Redensarten sich selbige gebildet haben; sollen die Urtheile und Begriffe jedes einzelnen Christen wieder werden; und was nicht in ihrer geweiheten Kirchensprache geredet und geschrieben ist, darauf wollen sie gleich den Stempel des gräulichsten, widerchristischen Irrthums gedruckt wissen. Sie also wollen im Grunde die einzige wahre christliche Kirche machen. Sind das nicht unerträgliche Anmaaßungen, einer abermaligen neuen Monarchie über die Gewissen, welche man errichten will? Athmen diese Leute nicht den ganzen Geist des Papstthums? Warum mögen sie nicht lieber, eigentlich zur katholischen Kirche übertreten, wo sie eigentlich hingehören, und deren Glieder sie heimlich schon sind? Wo doch Luthers Geist und Herz unter uns geblieben ist, und was er zu solchen Leuten wohl sagen würde, wenn er wieder erstünde, und sogar hörte, wie sie ihn im achtzehnten Jahrhundert stillschweigends für den Antichrist des funfzehnten erklären! Denn das müssen sie doch nach ihren Grundsätzen, da Luther in vielen Glaubensartikeln die alte Religion und die alte Kirchensprache der Katholiken verließ.

Ist es nicht etwas unerhörtes, daß die neue Gesellschaft zur Erhaltung der sogenannten reinen Lehre sich die Freyheit herausnimmt, neue Sätze von Christo zu schmieden, eine neue Sprache in Ansehung seiner zu reden, welche man weder bey den Aposteln, noch bey den erstern und spätern Lehrern des Christenthums siebenzehn hundert Jahre hindurch findet? Sie sprechen: „Man will uns Jesum Christum, und „sein einigen Gott und Heiland, ganz und gar rauben.“ Hr. S. rügt diese Neuerung im 5ten Br. Mosis vortrefflich, unser einiger rechter Heiland, Erretter, Befreyer, schreibt er, ist Jesus Christus, in unserer eigenen Erfahrung. Aber den Satz, Christus ist μονος θεος ἡμων, unser einiger Gott, hat bis ins 18te Jahrhundert niemand in die Gemeine

meine christliche Lehre, (welche noch dazu so ganz rein seyn soll) gesetzt. Im Briefe Judä, wenn der gemeine griechische Text auch nicht wäre, heißt Christus doch μονος δεσποτης, nicht μονος θεος. Und wenn es gleich bey Kirchenvätern christliche Sprache geworden, Christum unsern Gott zu nennen, den Unterschied vom Judenthum und Heidenthum anzuzeigen, so hat doch kein christlicher Lehrer, als Lehrer öffentlich bisher gesagt; Christus sey unser einiger Gott. — Aus welcher Macht mag die neue Gesellschaft sich anmaaßen, diesen neuen Lehrsatz aufzubringen? eine Gesellschaft, die auf Erhaltung alter Religion arbeiten will? Die alte Religion hat ja diesen Lehrsatz nie gehabt, sondern er ist ganz neu. Die Bibel kennt ihn gar nicht.

Die neue Gesellschaft will sogar diese Behauptung: Christus sey unser einiger Gott, zur Hauptsache der christlichen Religion überhaupt für alle andere Christen machen. Und welcher Unpartheiische wird nicht Hrn. S. beypflichten, wenn er zeigt, daß die Erkenntniß und Bejahung der Gottheit Christi keinesweges geradehin die Hauptsache der christlichen Religion für jeden Privatchristen aller Zeiten und Orten sey. Seine Gründe sind diese: 1) die allererſten Lehrer des Christenthums führten die Christen auf das lehrreiche menschliche Leben Jesu, ließen die Lehre davon vorangehen, ehe für die geübteren die Theologie, oder die Lehre, daß schon vor dem Jesu, der Sohn Gottes, oder der Logos, oder der Eingebohrne, Gott, bey Gott, da gewesen sey, folgte. Viele Lehrer gestehen, daß weder Maria, noch jemand bey Lebzeiten Christi, gewußt und geglaubt habe, Christus sey auch Gott. Wenn die Menschen die Lehre Jesu selbst zu ihrer geistlichen Besserung nutzten, so hatten sie die Hauptsache der christlichen Religion. — 2) Viele damalige Christen, welches schon oben einmal gesagt ist, glaubten die Gottheit Christi nicht, wie die katholische Parthey, waren aber doch Christen. — 3) Sehr ernstliche Lehrer, welche die Gottheit Christi von Herzen glaubten, hielten dafür: der vornehmste Artikel der ganzen christlichen Lehre sey der, wie wir ohne jüdisches Gesetz durch Glauben an Christum selig werden, worunter auch Luther gehört. — Der Recensent setzt noch hinzu: Christum unsern einigen Gott zu nennen, ist ein eben so offenbarer Widerspruch wider die gesunde Vernunft, als wider die heilige Schrift. Im Grunde heißt es

gera-

grade so viel, als: der Vater ist nicht Gott, denn wenn Christus der einige Gott seyn soll, so kann es der Vater nicht seyn. Ich gebe also einem jeden verständigen Christen selbst zu überlegen, ob der neue Lehrsatz von unserm einigen Gott Christo nicht zu den höchsten Ungereimtheiten, auf welche der theologische Aberwitz verfallen kann, hinführet. Der Himmel bewahre uns vor dieser thörichten, wirklich antichristischen Schwärmerey (denn Christus hat uns stets den Vater, als τον μονον αληθινον θεον vorgestellt) welche man unter ehrlichen, aber unerleuchteten, schwachen Christen, deren Einfalt sich leicht berücken läßt, ganz fanatisch auszubreiten sucht. Wem es um gesunde Vernunft in der christlichen Religion zu thun, und wem es nicht gleichgültig ist, ob dieselbe durch allerley mystischen Unsinn allgemach wieder verkehrt werde, der sollte doch über dergleichen Dinge nicht so ganz unbekümmert hinwegsehen.

Es scheint wirklich, als ob solche neue Gesellschaften, die itzt hie und da entstehen, sich verbrüdert hätten, den alten, seit einiger Zeit ziemlich verloschenen Geist des Fanatismus, wieder lebendig zu machen. Der D. Semler hat gros Recht, wenn er darauf aufmerksam macht: „Wir kennen, schreibt er S. 36. ꝛc. die gräulichen und jedem Staat unmittelbar schädlichen Wirkungen des Fanaticismus, der in Kreuzzügen wider Ketzer, wider Juden, Albigenser, Waldenser, Muhammedaner, Hussiten, Hugenotten, und wenn der giftige Odem der Jesuiten weiter hätte reichen können, wider alle Protestanten (freylich zur Ehre der allein wahren christlichen Religion) so abscheulich wütete, daß die Erzählungen von einem Nero, Domitian u. s. w., welche die Christen sollen verfolget haben, recht dürftige Probestücken sind. Der tolle fanatische Eifer, oder seine anziehende Larve war es, der christliche Kaiser und Könige absetzte, hinrichten, ja auch unbegraben liegen ließ. Die Wurzeln dieser (halb und halb christlichen) Religion sind noch immer frisch; und wenn also manche Kenner der Historie und Politik hierauf sehen: so gebe ich ihnen auch selbst meinen Beyfall, daß das Beste des Staats erfordere, sie immer mehr auszurotten. Dazu helfen also viele Schriften naturalistischer Verfasser. Ich kann es mir gar wohl denken, wenn der Staat nicht stehende Truppen hätte, würde manche auch protestantische Stimme die angeblichen eifrigen Christen aufrufen, wie dort die Pfaf-

fen

sen und Mönche: Herbey, wer die Marterkrone in Vertheidigung der christlichen Religion verdienen will! Man würde die alte heilige unveränderliche Religion, die in äußerlichen todten Dingen am liebsten geliebt wird, auch ganz gern mit Blut und Tod vertheidigen. Wie wahr ist doch das!

Leute, die der Meynung sind, daß der Geist des Widerchrists unser Zeitalter ganz vorzüglich auszeichne, bilden sich ein, die Gefahr, worin die christliche Religion schwebe, sey nie schrecklicher gewesen als itzt, und zwar hauptsächlich um unserer itzigen naturalistischen Schriftsteller willen, denen sie dann gar zu gern durch obrigkeitliche Macht das Handwerk auf immer möchten gelegt wissen. Daher machen sie von deren Gefährlichkeit die übertriebensten Vorstellungen: „„Ein „Schriftsteller sprechen sie, "" der das Christenthum verlästert (Hr. S. fragt mit Recht: welches Christenthum?) „„ist „dem Staat, worin er lebt, gewiß eben so schädlich, als ein „Mordbrenner in einer Stadt."" Hr. S. antwortet darauf S. 38. sehr gut: „Dies Gleichniß passet nicht. Lassen Sie ei„nen Mordbrenner in einer Stadt, wo gute Wache und Auf„sicht, auch gute Anstalten wider Feuer, wirklich immer da „sind, die Probe machen, seine freylich wilden, unmenschli„chen Absichten zu erreichen; er wird gewiß keinen so großen „Schaden thun, daß deswegen ein allgemeines Verbot „wider den Gebrauch des Feuers nöthig sey. Das „rechte Christenthum ist in der That feuerfest, und hat „keinen äußerlichen Schutz nöthig. Vielmehr wenn es ihn „wirklich nöthig hat, alsdenn ist es nicht das freye, unend„lich sichere Christenthum, das ich für mich selbst liebe." Bey dieser Gelegenheit wird S. 40. des groben Materialismus in den Schriften l'homme Plante und l'homme Machine gedacht. Es ist aber ein Irrthum, wenn sie dem Diderot zugeschrieben werden, la Metrie ist Verfasser davon.

Der Recensent will weiter keine einzelnen Urtheile und Gedanken aus diesen Briefen des freymüthigen Semlers ausziehen, weil er in der That wünscht, daß recht viele sie ganz lesen möchten, welches sie ihres gemeinnützigen, interessanten Inhalts wegen wohl werth wären. Wer in Hrn. S. Schriften belesen ist, findet hier freylich manches daraus wiederholt. Aber es dient zur Sache, und steht hier nicht am unrechten Ort. Der Verfasser hat dabey keine andere Absicht,

„als eine Unterſuchung zu veranlaſſen, über das Weſentliche der chriſtlichen eigenen oder Privatreligion; oder über den Geiſt und Umfang der hiſtoriſchen oder moraliſchen Grundſätze, deren Inhalt die Menſchen zur eigenen Uebung und Fertigkeit in der chriſtlichen Religion gewiß anführt.“ Er hofft, „dieſe Unterſuchung werde dazu helfen, deſto richtiger, billiger und gemeinnütziger von den zufälligen kirchlichen Verſchiedenheiten und Abwechſelungen aller chriſtlichen Partheyen zu allen Zeiten, itzt zu urtheilen, und die ſtets daſeiende weiſe Haushaltung Gottes gewahr zu werden, welche alle menſchliche Bemühungen begleitet, und zum Beſten des Ganzen ganz gewiß ſtets regiert. Dadurch würde dann die wahre moraliſche Verbindung aller wahren Chriſten ſo ans Licht kommen, daß man allen Partikularismus endlich einmal richtig beurtheilen lernte.“ Es könnte und ſollte wohl freylich dies Gute durch Hrn. S. Briefe befördert werden. Aber Leute, die überall den Geiſt des Widerchriſts ſehen, wo man nicht, bey noch ſo warmer Liebe und Achtung für wahres thätiges Chriſtenthum, in ihren Ideen denkt, in ihrer Sprache ſpricht; Leute, die in der Vorliebe zu ihren Lieblingsideen und ihrer Sektenſprache ſo weit gehen, daß ſie ſagen können, man wolle den Menſchen Chriſtum rauben, weil man der neuen Lehre, Chriſtus ſey unſer einiger Gott, nicht beypflichtet; die ſind in der That unfähig, ſolche unpartheyiſche Prüfungen, als dieſe Briefe enthalten, anzuſtellen. Sie laſſen ſichs nicht ausreden, daß man feindſelig gegen den chriſtlichen Glauben geſinnt ſey, und mit aller Mühe, die man ſich giebt, ihre hiſtoriſchen, exegetiſchen und dogmatiſchen Kenntniſſe, über den engen Zirkel ihrer theologiſchen Wiſſenſchaft hinaus, etwas zu erweitern und zu berichtigen, wälzet man doch für ſolche Sektenchriſten immer den Stein des Siſyphus. Die einfältigen Laien von der Parthey, ehrlich Fromme und nicht Fromme, ſegnen ſich vollends mit dem Kreuz vor ſolchen Schriften, wie dieſe Briefe, und ſeufzen über das vermeinte Elend der Kirche fort. Nur der weiſe unbefangene Chriſt lieſet und nutzt ſie. Und ſo jemand wird auch dieſe Briefe nutzen.

Br.

Wöchentliche Beyträge zur Beförderung der ächten Gottſeligkeit. Zehntes bis zwölftes Bändchen.

chen. Leipzig, bey Crusius, 1784. 12 Bogen in 8vo.

Eben derselbe Ton, und beynahe dieselben Sachen. Mehr von dieser Fortsetzung zu sagen, halten wir nach dem, was bereits über die vorigen Bändchen geurtheilt worden ist, für überflüßig.

Kg.

Handbuch für angehende Prediger, bestehend in Kasualreden und einigen andern Predigten ꝛc. nebst kurzen Nachrichten von den neuen theologischen und Erziehungsschriften im Jahr 1783. Funfzehnter und sechszehnter Theil. Frankfurt an der Oder, bey Strauß, 1783. in 8. Siebenzehnter Theil. 1784. 299 Seiten. Achtzehnter Theil, mit einem Register über den vierzehnten bis achtzehnten Theil des Handbuchs, 1784. 242 Seiten. Neunzehnter Theil. 1784. 336 Seiten.

Wir gönnen diesem Journal seine Leser herzlich gern. Daß es aber doch bis zum neunzehnten Band Leser gefunden hat, und ferner finden wird, beweiset, wie viel angehende deutsche Prediger sich noch immer mit einer kaum mittelmäßigen Lektür begnügen müssen. Wenige Predigten, z. B. von Teller in Berlin und Löffler ausgenommen, welche hier in ungleicher Gesellschaft sind, die Uebrigen bedeuten nicht viel. — Ueber das partheyische, flache und schielende Urtheil mancher Recensenten, welche die Bücherkritiken zu diesem Handbuch verarbeiten, geht vollends gar nichts. Oft fallen sie mit ihrem Raisonnement so sehr ins Abgeschmackte, daß ein verständiger Leser das Buch mit Verachtung auf die Seite schmeißt. Z. B. die Schrift: Ueber Hrn. Moses Mendelssohns Jerusalem, politischreligiöse Macht, Judenthum und Christenthum. Hannover, 1784. wird als ungemein bündig und wohl abgefaßt angepriesen, weil die Mendelssohnschen Sophisterein darin auseinander gesetzt und wi-

derlegt wären; hingegen was Hr. Jöllner darüber geschrieben hat, wird gar jämmerlich herunter gemacht. „Wie einem, „hebt die Recension an, der eine stärkende kraftreiche „Brühe gekostet hat, zu Muthe seyn kann, wenn ihm dar„auf zugemuthet wird, einen mächtig großen Napf voll „Wasserſuppe zu genießen — gerade so war Recensent zu „Muthe, als er nach dem Durchlesen der vorigen Schrift, „sich an die gegenwärtige machen mußte.“ Das heißt wenigstens mit Witz höflich seyn, wenn man es doch einmal seyn will. Wir glauben noch immer, daß viele Recensionen des Handbuchs von jungen unerfahrnen, und zum Theil naseweisen Leuten fabricirt werden; denn gesetzte Männer können über Gelehrte und Bücher von Gelehrten, so gar schief unmöglich urtheilen, als diese Leutchen zuweilen thun. Wir könnten mehrere Proben davon geben, wenn es die Mühe lohnte, sich mit wahren Armseligkeiten aufzuhalten.

Fb.

Predigt über das Beichtwesen. Zu Kalbe an der Sale am 22sten nach Trin. des Jahres 1783. gehalten. Magdeburg, 1784. bey Kreuz, 2½ Bogen in 8.

Predigt über das ordentliche Evangel. am XIten Sonntage nach Trin. zur Beförderung einer bessern Armenpflege, gehalten von Johann Heinrich Müller, Inspekt. und Oberprediger zu Kalbe an der Sale, zum Besten der Armen. Berenburg, bey Starken, 1784. 2½ Bogen in 8.

Wir sind sonst nicht gewohnt einzelne Predigten anzuzeigen, da sie gemeiniglich ganz lokal zu seyn pflegen, und bey der geringsten Anregung im Druck erschienen sind, sich auch nicht über ein paar Wochen gegen die Butterladen schützen können. Hier nicht also. Zwar können sie angehenden Volkslehrern nicht in aller Rücksicht zum Muster dienen, ihnen nicht die Anwendung ästhetischer und homiletischer Regeln in gedrechselter Form vorzeigen, denn dazu sind sie nicht gemacht. Wohl aber können sie jedem Prediger die Pflicht nahe an sein Herz legen,

legen, sein Amt nicht handwerksmäßig, sondern mit innigster Theilnehmung an den Bedürfnissen seiner Pfarrkinder zu verwalten. Recensent möchte nicht gerne durch unbestimmte Lobhudeley sich verdächtig machen, daher wünscht er diesen Arbeiten etwas lokalische Strenge mehr. Auch hätte in der ersten Predigt eine ausführlichere Zurechtweisung in Absicht der Privatbeichte statt finden können, als welche, recht genützt, durch ihre Anpassung auf den individuellen Zustand des Beichtenden unendlich fruchtbar werden kann, obgleich Recensent völlig des Herrn Verfassers Meynung ist, daß, da diese Anpassung so selten der Fall ist, seyn darf, und seyn kann, nun freylich die allgemeine Beichte viel vorzüglicher zu erachten sey. Die Rüge von den irrigen Ausdrücken in den Beichtformeln ist zwar leider gegründet, aber relativ auf den ganzen theologischen Zustand der Christenheit zu hart. Nicht die Privatbeichte ists, die so viel Mitleidswürdiges an sich hat, sondern das ganze positive Religionssystem der niedrigern Menschenklasse, dessen Berichtigung so lange eine unthunliche Sache bleiben wird, als es ihrem Eigensinn überlassen bleibt, sich die öffentlichen liturgischen Andachtsbücher selbst wählen zu dürfen. Da nun einmal die Sache so steht: so mag Gott gnädig, und der Volkslehrer geduldig seyn.

In der 2ten Predigt schüttet der für seine gute Sache so edelmüthig erwärmte Herr Verfasser sein ganzes Herz gleich im Eingange aus; und übertritt freylich die Ciceronianische Regel: non clamor in exordio. Dies Exempel soll dem Anfänger den successiven Fortschritt vom kältern Raisonnement zur dringenden Zueignung nicht gleichgültig machen. Auch mögen einige fremde Ausdrücke, als Realisirung, wie auch einige in des Herrn Verfassers Lage gut angebrachte Heftigkeiten nicht zum allgemeinen Muster dienen. Bey der Armenpredigt ist in tiefer Rührung manche Thräne geweint. Absicht und Erfolg machen beyde Predigten wichtig. Die allgemeine Beichte und Armenanstalt sind beyde zu Stande gekommen, was auch Geiz, Neid, und frömmelnde Intrigue, zur Verwirrung der Gemüther unter die Leute warf.

Bm.

Grundsätze der natürlichen Religion, Wien, von Schönfeld, 1784. 56 S. 8.

Diese wenigen Bogen enthalten einen kurzen Abriß bereits bekannter Sätze, die Recensent mit Vergnügen gelesen hat. Etwas mehr Ausführlichkeit wäre zu wünschen gewesen. So ist die Immaterialität der Seele mehr hingeworfen, als bewiesen. Die Regel, welche der Verfasser giebt, daß man sich mehr der Empfindung als der Vernunft überlassen müsse, ist viel zu unbestimmt. Freylich ist es der Einrichtung der Werkzeuge unserer Sinne zuzuschreiben, daß sie eine bestimmte Empfindung und Richtung gewähren, weil sonst stets widrige Empfindungen entstehen würden, aber wenn diese bestimmte Richtung entstehen soll, so muß der Grund davon auch in den gehörig gebrauchten Kräften der Seele liegen. Richtiger würde sich der Verfasser ausgedruckt haben, wenn er die Regel dahin bestimmt hätte, die Empfindungen mit dem Urtheilsvermögen in ein richtiges Verhältniß zu setzen, wie es der Verfasser vorher selbst nicht leugnet, daß es darauf ankomme. Das mangelhafte Urtheil über das Gebet wird er wohl bey näherer Prüfung zurücknehmen.

Lesebuch für Landschulmeister, 2tes Bd. Tübingen, bey Heerbrandt, 1785. 144 S. 8.

Auch dieser zweyte Band ist um nichts besser, als der erste.

U.

2. Rechtsgelahrheit.

Promtuarium iuris novum ex legibus et optimorum Ictorum tam veterum quam recentiorum scriptis ordine alphabetico congestum sistit *Io. Ernestus Iustus Müller*, Advocat. regim. Elect. Schleusingens. cum praefatione D. *Io. Aug. Reichardt. Tom. I.* Lips. sumt. Fritsch. 1785. 724 Seit. in Medianoctav.

Der

Der Herausgeber wird ſich durch dieſes Promtuarium die practiſchen Rechtsgelehrten ſehr verpflichten. Daß es unendlich beſſer und brauchbarer iſt, als der verpfuſchte Hommeliſche Bertoch, lehrt der erſte Anblick. Die Einrichtung dürfen wir nicht beſchreiben, da ſie völlig ſo wie in dem Bertochiſchen Promtuarium iſt. Nur ſind die Allegaten nicht in, ſondern unter den Text als Noten geſetzt. Die Quellen, woraus der Verfaſſer ſchöpfte, ſind Compendien, größere ſyſtematiſche Werke, Tractate über einzelne Materien, Diſſertationen und die neuern Obſervationen- Deciſionen- und Conſilienſammlungen. Hätten wir dem Verfaſſer zu rathen gehabt, ſo würden wir ihn erſucht haben, die letzte allein in ſeinen Plan zu nehmen; nämlich nur über alle in dieſem Jahrhundert erſchienene Obſervationen, Deciſionen und Gutachten, welche von einigem Anſehen in den Gerichten ſind, ein Repertorium zu verfertigen, und dagegen aus Compendien, Syſtemen, Tractaten und Diſſertationen gar nichts zu excerpiren. Denn wollte man dieſe Art Schriften ſämmtlich ausziehen, ſo würde es ein ungeheures Werk werden; und ſchränkt man ſich auf einige ein, wie unſer Verfaſſer gethan hat, ſo bleibt die Arbeit immer von vielen Seiten unvollſtändig. Auch theoretiſche Sätze, Definitionen, Diſtinctionen u. ſ. w. (wie z. E. S. 377. die Erklärungen, was annus continuus ratione initii und curſus, annus utilis rat. init. und curſ.) würde Recenſent ganz weglaſſen. Daß die Materien nicht immer unter den ſchicklichſten Rubriken ſtehen, räumt der Verfaſſer in der Vorrede ſelbſt ein, will aber dem Fehler durch ein Regiſter abhelfen.

Cz.

Des Herrn von Montesquieu Werk vom Geiſt der Geſetze. Nach der neueſten und vermehrten Auflage aus dem Franzöſiſchen überſetzt, und mit vielen Anmerkungen verſehen. Altenburg, Richteriſche Buchhandlung, 1782. Erſter Band, ohne Vorbericht u. d. g. 304 Seiten. Zweyter Band, 384 Seiten. Dritter Band, 322 Seiten. Vierter Band, ohne das Regiſter, 184 Seiten in gr. 8.

Der Werth dieſes allgemeinen bekannten Werks, welches bey manchem über einzelne Stellen vorgebrachten Tadel, immer ſeinem Verfaſſer und der franzöſchen Nation Ehre macht, iſt längſt entſchieden: es wäre daher ſehr überflüßig, davon etwas zu erwähnen. Nur von der gegenwärtigen neuen Ueberſetzung muß billig angezeigt werden, daß an ſelbiger zween Männer nach einander gearbeitet haben; daß ſie nach der 1761. im Druck erſchienenen vermehrten franzöſiſchen Ausgabe gemacht; und in den Stellen, welche der Recenſent mit dem Original verglichen hat, getreu iſt. Vor der bereits vergriffenen Käſtneriſchen Ueberſetzung hat ſie alſo theils in Anſehung der Vollſtändigkeit, theils aber auch dadurch etwas voraus, daß darin manche Stellen, welche vom Verfaſſer unrichtig und unbeſtimmt angeführt waren, ſind berichtigt auch wohl erläutert worden. Druck und Papier entſprechen der Würde dieſes Werks. Ein paar unbedeutende Sprachfehler, die vielleicht bloſſe Druckfehler ſeyn mögen, verdienen keine Rüge.

Jt.

Alberti Philippi Frickii, — libellus ſingularis de debitoris demortui creditoribus hypothecariis ad ſeparationis beneficium admittendis. Helmſtad. 1783. 140 S. in 4.

Nach einigen allgemeinen Bemerkungen von der Rechtswohlthat der Abſonderung, welche den Gläubigern des Erblaſſers wider die Gläubiger des Erben zuſteht, unterſucht der Verfaſſer in §. 6. und ff. die Frage: ob dieſe Rechtswohlthat auch den Pfandgläubigern des Erben zuſtehe? beweiſt die bejahende Meynung aus Geſetzen und andern Gründen, widerlegt die entgegen ſtehende Einwürfe (in der That mehr als ſie verdient haben), und zeigt an mehreren Beyſpielen ſehr deutlich, daß auch die Pfandgläubiger öfters, um nicht in Schaden zu kommen, dieſe Rechtswohlthat nöthig haben; beſonders wird auch in §. 12 ſehr gründlich gezeigt, daß die Pfandgläubiger des Erblaſſers aus dem Grunde, daß ihnen die Sache, ehe ſie an den Erben kam, verpfändet war, das ordentliche Abſonderungsrecht zu verlangen nicht berechtiget ſeyen. Mit vieler Genauigkeit wird ferner unterſucht, welche Güter ein Gegenſtand dieſer

Abſon-

Absonderung seyen, oder nicht seyen, wobey vorzüglich auch die Frage: inwiefern ein Lehen, oder der Erlös aus demselben hieher gehöre, gründlich entwickelt wird. Eben so gründlich werden die Wirkungen des Absonderungsrechts der Pfandgläubiger beschrieben, sowohl in Rücksicht auf diese, als auf die Gläubiger des Erben. Zuletzt wird noch von dem Gerichtsstand, bey welchem diese Rechtswohlthat gesucht werden muß, gehandelt; dies ist nämlich der Richter, dem der Erbe seiner Wohnung halber unterworfen ist; unter gewissen Umständen aber räth der Verfasser seinen Gläubigern, eher vor dem Richter desjenigen Orts, wo die meisten Güter gelegen sind, die Pfandschaftsklage anzustellen. Die gründlichen Einsichten des Verfassers in die Rechtsgelehrsamkeit, und die Eleganz seiner Schreibart sind zu bekannt, als daß wir etwas von den Vorzügen dieser Abhandlung beyzusetzen nöthig haben, welche besonders auch durch die eingestreueten Gesetzerklärungen einen größern Werth erhält. Nur in einem Punct sind wir mit dem Verfasser nicht ganz einig, wenn er nämlich in §. 4. und 5. behauptet, daß der Gläubiger des Erblassers nur dadurch sein Absonderungsrecht verliere, wann er mit dem Erben eine Novation der Schuld eingeht; die Gesetze bestimmen diesen Fall nur also: si fidem heredis secutus est; und dazu ist keine Novation erforderlich.

Carl Friedrich Elsässers vermischte Beyträge, vorzüglich zum Kanzleywesen. Erlangen, 1783. 236 S. in 8.

Mit Vergnügen zeigen wir den meistens interessanten Inhalt dieser Beyträge unsern Lesern an. I. Ob und wie den Kanzleypersonen das sogenannte Practiciren zu gestatten seye? Antw. Es ist ihnen nicht zu gestatten, ausgenommen wo sie geringe Besoldung haben, unter gewissen Einschränkungen, z. B. nur bey ausländischen Gerichten. II. Von Kanzleyesseln. Diesen Ehrennamen giebt man gewöhnlich solchen Räthen, welche außer dem, was ihnen obliege, ohne weitere Belohnung noch andere Arbeiten übernehmen, zu welchen sie nicht verbunden wären; wie man hiezu bald aus Stolz und Eitelkeit, bald aus Furchtsamkeit, bald aus einem mechanischen Hang zur Arbeitsamkeit geschaffen werden könne.

könne, hat der Verfaſſer ſehr richtig dargeſtellt; uns dünkt ein ſolcher Kanzleyeſel immer ein Beweis zu ſeyn, daß er Ignoranten und Taqdiebe zu Collegen hat. III. Weitere Zuſätze zu denen in meiner Theorie der Kanzleypraxis aufgeführten Kanzley- und andern dahin einſchlagenden Ordnungen und Schriften; hiezu gehören auch die S. 234. u. f. f. nachgeholte Ergänzungen. Es wird immer ſchwer ſeyn, hier etwas vollſtändiges zu liefern, weil manche hieher gehörige Ordnungen nicht gedruckt ſind. IV. Ob die Veränderung des Domiciliums durch ſich ſelbſt auf vorher ſtillſchweigend errichtete Eheverträge (hierunter verſteht der Verfaſſer den Fall, wenn zwey Eheleute ohne Vertrag ſich heirathen, und durch dieſe Ueberlaſſung zu erkennen geben, daß die Geſetze des Wohnorts des Ehemanns die Richtſchnur ſeyn ſollen, nach welcher man ihre eheliche Rechte und Verbindlichkeiten zu beurtheilen habe) einen entkräftenden Einfluß alſo habe, daß ſtatt derſelben die an dem neuen Wohnſitz üblichen Rechte ihre Anwendung finden müſſen? Dieſe Frage wird gegen Böhmer und Eisenhart verneinend entſchieden. Uns dünkt nur, mit dem gleichen Rechte, als man bey einer unbedingten Ehe einen ſtillſchweigenden Vertrag ſich nach den Geſetzen des Wohnorts des Ehemanns zu richten annimmt, kann man auch bey verändertem Wohnort eine ſtillſchweigende Aufhebung jenes ſtillſchweigenden Vertrags annehmen, und die Eheleute, welche nicht von dieſer Geſinnung ſind, können durch einen ausdrücklichen Vertrag leicht abhelfen, und leiden alſo dabey niemals Unrecht. V. Etwas zur Erläuterung eines Hochfürſtl. Brandenburgiſchen Ausſchreibens, das Vermögen geſchiedener Eheleute betreffend. Als ein practiſcher Beytrag zum Geſetzauslegungsfach. Nach jenem Ausſchreiben verliert der ehebrecheriſche Ehegatte bey bedingten Ehen ſein Heirathguth, bey unbedingten den vierten Theil ſeines Vermögens; nun hatte aber der Ehemann in einer bedingten Ehe ſein ganzes Vermögen als Heirathguth beygebracht, und hätte alſo nach den dürren Worten des Geſetzes ſein ganzes Vermögen verlohren; nach richtigen Grundſätzen aber wird ihm nur der vierte Theil abgeſprochen. VI. Etwas von der Niederlegung der Dörfer und Bauerſchaften in dem Meklenburgiſchen nach dem Erbvergleich von 1775. VII. Ueber die Dotation einer bereits vormals geſchwächten Dirne, nach Anleitung

der

der Hennebergiſchen Landesordnung. Die Ausſtattung wurde der ſchon zuvor geſchwächten Dirne zugeſprochen. VIII. Von dem Malbergiſchen Ausdruck, *Chalip. ſub Dupio.* Er kömmt in den Saliſchen Geſetzen vor; nach dem Verfaſſer heißt Chalip. ſo viel als halb, ſub Dupio ſo viel als ſubmerſio, alſo das ganze ſo viel als halb erſäuft. Unter XI. Worterklärungen und andere kleine Bemerkungen A. in Beziehung auf das Kanzleyfach. B. in Rückſicht auf verſchiedene andere Gegenſtände kommen manche ſehr intereſſante Bemerkungen vor, z. B. von Gutachten der Kanzleycollegien, welche niemals durch den Secretär, ſondern immer durch den Referenten verfertigt werden ſollen; von guter Einrichtung der Kanzleyordnungen, von der Anzahl der Räthe, welche gegenwärtig ſeyn ſollen, wenn eine Relation angefangen wird; von Austrägen, von der Beweisfriſt; von der Bibel, einem ſogenannten Gefängniß der Wirtembergiſchen Geiſtlichen, von der Bedeutung des Worts imprudens in Römiſchen Geſetzen, von der Schlüſſelauflegung in der Reichsſtadt Memmingen, von dem Wort: unverſchnydenlich u. ſ. f. X. Herzoglich Wirtembergiſche geheime Kabinetsordnung vom 4ten May 1724. Sie war bisher noch nicht gedruckt, und verbreitet viel Licht über die damalige politiſche Verfaſſung Wirtembergs, und die Grävenitziſchen Bedrückungen, welche in der Spittleriſchen Geſchichte Wirtembergs ſo meiſterhaft geſchildert ſind. XI. Zwo kurze Reden, welche zu Onolzbach in Gegenwart des Höchſtſeeligen Herrn Marggrafen Carl Wilhelm Friedrichs von Brandenburg aus Gelegenheit des 1730. neu reformirten Juſtizrathscollegiums den 17. Jul. 1730. gehalten worden ſind. Die eine iſt von dem Hofrath und geheimen Secretarius Georg Konrad Murr, die andere von dem geheimen Rath und Juſtizrathspräſidenten Freyherrn von Lynker. XII. Hochfürſtlich Brandenburg Onolzbachiſche Kammerordnung vom 9. Jul. 1734. Sie iſt ebenfalls noch nicht gedruckt, und empfiehlt ſich durch richtige Kameralgrundſätze, und überall durchſcheinende Vorſorge für das Beſte, beſonders der armen und unglücklich gewordenen Unterthanen; ſie geht von S. 127—218. XIII. Staat und Unterricht für einen Vormünder und Pfleger. Nach der Herzogl. Wirtembergiſchen Pupillenordnung und den wegen pflegſchaftlichen Sachen ergangenen Generalreſcripten. Es iſt ein populärer Unterricht für die Vormün-

mündet, wovon in Wirtemberg jedem Vormünder bey seiner Verpflichtung ein Exemplar zugestellt wird. Ein Gedanke, der aller Orten Nachahmung verdient.

Im.

Das deutsche Staatsrecht. In wissenschaftlich geordneten, und mit praktischen Ausarbeitungen bestärkten Abhandlungen und Anmerkungen über dessen wichtigste Gegenstände, von D. Ernst Christian Westphal, der Rechte öffentlichen ord. Lehrer auf der Friedr. Univ. zu Halle. Leipzig, bey Weygand, 1784. S. 592. 8.

Der Abhandlungen sind an der Zahl 50. Sie begreifen nichts weniger in sich, als das ganze deutsche Staatsrecht, auch nur nach allen seinen wichtigsten Gegenständen betrachtet. Offenbar verspricht also der Titel mehr, als das Buch leistet. Was aber die einzelnen Abhandlungen und Anmerkungen betrifft, so ist nicht wohl abzusehen, was eine wissenschaftliche Ordnung derselben, und zwar, wie hier, nach dem Pütterischen Lehrbuche, für einen Nutzen haben solle: und wie eine gründliche Erörterung eines Lehrsatzes mit einer praktischen Ausarbeitung noch weiter bestärkt werden kann. Zur richtigen Entscheidung wirklicher praktischer Rechtsfälle ist freylich eine gründliche Rechtstheorie nöthig. Da aber das rechtliche Respondiren in nichts anders als der Anwendung der Theorie auf den vorgelegten einzelnen Fall besteht, wie mag dann dieselbe durch die praktische Ausarbeitung bestärkt werden? Mit dieser Erinnerung ist es aber gar nicht so gemeint, als ob den praktischen Ausarbeitungen aller Nutzen und wohlthätiger Einfluß auf die Theorie abgesprochen werden wolle. Unverkennbar und unwidersprechlich ist er: nur besteht er in etwas anders, vornehmlich darin, daß in der praktischen Ausarbeitung die abstrakte, und so zu sagen lebloſe Theorie durch ihre Anwendung auf einen wirklichen Rechtsfall lebendig dargestellt, und mit demselben als Beyspiele trefflich erläutert werden kann. Solchemnach bleibt es immer dabey, daß der hauptsächliche Werth solcher praktischen Ausarbeitungen nach dem Maaße der darin zum Grund liegenden Rechtstheorie, d. i. nach dem Maaß der Präcision in den Begrif-

griffen, der Gründlichkeit in der Erörterung der Sachen und der Bündigkeit in den Beweisen — gewürdiget werden muß. Außer dem, daß nun der Vortrag dieses Westphälischen sogenannten Staatsrechts in den rechtlichen Gutachten und Entscheidungen nichts weniger als mit einer gewissen Schonung für das lesende Publikum von den Flecken des gewöhnlichen deutschen Aktenstyls und den überflüßigen faktischen Umständen gereiniget ist, so hat es großen Theils bey alle der großen Gelehrsamkeit und Belesenheit seines Hrn. V., woraus hie und da manche gute Bemerkung geflossen, doch sehr erhebliche innerliche Mängel, daß wir es als ein vorzügliches Werk unsern Lesern unmöglich anpreisen können. Zur Rechtfertigung dieses Urtheils und zur Probe wollen wir nur Einige Abhandlungen aus den funfzigen anführen.

Gleich in der zweyten, wird von der *Amnestie*, deren Wirkung ꝛc. gehandelt, und folgender Begriff davon zum Grunde gelegt: sie seye „eine Verabredung, welche, nach unserm Europäischen Völkerrechte, fast beständig jedem Fr. Schlusse ausdrücklich beygefügt werde, und in den ersten §§. desselben enthalten zu seyn pflege.“ Das Besondere der Amnestie im Westph. Fr. soll S. 32. darin bestehen, daß dieselbe auf einen gewissen Termin gesetzt sey; d. i. auf das Jahr 1618. da man sonst keines Termins zu erwähnen pflege. Der Kriegsanfang ist immer dieser Termin, nur kann jener in gewissen Fällen einer ausdrücklichen Bestimmung bedürfen. In der Abh. VI. wird das jus *singulorum* und jus *quaesitum* für synonymisch genommen. Richtig ist des V. Begriff vom Erstern, daß es sich nur auf den Gesellschaftsstand beziehe, und ein Recht des Mitglieds bedeute, darüber sich die Gesellschaftsgewalt nicht erstrecke: aber eben darum muß es vom jus quaesitum unterschieden seyn. Wie seicht S. 78. die Abh. VII. von der Machtvollkommenheit ausgefallen ist! Eben so ist Abh. X. vom Archivrechte nichts weniger als vollständig erörtert, wem dasselbe zustehe, und wodurch es erworben werde? Höchst elend ist Abh. XIV. von dem Rechte des Kaisers sich in den innern Zustand der R. Städte einzumischen ꝛc. S. 131. Die ganze Theorie davon läuft da hinaus: „Es ist hierüber in den R. Gesetzen nichts bestimmt. Die Städte, als die schwächern Stände, können sich nicht widersetzen, eine Parthey ist allemal der Sache geneigt, und die andere muß sichs gefallen lassen,“ und

an den Umstand, daß den Städtischen Magistraten nicht das Recht der bürgerlichen Hoheit und Obrigkeit selbst, sondern nur die Verwaltung zusteht, und woraus sich Manches erklären läßt, ist gar nicht gedacht worden. In der Abh. XXII. vom Stempelpapier S. 221. ist die nicht unwichtige Frage unerörtert geblieben: ob, wenn Einer davon frey, mit einem Andern, der zum Stempel verbunden ist, processiret, dieser solchenfalls sich auch des Stempels bedienen müsse? Wird jener in die Unkosten kondemnirt, so müßte er, seiner sonstigen Freyheit unerachtet, doch das Stempelgeld des Andern bezahlen. In der Abh. XXVI. von den Fällen, wo die Austräge nicht statt haben: soll S. 254. bey den Mandatis S. C. die einzige wahre Ursache davon, diese seyn, weil „da die erforderliche Geschwindigkeit mit der Weitläuftigkeit der Austrägen-Anordnung in einem Widerspruch stehe.“ „In der Abh. XXXIV. von dem Komitialrekurse hält der Herr Verfasser das ehemalige Fürstenrecht für ganz erloschen S. 309. (man vergleiche doch die letzten Worte des §. 55. Art. V. I. P. O.) — Die Eigenschaft einer Gravaminis communis für „schwankend, auch deren Erforderlichkeit zum Rekurse nicht hinlänglich erwiesen, ob man gleich meistentheils jeder Beschwerde diesen Anstrich zu geben suche, und dann der Rekurs weniger Widerspruch zu finden pflege, wenn diese Eigenschaft ausgeführt werden könne,“ und so weiß der Verfasser gegen jeden andern bisher angegebenen Grund vom Rekurse eine bald wirklich erhebliche, bald unerhebliche Bedenklichkeit. Seiner Meynung nach ist es die oberstrichterliche Befugniß des Kaisers und der Stände, und zwar die Oberaufsicht allein, um so weniger als „die Rekurse nicht blos da statt finden sollen, wo die R. Gerichte ihre Gewalt misbrauchen, sondern auch da, wo sie nur *in materialibus* unrecht gesprochen hätten. Nur sollte man denken, der Herr Verfasser werde nach dieser vorläufigen Bemerkung, in eine nähere Erörterung der Sache sich einlassen, einen bestimmten Begriff des Rekursus geben, ihn von Remissionen *ad Comitia* und dergleichen ähnlichen Dingen sorgfältigst unterscheiden, und sodann mit gleicher Genauigkeit alle die Fälle entwickeln und bestimmen, worinne der Rekurs statt finde u.s.w Mit Uebergehung alles dessen aber, und ehe man sichs versieht, kömmt er auf das dabey übliche Verfahren, oder den Rekursproceß, und auch hierinn ist wieder Manches vom Herrn Verf. so obenhin von der Faust weggeschrieben worden,

das

das unser obiges Urtheil zur Genüge bestätiget. Die Analogia, heißt es, S. 375. so man für die Nothwendigkeit des (von den R. Gerichten abzufodernden) Berichts in allen Fällen, von den Revisionen, von den gegen die höchsten Landescollegia und Landesherrschaft erhobenen Appellationen an die R. Gerichte, hernimmt, bleibt doch nur Analogie, und giebt keinen stringenten Beweis ꝛc. (was doch der Herr Verfasser von der Rechtsanalogie für einen Begriff haben mag.) „Wenn gleich die R. Gerichte seine Entscheidungsgründe bekannt machen, so können die Partheyen solche aus den vorhandenen Schriften doch leicht muthmaaßen, auch *ex Actis* erfahren. Besonders wird die Gegenparth nicht unterlassen, sich dieselben zu verschaffen, um daraus ihre Gegendeduktion zu unterbauen. Also kann dieser Umstand ebenfalls die Berichte nicht immer nothwendig machen.“ ... Der Schlendrian des Processes findet sich hier freylich nicht, und die Akten der vorigen Instanz werden nicht zu Rathe gezogen. Wir kommen aber überhaupt von dem Schlendrian immer mehr zurück, und lernen einsehen, daß auch ohne denselben eine Sache zur Noth entschieden werden könne. Wenn man hiebey einen ganz unverzeihlichen Mangel an Präcision rügt, so ist es wohl der gelindeste Vorwurf, den der Verfasser damit verdient hat. Eben dieses, und noch vieles Andere insbesondere, ließ sich bey den folgenden Abh. namentlich und z. B. der N. XXXIX. Geschichte und Recht des Judenschutzes in Deutschland. N. XLV. Der Kapitel angemaaßte Grundherrschaft. N. L. Kennzeichen der Landeshoheit — erinnern, auch leicht erweisen: wenn es nicht schon an dem Bisherigen genügte. Einige Abhandlungen sind aber ungleich besser ausgefallen, die zum Theil nur nicht ins Staatsrecht gehören. Doch gehört in diesem Werke ein Anstos gegen die Methode unter die verzeihlichsten Sünden des Herrn Verfassers.

Nk.

Versuch einer Abhandlung von der Suggestion im peinlichen Rechtsverfahren, welche um Erlangung der Doctorwürde herausgegeben Peter Tschauggo. Ofen, 1784. 3 Bogen in 8.

Das

Das wäre alſo die erſte deutſche Streitſchrift, nicht etwa von einer deutſchen Univerſität, ſondern von — Ofen! Ein Phänomen am deutſchen juriſtiſchen Himmel. Die Sache ſelbſt, verdient in Rückſicht des Orts und der Umſtände allerdings Entſchuldigung; allein, Recenſent kann den frommen Wunſch nicht in ſich unterdrücken, daß ſie doch nicht von Folge ſeyn möchte, und man nicht auch auf unſern hohen Schulen anfienge, deutſche Diſputationen zu halten. Da hier gerade die Gelegenheit iſt: ſo kann er nicht umhin, ſeine ganz ungeheuchelte Meynung davon einmal laut zu ſagen. Freylich würden in dieſem Falle Leute auf Schulen nichts rechts gelernet haben, denen ein Almanach u. dgl. wohl beſſer behagen, wenn ſie nun endlich aus Nahrungsnoth ein ernſthaftes Fach ergreifen müſſen, daß ſie die dahin ſchlagenden Wahrheiten lieber in deutſcher als lateiniſcher Sprache leſen und hören können. Recenſent hingegen, den man ſich nicht als einen trocknen juriſtiſchen Pedanten vorſtellen muß, würde bey aller der Gemüthlichkeit dieſer Herren, mit jedem wahren Freunde der Gelehrſamkeit für ihren Verfall zittern, den jene Einrichtung nothwendig nach ſich ziehen müßte. Die lateiniſche Sprache iſt das gemeinſchaftliche Band aller Gelehrten, und Juſtus Lipſius ſagt von ihr in ſeinem Buche de pronunciat. lat. ling. c. 3. mit Recht: Sermonem romanum Europaeos inter ſe commercio litterarum et ſermonis coniungere. Ihr Flor muß daher Wunſch eines jeden Gelehrten ſeyn; und beſonders iſt es die Sache der Univerſitäten, ſie darin zu erhalten und zu ſchützen. Wie ſehr ſeit der Zeit, als man aus guten Gründen aufhörte, die Vorleſungen auf den Univerſitäten in dieſer Sprache zu halten, das Studium derſelben unter unſern Jünglingen vernachläßiget iſt, und noch täglich mehr ſinkt, zeigt die Erfahrung. Die Nothwendigkeit des Diſputirens in dieſer Sprache iſt wahrlich noch ihre letzte ſchwache Stütze, und Recenſent weiß aus eigener Erfahrung, daß dies bey manchen Studirenden oft der Antrieb geweſen, ſich mit Fleiß auf ſie zu legen. Wird aber nun auch dieſe letzte Grundſäule eingeriſſen: ſo iſt der römiſchen Sprache ihr förmlicher Abſchied geſchrieben. — Dieſer hingeworfenen Aeußerungen, die weitere Beherzigung verdienen, konnte ſich Rec. an dieſem Orte nicht entbrechen: es ſind Worte zu ſeiner Zeit geredet.

Nun

Nun zu ühserm Verfaſſer ſelbſt. Nach der beſcheidenen Vorrede will er ſein Werkchen nicht als eine förmliche Ausführung der wichtigen Lehre von der Suggeſtion, die von groſſem Umfange iſt, ſondern blos als einen Grundriß betrachtet wiſſen, nach welchem ſich dieſelbe vielleicht vollſtändiger bearbeiten ließe. Und aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, können wir ihm einigen Beyfall nicht verſagen.

Nach dem vorausgeſchickten Begriff von der Suggeſtion zeigt der Verfaſſer, daß ſie nicht bloß in Anſehung des Angeſchuldigten ſelbſt, ſondern auch der Zeugen, des Anklägers und der beſchädigten Parthey ſtatt habe; und obgleich die Geſetze nur von dem Inquiſiten redeten, ſo müßten ſie doch, wenn man auf den Grund derſelben ſähe, auf jene Perſonen auch angewandt werden. Die Suggeſtion wird bekanntlich in die offenbare und verdeckte eingetheilt: der Unterſchied aber in die erlaubte und unerlaubte billig verworfen, da jene wohl eigentlich keine Suggeſtion genannt werden kann. Ferner zerfällt ſie in die einfache und zuſammengeſetzte, je nachdem die Beſtimmtheit der Frage allein auf eine gewiſſe Antwort zielet, oder zugleich einen andern Beyſatz als Bewegungsgrund des Geſtändniſſes mit ſich führt. Man muß ſie nicht mit der Subornation verwechſeln. Unzeitiges Mitleiden, übertriebene Strenge, Fahrläſſigkeit und Unwiſſenheit der Richter ſind die Quellen, aus denen ſie entſpringt. Sie iſt bekanntlich nach der Carolina, dem römiſchen und thereſianiſchen Geſetzbuche verboten, und iſt überhaupt auch gegen die Begriffe der geſunden Vernunft, da ſie dem Endzwecke der Criminalgerichte, dem Richteramte, und dem Ziele der Strafen widerſpricht, welches der V. in einigen §§. richtig aus einander ſetzt. Wäre ſie aber auch nicht verboten, ſo bleibt ſie doch immer überflüßig, da ſie füglich durch andere Rechtsmittel erſetzt werden kann. Bey halsſtarrigen Böſewichtern iſt freylich mit gehöriger Einſchränkung nach der thereſianiſchen Verordnung und der l. 20 ff. de R. I. eine Ausnahme zu machen, die aber den obigen Satz nicht aufhebt. Die Folge eines ſuggeſtiviſchen Verfahrens iſt Ungültigkeit derſelben. Dieß alles hat der Verfaſſer in einem guten Style und einer ziemlich reinen Sprache vorgetragen.

Prm.

3. Arzneygelahrheit.

Herrn Albr. von Haller Beyträge zur Beförderung der Geschichte und Heilung der Krankheiten, aus dessen Sammlung practischer Streitschriften, in einen vollständigen Auszug gebracht, und mit Anmerkungen versehen von D. Lor. Crell, Herz. Braunschw. Lün. Bergr. ꝛc. Sechster und letzter Band. Berlin, bey Nicolai, 1784. 8. Seiten 320.

Dieser Theil enthält noch einige Streitschriften des 5ten, 6ten, 7ten Bd. des Originals, die hier nachgeholt sind: und zwar Weszpremi medicinische Beobachtungen. In den Zusätzen findet man viele Beyspiele über die Verwachsung des Herzens mit dem Herzbeutel, von den mannichfaltigen Ursachen des gehinderten Schlingens, von der besten Heilart des St. Veitstanzes, über die Bleykolik, über die Wiederherstellung und die Ursache des Todes der Ertrunkenen, und über die Elephantiasis. Richerz von einigen beobachteten Fehlern der Eingeweide des Unterleibes, auch mit beträchtlichen Zusätzen über die medicinische Heilart der Brüche, über die Lebergeschwüre, und die Entzündung des Magens. Thiery von den Krankheiten des Zellgewebes, nebst Zusätzen von der übergroßen Fettigkeit, und über die Milchversetzung (wo H. C. seine bekannte, aber von Einigen bestrittene Theorie mit starken Gründen vertheidigt), und endlich sehr viel Merkwürdiges vom Nervenwurme. Sprögel's Versuche mit verschiedenen Giften in lebendigen Thieren, mit beygefügten neueren Nachrichten und Versuchen, besonders von Monro, Langrisch, Fontana, und Benutzung der Schriften von Gmelin, Vicat, Tissot, u. a. m. Darauf folgen einige Schriften von der Viehseuche: als Gölicke und Mauchart, zwey Schriften über die Viehseuche von Tübingen und Ens von der Osterwickischen Kuhkrankheit, gleichfalls mit Zusätzen. Den Beschluß macht ein doppeltes Register, (über diese 6 Bände der Beyträge, und die

3 vorhergegangenen, unter dem Titel: Hallers Sammlung praktischer Streitschriften, erschienenen Theile, die zusammen nur ein vollständiges Werk ausmachen;) das erste über die sämmtlichen Verfasser der gesammleten Abhandlungen; das zweyte, ein ungemein nutzbares, dem Original fehlendes, Realregister. Herr C. verdient in der That aufrichtigen Dank von den praktischen Aerzten, für sein nun beendigtes Werk. Es enthält nicht nur den ganzen Kern derer Schriften, (die ein Haller so sehr schätzte, daß er sie für die Nachwelt aufzubewahren selbst bemüht war,) bey geringerm Aufwande von Zeit und Kosten; sondern Herr C. hat auch die neuern Entdeckungen in der praktischen Arzneygelahrheit, seit der ersten Erscheinung der Hallerischen Sammlung gröstentheils angeführt, und viele sowohl aus Andern ausgezogene, als zum Theil selbst gemachte Beobachtungen und Reflexionen beygebracht. Er begiebt sich selbst bescheidentlich des Anspruchs Alles von neueren Entdeckungen und Bemerkungen zugesetzt zu haben: aber der Arzt findet doch darin einen Schatz mit Auswahl gesammleter Beobachtungen, bey der er nie das Nöthige übergangen hat; und die daher dem nicht sehr vorzüglich belesenen Arzte zum Leitfaden dienen können. Deshalb verdient dies Buch, nach Recensentens Urtheil, in einer auserlesenen, selbst kleinen Bibliothek des praktischen Arztes, eine sichere Stelle; und wer den Werth desselben aus dem Gebrauch erst kennen gelernt hat, wird gewiß mit uns einstimmig seyn: denn es kann den Platz von einer ganzen Reihe anderer Schriften vertreten.

Zw.

Vorlesungen für die mittlere Jugend über den menschlichen Körper, und die Mittel, sich gesund zu erhalten. Lübeck, 8. bey Donatius. Erster Theil. 1785. 15 Bogen.

Der Verfasser ist bescheiden genug, um auf den Ruhm eines Entdeckers Verzicht zu thun; seine Absicht ist, bereits bekannte Wahrheiten in einem für Kinder faßlichen Ton vorzutragen, und dieses Verdienst müssen wir ihm in seinem ganzen Umfange zugestehen, auch hat er, ohne seinen Hauptendzweck zu verfehlen, zwar den läppischen Ton vermieden, durch den sich

einige unserer neuern Jugendschriftsteller lächerlich gemacht haben, aber doch hin und wieder Scherze und Gleichnisse aus dem gemeinen Leben eingestreut, die der Fassungskraft seiner Leser angemessen, und ihre Aufmerksamkeit zu unterhalten dienlich sind; zuweilen, wie z. B. in der Lehre von dem Blute, seiner Wärme und Farbe, und ihren Ursachen hätten wir ihm mehr Bekanntschaft mit den neuern Entdeckungen, und weniger Anhänglichkeit an die alte Meynungen gewünscht; aufgefallen insbesondere ist uns der Ursprung, den der Verfasser dem Eisen im Blute anweist; sollte der Verfasser wirklich nicht wissen oder nicht glauben, daß unsere meisten Speisen Eisentheilchen enthalten? unmöglich könnte er sonst in seinem Unterricht darüber so verlegen seyn, und sie von den eisernen Messern und Gabeln ableiten, mit welchen wir speisen. Dieser Theil besteht aus 28 Vorlesungen, nebst einer Einleitung, in welcher vom Knochenbau: die erste Vorlesung handelt von den Elementen und allgemeinen Bestandtheilen; die zweyte von Fasern, Häuten und andern Theilen, welche daraus zusammengesetzt sind; die dritte vom Herzen und Umlauf des Blutes; die vierte und fünfte ferner von diesem Gegenstande; die sechste von der Nutzbarkeit, welche der Verfasser von den Nerven herleitet; die siebende und achte von den Gefässen und ihrem Unterschied; die neunte von dem Unterschied des Blutes in beyderley Adern, und seiner Bestandtheile, die zehende von Temperamenten; die eilfte und zwölfte von den Säften, die aus dem Blute abgesondert werden; die dreyzehnte und vierzehnte vom Athemholen, und den dazu gehörigen Werkzeugen; die funfzehnte vom Lachen, Weinen, Seufzen, Schlucken, Husten, Niesen, von Stimme, Gesang, Rede; die sechzehnte von der Ernährung und Erhaltung des Leibes; vom Kauen; die siebenzehnte von der Verdauung und ihren Werkzeugen; die achtzehnte von den Nahrungsmitteln; die neunzehnte von der Galle und dem Saft der großen Magendrüse, von Netz und Milz; die zwanzigste von der Leber, und der Absonderung der Galle; die ein und zwanzigste ferner von der Galle: die zwey und zwanzigste von den dünnen Gedärmen; die drey und zwanzigste von den dicken; die vier und zwanzigste von der Bereitung des Milchsaftes und des Blutes; die fünf und zwanzigste vom Harn; die sechs und zwanzigste von der unmerklichen Ausdünstung und dem Schweisse; die sieben und zwanzigste von Folgerungen, die aus der letzten Lehre auf das Lebensverhalten fließen, und die letzte endlich

lich von den Nerven, und vom Wachsthum des Leibes und dem Tode.

Er.

Mursinna Abhandlung von den Krankheiten der Schwangern, Gebährenden und Wöchnerinnen. I. Band. Berlin, bey Himburg, 1784. 317 Seiten in 8.

Noch ein ganz nützliches Buch in das Fach der Geburtshülfe, man findet den Selbstdenker und den erfahrnen Mann darin. Zuerst sagt der Verfasser etwas von der Natur des mannbaren und geschwängerten Frauenzimmers, dann von der Beschwängerung, deren Zeichen und Ursachen. Alsdann kömmt er auf die Krankheiten der Schwangern, ihre Zeichen und wahrscheinlichen Ursachen, und in dem folgenden Kapitel handelt er die Heilmittel und ihre Wirkungen ab. Hier findet man besonders reife Beurtheilung der Krankheiten und vernünftigen auf Erfahrung gegründeten Rath. Der Verf. sagt in diesem Kapitel vorzüglich viel von den Wirkungen des Mohnsafts, und zeigt eine weise auf eigene Speculation gegründete Anwendung desselben, hauptsächlich bey und nach Blutflüssen. In dem 5ten Kapitel geht der Verfasser die Krankheiten der Gebährenden durch, so die Geburt erschweren und widernatürlich machen können, und zuletzt zeigt derselbe die Heilmittel dagegen an. Ein von dem Verfasser in diesem letzten Kapitel gethaner Vorschlag verdiente wohl ein ferneres Nachdenken, er meynt nämlich, man könnte wohl schon im achten Monate der Schwangerschaft bey einem zu engen und widernatürlich gebaueten Becken die Geburt durch innerliche reizende, und äußerlich erschlaffende Mittel zu befördern suchen, weil die Frucht alsdann noch mit äußerst nachgebenden Knochen versehen, und doch, wie die Erfahrung lehrt, erhalten werden kann. Wir wünschten einen wohlausgefallenen Versuch dieser Art von dem Verfasser vor uns zu haben. Die Krankheiten der Wöchnerinnen und Säuglinge werden in dem 2ten Bande abgehandelt werden.

Anleitung zur Bildung ächter Wundärzte, von D. Kohlhaas, ersten Theils, ersten Bandes erstes

und zweytes Stück, nebst Kupfern. Regensburg, bey Kaiser, 1784. 192 S. in 8.

Der Verfasser eifert mit Recht über die gewöhnliche Art Wundärzte zu bilden, und will die Chirurgie als Wissenschaft, und nicht, wie leider fast durchgehends geschieht, als Handwerk behandelt wissen. Er verlangt daher von einem jeden, der dieser wissenschaftlichen Kunst sich widmen will, die nämlichen Hülfswissenschaften, so dem medicinischen Studio vorhergehen müssen. Der Verfasser macht daher, um die Köpfe der jungen Leute aufzuheitern, und sie zum richtigen Denken zu gewöhnen, mit der reinen Mathematik den Anfang, trägt ihnen so viel von der Arithmetik und Geometrie vor, als sie zu ihrem Fache gebrauchen, und dieses ist der Inhalt des ersten und zweyten Stückes.

Die Meynung des Verfassers ist gut, und seine Bemühung um die studirende chirurgische Jugend ist Lobes- und Nachahmungs werth; nur fürchte ich, daß derselbe bey jungen Leuten von dem gewöhnlichen Schlage, die meistens so ganz roh und fast ohne die geringsten Vorbereitungskenntnisse, und zum Theil auch nicht so ganz jung mehr das Auditorium betreten, mit diesem Unterricht wenig ausrichten werde. Zu dieser Art Wundarzte zu bilden, gehört entweder, daß junge Leute bemittelter Aeltern, dazu von Jugend auf zum Studiren angehalten, nachher tüchtigen Männern, so die Wundarzneykunst studiret, übergeben werden, oder daß landesherrliche Institute zur Bildung ächter Wundärzte angelegt würden, wovon denn wohl schon hin und wieder der Schatten zu finden ist, aber auch nur blos der Schatten. Ersteres wird nicht geschehen, so lange die Wundarzneykunst so geringschätzig behandelt wird, so lange Barbier, Bader, Feldscher und Wundarzt bey dem größten Haufen fast einerley ist. Landesherrliche Institute wären also wohl zu diesem Zweck der sicherste Weg. Indessen, da alle Bemühungen, alle guten Vorschläge auf dieses Fach, wenn sie vom wahren Nutzen seyn sollen, auf eine völlige Reform abzwecken müssen; so möchte das Resultat dann wohl seyn: es bleibt beym Alten! Das angefangene Werk des Verfassers kann demohngeachtet aber in der Ausführung für Einzelne von großem Nutzen seyn; wir sehen also mit Vergnügen der Fortsetzung entgegen.

Verſuch eines allgemeinen Hebammen-Katechismus, von Hagen. Berlin, bey Maurer, 1784. 426 Seiten in 8.

Wir haben zwar ſchon eine groſſe Anzahl Bücher dieſer Art, auch ſchon ſehr brauchbare. Demohngeachtet aber ſoll uns dieſes von einem ſo lieben praktiſch erfahrnen Manne willkommen ſeyn. Es hat viel eigenes, iſt dabey deutlich und lehrreich, und im Ganzen ſo richtig, daß es von angehenden Geburtshelfern und Hebammen blindlings befolgt werden kann. Genau und deutlich ſind darin die Gränzen angezeigt, wo die Hand der Hebamme aufhören muß zu wirken, und wo das Feld des Geburtshelfers angeht. Die richtige Ziehung dieſer Linie iſt bey dem Unterricht der Hebammen ohnſtreitig das Allerwichtigſte. Schmach, Schande und Verderben müßte da ſtets der Uebertreterin warten, und wir würden alsdann noch weit weniger von unglücklichen Wöchnerinnen hören.

Wir empfehlen dieſes Buch nicht nur allein angehenden Geburtshelfern und Hebammen, ſondern auch jungen Eheleuten, beſonders auf dem Lande Mann und Frau; letztere ſtudire es, mache es ſich ganz eigen, folge den guten Rathſchlägen, und ſie wird ſich nicht nur während ihrer Schwangerſchaft wohl befinden: ſondern ſie wird ſich auch ihre Niederkunft und das Wochenbette ſehr erleichtern, wird einſehen, wo ſie ſich den Anordnungen der Hebamme unterwerfen, und wo ſie ſich ihnen widerſetzen muß, und zuletzt wird ſie noch lernen, wie ſie ſich in Unpäßlichkeiten, wenn etwa nicht gleich ein Arzt zu haben iſt, vors erſte ſelbſt helfen; wie ſie ihrem kleinen Säugling, wenn er ſchwächlich iſt, beyſtehen, ſeine und eigene Geſundheit erhalten kann. Wir dächten alſo, die lieben jungen Frauen würfen jetzt die Romane, die doch nun eigentlich keinen Nutzen mehr für ſie haben können, eine Zeitlang bey Seite, und ſtudirten dafür in dieſem Buche Mutter Natur, nähmen bey Gelegenheit zur Erklärung ſchwerer Stellen einen Arzt, der ihnen gerne darin dienen wird, zu Hülfe, und wir ſtehen davor, noch ehe ein Jahr vergeht, ſollen ſie ſchon den beſten Nutzen davon ſpüren.

Herrn Jourdain Abhandlung über die chirurgiſchen Krankheiten des Mundes. Aus dem Franzöſiſchen.

Zwey Theile. Nürnberg, bey Stein, 1784. 87 Bogen, 8vo.

Ohnstreitig das vollkommenste Werk in seiner Art, nur zwar freylich nicht im theoretischen, desto mehr aber im ausübenden Theile. Der erste Theil beschäftiget sich vorzüglich mit den Krankheiten der Kinnbackenhölen, und enthält eine große Menge, zum Theil sehr nützlicher Bemerkungen. Der zweyte hat die Krankheiten des Unterkinnbackens und der Theile, so mit ihm in Verbindung stehen, zum Gegenstande. Auch dieser Theil strotzt von Bemerkungen.

Was der Herausgeber empfindet, daß dieses Werk wohl einigen zu weitschweifig, zu einseitig, und hin und wieder zu unwichtig seyn möchte; dieses empfinden wir nun freylich auch doppelt und dreyfach. Einen zwiefachen Werth würde dieses Buch haben, wenn das Theoretische darin mit weniger Weitschweifigkeit mehr berichtiget, und das Praktische mit Deutlichkeit abgekürzt wäre; eine solche Veränderung würde man dem Uebersetzer nicht verübelt haben; wer dann das Weitschweifige lesen wolle, könnte ja das Original nehmen, denn wer lieset heut zu Tage wohl nicht französisch! Geld, und was drüber geht, die edle Zeit könnte dadurch sehr erspart werden, denn man nehme nur einen, der nicht blos Zahnarzt ist, der gewöhnt ist, selbst zu denken, soll ein Werk von 87 mächtigen Bogen kaufen und lesen, und das blos von Krankheiten eines Theils unseres Körpers ohngefähr einen Finger lang im Durchschnitt, welche Zumuthung! und doch soll der Wundarzt völlige Kenntniß von den Krankheiten dieses Theils haben, und doch findet er nirgends eine bessere Anweisung dazu. Daß ich mich eines vom Uebersetzer gebrauchten Vergleichs mit Ochsen und Schaafe bediene; so hätte derselbe gewiß dem größten Theil der Wundärzte einen Gefallen erwiesen, wann er den Ochsen einem Schaafe ähnlich gemacht, als so, da er noch durch Zusätze einen Bisong jubatus hervorgebracht, und also das Werk dadurch noch weniger gemeinnützig gemacht hat.

Geschichte der Abnehmung eines Oberarms ohne Messer, von Wrabetz. Freyburg, bey Wagner. 1782. 35 S. in 8.

Wie

Wir kennen den Verfaſſer ſchon aus verſchiedenen kleinen Abhandlungen als einen erfahrnen und denkenden Wundarzt, und ſo zeigt ſich derſelbe auch in dieſem zur Erhaltung der höchſten Würde in der Wundarzney geſchriebenen Probeſtück, worin er uns einen wohl ausgefallenen Verſuch, meines Wiſſens einzig in ſeiner Art, mittheilet. Der Fall iſt kürzlich dieſer: Eine Frau von 41 Jahren hatte von einer unglücklichen Aderlaß eine beträchtliche wahre Pulsadergeſchwulſt im rechten Ellenbogen, die Herr Wrobeiz, vermittelſt des Drucks auf eine eigene Art zu heilen ſuchte, allein die Kranke entlief der Kur, und erſchien erſt wieder nach Verlauf von 18 Tagen, in welcher Zeit die Geſchwulſt eine ſolche Veränderung erlitten hatte, daß nun nichts mehr übrig blieb, als die Operation. Sie geſchah, allein der Arm ſtarb aus Mangel der Nahrung ab. Man ſtellte der Frau nun die Nothwendigkeit der Abnehmung ihres Arms vor, aber alle Vorſtellungen und Ueberredungen waren fruchtlos; ſie war feſt entſchloſſen, lieber zu ſterben, als ſich dieſer Operation zu unterwerfen. In dieſer Verlegenheit gerieth der Verfaſſer auf den Gedanken, den Arm abzubinden, und dieſes geſchah auf folgende Art: Ein baumwollenes Strickchen wurde 12 Stunden lang in eine Miſchung von Therpentingeiſt, pulveriſirten Tobacksblättern, Rautenſaamen, Spaniſchenmücken und Campher eingeweicht, nachher über dem abgeſtorbenen Theil an einer noch ganz geſunden Stelle angelegt, und mit einem Knebel zuſammen gedrehet. Ohngefähr 2 Zoll hoch über dem Bande wurde von der Miſchung, in welcher daſſelbe gelegen, etwas auf die Haut geſtrichen, bis Blaſen aufſuhren, welche ſodann aufgeſchnitten, und mit Eibiſchſalbe verbunden wurden, und dieſes zur Beförderung der hier Orts nöthigen Entzündung. Das Band wurde ſo wie es einfraß, nach und nach mehr zuſammen gedrehet, und in den hinterlaſſenen Raum eine Miſchung von China, Myrrhen, Campher und Alaun geſtreuet; den Theil, welcher abfallen ſollte, wickelte man in Tücher mit Alaun, Kalchwaſſer, und einem Aromatiſchengeiſt benetzt. Bey dieſer Behandlung waren ſchon am vierten Tage alle weichen Theile ohne den mindeſten Blutfluß bis aufs Bein getrennt, am fünften ſahe man ſchon Spuren der Vereiterung, und an dieſem Tage wurde auch ſchon das Bein ohne alle Empfindung abgeſägt, der Stumpf nach der Kunſt behandelt, wurde binnen 5 Wochen zur Vernarbung gebracht.

In der That ereignen sich dergleichen Fälle nicht so ganz selten, daß Kranke aus Furcht und Abscheu für das Abnehmen eines Gliedes, lieber sterben wollen, als sich dieser Operation unterwerfen! In diesem Falle wird das wohl ausgefallene Probestück in der Nachahmung ein herrliches Rettungsmittel: nur glaube man nicht, daß dieses Werk stets so leicht und geschwind von statten gehen werde, wie es Herr Wrabetz hier erzählt. Ihm kam erstlich dies Absterben des Gliedes sehr vortheilhaft entgegen, welches wohl nicht immer der Fall seyn möchte; und fürs zweyte war die Frau noch bey völligen Kräften und ohne Fieber, was man bey Candidaten zur Amputation selten finden wird. Was die Art des Verfahrens bey dieser Operation betrifft: so scheint uns das zur Beförderung der nöthigen Entzündung angewandte Reizungsmittel sehr überflüßig, wo nicht schädlich, denn ohnmöglich kann es bey dieser Art von Abbindung durch das fressende Band an Entzündung fehlen, ja ich glaube noch, daß man öfter einem zu starken Grad derselben vorzubeugen haben wird. Zum Verbande der getrennten Theile wäre gewiß eine milde Digestivsalbe heilsamer, als das Wunden verunreinigende und reizende Pulver, dessen sich der Verfasser bedient.

Eschenbachs vermischte medicinische und chirurgische Bemerkungen über verschiedene Krankheiten der Brust und des Unterleibes. Aus verschiedenen ausländischen Schriften. Erste Sammlung. Leipzig, bey Weygand, 1784. 274 S. in 8.

Diese Sammlung von Beobachtungen, die sich theils der Nützlichkeit, theils der Seltenheit wegen empfehlen, soll nach dem Vorbericht des Verfassers als eine Fortsetzung seiner Auswahl, der besten Aufsätze und Beobachtungen für Wundärzte, aus Italienischen Zeitschriften angesehen werden. Sie enthält 13 Fälle, und die wichtigsten davon sind folgende: D. Gonelli Krankengeschichte eines Mannes, der an den Folgen einer widernatürlichen Vergrößerung der Brustdrüse gestorben war. Heftige Brustbeklemmungen, und unregelmäßiger langsamer Puls, so, daß man am Tage vor dem Absterben nur 17 Schläge in einer Minute zählen konnte, waren die Hauptsymptomen der Krankheit; er starb ohne Todesangst.

Man

Man glaubte, das Uebel rühre von einer widernatürlich erweiterten Hohlader her, die Leichenöffnung aber zeigte, daß eine unnatürliche Bruſtdrüſe 9½ Unze am Gewichte die Urſache der Krankheit und des Todes geweſen ſey. Intereſſant ſind einige Beobachtungen über die Heilkräfte des mit fixer Luft geſchwängerten Waſſers. Einen äußerſt hartnäckigen, ſchleimigen, oft eiterartigen, mit Blut vermiſchten Durchfall, der keinem Mittel weichen wollte, heilte Herr Targioni mit der aus Kalchſtein vermittelſt des Vitriols entbundenen, und in Waſſer übergeführten Luft, als Trank und Clyſtir gereicht. Bey Wurmkranken, ferner bey bösartigen venerischen Geſchwüren im Schlunde mit Auszehrung, leiſtete dieſes Waſſer ebenfalls gute Dienſte. Merkwürdig iſt die Krankengeſchichte eines Mannes, der auf einmal mit einem Widerwillen und Unvermögen Flüſſigkeiten herabzuſchlucken befallen wurde, er empfand bey dem Durchgange jedes Getränks durch die Speiſeröhre, und vorzüglich bey dem Uebergang deſſelben in den Magen, heftige Schmerzen und andere unangenehme Zufälle, welche ſogleich ein heftiges Erbrechen genoſſener Flüſſigkeiten verurſachten. Der Leib war dabey verſtopft und ein immerwährender, beſonders nach Genuß der Speiſe heftiger Schmerz in der Gegend des Magens, plagte den Kranken; er wurde gelbſüchtig und fieberhaft, der Abſcheu für das Getränk verminderte ſich, aber das Fieber nahm zu, und er ſtarb. Bey der Oeffnung des Leichnams bemerkte man weder am Schlunde noch Speiſeröhre etwas widernatürliches, der Magen war nur ſehr zuſammengeſchrumpft und völlig leer, aber die Leber war außerordentlich groß und innerlich entzündet. Die Gallenblaſe enthielt ſehr viele ſchwarze und zähe Galle, und in dem gemeinſchaftlichen Gallengange fand man einen noch lebenden Wurm, welcher nicht nur den ganzen innern Raum dieſes Kanals ausfüllete, ſondern auch den Uebergang einnahm, und ſich durch die Wurzeln deſſelben bis in die Leber ſelbſt ausbreitete. Die Waſſerſcheu war bey dieſer Krankheit wohl das Auffallendſte: man gerieth dabey auf den Gedanken, ob der Kranke etwa von einem wüthenden Thiere müſſe ſeyn verwundet worden, da waren indeſſen die übrigen Zufälle nicht nach, und nach der Oeffnung des Körpers glauben wir, ſollte man wohl keinen Augenblick mehr angeſtanden haben, die Urſache der Krankheit und des Todes dem Würme, welcher ſich einen Weg in die Leber gebahnt hatte, zuzuſchreiben. Giebt uns wohl nicht dieſe Wahrnehmung Stoff, näher in die Urſachen

chen der Waſſerſcheu nach dem tollen Hundsbiß zu bringen? Ferner findet man hier eine Beſchreibung von einer beſonderen Sackwaſſerſucht eines 25jährigen Mädchens, nach zurückgebliebener monatlicher Reinigung entſtanden. 10 Kannen einer vielfarbigen lymphatiſchen Feuchtigkeit hatten ſich blos in dem Zellengewebe des Darmfelles angehäuft. Nicht neu, aber empfehlungswerth iſt das Heilungsmittel des Heren Moſcati bey Verſtopfungen der Eingeweide des Unterleibes. Der Fall war hier eine äußerſt verſtopfte Milz, und das Mittel war folgendes: ich ließ, ſagt der Verfaſſer 10 oder 12 Tage lang ununterbrochen folgende Miſchung nehmen: ℞. Antim. crud. ℈ß Extr. cicut. ℈ij Sapon. venet. ℈j m. f. bol. ohnmöglich kann dieſes aber, in Anſehung des Schierlings, eine Doſis geweſen ſeyn, und doch ſollte man es wohl aus den Worten des Verfaſſers ſchließen! ſo wirkſam dieſe Miſchung iſt: ſo wird ſich doch ſchwerlich jemand ſie in einer ſolchen Maſſe zu verſchreiben entſchließen. Noch eine nicht alltägliche Beobachtung handelt von einer glücklichen Heilung eines eingeklemmten und in den Brand übergangenen Leiſtenbruchs. Man überließ bey einer 50jährigen Frau einen eingeklemmten Bruch, deſſen Sack nicht nur, ſondern auch ein Theil des Darms ſelbſt in den Brand übergangen war, faſt der Wirkung der Natur, man trennte nur das Abgeſtorbene, was ſich ohne Widerſtand wegnehmen ließ, ab, und es erfolgten alsdann eine Menge Würmer mit Excrementen; nach 8 Tagen war der ganze zerſtörte Theil von dem geſunden getrennt. Die Wunde reinigte und vernarbte ſich bald völlig, und die Geheilte befand ſich vollkommen wohl. Es könnte vielleicht manchem jungen noch wenig erfahrnen Wundarzt bey dieſer Beobachtung einfallen, bey einem ähnlichen Falle die Operation zu unterlaſſen, und einmal einen gleichen Ausgang zu erwarten. Dieſem zum Nutzen und Frommen müſſen wir hier ſagen: daß ihm, wenn er auch dreyer Menſchen Alter durchlebte, vielleicht nicht ein Fall dieſer Art vorkommen möchte; denn es erhellet aus allen Umſtänden, daß hier nur ein widernatürlicher Beutel eines Gedärms wahrſcheinlich durch den langen Aufenthalt einer Menge Würmer auf einer Stelle gebildet, den Bruch ausgemacht habe. Ziemlich dem Darmkanal unbeſchadet konnte alſo dieſer Theil eingeklemmt werden und abſterben.

Pgr.

4. Schöne

4. Schöne Wissenschaften.

Religiöse Landlieder — gedruckt auf Kosten des Verfassers, zum Besten des Instituts zur Versorgung der Breslauischen Armen mit Brennholz. — Nachdruck und Armenraub wäre hier eins — Breslau, bey Korn, dem ältern, 1784. 8vo. 136 Seiten.

Diese Lieder erhalten durch die edle, menschenfreundliche Absicht, zu welcher sie ins Publikum gebracht worden, einen Werth, den wir nicht genug erheben können. Wer wird nicht in dem wohlmeinenden Menschen, der durch seine Verse arme Leute gegen die Strenge des Winters will schützen helfen, gern den Dichter schonen, und wenn er auch der allermittelmäßigste wäre. Viel an seiner Poeterey kritisiren, hier an Gedanken, dort am Ausdrucke, da am Sylbenmaaß, möcht' es auch mit Grunde geschehen, hieße den unzeitigen, tadelnswerthen Kunstrichter spielen. Und der möcht' ich nicht gerne werden. Ich wünschte vielmehr, daß ich zum Besten der Breslauischen Armen diese Lieder in tausend Hände bringen könnte, und stimme gern dem eigenen Urtheil des bescheidenen Verfassers bey, welches er, gleich vorne an, schlecht und recht, in folgende Reime gebracht hat:

An die Leser.

Ob auch sind der Musen Neune,
Facht in mir den Drang doch keine,
Vor der Welt zu liedeln, an.
Denn in alten kalten Busen
Das Gebläse aller Musen
Nicht Begeistrung wecken kann.

Doch, was Musen nicht gelungen
Hat entlockt — ja abgedrungen —
Mir des letzten Winters Wuth:
Wenn ich Säuglinge mit Müttern,
Greise sah vor Kälte zittern;
Wie gerieth mein Herz in Gluth!

Ward auch draus nicht Dichterfeuer
Herzenwärmend, meine Leyer,
Dacht' ich, Stuben wärmen kann,
Wenn ſich kaufte dieſe Lieder,
Wer in Oefen armer Brüder
Auch will legen einen Span —

Seht den Kranz, nach dem ich ſtrebe!
Werth, daß meine Leyer gebe
Sich dem Kenneraug Preis!
Mags an mir den Autor rügen!
Menſch zu ſeyn, das ſoll mir gnügen,
Menſch, — der Hütten heitzet heiß.

In ſeinem Menſchengefühl ſey denn auch der Ungenannte mit ſeinem kalten Busen allen Menſchenfreunden herzlich willkommen. Wer die Lieder kauft, wird außer dem, daß er ein geringes Geld nicht beſſer anlegen kann, doch durch manches gute Gedichtchen, durch manche empfindungsvolle Strophe in den längeren, hinlänglich dafür bezahlt werden. Wir geben No. 25. die Flachsbäurerin und ihre Tochter, eine Erzählung, zur Probe:

An einem heitern Sabbathtag,
Wo alles gern ſpatzieren mag,
Kurz nach der Kinderlehre,
Zum Töchterlein die Mutter ſprach:
Komm, folge mir ins Flachsfeld nach!
Was gilts! Was gilts! er blühet.

Sie gehn — die Sonne hoch noch hieng,
Noch lange nicht zu Rüſte gieng,
Noch nicht des Flachſes Knöſpchen
Sich ſchloß, der kraus vollüber blüht,
Und ſittſam mit dem Himmel ſtritt:
Wer lieblich blauer prangte?

Die Mutter hier in Wonne ſtand —
Sie ſprach, den Blick zu Gott gewandt,
Voll ländlichen Behagens:
Wie blau dein Himmel über mir,
So bläuelt es auch unten hier;
Was gleicht der Himmelsfarbe?

Dank murmelnd sie den Flachs umlief,
Als hinter ihr das Mädchen rief:
Was wirds zu Spinnen geben?
Nu, Mutter, heißts bald: Lebet wohl!
Mein Kasten Brautzeug wird nu voll;
Dann kann mein Liebchen kommen!

O! um dein Brautzeug hats nicht Noth,
Fiel Mutter ein, der liebe Gott
Hat dir das längst beschereet!
Nun aber, Tochter, ists bald Zeit,
Daß ich denk an mein Sterbekleid;
Dies sollst du mir draus spinnen.

In Mägdleins Aug' ein Thränlein steigt,
Tropft ab, als sichs zum Schnupftuch neigt,
Zum Flachs auf einen Stengel;
Von Stund an hub zu wachsen an,
Ward wunderlang, und fein. Was kann
Nicht fromme Kinderthräne?

Einst kams dem Vater in den Sinn,
Zu schaun, wie schön sein Flachsfeld grün,
Gieng an ihm auf und nieder.
Als er zu diesem Stengel kam,
Des sondre Läng ihm Wunder nahm,
Hob er ihn aus der Erde;

Steckt schmunzelnd ihn auf seinen Hut,
Daß er ihn ungeknickt und gut
Zu seiner Bäurin brächte:
Schau, Weib, rief er den Stengel da!
Den ich im Flachs dir ausersah,
Kein läng'rer war zu finden!

Das Weib des Stengels sich besann,
Sah süß das liebe Mägdlein an;
Kennst du, frug (fragt') sie, den Stengel?
Das Mägdlein, herzig und auch klug,
Die Aeuglein züchtig niederschlug,
Und nach dem Stengel langte;

Lehnt' ihn an sich, und maaß, ob er
So lang schon, als sie selber, wär,
Wozu gar viel nicht fehlte.

Die Mutter drauf ſie herzt und ſpricht:
Noch eh der Stengel welkt und bricht,
Soll, Kind! dein Liebchen kommen!

Das Lied des nach dem Feldzuge im Jahr 1778. heimgekommenen Beurlaubten No. 22. iſt allein des Kaufpreiſes werth. Nur einige Strophen daraus:

Nun, Vettern, Muhmen! grüß euch Gott!
Euch alle, lieben Leute!
Geſcheit nicht hat mich der Tod,
Nicht hingerafft im Streite.

Ich bringe mit geſunden Leib,
Und unverſehrt Gewiſſen;
Gewürgt hab' ich kein Kind; kein Weib
Des Mannes Arm entriſſen;

Verheeret weder Dorf noch Stadt,
Nicht frech beraubt Altäre,
War nie ein Bube, — war Soldat
Zu meines Königs Ehre.

Da ſeht ein Goldſtück kaiſerlich!
Iſt meine ganze Beute;
Mir warfs ein Mägdlein hin, das ich
Von Frevelthat befreite.

Gern zeigt ich eine Narbe dar
Fürs Vaterland erfochten;
Allein, vor Kriegern, wo ich war
Nicht ſtehn die Feinde mochten.

— — — — — —

Erſtiegen hätten wir ihr Neſt
Trotz ihrer Legionen,
Bot Friedrich nicht, der Menſchen läßt
Nicht bluten gern — Verſchonen.

Dafür gab Gott in ſeiner Hand
Den Oelzweig deſto friſcher,
Läßt Friedensſchatten nun ſein Land
Erquiken deſto friſcher.

Gezwirnt aus Mäßigung und Muth
Iſt Friedrichs vierter Friede;

So glorreich Keiner — der durch Blut
Errungnen war er müde.

Des dank' ihm jeder deutsche Mann,
Dem fleischern Herz geworden!
Ihn zu erreichen klimm' hinan,
Wer thront im Königsorden.

Außer dem sind noch andere ziemlich gute Stücke in der Sammlung, z. B. No. 15. Ein Duett bey der Schafschur zu singen. No. 24. Stadtsitte und Landsitte. No. 26. Ein Zeitungsleser aus dem Dorfe.

Der Verfasser giebt seine Lieder nur für Versuche aus, und hätte er nicht die Kunstrichter selbst gewissermaaßen zur Kritik darüber aufgefordert, so würden wir hier abbrechen, und, um des wohlthätigen Zwecks willen, wozu er sie hat drucken lassen, uns alles Tadels enthalten. Allein, da er es so haben will, wollen wir ihm auch ehrlich gestehen, daß er noch viel, viel hätte daran feilen müssen, ehe Dichterruhm beym Publikum damit zu erwerben gewesen wäre. Wiewohl darauf macht er ja auch keinen Anspruch. Also nur ein paar Worte über diese Lieder, in so fern sie eine Art von Liedern seyn sollen. Religiöse Landlieder hätte sie der Recensent nicht betitelt, denn dabey denkt man sich etwas anders, weil doch, wenn gleich einige geistliche Lieder, auch zwey geänderte Schmolkische Gesänge darunter sind, und ihr Inhalt durchweg sehr ernsthaft ist, a potiori fit denominatio. Lieder fürs Landvolk, oder Landvolkslieder könnten sie eher heißen. Und da wäre dann nur die Frage: ob der Dichter den rechten Ton für das Landvolk getroffen habe? Kenntniß von dessen jetzigem Geist und Denkungsart muß er wohl besitzen, da er meist funfzig Jahre, wie er schreibt, unter Landleute zugebracht hat, und ihren Geschmack, ihre Liebhaberey, oder Nichtliebhaberey, zu dieser oder jener Art Volkslieder aus Erfahrung genau kennen will. Er beruft sich auch in seinem Urtheil über Volkslieder S. 86 — 92. auf diese seine vieljährige Erfahrungskenntniß, und ich will sie ihm nicht absprechen. Allein, ich gestehe doch, daß mir seine Poesien, wenn ich ihnen auch alles lyrische Feuer, welches ihnen fehlt, erlasse, doch nicht das Leichte, Einfache, Fließende haben, das, nach meinem Bedünken, solche Lieder doch haben müßten. Der ganze Versbau, dächte ich, wäre häufig für un-

„Fürwahr man vergißt ganz dabey: multorum manibus „egere res humanas, paucorum capita sufficere. Lieber „kehre man dieses Beginnen um, und, statt der Spinnrocken, „Spaten, Pflüge und Flegel, unserm Landvolk Bücher in „die Hände zu geben, gebe man so vielen aus Müßigang „lesenden Menschen, statt der Bücher, jene nutzbaren In„strumente in die Hände! Man vermehre die Anzahl der „landarbeitenden Menschen mit Verminderung der müßi„gen Lesenden. Gottes liebe Welt wird besser dabey beste„hen, als wenn durch einen auch unter dem Landvolk eingeris„senen Lesehunger, der größte und unentbehrlichste Theil „Schweiß kostender Arbeitsamkeit und körperlicher Anstrengung „vollends zur Welt hinausgelesen würde. Das Beste „endlich ist, daß der Magendrang, welcher bey unserm „Landvolk durch nichts anders, als durch Arbeit, befriediget „werden kann, es bey demselben nicht so weit werde kommen „lassen, von dem Lesedrang über die Gebühr angesteckt zu „werden. Hierzu kommen die Schwierigkeiten, Landleute „auch nur mit wenigen nützlichen Büchern bekannt zu ma„chen, zu deren Abhelfung ich, da Geld- und Zeitverspliter„rung bey dem Landmann mehr, als irgendwo, vermieden „werden muß, außer dem bekannten Kalenderprojekt, kein „thunlicheres Mittel (ob zwar unter der Einschränkung auf „sehr wenige dem gemeinen Landmann vorzüglich nützliche und „lesbare Bücher) vorzuschlagen weiß, als wenn ich den lan„gen Winterabenden, wo die Leute auf dem Lande zu einan„der zum Spinnrocken gehen, Eines von ihnen den andern „etwas vorläse, und dagegen von den andern mit Spinnen, „damit der Vorlesende nichts an seinem Erwerb verlöhre, über„tragen würde. Uebrigens aber behalte, schreibseliges und „lesesüchtiges Deutschland! behalte deine durchs Jahr aus den „Druckpressen ausfliegende fünf tausende Bände! Behal„te deine Federfeuerköpfe, und deine Tintenkraftmänner, „und laß uns Landbewohnern nur unsere zur Arbeit abgehär„teten, handfesten Bauern, die thätigsten Feuerköpfe, und „die unentbehrlichsten Kraftmänner unserer und aller Zei„ten!“

Fb.

Sammlung ausländischer Schauspiele für die deutsche Bühne umgearbeitet von A. Freyherrn von K....

K...: Erster Theil. Heidelberg, bey den Gebrüdern Pfähler, 1784. 8vo.

Dieser erste Theil enthält 1) den Richter. Ein Drama in 2 Aufzügen nach dem Französischen des Mercier; 2) den Gefälligen. Ein Lustspiel in 3 Aufzügen nach dem Französischen. Jedes hat einen besondern Titul, und kann daher einzeln verkauft werden. Eine sonderliche Bereicherung unserer Bühne ist diese Sammlung nun wohl nicht, denn man weiß schon, was man unter dem Ausdrucke: aus und nach dem Französischen gewöhnlich für die Bühne zu hoffen hat. Der Richter ist ein langweiliges Stück, voll französischer Tiraden und Declamationen, ohne allen Conversationston. Der Dialog unnatürlich, auf Stelzen gehend, mithin bald ermüdend. Am Ende eine gewöhnliche französische Sürpriſe, das heißt unnatürlich genug. Unbegreiflich ist es Recens. gewesen, wie der Verfasser in dem Vorberichte an die Leser, so über Schrödern herfallen können, der doch wahrscheinlich das Stück in einer ganz andern Form wird haben abdrucken lassen; und wie er das elende Eigenthum einer unbedeutenden Uebersetzung, auf eine so feyerliche und anzügliche Art reclamiren mögen. Besser hat dem Recensenten der Gefällige gefallen, darin wenigstens mehr Interesse herrscht, und der auch besser dialogirt ist. Der Held des Stücks, ein Herr von Biller, soll durch sein Beyspiel lehren: daß zu viel Gefälligkeit und Biegsamkeit uns verächtlich macht, und daß der Mann ohne Festigkeit im Charakter und Grundsätzen nichts Gutes in der Welt wirken kann. — Die Situationen, darin er durch seine übertriebene Gefälligkeit verflochten wird, sind manchmal komisch genug, und können wohl Lachen erregen.

Kw.

Sammlung ausländischer Theaterstücke, in die deutsche Bühne bearbeitet, von Johann Christoph Kaffka. Breslau, bey W. Korn, 1784. 8.

Warum in? warum nicht richtiger für die deutsche Bühne? Diese Sammlung enthält: die befreyte Sclavin; ein Singspiel nach dem italiänischen des Caietan Martinelli, in drey

Aufzügen. 2) Den Gukkasten, oder das Beste kommt zuletzt. Eine komische Operette in zwey Aufzügen, nach einem italiänischen Text. 3) So prellt man alte Füchse. Eine komische Operette in einem Aufzuge nach Moliere, die Musik auch von dem Verf. 4) Den verstorbenen Freyer. Ein Lustspiel nach dem Französischen, in 2 Aufzügen.

Die beyden ersten Operetten sind vom gewöhnlichen Schlage, mit allen Albernheiten, Gigantesken, Frivolitäten, Unwahrscheinlichkeiten, Absurditäten, und Uninteressanten, die diese Arbeiten gewöhnlich auszeichnen. Das dritte: So prellt man alte Füchse, ist sammt dem Titel eine Plattitüde. Alle mögliche Schimpfnamen, Stockprügel, Ohrfeigen, Balgereyen, alles ist darin zu finden. Mag. Sackforthus ist eine höchst outrirte Karrikatur. Unbegreiflich, wie jemand dergleichen elendes Zug komponiren kann. Mit dem meisten Vergnügen hat zwar Recensent das letzte Stück gelesen, aber zum Drucke war die ganze Sammlung zu schlecht, und weder dem Geschmacke noch der Beurtheilungskraft eines Mannes angemessen, der sich vornimmt ausländische Stücke auf die deutsche Bühne zu bringen.

Sb.

Nathan der Deutsche, oder Neider sind wahre Verschnittene. Schauspiel in 3 Aufzügen vom Hrn. Rainike. Leipzig, bey Schönfeld, 1784. 8.

O imitatorum servum pecus! daß doch kein deutsches Originalprodukt ohne Nachahmung bleiben kann! Wieder ein Nathan — aber was für einer? Kein Lessingscher, das versteht sich nun wohl von selbst, sondern eine sehr verunglückte Kopie desselben. Ein Mann, der viel Gutes thut, der hier in einer beständigen Kette von Wohlthun erscheint, dazu die Gelegenheit und auch das Vermögen gleich unwahrscheinlich sind. Ein Mann, der es fühlt, was er ist, und was er thut, zwar keinen Dank will, aber doch Undankbarkeit hasset. Zwar der einzige hervorstechendste Charakter, aber doch immer sehr flach gezeichnet. Alle Personen bedienen sich eines gleich affectirten Ausdrucks, machen gleiche Sprachschnitzer, sind alle Feinde von dem lieben Wörtlein ich, und große Freunde von allen möglichen Ellipsen. Das Ganze eine Art Comedie

Lar-

Ludmoyante. Der Plan, ist wie der in den meisten unserer neuern Theaterstücke, das ist — gar keiner.

Wf.

Sammlung deutscher Gedichte aus dem XII. XIII. und XIV. Jahrhundert. Erster Band. Welcher enthaltet: Der Nibelungen Liet — Eneidt — Got Amur — Parcival — Der arme Heinrich — Von der Minnen — Dis ist von der Wibe list — Dis ist von dem Pfenninge. — — Geendigt im Anfang des Februars, 1784. Berlin, gedruckt bey Spener. In drey Lieferungen, wovon die erste 152 Seiten. Die zweyte 124 Seiten, und die dritte 216 Seiten beträgt, gr. 4.

Im Novembermonath des deutschen Museum vom Jahr 1780. geschah die erste Ankündigung dieses patriotischen Unternehmens vom Herrn C. H. Müller, Professor des Königl. Joachimsthalischen Gymnasium zu Berlin, worin er sich erbot, die Ausgabe der schätzbarsten handschriftlichen Reste schwäbischer Dichter zu besorgen, wenn sich eine Gesellschaft von wenigstens dreyssig Liebhabern fände, deren Jeder drey Jahre lang jährlich drey Louisdor zur Bestreitung der Druckkosten beyträge, wofür er zwanzig Exemplare jeder Lieferung erhalten solle. Die anfänglich geringe Anzahl der Aktionisten wurde doch bald, auch durch den Beytritt fürstlicher und angesehener Personen, vergrößert, und es kam eine Summe zu Stande, die, der vorgelegten gedruckten Rechnung nach, mehr als hinreichte, mit dem Drucke wirklich den Anfang zu machen. Durch die nachherige Fortsetzung und Vermehrung des Zuschusses fand sich Hr. Prof. M. im Stande, die oben angezeigten Stücke in drey Lieferungen abdrucken zu lassen, denen, nach Ergänzung des vierten, von manchen schon geleisteten, Zuschusses, auch noch eine vierte und fünfte folgen soll. Bey der Herausgabe der Gedichte selbst genoß er vorzüglich der Unterstützung des sel. Bodmers, der ihm zu den Handschriften hauptsächlich behülflich war, und der noch die

Freunde erlebte, den Anfang der wirklichen Ausführung dieses von ihm längst gewünschten Unternehmens zu sehen.

Anfänglich schmeichelte Herr M. sich und dem Publikum mit der Hoffnung, alle Gedichte des schwäbischen Zeitalters, wovon es noch Handschriften giebt, in diese Sammlung zu bringen; und noch in der Vorrede zur zweyten Lieferung hegt er diese Hoffnung, obgleich da nur unter der Voraussetzung, daß er von Gelehrten des südlichen Deutschlandes mit dazu nöthigen Handschriften unterstützt werde. Wir fürchten, diese Aussicht sey etwas zu weit gefaßt; oder vielmehr, das Ziel, dem Hr. M. zueilt, sey in seiner Vorstellung näher und erreichbarer, als es in der That ist und seyn kann. Die Anzahl der in die drey auf dem Titel genannten Jahrhunderte gehörenden alten Gedichte ist wahrlich nicht geringe, und, was das schlimmste ist, bis itzt noch durch keine vollständige Aufzählung bekannt. Der sel. Bodmer besaß in diesem Fache große, und man kann sagen, die größte Kenntniß und Belesenheit. Sollten aber die in seinen Literarischen Denkmalen genannten, auch von Hrn. M. in der Vorrede zum Got Amur angeführten alten Gedichte, die er unter Händen und zur Einsicht gehabt hatte, die sämmtlichen Ueberreste des sogenannten schwäbischen Zeitpunkts deutscher Poesie seyn? Wer wird, wer kann das glauben? Dazu kommt noch, daß von diesen Gedichten in mehrern Bibliotheken, in und außer Deutschland, mehrere, und von einander an Güte, Dialekt und Leseart sehr verschiedene, Handschriften vorhanden sind. Und hier wäre es doch vor allen Dingen erst nothwendig, darüber vorläufige Erkundigungen einzuziehen, hundert unbekannte Nachrichten und Umstände davon aufzuklären, die mehrern Codices zu vergleichen, und wo nicht aus allen einen zu berichtigen, doch wenigstens den richtigsten von allen zum Abdruck auszuwählen. Anstalten, die viel vereinte Bemühung, Zeitaufwand, Reisen, und mühsames Studium erfodern, und deren Verabsäumung doch Unternehmungen dieser Art äußerst nachtheilig werden, sie fast völlig unbrauchbar machen kann, wovon das von Hrn. Casparson unlängst herausgegebene Gedicht, Wilhelm von Oranse, ein redendes Beyspiel ist.

Doch, wir wollen itzt lieber von dem reden, was uns in dieser Sammlung wirklich geliefert ist, als von dem, was sie, beym Anspruche auf Vollständigkeit, alles befassen müßte.

Denn

Denn die hier geſammelten Gedichte gehören unſtreitig zu den bisher bekannten ſchätzbarſten Ueberreſten der ſchwäbiſchen Dichterperiode, und ſind aus unverwerflichen, mit Sorgfalt und Genauigkeit kopirten, Handſchriften abgedruckt. Auf das in manchem Betracht ſehr ſchätzbare poetiſche Denkmal, der Niebelungen Liet, hatte der ſel. Bodmer das Publikum ſchon mehrmals aufmerkſam gemacht, beſonders in ſeiner 1757. zu Zürch beſorgten Chriemhilden Rache und der Klage, wo er auch ſchon den Schluß deſſelben abdrucken ließ. Der größere Theil deſſelben, nämlich bis auf V. 6305., iſt hier aus einer Handſchrift abgedruckt, die auf Bodmers Veranſtaltung aus einem pergamentnen Kodex genommen wurde, der in Hohenems verwahrt liegt. Von dort an bis zu Ende, iſt man dem gedachten Bodmeriſchen Abdrucke gefolgt. Bodmer ſetzt jenen Kodex in den Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts. Herr M. hat den Inhalt des Gedichts vorangeſetzt, der ſchon viele hiſtoriſche Erläuterung durch die Bemerkungen eines Recenſenten in den Göttingiſchen gelehrten Anzeigen erhält, die man auch hier, am Schluſſe des erſten Stücks der zweyten Lieferung, S. 103. eingerückt findet.

Die Eneidt, ein Gedicht Heinrichs von Veldeck, aus dem zwölften Jahrhunderte, iſt den Sprachforſchern bekannt genug, hier aber zu allererſt abgedruckt, und zwar nach einer von Herrn Dr. Anton in Görlitz mitgetheilten Handſchrift, die er ſelbſt aus einem in der Herzogl. Bibliothek zu Gotha befindlichen Manuſcripte genommen hat, welche er in das Ende des vierzehnten, oder in den Anfang des funfzehnten Jahrhunderts ſetzt. Das Gedicht ſelbſt iſt indeß nichts weniger, als eine eigentliche Ueberſetzung der Aeneide Virgils, dem nur der Grundſtoff gehört, der überdies noch aus einer italieniſchen Ueberſetzung oder Nachahmung genommen iſt. Es verlohnte ſich wohl der Mühe, dieſer Quelle weiter nachzuſpüren; denn die erſte Italieniſche Ueberſetzung Virgils von Tomaſo Cambiatore, die Creſcimbeni, und nach ihm Maffei in ſeinen *Traduttori Italiani*, anführen, iſt erſt ums Jahr 1430. verfertigt; obgleich Creſcimbeni (Vol. I. p. 392.) einer frühern von Arquettini erwähnt, die aber doch auch ſo hoch nicht hinaufgeſetzt werden kann.

Der Got Amur iſt ein erzählendes Gedicht aus dem funfzehnten Jahrhundert, von einer Handſchrift zum erſtenmal abgedruckt, die der ſel. Bodmer aus einem pergamentnen

Kodex hatte nehmen lassen, der in dem Benediktiner Kloster Weingarten aufbewahrt wird. Auch das Alter der Handschrift setzte B. in das funzehnte Jahrhundert. Das Gedicht selbst aber scheint doch älter zu seyn, und hat fast von allen Ueberresten jenes Zeitalters die meiste wahre Poesie.

Parcival, ein Rittergedicht aus dem dreyzehnten Jahrhundert, von Wolfram von Eschilbach, ist berühmt genug, und schon einmal, nämlich im Jahr 1477. abgedruckt, aber itzt höchst selten. Auch hat die Handschrift, die Herr Müller zum Grunde gelegt hat, merkliche Vorzüge, und die Abweichungen des gedruckten Exemplars sind unten hin und wieder angemerkt. Die Quelle jener Handschrift war ein Manuscript auf Pergament, welches aus dem Tschudischen Nachlasse in die Bibliothek des Klosters St. Gallen in der Schweiz gekommen ist, und dem Bodmer ein nicht viel jüngeres Zeitalter, als dem Gedichte selbst, beylegte.

Von den am Schluß beygefügten vier kleinern Gedichte, die der Titel benennt, ist das erste aus des sel. Breitingers, und die übrigen drey sind aus Bodmers Handschriften genommen. Sie waren Abschriften aus Membranen, welche ihnen im Jahr 1758. Hr. Stöber von Straßburg aus der Bibliothek des dortigen Johanniterhauses zuschickte. Das Gedicht von der Minne ist von Gottfried von Straßburg, einem sehr merkwürdigen Dichter dieser Epoche, von welchem die gedachte Bibliothek noch mehrere schätzbare und größere Gedichte aufbehält, deren Bekanntmachung zu wünschen wäre. Irren wir nicht, so hat einmal Hr. Prof. Oberlin in Straßburg dazu Hoffnung gemacht.

Erläuterungen dieser Gedichte, deren sie in so mannichfaltiger Hinsicht fähig und bedürftig sind, und ein Glossarium darüber verspricht Hr. Prof. Müller am Schlusse der ganzen Sammlung zu liefern, deren Veranstaltung die wärmste Dankbarkeit aller Sprachforscher und poetischen Literatoren verdient.

Fr.

Gotthold Ephraim Lessings Theatralischer Nachlaß. Erster Theil. Berlin, bey Voß und Sohn, 1784. 19 Bogen, 8vo.

Auch

Auch dieses Erbtheil von seinem Lieblingsschriftsteller erhält das Publikum aus der Hand seines würdigen Bruders, des Herrn Münzdirektors Lessing zu Breslau. Er erklärt sich in der Vorrede über das Verfahren, welches er bey der Herausgabe der nachgelassenen Schriften seines Bruders zu beobachten Willens ist, auf eine sehr erwünschte und befriedigende Art. Sein Vorsatz ist nämlich, sie unabgeändert, unausgeführt, so zu liefern wie sie sind, und von dem, was er zurückbehält, Rechenschaft zu geben. So verfährt er nun auch hier mit des sel. L. theatralischem Nachlasse, der nicht so groß ist, als manche Zeitschrift ihn machte, die von hundert und mehr Planen zu Lust- und Trauerspielen sprach. Es können ihrer leicht mehrere gewesen seyn, als itzt noch vorhanden sind; aber L. war gewohnt, meistens jährlich seine Papiere zu mustern, und alles davon zu vertilgen, was ihm zu bearbeiten der Mühe nicht werth schien. „Möglich, daß er auch manches von „dem, was noch da ist, mit der Zeit vernichtet hätte; gewiß „aber, daß er nichts, den Schlaftrunk und die Matrone „von Ephesus ausgenommen, so gelassen hätte, wie es nun„mehr erscheint.“ — Wir wollen die hier gelieferten Fragmente und Entwürfe von Lustspielen kürzlich durchgehen:

Weiber sind Weiber, sollte ein Lustspiel in zwey Aufzügen werden, und ist schon im Jahr 1749. geschrieben. Der Stoff scheint aus dem Stichus des Plautus entlehnt zu seyn. Zwey Schwestern, die zwey Brüder geheyrathet haben, werden von ihren Männern verlassen, weil diese zu Hause das Ihrige durchgebracht haben, und in die Fremde gegangen sind, um sich neue Glücksgüter zu erwerben. Diese erhalten sie, kommen wieder, und finden ihre Frauen, die ihnen wider Willen ihres Vaters, der ihnen andere Männer geben wollte, treu geblieben sind. L. vollendete von diesem Lustspiele nur den ersten, und den Anfang des zweyten Akts, worin man leicht die Manier des trefflichen Meisters, obgleich seine erste, nicht die spätere und vollkommenere Manier, erkennen wird.

Vor diesem! war zum Lustspiele in einem Aufzuge bestimmt, wovon sich aber nur die vier ersten Auftritte vorfanden. Verfertigt wurde es 1756. wie auf dem Titelblatte steht, welches aber vermuthlich 1750. heißen soll, weil L. in diesem Jahre schon, der Vorrede zufolge, es auch französisch aus-

auszuarbeiten anfieng. Willibald, die Hauptperſon des Stücks, iſt

— — — — laudator temporis acti
Se puero, cenſor caſtigatorque minorum.

Zu dem Schlaftrunk, einem Luſtſpiele in drey Aufzügen, machte L. ſchon im Jahr 1766. den Entwurf, und wurde dazu durch ein geſellſchaftliches Geſpräch veranlaßt, worin er behauptete, es käme bey der Verfertigung eines Schauſpiels weniger auf den Stoff ſelbſt, als auf deſſen Bearbeitung an. Herr Ramler ſchlug ihm, um das zu beweiſen, die Verfertigung eines Luſtſpiels vor, wovon ein Schlaftrunk die Kataſtrophe ſeyn ſollte; und er machte ſich ſogleich an die Entwerfung des Plans, den er in Hamburg auszuarbeiten anfieng, wo auch ſchon drey Bogen davon abgedruckt wurden. Vermuthlich hat er davon mehr ausgearbeitet, als ſich unter ſeinen Papiern gefunden hat, unter welchen nur noch der Entwurf der übrigen Scenen bis zum Schluß befindlich war, der hier dem bis über die Hälfte des zweyten Aufzugs vollendeten Theile beygefügt iſt. Wir entbehren wirklich durch dieſen Mangel eins der beſten komiſchen Stücke unſerer Bühne, das ſchwerlich Jemand ganz in Leſſings Geiſte zu vollenden im Stande ſeyn möchte.

Die Matrone von Epheſus, in Einem Aufzuge, iſt, bis auf ein paar Schlußſcenen, ganz ausgearbeitet. Bey Gelegenheit derſelben, ſagt der Herausgeber etwas von der Art, wie Leſſing ſeine theatraliſchen Stücke bearbeitete, welches, des Charakteriſtiſchen wegen, vorzügliche Aufmerkſamkeit ſeines künftigen Biographen verdient. Von dem gegenwärtigen Luſtſpiele ſind noch zwey andere Plane da, die in der Vorrede gleichfalls mitgetheilt werden.

Tarantula; „eine Poſſenoper im neueſten italieniſchen „Guſto oder Geſchmack, aufgeſetzt von einem reiſenden Lieb„haber der Muſik und Poeſie, bey Eröffnung des Opern„theaters in Teltow. Teltow an der Tyber, 1749.“ Nur der Anfang einer Satyre auf die Sucht nach italieniſchen Opern und die Geringfügigkeit ihres Gehalts. Das *Imprimatur* auf der Kehrſeite des Titel iſt von dem ehemals bekanntern Verfaſſer mittelmäßiger Texte zu verſchiedenen Berliniſchen Opern, *Leopoldo di Villati*, Poeta di Sua Maeſtà.

Von der glücklichen Erbin, einem Luſtſpiele in fünf Aufzügen, nach der *Erede fortunata* des Goldoni, fin-

der

der man hier bloß den Plan und die Ausarbeitung einiger Scenen.

Auch vom Justin, nach dem Pseudolus des Plautus, woraus ein Lustspiel in fünf Aufzügen werden sollte, war nur bloß der Plan da, der nicht einmal einen Titel hatte. — Dergleichen Plane zu Lustspielen hat der sel. L. mehrere hinterlassen, wovon aber einige nicht ganz vollendet sind, oder sich auf Stücke beziehen, von denen sichs nicht errathen läßt, was es für welche sind. In der Vorrede werden S. XLVI. die Titel davon genannt, und noch einige andere unausgeführte Ideen des unvergeßlichen Mannes angeführt. Dahin gehört besondes auch sein Vorhaben, Nachspiele mit Hanswurst zu schreiben, wovon aber nichts weiter scheint ausgeführt zu seyn, als eine Art von Vorrede oder Einleitung, die der Herausgeber am Schluß seines Vorberichts mittheilt. — Der Fortsetzung dieses Nachlasses sehen wir mit vielem Verlangen entgegen.

Ge.

Gotthold Ephraim Lessings vermischte Schriften. Zweyter Theil. Berlin, 1784. bey Voß und Sohn, 20 Bogen, 8vo.

Mit diesem zweyten Theile vermischter Schriften, deren erster schon im Jahr 1771. erschien, macht Herr Münzdirektor Lessing in Breslau den Anfang mit der sehnlich gewünschten Herausgabe der Schriften seines dem Ruhm der deutschen Literatur zu früh entrissenen, unvergeßlichen Bruders. Zwar ist der kleinste Theil dieses Bandes eigentlicher Nachlaß; das meiste ist schon gedruckt. Hr. L. aber erfüllt die Absicht seines sel. Bruders dadurch, nach welcher seine vermischten Schriften vier Bände ausmachen sollten, für deren zweyten Oden, Fabeln und Erzählungen, nebst einer Abhandlung zur Geschichte der äsopischen Fabel, bestimmt waren. Nur die fünf ersten Bogen dieses zweyten Theils waren schon vor zwölf Jahren, noch bey seinem Leben, abgedruckt. In der sehr lesenswürdigen Vorrede des Herausgebers findet man viele den schriftstellerischen Charakter des großen Mannes schildernde Züge, die desto wahrer und treffender sind, je inniger und vertrauter Herr L. mit der eigenthümlichen Denkungsart sei-

nes

nes Bruders bekannt war, und woraus sich mancher, der ihn aus Kurzsichtigkeit oder vorsetzlicher Verblendung verkannte, sehr nützlich, wenn gleich beschämend, wird belehren können. S. VI. dieses Vorberichts erwähnt Hr. L. verschiedener anderer unvollendeter Arbeiten seines Bruders, deren Druck vorlängst schon wirklich angefangen war, und unter diesen sechs gedruckter Bogen von dem Leben des Sophokles. Recensent hat deren, durch die freundschaftliche Mittheilung des sel. L. sieben in Händen; und es wäre zu wünschen, daß sie so, wie sie sind, in einem der folgenden Bände dieser verunstalteten Schriften aufgenommen würden. Denn auch die Bruchstücke solch eines Mannes müssen jedem Kenner höchst schätzbar seyn; und kaum, dächten wir, hätte es der Entschuldigungen bedurft, die der Herausgeber über die Freygebigkeit macht, mit welcher er auch unvollendete, und von seinem sel. Bruder vielleicht nie öffentlich bekannt zu machende Arbeiten dem Publikum mittheilt.

Die Oden stehen, bis auf eine, der Eintritt des Jahres 1754. in Berlin, schon alle im ersten Bande der Duodezausgabe der Lessingschen Schriften. Auch diese war es völlig werth, neben den übrigen zu stehen. Man lese nur z. B. folgende Strophen:

O dreymal Schrecklicher! — — doch voller Quell des Guten,
Du bist der Schreckliche nicht gern.
Den weiten Orient zerfleischen deine Ruthen;
Uns, Vater, zeigst du sie von fern.

Wie, daß des Undanks Frost die trägen Glieder bindet,
Volk, dem er Heil, wie Flocken, giebt?
Ihm dank' es, wenn ein Jahr in süsser Ruh verschwindet,
Ihm dank' es, daß dich Friedrich liebt.

Außerdem findet man hier S. 202 — 214. vier noch nicht gedruckte Entwürfe zu Oden, wovon die beyden ersten an Kleist und Gleim, und die beyden letzten Orpheus und von Mäcen überschrieben sind. Sie schienen dem Herausgeber sowohl des Inhalts, als auch der Gegenstände wegen, an die sie gerichtet sind, Aufmerksamkeit zu verdienen, und einen grossen Aufschluß seiner wahren Denkungsart zu geben. Ohne

behan-

behaupten zu wollen, daß die höhere lyrische Gattung die eigentliche Region des Lessingschen Genies gewesen wäre, kann man doch auch in diesen Entwürfen seine Geistesstärke nicht verkennen, besonders in dem ersten, der auch schon als Entwurf meisterhaft ist; denn in den drey, besonders den beyden letztern, äußert sich schon mehr der herrschendere Hang seines Geistes zum Witzigen und Epigrammatischen. Aber auch von einer andern Seite verdient die Mittheilung dieser Plane Dank und Aufmerksamkeit. Sie können am besten die Frage entscheiden, ob die Ode einen Plan fodere oder vertrage, und mehr noch, wie dieser Plan beschaffen seyn müsse. Denn freylich würde ein schulgerechter Entwurf sich mit der lyrischen Begeisterung schlecht vertragen; aber in diesem ersten, vollen Gefühle der Begeisterung seine Gedanken verläufig hinwerfen, dem Gange seiner belebten Phantasie mit dem Ausdrucke schnell folgen, ohne jeden Augenblick durch Sylbenmaaß, Wortstellung, Strophenbau und Reim in diesem Laufe gehemmt zu werden, das muß dem lyrischen Dichter und seiner Arbeit unstreitig vortheilhaft seyn, so sehr es auch unsern neuern lyrischen Ikaren Aergerniß und Thorheit dünken mag.

Auf die Oden folgen die versificirten Fabeln und Erzählungen; denn die in der alten Ausgabe mitunter befindlichen prosaischen hatte L. meistens in die bekannte Sammlung seiner äsopischen Fabeln aufgenommen. Jene sind fast alle alt; doch wird man hie und da kleine Aenderungen des Ausdrucks bemerken; nur zwey neue, die Brille und Nix Bodenstrom, sind neu hinzugekommen. Die schöne und naive Erzählung, das Geheimniß, hat der Herausgeber mit Recht hier wieder aufgenommen, obgleich sein Bruder sie mit Vorsatz aus der Reihe der übrigen weggenommen zu haben schien. Seine Erklärung darüber, und die damit verwebten gelegentlichen Aeußerungen über die Freymäuerey lese man im Vorberichte nach. Unter des sel. L. Papieren fanden sich nicht mehr als drey noch ungedruckte Fabeln, obgleich er mehrere (nämlich prosaische) verfertigt hatte, wovon auch Recensent Augenzeuge gewesen ist. Aber die Handschrift derselben, nebst noch einigen andern zum Druck vollendeten Aufsätzen, gieng in einer Kiste, die er auf seiner Reise nach Italien von Wien aus zurücksandte, in Leipzig, in der Ostermesse 1775. verloren. Herr Münzdirektor Lessing versichert den Finder, daß ihm die außer jenen Handschriften in der Kiste befindlichen Sachen

erb- und eigenthümlich bleiben sollen; daß er wenn er die Manuscripte zurückliefert, nach seinem Namen und Aufenthalte nicht weiter forschen, ihm alle Kosten und Mühe, auch allen Vortheil, den er daraus nach Wahrscheinlichkeit ziehen könnte, gern und willig ersetzen wolle. Er entsagt dabey feyerlich und wohlbedächtig allen Exceptionen, Vorbehalten, und Rechtswohlthaten, aus denen der geringste Schaden für ihn erwachsen könnte. Es wäre sehr zu wünschen, daß diese Erklärung nicht zu spät, und an den rechten Mann kommen möchte; denn, wie der sel. L. den Recensenten mehrmals versichert hat, waren in der gedachten Kiste, außer jenen Fabeln, noch eine Abhandlung über die beste Einrichtung eines deutschen Wörterbuchs, der schon ausgearbeitete Buchstab A seines eigenen deutschen Lexikons, die vollendete Handschrift der Matrone von Ephesus, und die gleichfalls ganz ausgearbeitete, für diesen zweyten Theil bestimmte Abhandlung zur Geschichte der äsopischen Fabel, befindlich. Sonderbar, daß sich in beynahe zehn Jahren keine Spur von allen diesen Papieren irgendwo gefunden hat, vollends, da die Entwendung der Kiste in einer so schriftstellerischen Stadt, wie Leipzig geschah! Aber eben dies läßt fürchten, da sie von einem völlig in solchen Sachen und ihrer möglichen Verfälschung unwissenden Menschen verübt, und die Handschriften von ihm völlig vernichtet seyn werden.

Die meiste Bereicherung hat das Fach der Sinngedichte und Lieder erhalten, obgleich die neunzehn Sinngedichte und funfzehn Lieder, die L. aus seinen kleinen Schriften in den ersten Theil der vermischten nicht herüberzunehmen für gut fand, hier nicht abdrucken ließ, auch — fast zu gewissenhaft! — nicht alle, die er unter seinen Papieren fand, sondern nur die vorzüglichsten, herausgab. Zum Theil stehen sie schon im Göttingschen und Hamburgischen Musenalmanache. Recensent will hier dazu noch ein vielleicht niemals niedergeschriebenes aus L. Munde beytragen, nämlich eine Grabschrift auf den sel. Kleist, als er von Frankfurt an der Oder aus von hoher Hand um Verfertigung derselben ersucht wurde. Der Gedanke ist aus der griechischen Anthologie; aber wie glücklich ausgedrückt!

O Kleist! dein Denkmal dieser Stein? —
Du wirst des Steines Denkmal seyn.

Vor den Liedern und Singgedichten stehen die Fragmente von Gedichten, die hier ohne alle Veränderung erscheinen, so, wie sie in der alten Ausgabe standen. Mit Recht sagt der Herausgeber von ihnen, daß es zu schöne Rudera sind, als daß Leser ohne Vorurtheil nicht mehr dabey zu denken finden sollten, als bey manchem neuern völlig ausgearbeiteten Gebäude, das nach einem erbärmlichen Grund- und Aufrisse mit den allerelendesten Materien zusammen gestümpert ist.

Zuletzt noch die Materialien zur Geschichte der äsopischen Fabel, die der oben gedachten Abhandlung darüber zum Leitfaden dienten, und ihren Verlust nur noch bedauernswürdiger machten. Sie verdienten gar sehr die Ausführung eines mit den erforderlichen Kenntnissen und Hülfsmitteln versehenen Mannes. S. 226. bemerkt der Herausgeber, daß sich unter dem handschriftlichen Nachlasse seines Bruders noch ein Heft von drey Bogen mit Erklärungen über den Aesop befinde, zu dessen Bekanntmachung in einem der folgenden Bände wir ihn aufs dringendste auffodern möchten. Die trefflichen Anmerkungen über den Phädrus, die S. 230 ff. eingeschaltet sind, machen nach jenen noch lüsterner, und treffen stellenweise mit dem zusammen, was der sel. L. schon in einer seiner kritischen Abhandlungen über die äsopische Fabel über jenen römischen Dichter erinnert hatte. Sie gehen aber leider! nur bis auf die neunzehnte Fabel. — Bey der S. 258 f. gemachten Anmerkung muß sich doch noch Recensent Herrn Prof. Oberlins annehmen, dessen Abhandlung über Boners Fabeln wirklich um einige Monate früher erschien, als der fünfte Beytrag aus den Schätzen der Wolfenbüttelischen Bibliothek. Denn obgleich auf dem Titel dieses letztern, wegen der frühern Ausgabe des sechsten Beytrags, die Jahrzahl 1781. stand, so erschien er doch erst in der Ostermesse 1782; und in der Vorrede des Hrn. Prof. Eschenburg wird die Oberlinische Dissertation, als damals dem Drucke schon übergeben, angeführt.

Zmz.

auszuarbeiten anfieng. Willibald, die Hauptperſon des Stücks, iſt

— — — — laudator temporis acti
Se puero, cenſor caſtigatorque minorum.

Zu dem Schlaftrunk, einem Luſtſpiele in drey Aufzügen, machte L. ſchon im Jahr 1766. den Entwurf, und wurde dazu durch ein geſellſchaftliches Geſpräch veranlaßt, worin er behauptete, es käme bey der Verfertigung eines Schauſpiels weniger auf den Stoff ſelbſt, als auf deſſen Bearbeitung an. Herr Kamler ſchlug ihm, um das zu beweiſen, die Verfertigung eines Luſtſpiels vor, wovon ein Schlaftrunk die Kataſtrophe ſeyn ſollte; und er machte ſich ſogleich an die Entwerfung des Plans, den er in Hamburg auszuarbeiten anfieng, wo auch ſchon drey Bogen davon abgedruckt wurden. Vermuthlich hat er davon mehr ausgearbeitet, als ſich unter ſeinen Papiern gefunden hat, unter welchen nur noch der Entwurf der übrigen Scenen bis zum Schluß befindlich war, der hier dem bis über die Hälfte des zweyten Aufzugs vollendeten Theile beygefügt iſt. Wir entbehren wirklich durch dieſen Mangel eins der beſten komiſchen Stücke unſerer Bühne, das ſchwerlich Jemand ganz in Leſſings Geiſte zu vollenden im Stande ſeyn möchte.

Die Matrone von Epheſus, in Einem Aufzuge, iſt, bis auf ein paar Schlußſcenen, ganz ausgearbeitet. Bey Gelegenheit derſelben, ſagt der Herausgeber etwas von der Art, wie Leſſing ſeine theatraliſchen Stücke bearbeitete, welches, des Charakteriſtiſchen wegen, vorzügliche Aufmerkſamkeit ſeines künftigen Biographen verdient. Von dem gegenwärtigen Luſtſpiele ſind noch zwey andere Plane da, die in der Vorrede gleichfalls mitgetheilt werden.

Tarantula; „eine Poſſenoper im neueſten italieniſchen „Guſto oder Geſchmack, aufgeſetzt von einem reiſenden Lieb„haber der Muſik und Poeſie, bey Eröffnung des Opern„theaters in Teltow. Teltow an der Tyber, 1749.“ Nur der Anfang einer Satyre auf die Sucht nach italieniſchen Opern und die Geringfügigkeit ihres Gehalts. Das *Imprimatur* auf der Kehrſeite des Titel iſt von dem ehemals bekanntern Verfaſſer mittelmäßiger Texte zu verſchiedenen Berliniſchen Opern, *Leopoldo di Villati*, Poeta di Sua Maeſtà.

Von der glücklichen Erbin, einem Luſtſpiele in fünf Aufzügen, nach der *Erede fortunata* des Goldoni, fin-

det

det man hier bloß den Plan und die Ausarbeitung einiger Scenen.

Auch vom Justin, nach dem Pseudolus des Plautus, woraus ein Lustspiel in fünf Aufzügen werden sollte, war nur bloß der Plan da, der nicht einmal einen Titel hatte. — Dergleichen Plane zu Lustspielen hat der sel. L. mehrere hinterlassen, wovon aber einige nicht ganz vollendet sind, oder sich auf Stücke beziehen, von denen sichs nicht errathen läßt, was es für welche sind. In der Vorrede werden S. XLVI. die Titel davon genannt, und noch einige andere unausgeführte Ideen des unvergeßlichen Mannes angeführt. Dahin gehört besondes auch sein Vorhaben, Nachspiele mit Hanswurst zu schreiben, wovon aber nichts weiter scheint ausgeführt zu seyn, als eine Art von Vorrede oder Einleitung, die der Herausgeber am Schluß seines Vorberichts mittheilt. — Der Fortsetzung dieses Nachlasses sehen wir mit vielem Verlangen entgegen.

Gr.

Gotthold Ephraim Lessings vermischte Schriften. Zweyter Theil. Berlin, 1784. bey Voß und Sohn, 20 Bogen, 8vo.

Mit diesem zweyten Theile vermischter Schriften, deren erster schon im Jahr 1771. erschien, macht Herr Münzdirektor Lessing in Breslau den Anfang mit der sehnlich gewünschten Herausgabe der Schriften seines dem Ruhm der deutschen Literatur zu früh entrissenen, unvergeßlichen Bruders. Zwar ist der kleinste Theil dieses Bandes eigentlicher Nachlaß; das meiste ist schon gedruckt. Hr. L. aber erfüllt die Absicht seines sel. Bruders dadurch, nach welcher seine vermischten Schriften vier Bände ausmachen sollten, für deren zweyten Oden, Fabeln und Erzählungen, nebst einer Abhandlung zur Geschichte der äsopischen Fabel, bestimmt waren. Nur die fünf ersten Bogen dieses zweyten Theils waren schon vor zwölf Jahren, noch bey seinem Leben, abgedruckt. In der sehr lesenswürdigen Vorrede des Herausgebers findet man viele den schriftstellerischen Charakter des großen Mannes schildernde Züge, die desto wahrer und treffender sind, je inniger und vertrauter Herr L. mit der eigenthümlichen Denkungsart sei-

nes Bruders bekannt war, und woraus sich mancher, der ihn aus Kurzsichtigkeit oder vorsetzlicher Verblendung verkannte, sehr nützlich, wenn gleich beschämend, wird belehren können. S. VI. dieses Vorberichts erwähnt Hr. L. verschiedener anderer unvollendeter Arbeiten seines Bruders, deren Druck vorlängst schon wirklich angefangen war, und unter diesen sechs gedruckter Bogen von dem Leben des Sophokles. Recensent hat deren, durch die freundschaftliche Mittheilung des sel. L. sieben in Händen; und es wäre zu wünschen, daß sie so, wie sie sind, in einem der folgenden Bände dieser vermischten Schriften aufgenommen würden. Denn auch die Bruchstücke solch eines Mannes müssen jedem Kenner höchst schätzbar seyn; und kaum, dächten wir, hätte es der Entschuldigungen bedurft, die der Herausgeber über die Freygebigkeit macht, mit welcher er auch unvollendete, und von seinem sel. Bruder vielleicht nie öffentlich bekannt zu machende Arbeiten dem Publikum mittheilt.

Die Oden stehen, bis auf eine, der Eintritt des Jahrs 1754. in Berlin, schon alle im ersten Bande der Duodezausgabe der Lessingschen Schriften. Auch diese war es völlig werth, neben den übrigen zu stehen. Man lese nur z. B. folgende Strophen:

O dreymal Schrecklicher! — — doch voller Quell des Guten,
Du bist der Schreckliche nicht gern.
Den weiten Orient zerfleischen deine Ruthen;
Uns, Vater, zeigst du sie von fern.

Wie, daß des Undanks Frost die trägen Glieder bindet,
Volk, dem er Helf, wie Flecken, giebt?
Ihm dank' es, wenn ein Jahr in süsser Ruh verschwindet,
Ihm dank' es, daß dich Friedrich liebt.

Außerdem findet man hier S. 202 — 214. vier noch nicht gedruckte Entwürfe zu Oden, wovon die beyden ersten an Kleist und Gleim, und die beyden letzten Orpheus und von Mäcen überschrieben sind. Sie schienen dem Herausgeber sowohl des Inhalts, als auch der Gegenstände wegen, an die sie gerichtet sind, Aufmerksamkeit zu verdienen, und einen großen Aufschluß seiner wahren Denkungsart zu geben. Ohne

behan-

behaupten zu wollen, daß die höhere lyriſche Gattung die eigentliche Region des Leſſingſchen Genies geweſen wäre, kann man doch auch in dieſen Entwürfen ſeine Geiſtesſtärke nicht verkennen, beſonders in dem erſten, der auch ſchon als Entwurf meiſterhaft iſt; denn in den drey, beſonders den beyden letztern, äußert ſich ſchon mehr der herrſchendere Hang ſeines Geiſtes zum Witzigen und Epigrammatiſchen. Aber auch von einer andern Seite verdient die Mittheilung dieſer Plane Dank und Aufmerkſamkeit. Sie können am beſten die Frage entſcheiden, ob die Ode einen Plan fodere oder vertrage, und mehr noch, wie dieſer Plan beſchaffen ſeyn müſſe. Denn freylich würde ein ſchulgerechter Entwurf ſich mit der lyriſchen Begeiſterung ſchlecht vertragen; aber in dieſem erſten, vollen Gefühle der Begeiſterung ſeine Gedanken voreilig hinwerfen, dem Gange ſeiner belebten Phantaſie mit dem Ausdrucke ſchnell folgen, ohne jeden Augenblick durch Sylbenmaaß, Wortſtellung, Strophenbau und Reim in dieſem Laufe gehemmt zu werden, das muß dem lyriſchen Dichter und ſeiner Arbeit unſtreitig vortheilhaft ſeyn, ſo ſehr es auch unſern neuern lyriſchen Ikaren Aergerniß und Thorheit dünken mag.

Auf die Oden folgen die verſificirten Fabeln und Erzählungen; denn die in der alten Ausgabe mitunter befindlichen proſaiſchen hatte L. meiſtens in die bekannte Sammlung ſeiner äſopiſchen Fabeln aufgenommen. Jene ſind faſt alle alt; doch wird man hie und da kleine Aenderungen des Ausdrucks bemerken; nur zwey neue, die Brille und Nix Bodenſtrom, ſind nun hinzugekommen. Die ſchöne und naive Erzählung, das Geheimniß, hat der Herausgeber mit Recht hier wieder aufgenommen, obgleich ſein Bruder ſie mit Vorſatz aus der Reihe der übrigen weggenommen zu haben ſchien. Seine Erklärung darüber, und die damit verwebten gelegentlichen Aeußerungen über die Freymäurerey leſe man im Vorberichte nach. Unter des ſel. L. Papieren fanden ſich nicht mehr als drey noch ungedruckte Fabeln, obgleich er mehrere (nämlich proſaiſche) verfertigt hatte, wovon auch Recenſent Augenzeuge geweſen iſt. Aber die Handſchrift derſelben, nebſt noch einigen andern zum Druck vollendeten Aufſätzen, gieng in einer Kiſte, die er auf ſeiner Reiſe nach Italien von Wien aus zurückſandte, in Leipzig, in der Oſtermeſſe 1775. verloren. Herr Münzdirektor Leſſing verſichert den Finder, daß ihm die außer jenen Handſchriften in der Kiſte befindlichen Sachen erb-

erb- und eigenthümlich bleiben sollen; daß er wenn er die Manuscripte zurückliefert, nach seinem Namen und Aufenthalte nicht weiter forschen, ihm alle Kosten und Mühe, auch allen Vortheil, den er daraus nach Wahrscheinlichkeit ziehen könnte, gern und willig ersetzen wolle. Er entsagt dabey feyerlich und wohlbedächtig allen Exceptionen, Vorbehalten, und Rechtswohlthaten, aus denen der geringste Schaden für ihn erwachsen könnte. Es wäre sehr zu wünschen, daß diese Erklärung nicht zu spät, und an den rechten Mann kommen möchte; denn, wie der sel. L. den Recensenten mehrmals versichert hat, waren in der gedachten Kiste, außer jenen Fabeln, noch eine Abhandlung über die beste Einrichtung eines deutschen Wörterbuchs, der schon ausgearbeitete Buchstab A seines eigenen deutschen Lexikons, die vollendete Handschrift der Matrone von Ephesus, und die gleichfalls ganz ausgearbeitete, für diesen zweyten Theil bestimmte Abhandlung zur Geschichte der äsopischen Fabel, befindlich. Sonderbar, daß sich in beynahe zehn Jahren keine Spur von allen diesen Papieren irgendwo gefunden hat, vollends, da die Entwendung der Kiste in einer so schriftstellerischen Stadt, wie Leipzig geschah! Aber eben dies läßt fürchten, da sie von einem völlig in solchen Sachen und ihrer möglichen Verfälschung unwissenden Menschen verübt, und die Handschriften von ihm völlig vernichtet seyn werden.

Die meiste Bereicherung hat das Fach der **Sinngedichte und Lieder** erhalten, obgleich die neunzehn Sinngedichte und funfzehn Lieder, die L. aus seinen kleinen Schriften in den ersten Theil der vermischten nicht herüberzunehmen für gut fand, hier nicht abdrucken ließ, auch — fast zu gewissenhaft! — nicht alle, die er unter seinen Papieren fand, sondern nur die vorzüglichsten, herausgab. Zum Theil stehen sie schon im Göttingschen und Hamburgischen Musenalmanache. Recensent will hier dazu noch ein vielleicht niemals niedergeschriebenes aus L. Munde beytragen, nämlich eine Grabschrift auf den sel. Kleist, als er von Frankfurt an der Oder aus von hoher Hand um Verfertigung derselben ersucht wurde. Der Gedanke ist aus der griechischen Anthologie; aber wie glücklich ausgedrückt!

O Kleist! dein Denkmal dieser Stein? —
Du wirst des Steines Denkmal seyn.

Vor den Liedern und Sinngedichten stehen die Fragmente von Gedichten, die hier ohne alle Veränderung erscheinen, so, wie sie in der alten Ausgabe standen. Mit Recht sagt der Herausgeber von ihnen, daß es zu schöne Rudera sind, als daß Leser ohne Vorurtheil nicht mehr dabey zu denken finden sollten, als bey manchem neuern völlig ausgearbeiteten Gebäude, das nach einem erbärmlichen Grund- und Aufrisse mit den allerelendesten Materien zusammen gestümpert ist.

Zuletzt noch die Materialien zur Geschichte der äsopischen Fabel, die der oben gedachten Abhandlung darüber zum Leitfaden dienten, und ihren Verlust nur noch bedauernswürdiger machten. Sie verdienten gar sehr die Ausführung eines mit den erforderlichen Kenntnissen und Hülfsmitteln versehenen Mannes. S. 226. bemerkt der Herausgeber, daß sich unter dem handschriftlichen Nachlasse seines Bruders noch ein Heft von drey Bogen mit Erklärungen über den Aesop befinde, zu dessen Bekanntmachung in einem der folgenden Bände wir ihn aufs dringendste auffodern möchten. Die trefflichen Anmerkungen über den Phädrus, die S. 230 ff. eingeschaltet sind, machen nach jenen noch lüsterner, und treffen stellenweise mit dem zusammen, was der sel. L. schon in einer seiner kritischen Abhandlungen über die äsopische Fabel über jenen römischen Dichter erinnert hatte. Sie gehen aber leider! nur bis auf die neunzehnte Fabel. — Bey der S. 258 f. gemachten Anmerkung muß sich doch noch Recensent Herrn Prof. Oberlins annehmen, dessen Abhandlung über Boners Fabeln wirklich um einige Monate früher erschien, als der fünfte Beytrag aus den Schätzen der Wolfenbüttelischen Bibliothek. Denn abgleich auf dem Titel dieses letztern, wegen der frühern Ausgabe des sechsten Beytrags, die Jahrzahl 1781. stand, so erschien er doch erst in der Ostermesse 1782; und in der Vorrede des Hrn. Prof. Eschenburg wird die Oberlinische Dissertation, als damals dem Drucke schon übergeben, angeführt.

Zmz.

5. Romanen.

1. Rüdinghof, eine Geſchichte in Briefen. Nil admirari — *Hor.* Leipzig, bey Weidmanns Erben, 1784. 16 Bogen, 8.

2. Wenn das gut geht, geht mehr gut. Oder Jugendgeſchichte der Demoiſelle Geſa Schmidt. Ein vaterländiſcher Roman. Von Timotheus Kühl. Hamburg, 1784. bey Matthießen, 8½ Bogen, 8vo.

3. Theodor oder die Sache des Schickſals. Eine Geſchichte zur Zeit (ſoll wohl heißen: aus den Zeiten) der Klöſtereinziehung in Oeſterreich. Leipzig, bey Haug, 1784. 11 Bogen, 8.

4. Sonderbare Verhängniſſe eines nunmehrigen Benedictiners vom (von) Stande, in den Begebenheiten des Oeſterreichiſchen Grafen von S.... Erſter Theil. Münſter, bey Perrenon, 1784. 13 Bogen. Zweyter Theil. 12 Bogen, 8.

5. Jacob Walter. Ein komiſcher Roman, 1784. 12 Bogen, 8.

Fünf Stücke — Die Verfaſſer mögen es unter ſich ausmachen, wer die Andern an Armſeligkeit übertroffen hat.

Bey Nro. 1. wird uns die Regel auf dem Titel: „Nil admirari," nicht ſchwer zu befolgen.

Nro. 2. iſt noch obendrein voll Unflätereyen.

Von Nro. 3. ſoll ein Theil der Geſchichte wahr ſeyn, wie die Vorrede ſagt. Wenn das iſt, ſo wird ſie wenigſtens durch die Zuſätze unwahrſcheinlich. Die gifftige Beſchreibung einer

einer gewiſſen Univerſität, wo es dem Verfaſſer vermuthlich nicht gut gegangen, hätte auch wegbleiben können.

Nro. 4. iſt äußerſt platt und gemein, und

Nro. 5. ein Gewäſche, das kaum ſeines Gleichen haben kann.

Yr.

Geſchichte des Grafen Heinrich Moreland, nach Brocke, Erſter und zweyter Theil. Leipzig, bey Weygand, 1783.

Ein bekannter Roman, der ſich noch beſſer würde leſen laſſen, wenn der Verdeutſcher die Kunſt verſtanden hätte, frey, und im Geiſt unſerer Sprache zu überſetzen.

Joſeph, ein Gemälde aus der großen Welt. Erſter und zweyter Theil, bey Weygand, 1782. 542 Seiten in 8.

Der Verfaſſer dieſes Romans ſcheint ſeine Beſtimmung zur Autorſchaft aus der häufigen Lektür von Romanen einzig und allein erhalten zu haben, wenigſtens würde es doch eine undankbare Mühe ſeyn (die der Verfaſſer ſich auch in der Vorrede verbittet), die Städte und Dörfer, wo ſeine Helden etwa leben möchten, hier unterm Monde zu ſuchen.

Daß der Verfaſſer übrigens mit der großen Welt, laut des Titels, ſehr bekannt ſey, haben wir eben nicht finden können; und daher würde dann nun wohl vermuthlich dies Werklein mit ſeinen zahlloſen Brüdern, mit denen es an unintereſſanten Details, und unlängſt ekelhaft gewordenen ſogenannten Kraftſprache, ſo viel gemein hat, längſt vergeſſen ſeyn, wenn wir nicht jetzt ſein Andenken noch einmal, zwar etwas ſpät, erneuerten.

Indeſſen iſt freylich der Geſchmack verſchieden, und dies beweiſt ein anderer Roman:

Moritz, ein Gegenſtück zu dem Gemälde aus der großen Welt: Joſeph betitelt. Zwey Theile.

Baireuth, bey Lübeck, 1784. 439 Seiten in Octavo.

dessen Verfasser seinen Herrn Kollegen für einen ächten Portraitmaler, die Personen seiner Geschichte aber schlechterdings für Geschöpfe seiner Erfindung ausgiebt. Es kann seyn; aber so viel ist gewiß, daß dieser Moritz in jedem Betracht noch um viele Stufen unter seinem Vorbild, dem Herrn Joseph, steht.

Mg.

Der Pfarrer Müller und seine Kinder. Eine vaterländische Familiengeschichte. Dritter und letzter Theil. Gera, bey Beckmann, 1784. 19 Bogen in 8.

Man sieht, daß der Verfasser mit seinem Rom eilt. Die Verwickelungen, die das Schicksal der Kinder noch auf lange Zeit ungewiß zu machen [illegible] werden, wir wissen nicht, sollten wir sagen auf[illegible]er, er schnitten. Was entführt oder verführt war, was sich ehmals gekannt hatte, und getrennt [illegible], der zusammen; was todt war, oder eigentlich zu reden, man für todt gehalten hatte, lebt wieder auf — [illegible] geschieht weniger nicht als viermal. Ros[illegible]s, [illegible] lerische Schwiegersohn, Lindenfeld, aus [illegible] hatte, erscheint wieder als Liebhaber der [illegible]ter, unerhört, und sieht endlich seine Geliebte, die krank war, begraben: allein sie war es nicht gewesen, und macht ihn glücklich. Der älteste Sohn, [illegible] Hardt mit seiner Schwester aus dem Hause gegeben meldet seinem Vater, daß er noch lebe, die Fräulein [illegible] Hardt geheirathet habe, aber nun ein Wittwer sey, [illegible] er Sicherheit finde, zu ihm zurück zu reisen gedenke. weit vom Ort der Ankunft errettet er im Walde eine v[illegible] bern gebundene Weibsperson — und siehe da, das [illegible] vom Sturm hergeschleudert, seine Frau. Ein a[illegible]er der Professor, dessen Braut im vorigen todt [illegible]det findet sie auch wieder und wird glücklich. Der [illegible]arrer ler selbst bekömmt über seine bisher dunkele Herk[illegible] rung, und wird ein Verwandter des Baron [illegible] —

(Sollte aber ein Edelmann ein im Walde gefundenes Kind aufnehmen und erziehen können, ohne zu erfahren, daß kurz vorher ein anderer Edelmann ebendaselbst ein Kind durch Räuber verlohren habe?) Der Lieut. Müller, der von dem Adel seines Vaters vor andern Kindern Gebrauch machen konnte, stirbt, und — welches wir anfangs nicht glaubten, bleibt auch todt. Von der Hardt und seine Erkaufte, bleiben bis ans Ende die Werkzeuge alles Unheils im Müllerschen Hause, — sogar daß er es auch war, der dem Prof. M. zur Freydenkerey verführen ließ, blos um den Vater dadurch zu betrüben. Aber alles was bös war, bekömmt zuletzt seinen Lohn fast pünktlicher, als es in der Welt, in der wir leben, zu geschehen pflegt. Was übrigens ein anderer Recensent von den ersten Theilen dieses Romans gutes gesagt hat, wollen wir nicht zurücknehmen: unser Tadel trifft ebenfalls blos die Einförmigkeit der Verwickelungen und Auflösungen unnatürlicher Aufhäufung des Wunderbaren, und Darstellung einer Reihe von Begebenheiten, wie sie in der wirklichen Welt nicht vorfallen.

V.

Faustin, oder das philosophische Jahrhundert. Zweytes Bändchen. 1784. in 8. 194 Seiten.

Die Vorrede will glauben machen, diese Fortsetzung sey vom Verf. des ersten Bandes; allein Verschiedenheit der Schreibart lehrt bald ein anderes. Sie ist in diesem untergeschobenen Theile unerträglich weitschweifig. — In diesem Bande ist der ernste und bittre Ton mehr in Spott herabgestimmt, welcher dem Pyrrhon zuweilen gut gelingt; oft aber auch ins Niedrige fällt. Daraus entspringen dann mehrmals zu platte Wendungen, in der Sprache des gemeinen Mannes; auch laufen Unrichtigkeiten der Schreibart und Provincialismen mit unter. Im ersten Bande fand Faustin das philosophische Jahrhundert zu Wien vorzüglich, hier trifft er es in Berlin an; jedoch hat der Verf. noch gut genug diese Gegensätze verknüpft. In Wien nämlich begegnete ihm so manches, welches seinen anfänglichen Enthusiasmus abkühlt, und zuletzt den ersten Glauben aufhebt. Migazzi und die Lojoliten stellen ihm nach, legen bey seiner Verheirathung mit eines reichen Kaufmanns Tochter ihm manches Hinderniß in den Weg; er sieht

des Kaiſers wohlthätige Abſichten oft hintertreiben, manche widerſprechende Befehle ausgehen; findet im Allgemeinen noch die alte Intoleranz; es mißfällt ihm, daß der Kaiſer die Toleranz der Proteſtanten als Wohlthat anrechnet; er ſchließt daraus, daß die Oeſterreichiſche Monarchie von mehr denn einem Geiſte beherrſcht wird; und gelangt ſo zu dem Entſchluſſe, Wien auf immer zu verlaſſen. Sein Schwiegervater ſtirbt, Fauſtin giebt mit Bewilligung der Schwiegermutter die Handlung auf, zieht ſein Geld ein, und begiebt ſich zuerſt dahin, wo er noch mit Kaufleuten abzurechnen hatte. Freund Treubach wird wiedergefunden, auch der iſt willens die Handlung niederzulegen, ihm zu Gefallen, reiſt Fauſtin mit an den Rhein; Treubach trennt ſich von ihm, um in Italien noch Geſchäfte abzuthun; kömmt über Spanien, Algier und Holland endlich zurück; und nun reiſen ſie nach Berlin. Auf dieſen Reiſen nun bemerken beyde Freunde alles was Toleranz und Aufklärung betrifft, und liefern davon Bericht. Der Verfaſſer hat eine große Menge, ſonſt nicht ſehr bekannter Thatſachen zuſammengebracht, mehr faſt noch als der erſte Theil enthält; mehr wenigſtens nicht ſo ſehr bekannte. Dieſe ſtellt er in ſolchem Lichte dar, daß das Ungereimte und Lächerliche ſogleich einleuchtet, und mehr Lachen als Unwillen dadurch dem Leſer erregt wird. Daß der V. übrigens den Titel und die Einkleidung des 1ſten Theils wider Willen des noch lebenden Verfaſſers borgt, kann niemand billigen.

Wr.

6. Naturlehre und Naturgeſchichte.

Nöthiger Unterricht von Barometern und Thermometern, von S. C. Hollmann. Göttingen, 1783. 18 Bogen 8. mit 4 Kupfern.

Dieſes Buch iſt, wie die Vorrede zu erkennen giebt, nicht für Kenner, ſondern für ſolche geſchrieben, die ſich entweder des von dem Verfaſſer ihnen ertheilten Unterrichts erinnern wollen, oder überhaupt zu wiſſen verlangen, woran ſie in dieſer Materie ſich endlich zu halten haben. Das Letzte iſt

mehr

mehr als überhaupt ein Leſer von einem Schriftſteller verlangen muß. Jeder Unterricht, es ſey mündlicher oder ſchriftlicher, läßt etwas zu ergänzen und zu verbeſſern übrig. Das erſte Hauptſtück handelt von den Barometern. 1) Von Barometern überhaupt, ihrem wahren Urſprunge und derſelben Wichtigkeit. Die Geſchichte der Erfindung der aeroſtatiſchen Lehren, mit den Belegen aus ältern, nunmehr ſchon ſelten gewordenen Schriften, wird ſelbſt Gelehrten willkommen ſeyn. Nur iſt die Zerſtückung des Vortrags in Text und ſehr lange Noten unbequem. 2) Umſtändlich über die Frage, warum das Barometer bey heiterm Wetter gewöhnlich zu ſteigen, bey trübem und regnichtem zu fallen pflegt, da man doch, wegen der Dünſte, das Gegentheil erwarten ſollte. Der Verfaſſer ſucht dieſe Erſcheinung aus ein paar Verſuchen mit der Luftpumpe zu erklären. Die Dünſte des naſſen Landes unter der Glocke werden ſichtbar, wenn man die Luft herauszieht, und verſchwinden wieder, wenn man die Luft zurückgehen läßt; und wenn man unter die Glocke vorher eine brennende Lunte oder Räucherkerze geſtellt hat, ſo werden die Dampftheilchen beym Herausziehen der Luft ſichtbar, verſchwinden aber, nachdem die Luft wieder unter die Glocke gelaſſen iſt. (Die Luft verhält ſich wie jedes andere Auflöſungsmittel, das bey einem gewiſſen Grade der Sättigung nichts mehr auflöſet.) Das Helle- und Trübewerden der Luft habe alſo auf das Steigen und Fallen des Queckſilbers nicht den geringſten Einfluß, ſo wenig als dieſes die Urſache von jenem iſt, ſondern beydes entſtehe von Einerley gemeinſchaftlicher Urſache, nämlich von der Veränderung der Federkraft der Luft. An dieſer habe die Wirkung der Sonnenſtrahlen einen großen, wo nicht den größten Antheil. Eine nächſt dieſer wichtige Urſache der Veränderung in der Federkraft der Luft ſey die Ebbe und Fluth, die in der Luft wie auf dem Meere ſtatt finde, und wegen der viel geringern Dichtigkeit der Luft viel ſtärker ſeyn müſſe, als auf dem Meere. (Der Schluß iſt undeutlich, und müßte durch die Rechnung des Unendlichen aus einander geſetzt werden. D'Alembert ſagt in der Vorrede zu ſeiner Preißſchrift ſur la cauſe générale des vents, welche Herr Hollmann, nach einigen Ausdrücken zu urtheilen, ſcheint geleſen zu haben, daß, wenn man an die Stelle des Waſſers ein anderes Fluidum ſetzte, es gewiß ſey, daß die Fluth auf demſelben ohngefähr eben ſo hoch ſteigen würde, als auf dem Meere, weil die Wirkung der Sonne oder des Mondes auf

jedes Theilchen in der ganzen Masse eine Kraft hervorbringen wird, die der Dichtigkeit des Fluidi proportional ist. J. Bernoulli in seiner Preißschrift über Ebbe und Fluth art. XIV. sagt zwar, daß der Unterschied der Höhe der Luftsäule bey Fluth und Ebbe der Atmosphäre leicht 1700 Fuß oder noch mehr betragen könne, aber er behauptet dennoch, daß weder Sonne noch Mond auf die Höhe des Barometers irgend eine merkliche Wirkung haben. So auch Dan. Bernoulli in Hydrodyn. pag. 212.) Weil nun die Erfahrung lehrt, daß bey veränderter Federkraft der Luft gemeiniglich auch Veränderungen an den in der Luft befindlichen Dünsten sich zu äussern pflegen, so habe man Ursache bey dem Steigen und Fallen des Barometers dergleichen ebenfalls zu vermuthen: da vieles aber auch von der verschiedenen Menge der in der Luft zu gleicher Zeit befindlichen Dünste abhange, so lasse sich aus der Veränderung des Barometers nicht mit Gewißheit auf eine Veränderung des Wetters schließen. (Diese Theorie ist wohl noch unvollständig. Nach derselben können die Dünste fast nicht anders sich verdichten, als wenn die Luft wärmer wird, oder verschwinden, als wenn die Luft kälter wird. Denn die zweyte Ursache von der Ebbe und Fluth in der Luft fällt entweder weg, oder kann nur, da sie alle sechs Stunden auf entgegengesetzte Art wirkt, die Hauptursache verstärken oder vermindern: die verschiedenen heterogenen Materien in der Luft haben ohne Zweifel großen Einfluß auf ihre Federkraft und also auch auf ihre Dichtigkeit, vielleicht auch unmittelbar auf das Auflösungsvermögen derselben. Hier ist aber nicht der Ort auf nähere Erklärungen sich einzulassen.) 3) Von den seit 1741. in Göttingen verfertigten Barometern. Die hölzernen Kapseln machen doch diese Barometer offenbar zu genauen Beobachtungen untauglich, weil man die Höhe der Queckſilbersäule nicht genau wissen kann. Man müßte für jedes Exemplar eine Tabelle haben, welche die Correction der Höhe, die die Scale angiebt, enthielte, wozu der Durchmesser der Röhre in dem Spielraume des Queckſilbers, und der Durchmesser des genau cylindrischen Behältnisses bekannt seyn müßten. Die Luft kann nicht frey auf das Queckſilber wirken, sondern muß zwischen den Schraubengängen der Kapsel und neben dem Stöpsel (schwerlich durch die Poros des Holzes) durchschlüpfen. Folglich wird dieses Barometer träger als andere seyn. Mich wundert, warum nicht oben schief herunter ein kleines Loch durgebohrt ist. 4) Ob und wie weit

Baro-

Barometer die Höhen der Luft zu bestimmen dienen? Zuerst einige historische Nachrichten von den ersten Versuchen, die auf Bergen mit dem Barometer angestellt sind. Dann über die Abweichung der Barometer von einander, aus den ältern Göting. Comment. T. I. der größte Unterschied der Höhen in den Röhren, die in ein Gefäß mit Queckſilber geſtellt waren, und in einem Normalbarometer betrug 0,78 Zoll, engl. Maaß, doch nur in Röhren, die im Lichten eine Linie weit waren. Hr. H. giebt als die Urſache der Abweichungen die Verſchiedenheit in der Maſſe oder Beſchaffenheit des Glaſes an. Es mag immer ſeyn, daß das Glas verſchiedentlich auf das Queckſilber wirkt, aber daß es ſo viel betragen ſollte, iſt unbegreiflich. Die Schuld wird am meiſten an der hölzernen Kapſel des Normalbarometers liegen. Sonderbar iſt es, daß die Höhen in dem Normalbarometer immer größer geweſen ſind, als in den Röhren. Dieſes läßt muthmaaßen, daß eine Haupturſache der Abweichung in dieſem Barometer zu ſuchen iſt. Herr H. vertheidigt ſich gegen einen ihm vorgeworfenen Fehler, da er die relativiſchen Höhen über den Horizont von Göttingen den Unterſchieden der Barometerſtände proportional geſetzt hatte. Ein Fehler bleibt es, wie jeder Mathematiker es Hrn. H. ſagen wird, wiewohl der Fehler bey mäßigen Höhen nicht ſehr beträchtlich iſt. Die relativen Höhen der Stationen verhalten ſich, wie die Unterſchiede der Logarithmen der Barometerſtände, auf jeder Station und dem Orte, von welchem die Höhe gerechnet wird, unter der Vorausſetzung, daß die Dichtigkeit einer Luftmaſſe der zuſammendrückenden äußern Kraft proportional, und daß die Temperatur dieſelbe iſt. Die Vorausſetzung gründet ſich auf Verſuche, ob man gleich gar nicht behauptet, daß die Dichtigkeit der Luft in jedem Grade der zuſammendrückenden Kraft genau proportional bleibe. Die Temperatur wird bey Seite geſetzt, um die Formel einfacher zu machen, und weil der Einfluß der Wärme durch vielfältige Verſuche beſtimmt werden muß, welchen ſich erſt Hr. de Lüc unterzogen hat. Man wird auch noch das Hygrometer, das Elektrometer, das Eudiometer, und andere Inſtrumente zur Berechnung der Correction, welche die Beſchaffenheit der Luft nöthig macht, gebrauchen müſſen. Die obige Regel ſetzt eine gemeſſene Höhe mit dem dazu gehörigen Barometerſtande, als bekannt voraus, um daraus die unbekannte Höhe, vermittelſt des Barometerſtandes, zu finden. Hat man nun in der Gegend, wo die unbekannte Höhe gefun-

den werden soll, keine gemessene Höhe, so muß man gleichsam eine von einem andern Orte und aus einer andern Zeit borgen, wobey man aber nicht versichert ist, daß sie sich mit dem ihr zustimmenden Barometerstande auf den Ort und die Zeit der Aufgabe genau passen werde. Herr Hollmann führt noch als Schwierigkeiten an, daß man weder in den Höhen, von welchen die verschiedenen Theorien den Anfang ihrer Berechnung machen, noch in der Bestimmung der Höhe für die erste Linie des sinkenden Queckſilbers in der Röhre sich hat vergleichen können. Das erste ist willkührlich, weil die obige Regel nur die relativen Höhen, mittelst der Barometerstände vergleicht: das zweyte hängt von der Beschaffenheit der Luft an der untersten Station ab, und ist also, nach der Erhöhung derselben über der Meeresfläche, selbst bey einem mittlern Barometerstande verschieden. Es ist auch zu bemerken, daß die Theorien darum noch nicht verschieden sind, weil die Rechnungen von einander abweichen. Denn es kömmt darauf an, was man für Erfahrungen zum Grunde legt, um die beständigen Größen in derselben allgemeinen Vorschrift zu bestimmen. Wenn man den Einfluß, welchen Wärme, Dünste und andere Umstände haben, nicht durch die Theorie, sondern einzig durch die Erfahrung zu bestimmen sucht, so bleibt nur Eine Theorie, aus welcher die oben angeführte Regel fließt. Hr. H. hält sich an eine Tafel der Barometerstände und zustimmenden Höhen, die ihm der berühmte Mayer mitgetheilt hat, welche er hier hat abdrucken lassen. Allein diese ist ja auch auf eine Theorie gegründet, gerade auf die obige Regel, und es muß also eine daraus hergeleitete Bestimmung noch allemal nach der Beschaffenheit der Luft verbessert werden. Die Formel für die Mayersche Tafel ist, wie ich mich durch verschiedene Proben versichert habe, $x = 10000 (\log. 340 - \log. y)$, wo y der Barometerstand in Linien und x die Höhen der Station in Pariser Toisen über einen Horizont ist, wo der Barometerstand 340 Lin. oder 28 Zoll 4 L. beträgt. 5) Zugabe über die Frage: ob die Luft eingeathmet wird, weil die Brust sich erweitert, oder die Brust sich erweitert, weil die Luft eingeathmet wird? ein Auszug aus einer Abhandlung in des Verfassers Sylloge. Der Verfasser behauptet gegen Haller das letztere. Das neue Crawfordische System möchte vielleicht hier noch Aufschlüsse geben können.

Das zweyte Hauptstück handelt 1) von Thermometern, besonders dem Fahrenheitischen und ihrem Ursprung. Einige

gute

gute hiſtoriſche Nachrichten. S. 137. ſollte es wohl genauer heißen: ein Cylinder (oder Cylinderförmiger Körper) hat eine größere Oberfläche als eine Kugel von gleichem Inhalt, (nicht als eine Kugel von gleicher Höhe und gleichem Durchſchnitt). 2) und 3) von den 1752. in Göttingen verfertigten Fahrenheitſchen Thermometern. Segner hat im Jahr 1740. noch ſich mit einem Peinſiſchen (in der That Fahrenheitſchen), deſſen Scale nur 2 Zoll lang war, beholfen. Hr. H. hat auch bis etwa 1752. nur ein Florentiniſches Thermometer gehabt. Da es noch um jene Zeit ſchwer gehalten, ein gutes Thermometer zu bekommen, ſo hat Hr. Hollmann wirklich ein Verdienſt, daß er durch die Unterweiſung, die er einem Künſtler gegeben, und durch ſeine Aufſicht, dieſes auf mancherley Art brauchbare Inſtrument gemeiner gemacht hat. Er beſchreibt die Vorſicht, die dabey gebraucht wird, ſo daß man in der That auf die ächten, unter ſeiner Aufſicht verfertigten, ſich wird verlaſſen können. Hr. Prof. Meiſter theilt die Scale ab. Sonderbar iſt es, daß die Grade von 0 bis 32 viel kleiner ſind, als von 32 bis 212. Herr Prof. Meiſter hat darüber eine Abhandlung in den neuern Göttinq. Comment. T. III. geliefert. Die Röhren mögen etwas Schuld haben; ich glaube aber immer, daß Fahrenheit ſich in der Beſtimmung der Grade geirrt hat. Man müßte mit ausgeſuchten Röhren neue genaue Verſuche machen, und wenn dieſe ein anderes Verhältniß der Abſtände zwiſchen den drey Hauptpuncten zeigten, die Fahrenheitiſche Graduation ganz wegwerfen, eine andere bequeme, mit Gutheißen der vornehmſten Akademieen, annehmen, und dann nach einem genauen Normalthermometer alle übrigen graduiren. 4) Zugabe von dem Ausbrüten der Eyer, nach Reaumürs Erfindung, im Pferdemiſt, und nach einer andern, von Hrn. Boguelin Mem. de l'Acad. de Pruſſe, 1749. beſchriebenen Erfindung. Das dritte Hauptſtück handelt von meteorologiſchen Beobachtungen.

Die Ausfälle des Verfaſſers auf ſeinen bekannten Gegner, berühre ich nicht weiter, als um mein Mißfallen an den Streitigkeiten der Gelehrten, ſobald ſie perſönlich werden, zu bezeigen. Der S. 103. geäußerte Verdacht iſt äußerſt beleidigend. Es thut mir leid, daß Hr. H. auch andere ſeiner Collegen in dieſem Buche angreift, und ſogar zu dieſer Abſicht der Vorrede eine Digreſſion über die deutſche Orthographie beyfügt,

fügt, ob ich gleich übrigens sowohl in dieser Sache, als wegen der Unmöglichkeit meteorologischer Calender seiner Meynung bin. Er neckt mehrmals die Mathematiker, und giebt sogar die Rechnung des Unendlichen für ein wahres Spiel des Witzes aus. Man könnte es ihm schlimm vergelten; allein, es mag besser seyn, es zu übersehen, da das Urtheil ihm selbst den meisten Schaden thut. Wenn man es auch einem Naturkundigen erlaubt, in die mathematische Physik nicht tief einzudringen, damit er andern Theilen der Naturlehre desto mehrern Fleiß widmen könne, so muß er doch die vielfältige Nutzbarkeit der höhern Mathematik in der Untersuchung der Natur nicht verkennen, nicht schmähen, was er nicht versteht, und bey mathematischen Fragen sich belehren lassen, so wie der Mathematiker in andern Fällen gern Unterricht annimmt. Die Wissenschaften können bey ihrem großen Umfange nicht anders als durch gegenseitige Hülfsleistung erweitert werden.

Ueber das Große und Schöne in der Natur, von H. Sander. Vier Theile in zwey Bänden. Zweyte verbesserte Ausgabe. Leipzig, bey Weygand, 1784. 1 Alphab. 6 Bogen, und 22 Bogen in gr. 8.

Die erste Ausgabe ist in dieser Bibliothek LI. 2. und LVI. 1. angezeigt. Wir finden nicht, daß die angemerkten Fehler berichtigt wären, oder daß diese Ausgabe von der ersten abweiche. Sie ist ohne Zweifel ein blosser Abdruck der ersten Auflage. Von wem sollte auch, nach des Verfassers Tode, die Verbesserung gemacht seyn?

Heinrich Sanders kleine Schriften, nach dessen Tode herausgegeben von Ge. Fr. Götz. Erster Band. Dessau und Leipzig, in der Buchhandlung der Gelehrten, 1784. 1 Alphb. 2 Bogen, groß 8.

Es sind überhaupt 32 kleine Aufsätze. 1) Ueber die Kunstsprache der Naturforscher. Erweiset recht gut die Nothwendigkeit derselben. Verwirrung, welche die Provinzialausdrücke

drücke machen. Das ſchnackiſche Beyſpiel S. 37. von der Verwechſelung eines Perrückenmachers mit einem Hoſenmacher, iſt unverſtändlich. 2) Ueber die Aehnlichkeit der Natur bey aller Unähnlichkeit. Mannichfaltigkeit in dem Bau und in den Werkzeugen der Thiere in vielen kurzen Beyſpielen. Mancherley Anſtalten zur Fortpflanzung. Der Polyp und mehrere Würmer, die ſich durch Zertheilen vermehren, haben nach dem Verfaſſer die Regel der Neuern umgeſtoſſen, daß alles aus Eyern entſtehe. Nach einigen Beyſpielen möchten auch beyde Arten der Fortpflanzung zugleich ſtatt finden. Mannichfaltigkeit in dem Umlaufe des Blutes. 4. 5) Ueber den Oppian und Aelian. 6) Vom Einhorn, beſonders vom Einhorn in der Bibel. Das Daſeyn wird geläugnet. So ganz geradezu läßt es ſich doch nicht läugnen. Man ſehe Hrn. Zimmermanns zoologiſche Geogr. Th. 2. S. 158. Wenn man das Wunderbare und Widerſprechende in der Zuſammenſetzung dieſes Thiers nach der Sage wegnimmt, ſo iſt es wenigſtens nichts ungereimtes in der Klaſſe der einhufigten Thiere ein ihnen ähnliches mit Einem Horne zu vermuthen. Der Verfaſſer verſteht unter dem Reem der Bibel den Büffelochſen, und unter Pere den wilden Eſel. 7) Vom Rhinoceros zu Verſailles. 9) Von dem Daſypus novem cinctus zu Paris. 10) Von einem aus drey Blättern künſtlich zuſammengenähten Neſte eines in China einheimiſchen Vogels. Er ſucht das zu drey am Stiele mit einander verbundene Blätter aus. 12) Etwas zur Naturgeſchichte der Trappe, des Bleyfalken (Falco pygargus L.), der Wieſenlerche, der Alca Pica L., wofür der Verfaſſer ſeinen am Rheine gefangenen Papageytaucher hielt; und von einigen am Rheine im Baadiſchen gefangenen Vögeln, die der Verfaſſer aus der Sammlung eines dortigen Predigers an ſich gebracht hatte, dem Mergus Caſtor L. Fulica chloropus L. Colymbus L. und Tringa L. ſo gut als ſich die Bezeichnung bey L. auf die Exemplare paſſen wollte; ferner von der Anas cygnoicles L. in dem Baadiſchen Faſanengarten; einer Art Reiher am Rheine; einer Art Emberiza L. vielleicht E. oliyacea; einem Lanius Excubitor L.; einer anatomiſchen Fulica chloropus L.; dem Faſelhuhn, dem Mohrenhuhn, einer Varietät von Phaſianus Gallus L. nämlich P. Gallus Morio, die ſeit einiger Zeit in Baaden einheimiſch iſt. Die Hennen ſollen mehr Eyer legen als die gemeinen Hühner. Das Fleiſch iſt weiß und faſt zärtlicher als gewöhnliches Hühnerfleiſch. 14) Von einer unbekannten

Schlan-

Bienenwürger deſto leichter zu gewinnen, nicht gleich alles Tödten verwerfen wollen? Ganz würdig aber iſt das, was dieſe Abhandlung beſchließt S. 27.: „Man ſetze alſo den einzelnen Bienenvater in den Stand, daß er in der Vermehrung ſeiner Bienenzucht Gewinn findet, mehr, denn im Tödten der Bienen; man richte die Betreibung der Bienenzucht ſo ein, daß eine möglichſt große Bienenzucht doch Niemanden an ſeinen übrigen Geſchäften hindere: ſo wird kein Bienenvater ferner die Bienen tödten. Ich glaube, die Bienenzucht müſſe durch eigends dazu beſtellte Perſonen, als eine publike Affaire, betrieben werden. Ich hoffe, eine Zeit von wenig Jahren werde unter göttlichen Segen, durch Thatſachen beweiſen, daß dieſes ein ſichrer Weg ſey, die Bienenzucht zum ausnehmenden Gewinne der Theilnehmer und des ganzen Landes, von Zeit zu Zeit zu erweitern und zu vermehren.“ Der Glauben und die Hoffnung des Verfaſſers, beyde ſind gleich gut gegründet, nur Schade, daß es die Großen der Erden noch nicht allgemein glauben wollen. Seine letzten Worte verdienten groß gedruckt, und jedem zu Gemüth geführt zu werden. Nichts als allgemein, durch geübte Wärter verpflegte Bienenzucht, kann das Aufnehmen derſelben befördern und unterhalten! Wir glauben den Verfaſſer an der Feder zu kennen.

III. Oekonomiſche Beſchreibung der Gegend von Eiſenberg, von H. J. Hering. Eben ſo wie

IV. Verſuch einer Anleitung zur gemeinnützigen Prüfung der ſämmtlichen Gewäſſer in Sachſen, von *D.* J. G. Leonhardi, S. 49. — 59. leſenswerth.

V. Vom Auswintern des Getreides, S. 60—69. verdient ganz den Ländleuten mitgetheilt, oder öfters in eine Gemeinde vorgeleſen zu werden.

VI. Vom Bemooſen der Bäume. — Eine Vorleſung von *D.* J. Hedwig, S. 70 — 84. Für Beſitzer von Bäumen wichtig.

VII. Beantwortung der Frage: wie iſt die nützliche Stallfütterung, ohne Zwang, allgemeiner zu machen, und wie iſt ihre Einführung dem Landmanne zu erleichtern? Eine Preißſchrift, die den Hrn. Kammerſecretär Schneider in Merſeburg zum Verfaſſer hat, und ganz des Preiſes würdig iſt. Auch kein Wort iſt vergebens darin zu finden. Kurz, auch wir würden ihr den Preiß zuerkannt haben: wenn der Verfaſſer gleich ſelbſt, wie aus dem

Anhang

Anhange erhellet, eingestehet, daß er kein großer Practikus sey. Zu einer Schrift dieser Art wird dieses so sehr nicht erfodert, wenn nur seine Gründe von Gewicht sind. Und ist dann Mayer so der große Practikus, wie man ihn vom Anfange seiner Schriften, bis zu Beschreibung seiner Lebensgeschichte hielt? Mitnichten, hier erhellet, und er kanns nicht länger bergen, daß er — von jeher sein Pfarrguth verpachtet habe! und doch hat er hier das Accessit erhalten, seine Schrift bereits drucken lassen, aber dadurch bewiesen, daß er nichts Lokales, und daher weniger als Wichmann — wäre der anderst nicht so in der bereits auch abgedruckten, und im Leipziger Magazine befindlichen 3ten Preißschrift (denn nur 3 waren eingelaufen!) sogar weitläuftig gewesen — das Accessit verdient hätte.

VIII. Beytrag zur Verbesserung des inländischen Tabacksbaues, für meine sächsischen Landsleute, S. 114—149. Beweiß, daß der Verfasser seine Sache, von der er redet, verstehe. Am Ende wird er Pastor Sperber genennt.

IX. Mayer's Preißschrift, S. 150—165. von den wir schon oben unser Urtheil gefället haben. Er hat 15 Rthlr. dafür erhalten.

X. Beantwortung der von Hrn. A. Young in England, an die Leipziger ökonomische Societät gemachten Anfragen, durch Hrn. D. J. Hedwig, S. 166—183. Die Fragen betreffen: 1) Ob das Quellwasser, wie es unmittelbar aus der Erde entspringt, oder wenn selbiges auf einige Weite durch verschiedene Kanäle geführt worden, zur Bewässerung der Ländereyen dienlich sey? 2) Ob man hier zu Lande bemerkt habe, daß der Mehlthau (*Rubigo*) von späten Frösten im Frühjahre herrühre? Diese Antworten befriedigen, wenigstens uns.

XI. Beschreibung der Gegend von Glauchau überhaupt, S. 184—238. Zuerst von der Stadt an sich selbst, dann S. 190 f. der Gegend von Glauchau ökonomisch betrachtet. Recht gut, so daß wir alle Gegenden auf diese Art beschrieben wünschten: die Huthweide allein, S. 191. möchten wir im Kleefeld lieber als in Weide sehen. Unterschrieben von M. L. C. Henne, Rector.

XII. Oekonomischer Vorschlag, wie man die wohlfeilsten, dauerhaftesten, bequemsten und feuer-

ſicherſten Dächer über Wirthſchaftsgebäude anlegen ſoll. Vom Oberlandbaumeiſter und Profeſſor der Baukunſt, F. A. Krubſacius, S. 239—255. Wir werden von dieſer Abhandlung beſonders reden, weil ſie abgeſondert auf 24 Seiten, jedoch ohne es auf dem Titel zu bemerken, erſchienen iſt.

XIII. Abhandlung von holzſparenden Stubenöfen. Zweyter Theil, von S. 259—335. Der erſte Theil ſteht im 2ten Bande, Schriften der ökon. Societät. Wir enthalten uns auch von dieſer Abhandlung hier etwas zu ſagen, da wir abgeſondert ſie beurtheilen werden: denn dieſe Schrift iſt ſo wie jene, beſonders erſchienen; ſolches aber auch nicht angemerkt worden. Iſt das nicht Urſache, daß mancher, der die Schriften der Societät ſchon beſitzt, ſich dieſe Abhandlung zum 2tenmal kauft?

XIV. Chymiſche Unterſuchung des ächten Braunſchweigſchen Grünes, ſowohl des gemeinen als des geläuterten, durch Hrn. *D.* J. C. Leonhardi, S. 337. bis zu Ende. Gut unterſuchet.

K.

Die neueſten Entdeckungen in der Chemie. Geſammlet von D. Lorenz Crell, Herzogl. Braunſchweig. Lüneburgiſchen Bergrath u. ſ. w. Zehnter Theil. Leipzig, in der Weygandſchen Buchhandlung, 1783. in 8. 256 Seiten.

In Betracht der innern Einrichtung und Güte iſt auch dieſer zehnte Theil den vorigen gleich, wovon wir nur kurz das Weſentliche anzeigen wollen. 1) Hrn. Prof. Gmelins Verſuche mit dem Waſſer zu Driburg im Hochſtifte Paderborn — das Waſſer enthält doch, in Betracht der übrigen guten Beſtandtheile, eine ungeheure Menge Selenit! 2) Hrn. D. Williams Hunters in London eigene Art Leichen zu einbalſamiren, iſt ein wichtiger Aufſatz, den wir Hrn. D. Aug. Chr. Reuß zu verdanken haben. 3) Beytrag zu den Verſuchen mit der blauen Farbe der Violen von J. E. F. Meyer. 4) Ueber die Zuckerſäure, als einen Beſtandtheil der Säuren des Pflanzenreichs, vom Hrn. Weſtrumb. 5) Verſuche über den vermeintlichen Bleygehalt der Tinctura antiphthi-

ſica

ſica *Grammanni* unternahm Hr. Apotheker Cnopf in Nürnberg — er ſpricht dieſe Arzney vom Bleygehalte frey, und behauptet, daß ſelbige nichts anders, als ein in Eſſig aufgelöſtes Eiſen, enthalte. 6) Anmerkung über die Bereitung der flüſſigen Spießglasblätter vom Hrn. Göttling — er hält das Spießglas-glas zur Bereitung dieſes Aezmittels für beſſer als das rohe Spießglas, und belegt ſolches mit Beyſpielen. 7) Verſuche über das Berlinerblau von C. Girtanner. 8) Von eben demſelben: Verſuche über den Pyrophorus — er machte dieſe Verſuche in Geſellſchaft des Hrn. D. Struve, und dieſer geſtehet, daß die Bereitung des Pyrophors eine der ſchwerſten chemiſchen Operationen ſey, und es komme alles dabey auf kleine Handgriffe, welche durch die Uebung erlernet werden müſſen, an. 9) Noch von demſelben: über die Niederſchlagung des Goldes durch Kupfervitriol. 10) In Briefen an den Herausgeber ſind manche wichtige Neuigkeiten, beſonders diejenigen von R. Kirwan eingerückt worden. Die Auszüge aus den Schriften von Geſellſchaften der Wiſſenſchaften, ſind in dieſem Theile aus den Akten der Königl. Schwediſchen Akademie der Wiſſenſchaften für das Jahr 1780.

Die neueſten Entdeckungen in der Chemie. Geſammlet von D. Lorenz Crell ꝛc. Eilfter Theil, Leipzig, in der Weygandſchen Buchhandlung. 1783.

1) Ueber die Unterſuchung der Mineralwaſſer, von D. Chriſtoph Girtanner — der fleißige Mann unterſucht hier einige Mineralwäſſer ſeines Vaterlandes, der Schweiz. 2) Hr. Wiegleb: chemiſche Unterſuchung einiger Sorten Schwerſpath. 3) Chemiſche Unterſuchung des Pechſteins von ebendemſelben. 4) Unterſuchung des Küchenſalzes nach ſeinen vorzüglichen Eigenſchaften und Wirkungen beym Einſalzen, von D. C. F. Reuß, Profeſſor, dem Oekonom und der Schifahrt wichtig! 5) Ueber das oleum Syrae, vom Hrn. Thorey in Hamburg. 6) Chemiſche Zergliederung des Baſalts, vom Hrn. Mönch in Caſſel. 7) Ueber die Urſache der Wirkungen des Knallgoldes, von einem Ungenannten. 8) Ueber die kürzeſte Bereitungsart der Salpeternaphte, vom Hrn. B. R. Crell ſelbſt — auch wohl die ſicherſte und weniger Ge-

fahrvolle Bereitungsart. 9) Hrn Scheele's Entdeckung von der wahren Natur der färbenden Materie im Berliner blau, aus einem Briefe desſelben, vom Hrn. Crell gezogen. Dann 10) Auszüge aus Briefen. Unter den Auszügen aus den Schriften von Akademieen und gelehrten Geſellſchaften, findet man hier einige Aufſätze aus denen der Kaiſerl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Brüſſel, und Rozier's Obſervations ſur la phyſique et ſur les arts. Mit Vergnügen fand Recenſent hier auch ſeine Meynung in einer Diſſert. inaug. de aere dephlogiſticato des Hrn. Jonathan Stockes in Edinburg, beſtätigt, daß nämlich die dephlogiſtiſirte Luft aus geſchmolzenem Salpeter nichts anders ſey, als Salpeterſäure, die ihres Brennbaren gänzlich beraubt iſt: kann dieſes wieder hinzu, ſo entſtehe Salpeterluft.

Die neueſten Entdeckungen in der Chemie. Geſammlet von D. Lorenz Crell ꝛc. Zwölfter Theil. Nebſt einem Regiſter über die letztern ſechs Theile. Leipzig, in der Weygandſchen Buchhandlung. 1784.

1) Abhandlung über die Wärme, vom Hrn. v. Scopoli und Hrn Volta, für den Phyſiker äußerſt wichtig! man findet hier die Meynungen der Herren Irwine, Crawford, Kirwan, Magellan unterſucht, und entgegengeſetzte Reſultate. 2) Bemerkungen über das brennbare Weſen im rohen Kalche, vom Hrn. Hofrath Weber in Tübingen. 3) Beytrag zu den bisher mit der Platina angeſtellten Verſuchen, vom Hrn. Wiegleb — er fand nach genauer Unterſuchung Eiſen, in beträchtlicher Menge, in derſelben. 4) Nachtrag zu den Bemerkungen über die weiße Farbe der Vitriolnaphte, vom Hrn. Leipoldt in Augsburg. 5) Nachtrag wegen des in den animaliſchen Ausleerungen entdeckten Salpeterſäuren, vom Hrn. Becker in Magdeburg. 6) Einige Verſuche über die Beſtandtheile des Bluts, und deſſen Lauge — ein Aufſatz des Hrn. Weſtrumb. 7) Ueber einige ähnliche Erſcheinungen des Vitriolæthers und der brennbaren Luft, vom Herrn Hermſtädt. 8) Auszüge aus Briefen der Herren Kirwan, Kratzenſtein (in dieſen findet man einen Ausfall gegen eine Recenſion im 49. B. unſerer allgem. deutſch. Bibl. über die Verwandlungsgeſchichte des Waſſers in Glas, welche ein

Pro-

Professor Schmidt in Jena geleistet haben soll. — Recensent zweifelt noch jetzt daran, bis ihm bessere Beweise gegeben werden.) u. s. w. Die Auszüge aus den chemischen Abhandlungen der Schriften von Gesellschaften der Wissenschaften, sind hier aus denjenigen der Haarlemer Ges. d. W., und aus Rozier's Observations etc. genommen.

Das sehr gut gefertigte Register ist in zwey Abschnitte vertheilt. Der erste enthält ein Verzeichniß der in den sechs letztern Bänden der neuen Entdeckungen in der Chemie vorkommenden Schriftsteller. Der zweyte der in den letzten sechs Bänden vorkommenden Sachen. Mit diesem zwölften Bande hört der Titel: die neuen Entdeckungen in der Chemie, auf, und wird künftig: die chemischen Annalen betitelt, wovon alle Monat ein Stück mit einem gedruckten blauen Umschlage erfolgen soll.

Kritischer Kommentar über die österreichische Provinzialpharmakopee, mit einem Entwurfe zu einem gemeinnützigen verbesserten Dispensatorium. Preßburg und Leipzig, bey Anton Löwe, 1785. 304 S.

Dieses Buch ist allen denen, so es lesen, zugeeignet, und in der Zueignung selbst, sagt der Verfasser, daß es nicht für diejenigen, so Apokalypsen entziffern wollen, und im Lichte der Wahrheit alles finster finden, geschrieben sey. Nur diejenigen, welche eben nicht nach Stand und Würden in der politischen, sondern nach der Ausbildung des Geistes und Erweiterung der Kenntnisse, in der natürlichen Welt, über den V. erhaben wären, wolle er für vollgültige Richter über seine Meynungen erkennen, durch diese nur würde er sich alsdenn ganz bescheiden von manchem Homerischen Schlummer aufwecken lassen, und sich ihrem Ausspruch willig unterwerfen. Nicht alles, was in dieser Schrift enthalten ist, (sagt der gutmüthige Verfasser) sey die Geburt seines Gehirns, sondern er habe die besten, neuesten chemischen und pharmazevtischen Schriften, wovon die mehresten namhaft gemacht werden, benutzt. Da die österreichische Provinzialpharmakopee im Jahr 1774. erschien, war es schon (nach desselben Behauptung in der Vorrede) so helle, daß wohl Niemand an die

Wolken mehr gedacht hätte, die ſich aus dem Verborgenen über uns herziehen konnten, und auch wirklich hergezogen haben. Die öſterreichiſche Pharmakopee ſey zwar eine Verbeſſerung des nur zum Theil abgeſchafften Diſpenſator. pharm. Vienens; hätte aber von rechtswegen eine ganz andere Geſtalt gewinnen müſſen; wenn die Hrn. Verf. mehr Herz, oder vielleicht mehr Muße (an Kenntniſſen habe es ihnen wohl nicht gefehlt) gehabt hätten. Sie verſprachen in der Vorrede ſchon dazumal ein vollſtändiges pharmazevtiſches Werk, allein das haben ſie, nach unſers Verfaſſers Meynung, nicht geleiſtet. Ganzer zehen Jahre, ſagt derſelbe, hätte man ganze Provinzen in Abſicht auf die Geſundheit der Unterthanen nach einer unausgeführten Vorſchrift behandeln laſſen, das ſey eine ſolche Geringſchätzung, als je eine über das Leben der Menſchen, und das Wohl des Staats ſich äußern konnte. Es iſt allgemein bekannt, wie nothwendig die Güte der Apotheken ſey, und welch ein großer Theil des Glücks, ſowohl für ausübende Aerzte, als auch für das Wohl der Kranken von einem wohleingerichteten Diſpenſatorium abhange. Werden hier Sottiſen begangen, ſo pflanzen ſie ſich durch den Apotheker auf den Arzt, und durch dieſen auf den armen Kranken oft mit dem unwiederbringlichen Verluſt ſeines Lebens fort. Alſo von der Güte und Wichtigkeit des Diſpenſatorium muß man auf den größten Theil des Werths der ausübenden Heilkunde in einem Lande ſchließen. Um dieſe Güte beurtheilen zu können, giebt der Hr. Verf. zwölf Grundſätze an. Z. B. wollen wir die zwey erſten ausheben: Vor allen Dingen ſoll ein Diſp. alle diejenigen Arzneymittel enthalten, welche, durch Vernunft und Erfahrung geprüft, zur Erhaltung und Herſtellung der Geſundheit bewährt, das iſt, nützlich und unentbehrlich gefunden werden. Es müſſen alſo zweytens alle unwirkſamen, zur Beutelſchneiderey und Vernachläßigung der Kranken, Gelegenheit gebende Materialien daraus verbannt ſeyn u. ſ. w. Nach ſolchen guten pharmazevtiſchen Vorſchlägen und Verbeſſerungen folgen die kritiſchen Anmerkungen über das Auffallendſte des erſten und zweyten Theils der öſterreichiſchen Prov. Pharmakopee, wovon wir einige Auszüge machen: Der Prov. Pharmakopee erſter Theil. Einfache Arzneymittel aus dem Mineralreiche. S. 24. Cryſtallus montana. Bergkriſtall. Weiland Säure einſaugend, Milchmachend, und dergleichen mehr: wird heut zu Tage von den ſtärkſten Säuren nicht mehr angegriffen, deſtoweniger

von

von thierischen Säften. Stehet besser unter den Apothekergeräthschaften, um damit die Vitriolsäure, die leicht andere Substanzen zerfrißt, zu filtriren. S. 25. Glacies Mariae. Frauneis. Anstatt zu sagen, daß es in der Arzneykunst überflüßig ist, hätte man es lieber nicht hersetzen sollen. Einfache Arzneymittel aus dem Pflanzenreiche. S. 30. Balsamita. Frauenmünze. Neben der Krause- und Pfeffermünze ist die ganze übrige Münzenverwandschaft entbehrlich. S. 31. Cassia fistula. Rohrbessin. Ist neben den ungleich wohlfeilern, eben so angenehmen, und auch wohl wirksamern Tamarinden wahrer Luxus. Ebd. Cicer. Kichern, Ziserin, Obsolet. S. 32. Crassula. Fette Henne. Nach der Uebereinstimmung aller erfahrnen Aerzte unwirksam. Die Paßpelsalbe — ungt. popul. — um welcher Willen diese Pflanze da ist, wird nichts verlieren, wann sie ohne dieselbe bereitet wird. S. 34. Morsus diaboli. Teufelsabbiß. Eine unnöthige Vervielfältigung der eben auch wenig bedeutenden Scabiose. Wehe den Kranken, die von ihren Aerzten mit dergleichen abscheulich behandelt werden! Für dergleichen zu verabschiedende Arzneymittel zeigt der Verf. bey dem Mineral- und Pflanzenreiche einige neuere und wirksamere an, die der Prov. Pharmak. fehlen, wie Agaricus muscarius, Carex arenaria, Cotula foetida, u. s. w. Einfache Arzneymittel aus dem Thierreiche. Von den achtzehen thierischen Fetten in der Prov. Pharmakopee will der V. nur viere als Hirsch- und Bockstalg, frische Butter und Schweinefett aufgenommen wissen.

Zweyter Theil der Prov. Pharmakopee. Zubereitete Arzneyen. Unter den Spiesglaszubereitungen S. 61—174. werden Croc. metall. Hep. antimon. Antim. diaphor. ablut. et non ablut. und Kermes miner. als unsicher verworfen, der Tinctur. antim. simpl., tartaris., und antiat. wird nicht viel wirksames zugeschrieben, und Syrup. emetic. nach Prov. Pharm. für ein wahres medicinisches Unding gehalten. Die beyzubehaltende räth der Verf. an, nach den besten und neuesten Erfahrungen der Scheidekünstler zu verfertigen, worunter wir aber Hrn. Göttlings Methode, den Spiesglasschwefel zu verfertigen, missen, da sie selbst Bergmann aus Gründen der Methode des Hrn. Wieglebs vorgezogen hat. S. 86. Electuarium s. confectio hyacinthina. Hiazinthenlattwerge. Nach dem Disp. pharmac. Vien. wird in dieser Kompositon, nebst Hiazint, noch mit Gold und Sil-

ber, Saphir, Topas, Smaragd, guten Perlen und Seide gehandelt. Wer dazumal Lust und Belieben hatte, dergleichen Sächelchen einzuhandeln, bekam 1 Loth Apothekergewicht netto für 30 Kreuzer; mußte sich aber gefallen lassen, dabey noch viel anderes Spielwerk mit zu kaufen. In der Prov. Pharm. steht sie nun da, wie vom Räuber geplündert, im Ueberreste vom Schmutze, und von allen Preziosen entblößt. Das Letzte ist freylich ganz recht. Aber wenn man dem Kinde den Hang zur Verschwendung und zum Aberglauben benommen hat, und es dann aller übrigen Unerzogenheit überläßt; wer wird wohl glauben, daß man schon alles über die Erziehung gewonnen hat? Die Hiazinthenlattwerge galt weiland für Herz und Magen stärkend, und für besonders kräftig in bösartigen Fiebern, Pocken, Masern und der Pest. Derley Sächelchen verdienen der Geschichte wegen, als ein Denkmal der Finsterniß, allerdings aufgewärmt zu werden. Aber für Kranke sie zu verschreiben, dazu soll das Ansehen des Alterthums, so grau es immer seyn mag, nie berechtiget seyn. Für was die reformirte Zubereitung dieses Mittels heut zu Tage passiren soll, ist für uns nicht weniger räthselhaft, als wenn man uns glaubend machen will, daß Hahnen Eier legen, woraus Basilisken entstehen. Armenischer Bolus, rothe Korallen, gelbes und rothes Sandelholz, alle diese zusammen höchst billig aus der Klasse der wirksamen Mittel ausgeschlossen, in der Verbindung mit weiser Diptamwurzel, Zimmt, Myrrhen und Safran sind ein wahres medicinisches Chaos. Und damit will man die königliche Purgierlattwerge aufputzen! Risum teneatis amici! S. 112. Fel tauri inspissatum. Verdickte Ochsengalle. Wir haben noch kein Mittel, das diesem vorzuziehen wäre, ja nicht eines, welches ihm in seinem Wirkungskreise die Waage hielte. Ich würde ohne dasselbe jedes Dispens. für höchst mangelhaft halten. S. 119. Looch sanum et expertum. Brustlat. Die elendeste und abgeschmackteste Zusammenstoppelung von der Welt. Man darf eben nicht mit den schärfsten Augen sehen, um von dieser Wahrheit überzeugt zu werden. Mandelmilch sucht man gegenwärtig vergebens unter den Brustarzneyen; und die Veilchenwurzelspezies mit jener zu einer Pappe vermengt, sind eine wahre pharmazeutische Mißgeburt — eine Reliquie jener Zeiten, wo arabische Berge gebahren! — et natus est ridiculus mus! Ebd. Magisterium vel lac sulphuris. Schwefelmilch. Die Schwefelblüthen kosten siebenmal weniger, als diese,

diese, und stehen derselben zum innerlichen und äußerlichen Gebrauch nicht im geringsten nach. (Wir sind hierbey doch nicht ganz des Verf. Meynung.) S. 154. Pulvis marchionis. Das — fameuse — Markgrafenpulver. Das Original, oder das vermeinte verbesserte, ist eins so viel werth als das andere, und lange genug der Schiboleth in allen den Fällen gewesen, wo — wie einstweilen ein Professor der Pathologie die Krisis definirte — die Umstände der Krankheit so beschaffen sind, daß der Arzt nichts thun kann. Nun brauchts dergleichen Deckmäntel des Nichtwissens und Nichtkönnens, was man thun soll, nicht mehr. Hinweg also damit, und dafür die edle Simplicität her, wenn es nicht das Ansehen haben soll, als ob die Aerzte in den Mägen der Kranken Häuser bauen wollten, da sie so viel Sand, Kalch und Steine durch dergleichen Afterarzneyen hineinliefern. S. 179. Therebinthina cocta. Ausgefochter Therbinthin hieße besser Resina therebinthinae. Ein Lucrum pharmaceuticum nach der Destillation des Therbinthinöls, ohne sich in der praktischen Arzneykunst vor andern Harzen auszuzeichnen. S. 187. Unguentum populeum. Pappelsalbe. Soll eine schmerzstillende Salbe seyn. Die Pappelknospen sind zu gesucht, die Mohnblätter nebst einer Gattung Hauswurzel überflüßig, und Violen, Lattig und die fette Henne Nonsense.

Postskript. Die österreichische Prov. Pharmak. vom Jahre 1774. erhielte im Jahr 1780. eine neue Auflage, aber nur sehr geringe Verbesserungen und Zusätze, die im Postskript angezeigt, und in Betracht gezogen werden. Diesem folgt ein Entwurf zu einem gemeinnützigen verbesserten Dispensatorium. Die Absicht des Verf. bey diesem Entwurfe ist nicht, ein vollständiges pharmazevtisches Werk zu liefern: dazu mangelt es ihm für jetzt an Zeit und Ueberlegung. Er trägt daher um destoweniger Bedenken, ihm dem Kommentare nur, als eine Skizze, oder als Prolegomena zu einer künftigen Pharmazie, anzuhängen, das Resultat desselben soll mehr nicht, als eine zusammenhängende Idee eines Plans seyn, der einst zur Entwickelung und Vervollkommnung gedeihen könnte. Gmelins Einleitung in die Pharmazie, Hagens Lehrbuch der Apothekerkunst und Scherfs Versuch eines Apothekerbuchs für Landstädte sind dabey zum Grunde gelegt, und nebst andern gut benutzt worden.

den. Wir können uns deswegen und bey den guten Einsichten des Verf. eine glückliche Wahl und vollständige Ausführung versprechen!

DW.

7. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

D. E. Mörschels, Feldpredigers, Geschichte der Mark Brandenburg seit der Stiftung derselben, oder seit Albrechten dem Bären. Ersten Bandes erster Theil, so die politische Geschichte unter den Anhaltischen Regenten begreift. Berlin, 1783. bey Unger, 8.

Der Hr. Verf. will den politischen, sittlichen und kirchlichen Zustand der Mark Brandenburg dergestalt darstellen, daß ihn der Leser leicht überschauen kann. So sagt er in der Vorrede, und wenn er den Plan gut ausführt, so wird er eine nützliche Arbeit thun, weil freylich die gar zu weitläuftigen Werke eines Pauli und Buchholzens zu sehr ermüden, und viele unerhebliche Kleinigkeiten mit sich führen. Vorgearbeitet ist dem Verf. genug, es kömmt nur darauf an, ob er in Aushebung der wichtigsten Vorfälle die rechte Wahl getroffen, und seine Vorgänger mit Kritik benutzet, auch was er gefunden, in das rechte Licht gestellet hat. Dieses wollen wir gleich jetzo sehen.

Dieser erste Theil begreift also die wichtigern Begebenheiten der Mark Brandenburg seit dem Anfang ihrer Vereinigung zu einem Staatskörper, oder von Albrechten dem Bären, bis zum Abgange des Ascanischen Hauses. Zuerst von den ältesten Einwohnern. Die Longobarden will der Verf. S. 3. in der Altenmark unter die ältesten Bewohner nicht leiden, weil er glaubt, daß eine im Ptolemäus unrecht verstandene Stelle (Lib. II. C. 17.) zu der Vermuthung Gelegenheit gegeben. Hätte er des Gercken Abhandlung von den Gauen in der Altenmark (im

V. Th. der *Fragment. March.*) p. 130. geleſen, deſſen Werke doch ſonſt von ihm ſehr ſtark benutzet ſind, ſo würde er gefunden haben, daß der Bardengau einen großen Theil dieſer Provinz begriffen, ſo weit er zum Verdenſchen Sprengel gehöret, woraus wohl zu behaupten ſtehet, daß die Longobarden, ſo im Lüneburgiſchen ꝛc. längſt die Elbe wohnten, auch den Theil der Provinz bewohnt haben, wovon der Gau ſeinen Namen erhalten. Nach der Beſchreibung des Velleius iſt es wahrſcheinlich, daß Tiberius bis an der Elbe in dem Herzogthum Lüneburg gekommen iſt; die Alte Mark hat nie ein Römiſches Heer geſehen. Ob die Alte Mark (billig mußte der Verfaſſer dieſe Provinz den Auswärtigen deutlicher beſtimmen, weil ich aus Erfahrung weiß, daß in Ob. Deutſchland niemand weiß, was die Alte Mark für eine Provinz iſt, nämlich der Theil der jetzigen Churmark Brandenburg, der diesſeits der Elbe an das Herzogth. Lüneburg und Braunſchweig gränzet) damals ſchon, wie das Thüring. Reich 531. aufhörte, an Sachſen gekommen iſt, glaubt Recenſent ſo noch nicht S. 6.

Der erſte gewiſſe nördliche Markgraf iſt Dietrich, ob er aber ein Graf von Ballenſtedt, wie hier S. 7. angegeben iſt, muß erſt bewieſen werden. (Eigentlich kann man ſchon vor dieſem den Bernhard für den erſten Markgrafen halten, obwohl er mit dem Titel nicht vorkömmt, ſondern nur *Legatus* heißt, doch hat er völlig nach dem Wittechind und Dithmar die Würde und das Amt eines Markgrafen bekleidet.) Die Schilderung, die der Verfaſſer S. 20 — 29. von den Slaven, ihren guten Eigenſchaften, Sitten, Handlung, Religion und Regierungsform macht, iſt recht gut gerathen, obwohl ſie aus den Quellen ſelbſt nicht abſtrahirt iſt. Hiermit endiget ſich die Einleitende Geſchichte, die ganz kurz die Markgrafen aus verſchiedenen Häuſern anzeigt.

Nun folgt die Regierung Albrechts I. mit dem Zunamen des Bären (der Zuname des Schönen iſt zu jung) S. 30 — 86. Der K. Heinrich V. verlieh im Jahr 1112. das Herzogthum Sachſen dem Grafen Otten (des Albrechts Vater) ſchreibt der Verf. S. 34. Wahrſcheinlich war es nur ein temporeller Auftrag, weil der K. mit dem Herzoge Lothar damals unzufrieden war, und ſo iſt auch nur der Ausdruck des Sächſiſchen Annaliſten — Ducatus Ottoni de Ballenſtad committitur — zu verſtehen, der ſo nur von

ſeiner

ſehr kurzer Dauer war. Die S. 41. aus der angeführten Urk. (*ap. Ludewig Tom. II. p. 355.*) ohne dato angegebene 5 Jahre, die Markgr. Albrecht ſeiner Länder beraubt geweſen ſeyn ſoll, ſind entweder unrichtig angegeben, oder der Vergleich iſt auch 1142. nicht ſo zu Stande gekommen, daß er dadurch ſogleich zum wirklichen Beſitz ſeiner Länder wieder gelanget iſt. Wahrſcheinlich hat die Urkunde recht, denn nach den Urk. vom Jahr 1143. und 1144. *in Monument. Boic. Tom. IX. p. 500. ap. Gudenus Cod. dipl. Mog. Tom. I. p. 157.* und andern vom Jahr 1143. zog er beſtändig mit dem Kaiſerl. Hoflager weit entfernt von ſeinen Ländern herum, und nannten ſich auch nur *Adelbertus Marchio* ohne weitern Zuſatz, in einer Urk. vom J. 1144. nennet er ſich Adelbertus *Marchio de Saxonia, in Act. Acad. Palat. Tom. III. p. 116.* und in andern, in *Thuring. Sacra p. 472.* blos Adelbertus *Marchio*, und war noch immer im Kaiſerl. Hoflager zu Bamberg, und zu Cochmann nahe bey Coblenz. Vermuthlich iſt er alſo erſtlich in dem J. 1144. wieder zum wirklichen Beſitz gelangt, und in demſelben hat er ſich auch ſchon nach vielen Urkunden *Marchio de Brandenburg* genannt, welches mit dem J. 1139. worin er ſeiner Länder beraubt worden, ziemlich paſſen, und die 5 Jahre ausmachen wird.

Mit Recht hat der Verf. das ganz ungegründete Mährchen von dem Teſtament des Wendiſchen Königs Pribislavs verworfen, es iſt ein wahres Mährchen für den, der nur etwas die Slaviſche Staatsverfaſſung kennet, und den Helmold mit Bedacht geleſen hat. Man muß ſich wundern, daß es noch jetzo Anhänger dieſer Legende giebt, und darunter ſogar Männer, die kritiſche Geſchichtforſcher ſeyn wollen. Nur declamirt der Verf. bey dieſer Sache ein wenig zu viel, und wie ſchickt es ſich für einen ernſthaften Geſchichtſchreiber auszurufen — Schlummre ſanft herrlicher Albrecht! Kein Neid, kein Ehrentödtendes Ungeheuer umziſche dein Gebein; dein Geiſt genieße bey der Erinnerung, Tauſende gekränkt zu haben, das ſüſſe Vergnügen, noch mehr Tauſenden wohlgethan zu haben u. ſ. w. S. 57. Bey der erwähnten Aufnahme der Seeländer, Holländer, Frieſen in die Mark, hätte der Verf. S. 60. hauptſächlich gedenken ſollen, daß die Aufnahme vorzüglich aus politiſchen Urſachen geſchehen, damit durch die Vermiſchung und Anſetzung vieler Deutſchen in dem bisher blos von Slaven bewohnten Lande, dieſe deſto eher in Zaum gehalten werden,

und

und sie sich nicht so leicht zusammen rotten, und empören konnten, wobey vorzüglich des St. Minist. Freiherrn von Herzberg Excell. vortreffl. Abhandl. *Sur les anciens Habitans des Marches*, die bey der K. Akad. d. Wissensch. 1753. den Preiß erhalten, hätte gebraucht werden sollen.

S. 64. hat der Verf. angeführt, daß Albrecht bereits einige Jahre vor seinem Tode seinem erstgebohrnen Prinzen dem Otten die Regierung übertragen, und der Beweis davon soll sich in einer Urk. vom J. 1170. ap. *Gercken in Cod. dipl. Br. Tom. III.* S. 76. gründen, wo in dem wichtigen Schenk. Briefe an das Stift Havelberg des Pommerschen Fürsten Casimirs steht: Ottone filio eius (Marchi. *Adelberti*, so vorher als Zeuge mit diesem Otto steht) *jus Marchie nunc tenente.* Diese Stelle beweiset aber solches im geringsten nicht, sondern nur dieses, daß bey der sehr wichtigen Schenkung eines auswärtigen Fürsten, der M. Otto die Rechte der Mark beobachtete, wie bey dergleichen wichtigen Schenkungen öfters geschehen ist, wovon man mehr Beyspiele anführen könnte, z. B. bey der großen Donation des M. Otten *II.* vom Jahr 1196 — heißt es auch — Hec — *secundum jus Marchie* preeunte sententia prosequentes — *Gercken, Tom. III. Cod. p.* 64. Noch weniger die andere aus eben dem Cod. dipl. angeführte Urk. vom J. 1160. beweiset es in den Worten des Schenk. Briefes über das Dorf Slautiz in der Altenmark an das Kloster Hildesleven — villam *Slautiz* — una cum filio meo *Ottone Marchione cuius potestati subiacet* — contradidi Wahrscheinlich hatte M. Albrecht ihm als dem erstgebohrnen Prinzen die Alte Mark abgetreten, und daher nannte er sich auch vielleicht *Marchio*; in einer andern Urk. findet man auch den Ausdruck — filius meus Otto eque Marchio. Vielleicht hatte er auch den Titel als Erstgeb. Prinz und Nachfolger, da die übrigen Söhne nur Comites hießen.

Bey dem Todesjahr des M. Albrechts herrscht gar keine Dunkelheit, wie der Verf. S. 65. meynt, vielmehr kann es diplomat. und auch von gleichzeitigen Schriftstellern erwiesen werden, daß er im Jahr 1170. gestorben ist. Ob er aber zu Ballenstedt wirklich begraben, davon muß man den Beweis erwarten.

II. Abschnitt S. 67—86. Albrechts *I.* Charakter und Verdienste um die Mark. Den Charakter dieses großen Fürsten treffend zu schildern, dazu sind nicht Data ge-

nug

mag vorhanden, und die Beſchreibung von dem Flor der Mark unter ſeiner Regierung iſt übertrieben, und die romanhafte Beſchreibung davon S. 69. — der goldne Reiz des Obſtbaums blickte im Herbſt durch hinſtarrende Blätter hervor; aufgeſchwollene Trauben winkten ins Herz der Beſitzer des geglückten Verſuchs Monnez auf den Triften irrten Heerden in ſorgloſer Frölichkeit — auf den Flüſſen ſchwammen Schiffe hin und her, den Schweiß dieſer nützlichen Staatsglieder in Gold und andere Bedürfniße Befriedigungen umzutauſchen — iſt ekelhaft und unter der Würde des Geſchichtſchreibers, der in einem ernſthaften körnigten Styl ſchildert, aber nicht witzelnd für Witzlinge ſchreibt. Weg mit dem Plunder aus dieſem Buche! — Daß die Wenden die Landeskultur und Ackerbau verabſäumet S. 69. iſt irrig, ſie baueten nur keine niedrige Acker, dieſe haben die niederländiſchen Koloniſten erſt angebauet. S. 71. ſind die Worte von der Altenmark dunkel, wenn es heißt — die Altmark machte wenigſtens im vierzehnten Jahrhundert eine abgeſonderte Provinz von der Mark Brandenburg aus — und in der Nota *** — Ich ſage wenigſtens, weil laut der angef. Urk. von 1196. und 1197. in welcher letztern ausdrücklich das *Marchia Brandenb.* heiſt, was in der erſten blos *Marchia* hieß, gleich nach der Eroberung der Mark Brandenburg die Abſonderung nicht ſtatt gefunden hat. — Warum nicht? Daß *Marchia* oder die Alte Mark in der Kaiſerl. Confirmation über die Schenkung, *Marchia Brandenb.* genannt, iſt ein Fehler der Kanzley, die Donation ſelbſt entſcheidet hierin allein, wo nur *Marchia* blos allein ſteht, und es iſt allerdings eine ausgemachte Wahrheit, daß die Alte Mark vom Anfange an, niemals anders, wie blos allein *Marchia* bis ins XIV. Jahrhundert in Urk. genannt, und eine von den andern Marken unterſchiedene Provinz geweſen iſt, mithin fällt die Anmerkung — daß ſie wenigſtens im XIV. Jahrhrhundert privativ ſo geheißen ꝛc. weg. Hierin hat der Verfaſſer den Gercken nicht recht verſtanden, der dieſes nicht lehret.

S. 72. die Vorrechte, ſo die Biſchofth. Brandenburg und Havelberg hatten, waren ſo außerordentlich nicht, und viele andere Stifter hatten in dem Zeitpunkt ſchon weit wichtigere, nur mußte der Verf. zeigen, daß ſie landſäßig, obwohl

ſie

sie ihre Besitzung und Gerechtsame auch noch später unter M. Otten von den Kaisern bestätigen ließen, und Kaiser Otto I. sie *in prædio nostro* in Marchia Geronis Ducis et Marchionis, wie der Stift. Brief des ersten lautet, fundirt hatte. Aber ihre erste Besitzungen giengen schon durch die Bedrückungen der Wendischen Völker, in deren Lande sie belegen, bald hernach zu Grunde, und die nachherigen Markgrafen haben durch ihre Schenkungen, und besonders durch ihren Schutz diese Stifter erstlich empor gehoben. Was S. 73. von dem Zustande des Märkischen Adels angeführt ist, bezeichnet sich auf Gundlings Brandenb. Geschichte S. 425. 424 und 437., die bekanntermaaßen in vielen Stücken unsicher genug ist, doch findet man auch auf allen 3 angeführten Seiten kein Wort — daß der Adel fast allgemein damals das Patronatrecht, die Gerichtsbarkeit, Befreiung von ordentl. Landessteuren, (wobey Thiele vom Contributwesen in der Churm. S. 35. angeführt ist, der aber von dem Zeitpunkt, und wie die ersten Auflagen entstanden sind, gar keine Begriffe, noch Kenntniß vom Medio aevo hat), Jagdgerechtigkeit erhalten, und einigen wäre sogar die Herrschaft über Städte (wobey die Urk. vom J. 1170. bey *Gercken in Frag. March. P. III. p.* 2. angeführt, die kein Wort davon hat) eingeräumet worden. — Man sieht aus dieser ganzen Stelle, daß dem Verf. hier niemand vorgearbeitet hat, daher ist sie auch so ausgefallen. Von allen diesen Punkten, läßt sich aus Mangel der Urk. bis ins J. 1170. (wovon der Verf. schreibt) wenig gegründetes in dieser Absicht sagen. Daß der Adel damals schon ansehnlich war (um die Wendischen Völker im Respekt zu erhalten, war es nach damaliger Verfassung höchst nothwendig, eine starke Anzahl Vasallen zu haben), zeigt sich aus etlichen Datis, selbst aus der angeführten Urk. vom Jahr 1170. *in Frag. March.*, wo der Markgr. Otto *I.* die vornehmsten — Barones — nennet, was sie aber zu der Zeit für Gerechtsame (z. B. Patronatrechte, Jagdgerechtigkeit ꝛc.) besaßen, wodurch will man dieses diplomatisch erweisen, da, wie schon gesagt, die Anzahl der Urk. von dem Zeitpunkte gar zu geringe, und größten Theils in Schenkungen bestehet. Dieser wichtige Punkt gehört zu einer besondern Untersuchung, aber für einen Mann, der eine ausgebreitete Kenntniß der Mittlernzeit, und starke Belesenheit von Urk. besitzet. S. 76. bedeutet der Ausdruck in der Urk. M. Albrechts für der St.

Sten-

Stendal, dafern ſie ächt iſt, — eisdem *iuſtitiam Magdeburg. ciuium* per omnia conceſſimus — Die Bürger ſollen Magdeburgiſches Recht haben, und dafern in Stendal ſolches ihnen verſaget wird, ſo ſollen ſie die Rechtshülfe zu Magdeburg ſuchen. S. 67. äußert der Verf. die Meynung, daß die Leibeigenſchaft zuerſt durch die Chriſten unter den Slaviſchen Völkern eingeführt ſey. Aber wo hat denn der Verf. S. 79. eine von M. Albrecht in deutſcher Sprache ausgeſtellte Urk. geſehen und geleſen, woraus er die damalige deutſche Sprache in der Mark beurtheilen will? Eine Urk. in deutſcher Sprache von der Zeit, iſt ein Unding; ſo wenig Kenntniß der Diplomatik und der Mittlernzeit hat der Verf. Weit beſſer hat er gethan, daß er ſich auf die ſchwere Frage, in wie weit wär der nördliche Markgraf dem Herzoge von Sachſen verbunden? oder ihm unterworfen? nicht recht eingelaſſen. Recenſent glaubt, daß die vorigen Markgrafen, und ſelbſt Albrecht vor das J. 1143. oder 44. wie er in ſeine Länder wieder eingeſetzt iſt, den Sächſiſchen Herzogen allerdings unterworfen waren, und ihrem Hauptpanier in Feldzügen folgen mußten, wie M. Albrecht aber in vorgedachten Jahre, das Herzogthum Sachſen verlor, und er ſeine Länder wieder erhielte, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß er damals von der Subordination für ſich und ſeine Nachfolger befreiet worden, in Abſicht der eigentlichen Mark Brandenb. über der Elbe iſt ſchon vorher M. Albrecht dem Herzoge im geringſten nicht unterworfen geweſen. Aber was will die Gloſſe S. 80. in der Note ſagen — Hr. Buchholz — den leider mancher ausgemachte arme Sünder für einen armen Sänder erklären will. — Es muß etwa ein gründlicher Kenner der Brandenburg. Geſchichte den Buchholz ſo genannt haben. Wir zweifeln, ob er daran groß Unrecht gethan hat, und möchten ihm wohl beytreten. Denn wenn man alle die Hypotheſen und Unrichtigkeiten in der Buchholziſchen Geſchichte der M. Brandenburg genau unterſuchen und anzeigen wollte, ſo würden viele Bogen nicht hinreichen. Er würde immer beſſer gethan haben, wenn er damit zu Hauſe geblieben wäre, da Pauli lange vorher weit gründlicher, obwohl auch nicht ohne beträchtliche Fehler, ſchon die Geſchichte bearbeitet hatte, wenigſtens wird jeder Kenner ſie der Buchholziſchen allemal weit vorziehen. Recenſent wird ſich wohl die Mühe nehmen, nur den *I.* Theil ſeiner Brand. Geſch. zur Probe kritiſch zu beurtheilen, und die darin enthal-

tene häufigen Hypotheſen und enormen Irrthümer aufzudecken, alsdenn ſoll man dieſen Mann erſt kennen lernen. Aber für einen jungen Schriftſteller, der zum erſtenmal in Bearbeitung der Brandenburg. Geſchichte auftritt, gezieret es ſich faſt nicht, dergleichen Gloſſen einzuſtreuen, wenigſten mußte er erſtlich abwarten, was Kenner von ſeiner eigenen Arbeit urtheilen würden. Doch dieſes nur beyläufig.

S. 82. ganz recht iſt aus des Gercken Abhandlung *I.* Th. *no. XI.* über das *jus fiſci* der deutſchen Fürſten angemerket, daß der Kaiſer damals und noch ſpäter das jus fiſci in den Ländern der deutſchen Fürſten ausgeübet hat, und alſo auch in der Mark Brandenburg; die daſelbſt angeführte Urkunde vom J. 1170. (in Fragm. March.) beweiſet auch ganz richtig, daß die Mark Brandenburg damals dem Reiche ſchon einverleibt wär, nur haben die daraus angeführten Worte *camera imperialis*, wie Recenſent dafür hält, gar keinen Bezug auf das *jus fiſci*, ſondern lediglich darauf, daß der Markgraf von Brandenburg damals ſchon die Erzkämmerer Würde erhalten, die vormals auf das Herzogthum Schwaben gehaftet, welche wahrſcheinlich ſchon Kaiſer Conrad an M. Albrechten übertragen, wie der letzte ſich des Herzogthums Sachſen wieder begeben hat. Ganz recht hat Pauli S. 222. *I.* Th. wenn er glaubt, daß der M. Albrecht hauptſächlich des Schutzes wegen die neu erworbenen Wendiſchen Länder zwiſchen der Elbe und Oder dem Reiche zu Lehn aufgetragen hat, daher hieß auch alles was noch nachher erworben ward — Mark, und ſeit der Zeit nicht mehr die Mäpplische, ſondern die Mark Brandenburg, die noch immer eine Gränzprovinz gegen die Slaviſchen Völker machte, und auch den Markgrafen berechtigte, die Gränzen an der Slaviſchen Seite immer weiter auszudehnen. Man braucht alſo nicht auf den Gundling, und noch weniger auf den Kranz in ſeiner *Saxonia* die geringſte Reflexion zu nehmen S. 83.

III. Abſchnitt, M. Ottens *I.* Regierung S. 86 — 98. Zuerſt eine Lücke von 5 Jahren, in welchen der Verf. von dieſem Herrn nichts zu ſagen weiß, und das aus dem Goldaſt und Buchholz angeführte Diplom möchte man auch aus vielen diplomatiſchen Gründen verdächtig halten. Das Mährchen von den Hofſchranzen des H. Heinrichs S. 89. konnte ſicher weg bleiben. Der Vergleich zwiſchen dem Kaiſer

und Papſt kam eigentlich erſt im J. 1177. zu ſtande. S. 91. von dem Slaviſchen Völkernamen in Pommern und der Mark Brandenburg, muß man die Generalbenennung dieſer Slaviſchen Völker bey den erſten Fränkiſchen Geſchichtſchreibern, und bey den gleich darauf folgenden erſten Sächſiſchen wohl unterſcheiden. Die erſten geben ihnen allgemein den Namen *Wilci*, worunter alle kleine Völkerſchaften in dieſen beyden Ländern begriffen waren, ſo wie hernach die erſten Sächſiſchen Witechind, Dithmar ꝛc. eben dieſe *Liutici*, *Leutici* nennen, welchen Namen hernach die Slaviſchen Völker in Vorpommern in ſpätern Zeiten privativ behielten. Dieſe Hauptbemerkung muß jeder hiſtor. Schriftſteller von der Mark und Pommern wohl beobachten, wenn er Verwirrung vermeiden will.

S. 91. gegen den Suantibor *I.* Fürſten von Pommern und Slavien, der 1107. ſtarb, und ſeine Söhne hat der gel. Hr. J. Uphagen zu Danzig in der Ehrenrettung der polniſchen Schriftſteller, und in dem ſehr raren Buche *Parerga hiſtorica* vieles eingewandt, ſo Attention verdienet hätte. Auch über die angebliche ehemalige Funktion des Erzkämmerers, vor Errichtung der goldnen Bulle, daß er die Briefe an den Kaiſer annehmen, und die Beſtellung der Antwort beſorgen müſſen, daß er dem Kaiſer bey der Krönung einen Ring mit den beygeſetzten Worten — übergeben müſſen, und daß er unter den weltlichen Erzbeamten den erſten Platz bekleidet hätte ꝛc. ließ ſich viel ſagen, wenn es der Raum erlauben wollte.

IV. Abſchnitt, M. Ottens *II.* Regierung S. 99—113. So ſchlecht war die Regierung nicht, daß Otto *II.* beſtändig einen Vormund gebraucht hätte. Die übertriebene Freygebigkeit gegen die Geiſtlichen iſt freylich an dieſem Herrn ſehr zu tadeln, allein ſie war der Denkungsart der damaligen Zeit gemäß, und daraus folgt noch lange nicht, daß dieſer Herr ſo ſchwach, wie ſich der Verfaſſer vorſtellt, der die Denkungsart dieſer Jahrhunderte noch lange nicht genug kennet. Der Kaiſer Otto *I.* war in weit größerer Maaße höchſt übertrieben freygebig gegen die Geiſtlichen, unter deſſen Regierung die Biſchöfe ꝛc. erſtlich den Grund zu ihren Hoheitsrechten und Würden legten, mit allen Regalien verſehen, und von der weltlichen Obrigkeit befreiet wurden. Der Kaiſer hatte ſeine politiſchen Urſachen dazu, damit er die geiſtlichen

Fürsten brauchen konnte, um den weltlichen das Gleichgewicht zu halten. Wer wollte also blos daher schließen, der Kaiser wäre ein schwachdenkender Herr gewesen, er gehört vielmehr unter die Reihe der Kaiser, so die größte Rolle gespielet haben. Was also S. 99. und 100. von diesem Herrn geurtheilet wird, zumal zuletzt — daß der Himmel selbst nicht sicher vor ihm gewesen, daß er ihn nicht auch einem Erzbischof zu Lehn aufgetragen, weil ein ber. deutscher Schriftsteller urtheilt, die Seelen der Verstorbenen würden das thun, womit sie sich im Leben beschäftiget haben, obgleich es nur Fragweise — wenn die Seelen das thun — angebracht ist, so ist der witzig seyn sollende Gedanke doch abermal schlecht angebracht, und völlig unter der Würde des Geschichtschreibers; alles dieses will mit seiner wirklich kriegerschen Regierung gar nicht stimmen, vielmehr lehret der Zusammenhang der damaligen Geschichte, daß dieser Herr in den Nordischen Gegenden sich nicht wenig fürchtbar gemacht hat, wovon den Verf. seine eigene von ihm angeführten Data überzeugen könnten. Die Specialbemerkungen über den Traditionsakt S. 104 — 108. wie solcher nach altem Sächsischem Recht mit allen Formalitäten geschehen, warum in der Uebergabs-Urk. die eigentlichen Bedingungen nicht zu finden, weil die Uebergabe nach altem deutschem Rechte frey — traditio pura et non conditionata seyn mußte ꝛc. sind zum Theil wörtlich aus des Gercken *IV.* Abhandlung über dieses Object ausgeschrieben, im *III.* Theil der vermischt. Abhandl. ohne derselben im geringsten zu gedenken, vielmehr giebt sich der V. das Ansehen, daß die wichtigen Bemerkungen von ihm herrühren, die aber einem Geistlichen nicht ähnlich sehen. S. 112. in der Nota ist überflüßig gewarnet, daß man dem bischöfl. Official ja nicht mit dem Fürstl. verwechseln soll. Der geistliche Official war ein geistlicher Richter schon seit dem XII. Jahrh. und die Fürstl. Hofbeamten sind weit älter, wie die Erbbeamten. Beyde Officia waren also sehr unterschieden, daher sie nur ein historischer Dummkopf verwechseln wird.

V. Abschnitt, M. Albrechts *II.* Regierung S. 113 — 125. Warum dieser Herr seine Einwilligung zu dem vorgedachten Lehnsauftrag gegeben, so sein allein regierender Bruder vornahm, darüber giebt der angeführte entfernte Pulkawa noch nicht richtige Auskunft, so wenig, als über den angeblichen Einfall desselben in des Markgrafen Land, und

deſſen Gefangennehmung ꝛc. der Umſtand iſt noch einer genauern Unterſuchung bedürftig S. 113. Von dem großen Aufſtand der Slaven in Ruppinſchen und Barnimſchen Kreiſſen, weiß Recenſent in den Regierungsjahren des M. Albrechts *II.* nichts. Die aus der Brandenb. Stifts Hiſt. in Cod. dipl. S. 443. 444. und 448. angezogenen Urk. betreffen blos den Streit zwiſchen den Markgr. Johann und Otto, und den Biſchöfen von Brandenburg wegen der Zehenden in den neu erworbenen Ländern bis an die Oder, und was der Papſt in der Urk. *l. c.* S. 443. relativ erzählt, iſt aus des M. Albrechts Vorſtellung genommen, die der Papſt nicht glauben will. Die Slaven waren ſchon zu der Zeit zu viel mit deutſchen Einwohnern vermiſcht, und zu viel unter dem Druck, als daß ihnen in den Jahren noch eine Empörung einfallen ſollte S. 122. Was aus dem alten Sächſiſchen Lehnrechte wegen der Vormundſchaft des Lehnherrn für den minderjährigen Vaſallen, und von der *tutela fructuaria* S. 126. angeführt worden, iſt abermal aus der Note des Gercken, *ad Doc. A.* 1334. *in Cod. dipl. Br. Tom. III. p.* 178. genommen; die Urk. iſt zum Beweis, daß der Lehnherr als Vormund die tutelam fructuariam gegen eine gute Bezahlung an einen andern abtreten konnte, angeführt, aber von der dabey befindlichen, und hier genutzten Erklärung iſt kein Wort gedacht. Die Anmerkung S. 128. — daß man damals vor Erzbiſchöfen wie vor Juden auf ſeiner Hut ſeyn müſſen — iſt bey Gelegenheit des Vergleichs wegen Abkaufung des Angefälls auch ſehr überflüßig. Angemeſſener und milder würde der Ausdruck geweſen ſeyn, wenn es hieße — der ſo ſtark verklauſulirte Vergleich beweiſet, wie ſehr man ſich vor der Habſucht und Begierde der Magdeburg. Erzbiſchöfe, die ihnen ſo gelegene Provinz der jetzigen Altenmark auf irgend eine Weiſe zu erhaſchen, ſchon damals gefürchtet hat. Waren denn alle Erzbiſchöfe allgemein ſo habſüchtig? S. 135. — Endlich nach dem Einfall des Prälaten (des Erzbiſchofs von Magdeburg 1240. in die Altemark), zur Veſperzeit, trat der Bedrängten (der beiden reg. Markgrafen Johannes und Friedrichs) Glückſonne aus den Wolken hervor — S. 137. ſoll ſtatt Rogenz, Rojetz heißen, ein dem Hrn. von Alvensleven zugehöriges wichtiges Guth an der Elbe. Ueber die Angabe S. 143. daß dem M. Otten die Holſteiner für aufgewandte 6000 M. Silbers, in einem Kriege wider den K. Chriſtoff von Dännemark, die Stadt Rendsburg verpfändet

ſt haben, iſt kein Gewährsmann angegeben. Was S. 144 ꝛc. von Erwerbung der jetzigen Neuen Mark, und S. 147. von Erwerbung der Lauſnitz angezeiget worden, iſt deutlich aus den Bemerkungen des Gercken bey den von dem Verf. citirten Urk. genommen, die derſelbe, nebſt der Nachweiſung in dem Balbin den Urk. beygefüget hat. In dem *Pulkava Tom. III. Monum. Bohem. p.* 226. ſteht — Et cum *Iohannes* (March. Brandenb.) *centum milites plures haberet*, quam *Otto* — Dieſes iſt hier S. 149. ſchlecht überſetzet — und der Markgraf Johann außerdem 100 Mann Truppen mehr, wie Markgraf Otto hatte. — Es ſoll heißen: und der Markgraf Johann außerdem hundert adliche Vaſallen und Ritter mehr hatte. S. 152. hätten wir wieder einen tüchtigen Gewährsmann gewünſchet, über die aus dem Pauli S. 304. genommene Nachricht, daß der gefangene König Brich von Dännemark dem M. Otten in Verwahrung gegeben ſey. In des *Langenbek* S. R. D. finden wir nichts davon, daſern es nicht bey dem *Pontano* ſteht. Ohne Beweis muß man dergleichen, wie die Heirath der Agnes des M. Johanns Tochter aus der zwoten Ehe, an vorgedachten König Erich, die erſt im J. 1273. vollzogen ward, nicht angeben, zumal über das Letzte der *Continuat. Alberti Stad. p.* 7. als ein gleichzeitiger Schriftſteller ſicher angeführet werden konnte.

S. 163. ſteht — Außerdem leidet es faſt keinen Zweifel, daß damals (nämlich 1268. ohngefähr) die Prälaten und vornehmſten Städte, wie der Adel Landſtände geweſen ſind. Dieſer Satz iſt ganz gewiß, und läßt ſich aus Urk. erweiſen. Darin aber hat der Verf. recht, daß er aus dem *Baczko*, gegen den Gercken *Tom. I. Cod. p.* 249. erwieſen, daß die Urk. des Herzogs Meſtwins, worin er den Markgrafen Johann, Otten, und Conrad Danzig zum Eigenthum übergeben, nicht, wie dieſer mit dem *Dreger* vermeinet 1269, ſondern 1271. ausgeſtellet worden. Ueber die Belehrung, wie vormals die Kaiſern Wahlen angeſtellet, und wie die Wahl endlich privativ auf die Churfürſten gekommen, wollen wir S. 178. den V. nicht beurtheilen, weil dieſes wirklich ſchwere Object ſeine Fach nicht iſt, und dazu eine große Kenntniß des Staatsrechts der Mittlernzeit gehöret, auch der Unterſchied zwiſchen *principaliter* vornehmlich, und *non principaliter* nicht vornehmlich wählenden im Grunde gar nichts ſagt, indem

lchon die Vorwahl und Vorschlagung der anwesenden Reichsstände, und die eigentliche Wahl (von den vorgeschlagenen) der wirklichen Wahlfürsten die Sache weit deutlicher erkläret.

Wie es seit der Theilung des Brandenburg. Hauses in 2 Linien, in Absicht der Kaiserwahl und des Stimmrechts auch in andern Reichsangelegenheiten damals gehalten worden, davon hat der Verf. S. 180 ꝛc. die Meynung des Gercken in der *VII.* Abhandlung des *III.* Th. der vermischten Abhandl. S. 168. u. s. w. buchstäblich angenommen, ohne sie recht zu prüfen, noch diesen als den ersten Urheber anzuzeigen, wogegen Recensent doch auch etliche Gründe und Beyspiele von der Ottonischen Linie anführen könnte, daß also der Umstand noch zweifelhaft bleibt, wie der Verfasser auch zuletzt S. 182. selbst eingesehen hat. Uebrigens aber hat er darin Verdienst, daß er in Ansehung der Oerter, die einer jeden Linie zuständig waren, die Gerckensche Angabe vermehrt hat. Die Mordgeschichte von dem von Buch, von dem zu Tangermünde deponirten Schatz von goldenen und silbernen Münzen, und von der Art, wie der gefangene M. Otto aus der Gefangenschaft befreiet worden, hätte nicht verdient hier so weitläuftig S. 189 — 193. angeführt zu werden, weil diese Geschichte nur wichtige Vorfälle enthalten soll. Der Schatz in dem Kirchenstock zu Tangermünde ꝛc. ist zuverläßig ein Mönchmährchen, deren in dem citirten *Chron. Magdeburg.* bey dem *Meibom* mehr vorhanden sind. Von der Vormundschaft des Markgr. Ottens des Langen hat der Verf., (der überhaupt nur eine sehr eingeschränkte Belesenheit zu haben scheint,) zwey Hauptbücher nicht gebraucht, die dazu unentbehrlich sind, nämlich der *Continuator coaevus Chron. Cosmae Pragensis*, so zu Wien in 4. 1753. herausgekommen (und im vorigen Jahre von neuen zu Prag nach einer bessern Handschrift ediret ist), und des Fürsten M. Gerberts zu S. Blasien *Codex Rudolphinus.* Auf die hätte er sich weit sicherer verlassen können, als wenn er auf den Buchholz in seinem *II.* Th. S. 231 — 233. verweiset, und dem in vielen Stücken gefolget ist, der doch nicht allein sehr viel falsches in Facto selbst hat, sondern auch gegen die allgemeinen Klagen gesammter Böhmischen Schriftsteller die Vertheidigung blos aus seinem Gehirn ohne den geringsten Beweis viel zu weit treibt. Denn daß der Markgraf die Vormundschaft sehr

stark

ſtark genutzet, und mit den Böhmen etwas hart umgegangen iſt, leuchtet aus allen Nachrichten und Umſtänden deutlich hervor, wenn man ſie kritiſch unterſuchet.

S. 209. u. ſ. w. ſind die Umſtände recht gut auseinander geſetzt, wie Meſtwin *II.* Herzog von Pommerellen, zum Nachtheil der Brandenb. Johanniſchen Linie ſowohl, als auch der Herzoge von Vorpommern, den Przemißlev Herzog von Großpolen zu ſeinem Nachfolger im J. 1292. ernannt, und die daraus für die Markgr. entſtandenen ſchlimmen Folgen richtig bemerket. Auf gleiche Art iſt die Nachricht von Erwerbung der Niederlauſnitz S. 223 f. abgefaſſet. Die Grundurſachen ſind eigentlich aus den Noten bey den hieher gehörigen Urk. im *Cod. dipl. Brand.* genommen, beſonders aus der wichtigen Nota, zur Urk. des Böhmiſchen Königs Wenzels vom J. 1305. *Tom. VII. p.* 120. Von Pommerellen und wie Markgraf Woldemar in Abſicht deſſen ſich aufgeführet, und ſeine Maaßregeln genommen ſeit dem J. 1305. findet man die Erzählung S. 231 — 237. blos ſo geſtellet, wie ſie in den beyden Preußiſchen Deductionen — Ausführung der Rechte Sr. Maj. von Preußen auf Pommerellen, und in der gründlichen Nachricht von den Herzogen von Pommern Danziger Linie angegeben ſind. Der Krieg des M. Waldemars mit dem M. Friederich dem Gebißnen, iſt nach der Abhandlung des Gercken im *I.* Th. der verm. Abhandl. *No. VI.* gut beſchrieben, aber doch dem Vorgänger ohne weitere Ueberlegung getraut, weil derſelbe den S. Tiburtius Tag, worin der Hauptvergleich am Tage vorher geſchloſſen, am 11ten Auguſt angegeben, allein das Datum der Urk. hat den Tag *Tiburtii, Valer.* und *Maximini*, ſo auf den 14ten April fällt, gemeint, wodurch der Zuſammenhang der ganzen Geſchichte eine andere Wendung erhält, wie der Verf. aus der Vorrede des Häberlins zum *VII.* B. des Ausz. der *N.* A. Hiſtor. *p.* 15. hätte ſehen können S. 241.

S. 259 ꝛc. Waldemars Charakter, und was er zum Beſten des Landes gethan. Waldemar war allemal ein groſſer Herr, und gehört mit Recht unter die gröſten Fürſten, ſo die Mark Brandenburg regieret haben. Bey der St. Salzwedel mußte S. 263. angeführt werden, daß dieſe Stadt unter den Aſcan. Fürſten im XIII. Jahrh. einen ſehr beträchtl. Handel nach Hamburg und Lübeck getrie-

ben, wovon viele Urk. bey dem Lenz ꝛc. zeugen. Ueberhaupt ist der Zustand des Landes und der Einwohner von diesem Zeitpunkte zu kurz und mager behandelt, ohngeachtet es ein wichtig Objeet ist, vielleicht wird er im *II.* Theile nachgeholet, dem wir mit Verlangen entgegen sehen, und dazu dem Hrn. Verf. eine scharfe Kritik und genaue Prüfung seiner Vorgänger, die er braucht, bestens empfehlen. Wenn man einige witzige Floßkeln, (wovon wir ein paar angeführt) wegwischt, so ist die Schreibart ziemlich fließend und unterhaltend, auch der Plan an sich gut ausgeführt. Wir verhoffen, daß der Hr. V. unsere Anmerkungen gut aufnehmen, und zur Ausbesserung anwenden wird, weil die Tadelsucht keinen Antheil daran hat.

Beyträge zur Geschichte des Fürstenthums Halberstadt. Erstes Heft. Gesammlet von Johann Heinrich Lucanus, Reg. Assistenzrath. Halberstadt bey Mevius, 1784. 8.

Der Verf. liefert darin in fünf Abschnitten: I. eine gründliche Nachricht von dem Diöcesdistrict des Halberstädtschen Bischofs; II. und III. von der Oberlehnsherrschaft, und Territorial Hoheit desselben; IV. die verdunkelten Oerter, und was vom Stift und Fürstenthum abgekommen; V. topographische Tabelle von dem jetzigen Zustande des Fürstenthums.

Im *I.* Abschnitt zeigt der Verf. nach Anleitung des Fundationsbriefes, den der Kaiser Ludewig der Fromme im J. 814. dem Bischof Hildegrim gegeben hat, den Umfang des ganzen Kirchensprengels, der vor Errichtung des Erzbischofthums Magdeburg ansehnlich genug war, und eigentlich aus 6 zum Theil großen Gauen bestand. Nämlich in dem Nordthuringau, einem sehr großen Gau, dem Hartingau, dem Dorlinger, dem Balkesheim, Suabengau, und Hassgau S. 3. Hierauf sind S. 5. u. f. w. die Gaue selbst beschrieben, und die in den ältesten Urkunden vorkommenden Oerter angezeiget, von welchen zum Theil ihre Lage und jetzige Benennung angegeben ist. Dieser große District ward aber im J. 967. sehr vermindert, weil der Bischof Hilliward, dem zu errichtenden Erzstifte Magdeburg alles, was von der Elbe an zwischen der Saale, Bode und Ohre lag, abtre-

ten

ten mußte. Nach dem Privilegio des Papstes Benedicts *VIII.* ward der neue Kirchensprengel determiniret, der hier S. 16. aus dem *Chronic. Halberstad.* (aus dem XIII. Saec.) *ap. Leibnitium Tom. II. p.* 121. beschrieben und erkläret ist. Weil aber die Namen der Flüsse, wodurch er eigentlich bestimmet ist, in den Urk. sowohl als bey den Geschichtschreibern der Mittlernzeit sehr verstümmelt und verdorben sind, so bleibt uns, demohngeachtet, noch vieles sehr dunkel. Recensent findet, daß der *Annalista Saxo* die Gränzen des Halberstädtischen Sprengels von dem Verdenschen, in so weit er die Alte Mark betrifft, am deutlichsten beschrieben hat. Nämlich — *Ilsanna* palus, qui dividit *Bardengaos* et *Witingaos*, *Ara*, (die Ohre), *Milda*, *Precekina* (in andern steht auch *Prisatina*, die Biese), et iterum *Albia*, womit auch die Beschreibung des Verdenschen Sprengels *in Doc. ap. Lindenbrog. p.* 177. übereintrifft.

Im *II.* Abschnitt wird von der Oberlehnsherrschaft der Bischöfe S. 1720. gehandelt. Der Hr. Verf. ist mit andern der Meynung, daß die Bischöfe überhaupt selbige dadurch erlangt haben, daß die Güterbesitzer ihr Eigenthum zu Lehn ihnen aufgetragen, und sie solches in der Eigenschaft wieder zurück erhalten haben. Dieses hat seine völlige Richtigkeit, wenn aber auch gleich Papst Urban *II.* im J. 1110. den Geistlichen verboten, die Güter zu Lehn zu reichen, so überzeugen doch eine sehr große Anzahl Urkunden nach der Zeit, daß die Bischöfe ꝛc. Güter genug zu Lehn gegeben, damit sie in den kriegrischen Zeiten eine starke Anzahl Vasallen zu ihren Diensten haben konnten. Selbst das ansehnliche Verzeichniß des im J. 1311. aufgenommenen Bischöfl. Halberstädtschen Lehnhofes S. 2022., wofür wir dem Hrn. Verf. vielen Dank wissen, überzeugt davon, zumal sehr viele Lehnstücke darin in Aebenden bestehen, die wohl nicht aufgetragen, sondern unstreitig geistlichen Ursprungs waren.

III. Abschnitt betrifft die Landeshoheit der Bischöfe S. 32. Die Bischöfe erhielten schon im X. Jahrhunderte von den Sächsischen Kaisern viele Regalien, wovon die Urkunden in des von Ludewigs *Tom. VII. Relig.* klar überzeugen. Die wirkliche Landeshoheit, im strengen Verstande genommen, erwarben sie aber nicht eher, wie andere Fürsten und Bischöfe sie ebenfalls erst nach und nach erworben haben. Die von den Bischöfen gebrauchten Turia-

lien von Gottes Gnaden machen wohl hierauf keinen Bezug, indem aus vielen Urkunden bekannt ist, daß im XIII. und XIV. Jahrhunderte viele geringe Pröbste, und sogar auch der niedere Adel zuweilen die Curialien gebraucht, und man vielleicht erst nach dem großen Zwischenreich einen wirklichen Hoheitsbegriff damit verbunden hat. Ursprünglich war diese Formel kein Zeichen der Unabhängigkeit und Herrschaft, sondern blos ein demüthiges Geständniß der Abhängigkeit von Gott ꝛc.

Die Erwerbungen von vielen Gütern in den herumliegenden Grafschaften Wernigerode, Regenstein ꝛc. machten nach und nach die bischöflichen Länder ansehnlich, und so ist endlich das jetzige Fürstenthum Halberstadt gebildet worden. Die Oerter, so aus Urkunden bekannt geworden sind, findet man alphabetisch S. 33 ꝛc. mit vielem Fleiß aufgesucht und nachgewiesen. Auf gleiche Art giebt der *IV.* Abschnitt ein alphabetisches Verzeichniß der verdunkelten und wüstgewordenen, auch von dem Stifte abgekommenen Oerter S. 41 ꝛc. Wenn aber darunter auch die Lehnherrlichkeit über die Städte und Schlösser der Altenmark S. 44. gezogen, und der Beweis davon blos aus dem Erbvertrage des K. Ludewigs *IV.* vom Jahre 1323. genommen wird, so möchte wohl derselbe schwerlich einem Kenner der Brandenburgischen Geschichte einleuchten. Wie der Ascanische Stamm im Brandenburg. Hause ausstarb, so usurpirte sowohl der Bischof von Halberstadt, wie der von Verden ein Lehnrecht über die Altemark, weil jeder benachbarte Fürst ein Erbe seyn wollte. Der Kaiser gieng alles ein, damit er nur seinen Prinzen den Besitz der Mark gegen die Attents der benachbarten Fürsten, besonders des Herzogs Rudolffs sicher stellete. Sogar mußte der Markgraf 1336. eben die Städte und Schlösser auch von dem Erzstifte Magdeburg zu Lehn nehmen, wovon der Lehnbrief bey dem Gercken, *in Cod. dipl. Brand. Tom. I. p.* 63. aus dem Original abgedruckt ist, woraus zugleich erhellet, daß die Markgrafen aus dem Ascan. Hause seit dem Lehnsauftrage von 1196. beständig diese Provinz nicht von dem Stifte Halberstadt, sondern von dem Erzstifte zu Lehn genommen haben.

V. Abschnitt enthält eine topographische Tabelle von dem jetzigen Zustande des Fürstenthums S. 46. und ist alphabetisch in 7 Columnen eingerichtet, die die Namen

mer des Orts, den Adel, die kurze Beschreibung, die Zahl der Feuerstellen, die geistliche Verfassung, ob er königlich oder adlich, und die Gerichtsobrigkeit anzeigt. Ein wichtiges Stück zur Geographie des Fürstenthums.

Der Hr. Verf. hat in diesem ersten Beytrage viele Kenntniß und Belesenheit, auch in seinem Plan eine gute Wahl gezeiget, wir wünschen, daß er in der Folge nunmehr selbst die Geschichte des Stifts von seiner ersten Fundation an bearbeiten, und auch darin die angebliche Lehnherrschaft über die Alte Mark, oder auch nur über den Strich des dortigen Kirchensprengels documentiren wolle. Vielleicht würden ihm aus dem reichhaltigen Domarchive zur Bearbeitung dieser Geschichte die nöthigen Urkunden nicht versaget werden, die dazu unentbehrlich sind. Wir sehen übrigens der baldigen Fortsetzung mit Verlangen entgegen.

Hk.

Romantische Erzählungen, nebst Abhandlungen über Gegenstände vergangener Zeiten, von M. Johann Christoph Krause. Erster Theil. Halle, bey Hendeln, 1784. 15 Bogen in 8.

Die auf dem Titel versprochenen Abhandlungen, z. B. vom Ritterwesen, sollen im zweyten Bande folgen. Der erste enthält zwey Erzählungen, oder, wenn wir sie so nennen dürfen, historische Romane, oder, nach des Verfassers Taufe, romantische Erzählungen, d. i. Aufsätze, deren Stoff aus der wahren Geschichte erborgt, aber durch erdichtete Nebenumstände erweitert, und in einer blühenden Schreibart interessant dargestellt ist. Unserer Empfindung zufolge ist dem Hrn. Magister Krause, den man bisher nur als eigentlichen Forscher und Kenner der Geschichte kannte, die Behandlung dieser historisch-romantischen Zwittergattung ganz wohl gelungen. Er hat uns durch strenge Beobachtung des Kostume, durch die Ausgüsse seiner Imagination, und durch seinen ziemlich guten Styl oft in Täuschung versetzt und — uns darin erhalten. Die erste Erzählung ist betitelt: Hermann Riedesel, eine deutsche Geschichte aus dem 15ten Jahrhundert. Sie gründet sich auf mündlich aufbewahrte Familiennachrichten

der

der Riedeſelſchen Familie. Vor ohngefähr 10 Jahren ward das dramatiſche ſchreibende Publikum in gelehrten Zeitungen aufgefodert, dieſe Nachrichten fürs Theater zu bearbeiten, und Leſſing ſollte den verſprochenen Preiß dem beſten Stücke zuerkennen. Mit Recht wundert ſich unſer Verfaſſer, daß bey der großen Fruchtbarkeit unſerer Theaterdichter keiner Gebrauch davon gemacht hat. Hr. K. fieng an, das Subject dramatiſch zu bearbeiten, änderte aber hernach ſeinen Vorſatz, und lieferte dafür eine Erzählung, worin jedoch Spuren jener Bearbeitung übrig geblieben ſind. Es ſtehet auch ein Verzeichniß der handelnden Perſonen vor dem Stück, wie vor einem Drama. Zuerſt erſchien es in einer Halliſchen Wochenſchrift: Der Bürgerfreund (1782.), und in Mühlhauſen ward es beſonders nachgedruckt. Hier erſcheint es durchgefeilt. Der andere Aufſatz von S. 71. an führet den Titel: der Sklave Blondhaar, und die Prinzeſſin von Egypten; eine Geſchichte aus den Zeiten der Kreuzzüge. Sowohl die altdeutſchen, als die orientaliſchen Sitten ſind ziemlich gut beobachtet. Doch geſteht der Verf., daß es ihm Mühe gekoſtet habe, ſich ins Morgenland ſo ganz zu verſetzen. Das mal, ſagt er, und nicht wieder einen ſo fremden Gegenſtand ausgewählt! Es liegt die bekannte Tradition von dem Grafen Ernſt von Gleichen zum Grunde, der durch einen Kreuzzug zwo Frauen bekam, und mit ihnen auf dem Petersberg zu Erfurt begraben liegen ſoll.

Of.

Reiſe durch den Baierſchen Kreis, Salzburg und Leipzig, 1784. in 8. 243 Seiten.

Der Verf. ſchreibt ſehr gut, nur einige Provinzialismen, wie derley u. dergl. laufen mit unter; er ſchildert Natur und Menſchen zum Anſchauen; und geißelt die Thorheiten ſcharf. Sittlichkeit, Aufklärung und Nationalcharakter ſind ſein vorzügliches Augenmerk, beſonders merkwürdige Ausſichten werden zur Abwechslung mit eingemiſcht. Er geht von Paſſau aus, und endigt bey Salzburg. Wo ihm an einem Orte eine politiſche Sünde, ein handgreiflicher Aberglaube, ein lächerlicher Brauch vorkommt, tadelt er ſcharf, doch ohne zu große Bitterkeit. An Stoff zu dieſem allen, beſonders zu Schilderungen des Aberglaubens, fehlte es nicht, faſt bey jedem

Schritte

Schritte ſtößt ihm ein wunderthätiges Bild, oder eine Fabel von einem geſchehenen Wunder auf, die auf eine ſehr groteske, manchmal gar unanſtändige Art lächerlich ſind; z. B. ein Bild der ſchwangern Maria, welches vorne ein Fenſter hat, wodurch man den in Wachs poußirten Embryo ſehen kann; oder der Sarg eines Heiligen, unter welchen die Verehrer mühſam durchkriechen müſſen; um dadurch Linderung mancher körperlicher Leiden, beſonders aber die Weiber Hebung der Unfruchtbarkeit zu erlangen. Das Titelkupfer ſtellt eine Proceſſion vor, und einen großen Hund, der einen Fuß im Maule trägt, nebſt einem Burſchen auf einem Kirſchbaume, den der Fuß abgefallen war. Dem Jungen ſchmeckten die Kirſchen beſſer als die Proceſſion, und er erklärte auf Zurufen der Wallfarther geradezu, von ihm ſolle kein Fuß an den Ort ihrer heiligen Reiſe ſtehen, ſogleich fiel ihm der Fuß ab; der Hund ergreift ihn, und ſetzt ihn vor dem Altar des Wunderbildes hin. Aloyſius Merz ſtreitbaren Andenkens erſcheint hier mit allen Stratagemen ſeiner Kriegskunſt; er hat einen großen Anhang, und weiß den durch Vorſpiegeln von Centnerlaſten ihm beſtändig zugeſchickter proteſtantiſcher Einwürfe, die er alle beantworten muß; und von Proteſtantenbekehrungen, in ſtetem Eifer zu erhalten. Wenn auch oft eine Bekehrung zu ſeiner Beſchämung ausſchlägt, kümmert ihn das nicht; ſein Anhang hält ihn doch nicht weniger für ein koſtbares Rüſtzeug des katholiſchen Glaubens. Zuweilen erſcheinen auch Geiſtliche, die gleich den Auguren in Rom, ihre Wundergeſchichte ſelbſt nicht glauben, aber als piam fraudem beybehalten. Wo ſie irgend galant und epikuriſch leben, entwiſchen ſie der Geißel des Verf. nicht.

Dr.

Bibliotheca hiſtorica, inſtructa a b. *Burc. Gotth. Struvio*, aucta a b. *Chr. Gottl. Budero*, nunc vero a *Io. Geo. Meuſelio* ita digeſta, amplificata et emendata, vt paene novum opus videri poſſit. *Voluminis I. Pars II.* Lipſiae, apud heredes Weidmanni et Reichium, 1784. 350 pagg. 8.

Ent-

Konrad Heidegger, Joh. Jakob Rousseau, de la Caille, Joh. Heinrich Lambert, Händel, Franz von Voltaire (sein ganzer Name war Franz Maria Arouet von Voltaire), Algernon Sidney, und Philipp von Comines. Gut wäre es gewesen, wenn man die häufigen, manchmal den Sinn verstellenden Druckfehler angezeigt hätte.

Um.

Geschichte der Europäischen Staaten; in Verbindung (mit) der Erdbeschreibung und Staatskunde von Joh. Friedrich Poppe, Professor des königl. Joachimthalischen Gymnasiums zu Berlin. Zweyter Band. Halle, bey Gebauer, 1784. 1 Alph. 15 Bogen in gr. 8.

In dem kurzen Vorbericht erwähnt der Verf. des Beyfalls, den einige gelehrte Zeitungen dem ersten Bande seines Machwerks geschenkt haben: wir sind aber versichert, daß sie seit unserer Beurtheilung (B. LVIII. S. 563 u. ff.) mit dem Auspenden ihres Beyfalles so freygebig nicht mehr seyn werden. Sie gaben sich die Mühe freylich nicht, die wir anwendeten, um dem getäuschten Publikum, die etwas unbedachtsamen Ausschreibereyen des V. darzustellen; wir hoffen sie dadurch vorsichtiger gemacht zu haben. Er selbst fängt jetzt an, ein wenig bescheidener zu werden, indem er doch einige Bücher nimmt, die er bey Zusammensetzung der in diesem Bande gelieferten Geographie, Geschichte und Statistik Großbritanniens und der vereinigten Niederlande gebraucht hat. Ich habe nichts dagegen, sagt er, wenn man meine Arbeit für einen concentrirten Auszug dieser Werke halten will. Indessen hat der V. doch schlau gerade diejenigen nicht genennet, die er am häufigsten in Kontribution setzet, nämlich Büschings Erdbeschreibung, Tozens Statistik (nach der ersten Ausgabe), und Meusels Anleitung zur Kenntniß der Europäischen Staatenhistorie (2te Ausgabe). Aus diesen schreibt er noch immer von Wort zu Wort aus, ohne sie irgendwo zu nennen. Man darf nur wieder gleich auf der ersten Seite anfangen, um sich davon zu überzeugen. „In den alten Zeiten hieß die ganze Insel Britannien — Allein genannte

ist

iſt aus Tozen. Hernach kömmt ein Stück aus Büſchings „Der alte Name Britannien ꝛc.“ Luft und Witterung, aus B. Berge und Flüſſe, aus T. und ſo gehts immer fort. Die neueſte Geſchichte Großbritanniens S. 350. u. f. iſt faſt wörtlich aus Meuſels S. 248. u. f. entlehnt; ſo auch ganz genau die Stammtafel der rothen und weißen Roſe bey S. 402. und die Stammtafel des Naſſauiſch-Oraniſchen Hauſes bey S. 412. — Manchmal ſetzt Hr. P. litterariſche Anmerkungen unter den Text: aber ſie ſind ſo wenig, als dieſer, von ihm ſelbſt. Z. B. S. 308, wo er die Enthauptung K. Karls I. von Wort zu Wort aus Humen abgeſchrieben, führt er in der Note die Schriften des Salmaſius und Milton, und dann *sicuti Buchanus* etc. an. Man halte dagegen Meuſels Anleitung S. 231; und überhaupt gehören dergleichen litterariſche Sachen gar nicht in ein ſolches Buch. So auch die Note S. 336. iſt aus Meuſeln S. 243. S. 348. aus Meuſeln S. 247; und ſo mehrere. S. 25. führt er Watkinſons philoſ. Ueberſicht von Südirland an. Hätte er das Buch vor ſich gehabt, ſo würde er geſehen haben, daß der ungenannte Verfaſſer die 45 Briefe, aus denen ſein Buch beſteht, an dieſen Doctor gerichtet hat, wie ohnehin auf dem Titel deutlich zu leſen iſt. — Höchſt ſelten ſpricht der V. ſelbſt, und geſchieht es ja, ſo iſts nicht zu ſeinem Vortheile; z. B. S. 30. „Jul. Cäſar, der Gallien mit ſeinen Siegen „überſchwemmet hatte.“

von Melle ausführliche Nachricht von dem Leben und Charakter des Doctor Samuel Pomarius, eines in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts berühmt geweſenen Gottesgelehrten. Mit einigen Original-Beylagen, und mit einer Vorrede von Sr. Hochwürden Herrn D. und Prof. Leß zu Göttingen. Erſter Theil. Lübeck, bey Iverſen und Comp. 1784. 1 Alphab. 2 Bogen, in 8. Nebſt dem von Söttrup geſtochenen Bildniſſe des Pomarius.

Pomarius, der ſich, wie die meiſten Gelehrten ſeiner Zeit, ſeines ehrlichen deutſchen Namens Baumgarten ſchämte, nann-

ein

ein theologischer Klopffechter des vorigen Jahrhunderts, aus Schlesien gebürtig, wo er im J. 1624. in einer Mühle zur Welt kam, alsdann wider den Willen seiner Eltern studirte, Prediger in Berlin, Superintendent in Salzwedel, Prediger in Magdeburg, Director des lutherischen Gymnasiums zu Eperies in Ungarn wurde, und, von dort vertrieben, als Superintendent nach Lübeck kam, wo er im J. 1683. gestorben ist. Ein Mann, der ziemlich bedeutende Rollen spielte, kein mittelmäßiger Kopf war, hier und da Gutes stiftete, aber fast stets in Hader und Streit lebte — ein solcher Mann verdiente wohl einen tüchtigern Biographen, als Hinkelmann war. Zwey Lübeckische Schriftsteller, von Melle genannt, Vater und Sohn, suchten in unserm Jahrhundert diesen Mangel zu ersetzen. Aber wie? durch eine ausführliche Nachricht. Ja wohl ausführlich! Es ist uns lange keine solche litteratische Mißgeburt vor Augen gekommen, als dieses Buch, worin Gemeinsätze auf Gemeinsätze gehäuft sind, worin so viele Allotria und unbedeutende Sachen erscheinen, wo fast alles schief, links und abgeschmackt vorgetragen ist, dessen Verfasser von biographischer Kunst nicht einmal die ersten Begriffe haben. Gesetzt auch, der Vater, dessen Arbeit bis S. 92. geht, hätte altväterisch angefangen, war es nicht Pflicht des Sohns, der doch in Göttingen studirte, wo er Walchen und Lessen zu Lehrern hatte, die Arbeit des Vaters umzuschmelzen, oder wenigstens eine verständigere Fortsetzung zu liefern? Er hat aber selbst des Vaters Arbeit durch beygefügte Noten, und durch eine 92 Seiten lange Einleitung noch abentheuerlicher gemacht. Was die beyden Hrn. von Melle auf 18 Bogen (denn auf dem 19ten steht eine Dedikation an Kaiser Joseph den 2ten, der sie und das Buch sehr behaglich gefunden haben mag) her geschwatzt haben, hätte ein guter Schriftsteller auf 4 — 6 Bogen, zu weit größerem Nutzen der Leser, vorgetragen.

Wir müssen unsere harten Anklagen beweisen. Die erwähnte, 92 Seiten lange Einleitung, worin die Geschichte dieser Lebensbeschreibung erzählt wird, würde gewiß jeder verständige Leser, dem Hrn. von Melle, (Kollegen der St. Catharinenschule zu Lübeck, und Mitglied der königl. Großbr. deutschen Gesellschaft zu Göttingen) wenn er sie noch ungedruckt gesehen hätte, geschenkt, oder ihm wenigstens gerathen haben, sie kürzer und zweckmäßiger abzufassen. So aber holt der liebe Mann überall schrecklich weit aus, und bläst hey ge-

ringfügigen Umständen die Backen mächtig auf. Wie pompös klingt nicht gleich der Anfang: „So pflegen es Fürsten zu machen; ihre Plane, die sie sich entworfen, ihre liebsten Entwürfe übergeben sie nun, da sie die ernste Stunde ruft, — die zur Vollendung ihrer Werke nichts mehr hinzuzusetzen erlaubt, gar zu gerne den Händen anderer, und am liebsten denen, die den Geist ihrer Unternehmungen wissen, sich in ihre eigene Lage versetzen, und mit demselben Blicke wie sie, umhersehen. Derwegen blieb der Dictator Roms in seinem Nachfolger nicht Dictator mehr; Cäsar war Dictator gewesen, Octavius Augustus ließ sich zum Kaiser ausrufen. Das unter dem Trajan blühende Reich verlor seinen Glanz nicht unter der weisen Herrschaft eines Adrian, eines Antonin, und eines Mark Aurel.“ Und was erwarten wohl die Leser auf diesen Eingang für eine Anwendung? Gewiß alles andere, als folgendes: „Fast eben so machen es Schriftsteller, die sich oft in ihren Gedanken um so viel weiter über Könige und Eroberer hinwegsetzen, je unumschränkter sie allemal über die menschlichen Gemüther herrschen zu können, vorgeben.“ Es folget nun noch eine ganze Seite Nonsense und Bombast, um hernach sagen zu können, daß sein Vater an der angefangenen Arbeit über den D. Pomarius durch den Tod wäre gehindert worden. Der Sohn war noch zu jung, als daß ihm der Vater die Fortsetzung hätte empfehlen können: und doch jenes Gleichniß von Fürsten, die ihre unvollendeten Plane denen am liebsten anvertrauen, die den Geist ihrer Unternehmungen wissen? Wie passend! Unser Hr. von M. erwartet keinen Vorwurf darüber, daß er kühn und ganz und gar unberufen jene noch unvollendet gebliebene Arbeit fortgesetzt habe ꝛc. ꝛc. Er versichert, die Regeln einer guten Biographie zu kennen, führt auch dergleichen an, und doch diese Regeln so schlecht angewendet! Um das Unternehmen, seines Vaters Arbeit fortzusetzen, führt er ähnliche Beyspiele an: wer verlangt denn aber diese? Er versichert, von jeher eine geheime Neigung zur Entwerfung biographischer Aufsätze empfunden zu haben, und erzählt uns in einer fünf Seiten langen Note, wie diese Neigung in ihm entstanden sey. „Man höre mich doch nur länger an, fährt er fort, ich überzeuge vielleicht noch durch folgendes den einen oder den andern, dessen Herz der Wahrheit offen ist, dessen Ohr nur von meinem Vorhaben übel berichtet seyn konnte, und dessen Geist noch nicht selbst nachgedacht hatte.“ Sollte man nicht

den

denken, der Verf. habe die wichtigste Sache von der Welt vorzutragen, und Hartgläubige zu überzeugen? Und doch ists weiter nichts, als ein erbärmliches, unnützes Bestreben, zu zeigen, daß es Schuldigkeit sey, der Zeit den Raub vortrefflicher Lebensbeschreibungen — folglich auch dieser von Melleschen — nicht so leicht zu machen, indem man dabey gar zu viel verlöre. Er holt deswegen, seiner Gewohnheit nach, wieder weit aus, und fängt bey dem Leben des Propheten Jesaias an, welches die Zeit und das Babylonische Exil verschlungen haben, und worüber selbst ein Eichhorn, der unter die Kritiker des A. T. einen so erhabenen Rang einnimmt, klage. Und so folgen mehrere Beyspiele aus der Litterarhistorie bis auf die neueste Zeit, wo er der noch ungedruckten Sammlungen des Hrn. v. Oefele (nicht Oefeln, wie es hier immer heißt) erwähnt, und so noch dazu seine Absicht, nur von verloren gegangenen Lebensbeschreibungen zu handeln, vergißt. Das alles nun habe er reiflich erwogen, mit allen Folgen überdacht, und öfters in Gedanken erneuert, ehe er sich fest entschlossen, die Lebensgeschichte des D. Pomarius auszuarbeiten. Und nun sollte man denken, wäre des pedantischen Gewäsches für eine Einleitung genug. O nein! Nun fällt ihm noch Heckels Vorsatz ein, eine allgemeine Geschichte von dem Leben aller und jeder evangelischer Theologen, aus allen Zeitaltern, zu schreiben. Nun wird davon auf 3 Seiten geschwatzt, alsdann anderer fruchtlosen Unternehmungen, biographische Sammlungen zu machen, erwähnt; wozu er aber doch des Barth. Facius Vorsatz, ein Buch, von den berühmten Männern seiner Zeit, zu schreiben, nicht hätte rechnen sollen, denn dessen Buch de viris sui aevi illustribus ist zwar nicht von ihm selbst zum Druck befördert worden, aber doch zum Vorschein gekommen; denn Lorenz Mehus hat es zu Florenz 1745. in 4. drucken lassen.

Es fällt uns unmöglich, dem wortreichen Verf. in seiner Einleitung weiter zu folgen; unsere Leser würden es uns auch schlechten Dank wissen. Also einige Proben aus der Lebensbeschreibung selbst! Und zwar 1) von Allotrien. Wo nur irgend ein Anlaß vorkömmt, litterarische Nachrichten auszukramen, sollten sie auch noch so trivial und mikrologisch seyn, da wird ausgekramt. So wird S. 12. des Elias Major erwähnt; flugs wird in der Note etwas von ihm erzählt, das schlechterdings nichts zur Erläuterung der Hauptsache beyträgt.

So kömmt S. 16. die Stadt Thorn vor; und nun wird in der Note sehr dienstfertig gesagt: der Geburtsort des grossen Astronomen, des Kopernikus. S. 20. wird erzählt, Pomarius wäre in seiner Jugend durch unvorsichtiges Baden in der Oder in Lebensgefahr gekommen. Dies veranlasset sogleich eine Note, worin Götzens Diss. de Eruditis, qui vel aquis perierunt vel divinitus liberati fuerunt, und die 1777. gedruckte Jugendgeschichte berühmter Männer, citirt, und letzteres Werkchen ausführlich empfohlen, ja sogar ein Geschichtchen von Justus Lipsius daraus abgeschrieben wird. S. 22. wo Wittenberg genennet wird, setzt der Verf. ganz unnöthiger Weise hinzu: „diese weltberühmte Schule der Weisheit, wo das Licht der reinen evangelischen Lehre durch den Dienst des unsterblichen Luthers zuerst wieder auf den Leuchter gestellt, und noch immer brennend erhalten worden.“ Pomarius reiset über Treuenbritzen, sogleich wird in der Note Hrn. Nicolai's Reisebeschreibung citirt, wo von der Bevölkerung und Nahrung dieser Stadt die Rede ist. S. 27. sagt unser Biograph gar weise, die Dürftigkeit sey eine Gefährtin, die uns von vielen Ausschweifungen und Thorheiten abhalte; und dabey erinnert er sich, daß Solon schon diesen Gedanken gehabt habe; dies ist noch nicht genug, es werden auch die Verse aus der Anthologie, die diesen Gedanken enthalten, in der Uebersetzung des Hrn. Grafen Christian zu Stollberg, beygedruckt. So geht es durch das ganze Buch fort. S. 128 u. ff. ist ein ziemlich starker Auswuchs gegen die Reformatoren des Erziehungswesens.

2) Allotria also in Menge! und so auch Gemeinsätze und chrienmäßige Deklamationen in Menge! Nicht der geringste Umstand in seines Helden Leben läßt der Autor unbehängt von solchen widerlichen Spielzeugen. Man mag aufschlagen, wo man will, so stößt man darauf, z. B. S. 20. wo von dem schon erwähnten Baden in der Oder die Rede ist, da darf das ja nicht so nackend und einfach erzählt werden: sondern es muß der unerhörte Satz vorausgehen: „Man hat der Jugend allemal Schuld gegeben, daß sie unvorsichtig sey: und ich muß gestehen, daß man ihr diesen Vorwurf weder ohne Grund noch zu ofte machen könne.“ S. 174 wird erzählt, Pomarius habe während der Ferien in Eperies verreisen wollen, aber doch nicht ohne einen Gefährten. „Denn man reiset oft nicht angenehmer, als in der Gesellschaft eines Freundes und Landsmannes.“

3) Un-

3) Unbedeutende Dinge, auch in Menge! z. B. die ausführlichen Erzählungen von den Disputationen der Gymnasiasten in Eperies. S. 22, wo erzählt wird, daß Pomarius, als Student, von betrunkenen Leuten ausgeprügelt wurde ꝛc.

4) Einfältige Vergleichungen, z. B. S. 5. u. f. wo erzählt wird, daß ein Bruder des Pomarius als Schüler seinen Fleiß im Lernen in der Nacht habe üben müssen. Dieser Schüler wird mit griechischen Philosophen verglichen, die des Tags mit ihrer Handarbeit den Unterhalt verdienten, und des Nachts sich fleißig mit Erlernung der schönen Künste beschäftigten. S. 8. wird angeführt, daß P. schon als Kind zum Predigen eine solche Lust bekommen habe, daß er auf die Bänke und Stühle im Hause gestiegen sey, und von da herunter gepredigt habe. Da bedurfte es nun ganz und gar nicht der Vergleichung mit Bellarmin, nach der Anführung des Götzischen Schediasmatis de puero concionatore; denn dergleichen Nachäffungen treiben alle lebhafte Kinder. Der Knabe, der den Prediger nachahmen will, ahmt auch dem Schmied, dem Gärtner, dem Soldaten ꝛc. nach; und man müßte, der einfältigen Meynung unsers Biographen zufolge, prophezeihen, alles dies werde ein solcher Knabe dereinst treiben. S. 192. vergleicht er die zu Eperies disputirenden Gymnasiasten mit den Kämpfern, die Virgil schildert. Doch, was sagen wir, Virgil; das ist dem Verf. viel zu gemein; also: der Mantuanische Dichter. S. 239. wird ein junger Graf Töckely, der in Eperies studirte, mit Alexander, und Pomarius mit Aristoteles verglichen.

Wenn vollends ein solcher Pedant scherzen oder lebhaft seyn will, dann wird er gar possierlich; z. B. wenn er S. 187. ausruft: „Wo ist die Reißfeder des Chodowiecki? — Gebt sie mir! — Ich will versuchen.“ —

Von den 9 Beylagen hätten immer einige wegbleiben dürfen.

Will und kann Hr. von Melle unsere Erinnerungen beym 2ten Theile benutzen, so wird er gewiß besser ausfallen, und wir wollen ihm dann das gebührende Lob gewiß nicht vorenthalten.

Hr. D. Leß, von dem der Verfasser zu wiederholten malen eine Vorrede verlangte, hat darin Beyspiele von specieller oder individueller Providenz aufgestellt, und be-

hauptet, daß man nicht alles für Zufall erklären könne oder dürfe.

Nk.

J. E. Fabri's geographisches Magazin. XI. und XII. Heft. Dessau und Leipzig, 1784. S. 249 bis 512. in 8.

Diese 2 Hefte schließen den dritten Band. Wir zeichnen aus beyden einige Artikel aus. 1) Von Liebenthal in Schlesien. Diese Stadt von 400 Wohnungen liegt im Fürstenthum Jauer, und gehört, nebst einem District von 2½ Quadrat Meilen dem Nonnenkloster dieses Namens, das erst im Jahr 1775. zwey neue Heiligenleiber, zur öffentlichen Aufstellung und Verehrung an der Seite des Altars aus Rom hat kommen lassen. Zu dem Klostergebiet gehören außer der Stadt noch 21 Ortschaften und 14400 Einwohner. 2) Etwas zur nähern Kenntniß der Moßuren. — Für eine Gattung von Lesern hätte doch auch nicht vergessen werden sollen zu sagen, wo denn eigentlich die Moßuren zu Hause sind. 3) Ueber das Gewerbe des Amtes Butzbach im Darmstädtischen — es werden jährlich gegen 70000 Ellen Leinentuch gewebt, und nach Holland verkaufet. 4) Sehr umständliche Mortalitätslisten von der Grafschaft Ravensberg. 5) Beschreibung der Stadt Bernstadt in Schlesien — Sie hat 354 Feuerstellen, und gegen 1800 Einwohner, darunter 130 Tuchmacher, die im letzten Jahr 5845 Stein Wolle zu 3719 Stück Tücher nach Rußland verarbeitet haben. Diese Beschreibung wird auf dem Umschlag als comisch geographisch angekündigt: sie ist aber so sehr comisch seyn sollend, daß man sie gar überschlagen möchte. 6) Kreisverfassung der österreichischen Kreisländer, nebst Böhmen, Schlesien und Gallicien — Benennung der Kreise, Kreishauptleute, und Standorte. Gallizien hat deren 18. 7) Berichtigung der vorigen Nachrichten von Hildesheim. Der Garnhandel sey fast der einzige Nahrungszweig, doch mehr für die Kaufleute als Spinner einträglich. 8) Nachricht vom Cotbusischen Kreise in der Niederlausitz. Die ganze Volksmenge beträgt 29371 Menschen, und von der Stadt Cotbus besonders 4306. Im Jahr 1759 machten die Kaiserlichen Anstalt die Festungswerke zu Peitz zu

stren-

ſprengen: ein entſetzliches Donnerwetter aber erſchlug einen dabey beſchäftigten Officier, und löſchte die Lunten aus; und ſo unterblieb die Sache. Der Dörfer dieſes Kreiſes ſind 116. 9) Von der Leibeigenſchaft in Mecklenburg. 10) Von dem Gewerbe des Darmſtädtſchen Amtes Biedenkopf — meiſtens Tuchmacherey. 11) Diplomatiſche Nachrichten von der ehemaligen Grafſchaft Bucha und dem Dorfe Bucha in Thüringen. 12) Von neuentdeckten Hölen im St. Antoniengebürge in Graubünden — nicht ſehr merkwürdig. 13) Topographiſche Nachrichten von Schwerin. Die Stadt ſoll gegen 950 Häuſer, und 10000 Einwohner haben, und unter den letzten 70 Judenfamilien. Von dem Gebiet der Grafen von Schönborn in der Wetterau. Von dem Herzogthum Krain und deſſen Einwohnern. Ueber den Kanarien(vögel)handel der Imbſter (Inwohner des Dorfes Imbſt in Tyrol, die mit Tragen von 300 Vögeln, die ſie in Schwaben aufkaufen, nach Petersburg und Conſtantinopel gehen, dort das Stück für 9 Rubeln, hier für 12 Gulden verkaufen.) Aus den kurzen Nachrichten führen wir noch an, daß ſeit der Ankunft der ſpaniſchen Silberflotte der Leinewandhandel zu Hirſchberg außerordenlich blüht, daß im vorigen Jahre die Ausfuhr derſelben gegen 2 Millionen Thaler betragen, und daß man ſie im gegenwärtigen auf 3 Millionen zu bringen hofft.

Johann Gerhard Gruners hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Beſchreibung des Fürſtenthums Coburg, S. Saalfeldiſchen Antheils, nebſt einigen Urkunden, und einer Karte, welche das Fürſtenthum Coburg, ſo wie es ehedem zuſammen gehöret hat, vorſtellet. Nachtrag, oder zweyter Theil. Coburg, bey Ahl, 1784. 25 Bogen in 4.

Die Beſchreibung von Coburg war eigentlich nicht auf zwey Theile zugeſchnitten, ſondern mit dem erſten Theile geſchloſſen. Wenn daher ihr würdiger Verf. der Hr. Geh. Rath und Cammerpräſident Gruner ihr hiermit einen zweyten Theil nachſchickt, ſo darf man in demſelben nicht neue Rubriken erwarten, die in dem erſten Theil nicht ſchon berührt worden wären: ſondern er enthält, was der Titel ſagt, Nachträge, d. i. Be-

richtigungen, Ergänzungen, Fortsetzungen der in der Beschreibung von Coburg gelieferten Nachrichten; Ausfüllungen der ältern Geschichte der erwähnten Oerter und adelichen Familien, u. s. w. nebst 18 Urkunden, zu Handlungen, die in besagten Nachträgen erzählt wurden. Wir wollen unserer Gewohnheit nach, ein und das andere Bemerkenswürdige ausziehen. Einige von uns bey der Recension des ersten Theils gerügte Mängel hat der Hr. V. hier von selbst verbessert. Mit lobenswerther Freymüthigkeit bekennt er Mängel in Polizey- und Armenanstalten. In Coburg ist vor kurzen eine Schnupftabacksfabrike mit einem Privilegium errichtet worden. Juden müssen für einen Tag, zu Pferde 6 Ggr., und zu Fuß 3 Ggr., und wenn sie des Nachts in Coburg bleiben wollen, halb so viel entrichten. Dieses Verbot ist seit 1422. über eine Beschuldigung, daß ein Jude Muttermilch von einer Frau verlangt habe, um dadurch ein Sterben unter die Menschen zu bringen, gegen sie ergangen. Nächstens soll unter dem Directorium des Verf. die verderbliche Schaafhut, und mit der Zeit auch die Rindviehhut, im Lande abgeschafft, und dagegen die Stallfütterung eingeführt, und der Futterbau befördert werden. Das Publikum ist bereits darüber durch öffentlichen Druck befragt worden. Das Gymnasium hat seit kurzen verschiedene ansehnliche Stiftungen zur Erweiterung seines durch den Bankerot des letzten Kastenverwalters eingeschränkt gewesenen Convictoriums, erhalten, als 1780, 840 Gülden Fr. von der letztverstorbenen verwittweten Frau Herzogin Anna Sophia; 1781, 900 Fl. von dem Archidiak. Plödtner, und 1783, 600 Gülden von der verwittweten D. Schmollerin — seltene Beyspiele der Gutthätigkeit in unsern Tagen, die aber der Stadt Coburg Ehre machen. Die Summe der Bevölkerung im ganzen Lande setzt der Verf. nunmehr, nach einer Verbesserung, auf 25562 Seelen. Hundert Nürnberger Ellen machen zu Coburg 112½ Elle. Ein Acker hält 160 Ruthen, doch rechnen die Landleute meistens ihr Feld nach Simmern, und da hält ein Simmer 200 Ruthen. Ein Simmer Getreide aber besteht aus 4 Vierteln, und ein Viertel aus vier Metzen; ein Simmer gutes Korn wiegt 120—125 Pfund. Gut wäre es gewesen, wenn am Rande dieses Nachtrags, bey jeder Nachricht die Seitenzahl des ersten Theils angegeben worden wäre, worauf sie sich bezieht: bisweilen ist es im Context geschehen, aber nicht immer. Die Urkunden, 18 an der Zahl, sind gröstentheils Donationsbriefe, und zum Theil hier

zum

zum erstenmal, aber nicht gar zu correct, abgedruckt. Der Hr. V. wiederholt in der Vorrede den Wunsch, den wir bereits bey der Anzeige des ersten Theils, in Ansehung einer Beschreibung des Hildburghausischen Antheils an Coburg gethan haben. Hr. R. R. Röder wäre wohl der Mann, der ihn erfüllen könnte. Die Karte, die wir sehr genau gefunden haben, vermehrt die Brauchbarkeit der Grumerschen Topographie sehr.

Ag.

8. Gelehrtengeschichte.

Thesaurus rei patristicae, continens dissertationes praestantiores ex rarissimo D. *Nicol. le Nourry* apparatu, *Gallandii* nova bibliotheca Patrum, aliisque celebrioribus eorum editionibus depromtas, et iuxta seriem patrum et scriptorum ecclesiasticorum chronologicam dispositas, adornatus, atque adiectis prooemiis, notis et reflexionibus ad historiam Theologiae pertinentibus instructus a P. *Placido Sprenger*, Monacho Benedict. et Bibliothecar. in Banz. *Tom. I.* sistens saec. I. et *partem II.* Wirceburgi, impensis I. Iac. Stahel, 1784. 3 Alph. 17 Bogen in 4.

Der Recensent freuet sich über dieses neue Denkmal des im berühmten Benedictinerkloster Banz so auszeichnend herrschenden gelehrten Fleißes, obgleich das Verdienst des Hrn. Herausgebers bey diesem wichtigen Werke nicht so wohl in eigener Arbeit, als vielmehr in Plan, Anordnung und Auswahl besteht. Ueberzeugt von dem Nutzen der Patristik, besonders auch in Ansehung des Canons des N. T. wünscht er das Studium derselben durch Aushebung und chronologische Stellung der in den Werken der auf dem Titel erwähnten Männer befindlichen patristischen Abhandlungen, zu befördern. (Des *Nourry* apparatus

paratus ad biblioth. maximam vet. Patrum etc. kam in der zweyten Ausgabe zu Paris 1703 und 1715 in zween Folianten, und *Andr. Gallandii* nova biblioth. vet. Patrum, zu Venedig von 1766 bis 1776 in eilf Folianten heraus, und beyde sind freylich in deutschen, sonderlich protestantischen Bibliotheken, etwas selten.) Er that demnach dem Verleger dazu den Vorschlag, der dann auch, bey nur 82 Subscribenten, mit rühmlicher Uneigennützigkeit das Werk unternommen, und den ersten Theil mit ansehnlichem Druck und Papier geliefert hat. Nach einer kurzen chronologischen Recension aller christlichen Schriften des ersten Jahrhunderts, enthält dieser erste Band folgende Abhandlungen. 1) Vom *Nourry* de omnibus generatim primi ecclesiae saeculi scriptoribus non inspiratis — besonders de haeresibus I. saec. 2) *Gallandii*, de S. Clemente Romano, S. 33. 3) Ej. Diss. de Anonymo viro apostolico, epistolae ad Diognetum auctore, S. 77. 4) *Nourrii* diss. in tres libros Pastoris S. Hermae, S. 85. 5) *Galland.* diss. de S. Barnaba, S. 121. 6) Diss. de actis primorum SS. Martyrum, ex Praef. *Theod. Ruinart*, O. S. Bened. ex Congreg. S. Mauri, praemissa Actis Martyrum selectis. S. 147. 7) *Gallandii* diss. de Epistola Presbyterorum et Diaconorum Achajae, de Martyrio S. Andreae Apost. S. 160. 8) Ej. diss. de Actis Pauli et Theclae, S. 183. 9) Ej. de Testamentis XII. Patriarcharum, S. 195. 10) *Nourrii* diss. de liturgiis et missis Iacobi Apostoli, Marci Evangelistae, et Petri apostolorum principis, S. 207. 11) Ej. diss. de operibus S. Dionysii Areopagitae, S. 235. 12) Ej. diss. in historiam Prochori Christi discipuli, de vita, miraculis et adsumtione b. Iohannis Apost. — et 13) in duos libros b. Lini Romanorum Pontificis de passione Petri et Pauli, ad ecclesias orientales. 14) De duabus epistolis S. Martialis, S. 298. So weit gehen die Abhandlungen, die Kirchenväter des ersten Jahrhunderts betreffend. Die darauf folgenden kurzen reflexiones in historiam theologiae saeculi I. welche nach der Vorrede dem Pater Prior im Kloster Langheim, Hrn. Thaddäus Kraus zum Verf. haben, hätten ohne Nachtheil des Werks auch wegbleiben können. Nun folgt das zweyte Jahrhundert; eine Chronologie der kirchlichen Schriften desselben, macht wieder den Anfang; dann folgen 1) von S. 313. bis 455. des Nourry weitläuftige und gelehrte Abhandlung de omnibus generatim secundi Eccle-

sine

ſiae ſaeculi ſcriptoribus — und von allen Ketzereyen dieſes Jahrhunderts. Der Hr. Herausgeber hat ſie in überſetzten Noten zuweilen aus Mosheim und dem ſel. C. R. Walch berichtigt. 2) *Gallandii* diſſ. de S. Ignatio Epiſc. Antioch. et martyre, eiusque epiſtolis, S. 455. 3) *Ej.* diſſ. de actis martyrii S. Ignatii, S. 470. 4) *Nourrii* diſſ. de epiſtola S. Polycarpi Epiſc. Smyrn. et martyris, S. 478. 5) *Gallandii* diſſ. de S. Papia Hierapolitano Epiſcopo, S. 490. 6) *Idem* de actis S. Symphoroſae ſeptemque filiorum eius martyrum, S. 494. 7) Diſſ. de S. Quadrato Athenarum opiſcopo, S. 496. 8) *Galland.* de Agrippa Caſtore. 9) *Idem* de Ariſtone Pellaeo, S. 501. 10) *Idem* de oraculorum ſibyllinorum ſcriptore chriſtiano, S. 508. 11) *Prudent. Maran* congreg. S. Mauri, de editionibus operum S. Iuſtini Martyris, Tatiani, Athenagorae, Theophili Antiocheni et Hermiae, S. 524. 12) *Ej.* diſſ. in qua multa expenduntur ad Iuſtini et aliorum religionis defenſorum doctrinam ſpectantia, S. 542. — Drey gelehrte Abhandlungen! Die letzte geht bis S. 658, und macht den Beſchluß dieſes Bandes. Man ſieht es aus dieſem Verzeichniß von ſelbſt, ohne unſere Erinnerung, daß dieſe Sammlung für den Freund der patriſtiſchen Gelehrſamkeit, der jene größere Werke nicht beſitzt, eine Menge der trefflichſten Hülfsſchriften über das Leben, Schriften, deren Inhalt, Aechtheit oder Falſchheit, Lehrart, Meynungen und Gegner der Kirchenväter, enthalte, die man nirgends ſo beyſammen findet, deren Reſultate außerdem mit vieler Mühe aus ihren Schriften ſelbſt gezogen worden. Es iſt daher ſehr zu wünſchen, daß der Verleger ſo viele Unterſtützung finde, um das angefangene Werk fortſetzen zu können, da gewiß alle diejenigen, die hinführo Kirchenväter zum Behuf der Kirchen- und Religionsgeſchichte, mit kritiſchen Augen, in einzelnen Ausgaben, nicht in des Gallandi Sammlung, leſen wollen, dem Herausgeber für die Mühe danken werden, ihnen ſo viele Vorarbeitungen dazu aus koſtbaren Werken geſammlet zu haben.

Ag.

Beyträge zur Litteratur, beſonders des ſechszehnten Jahrhunderts. Freunden der Kirchen- Gelehrten

ten- und Büchergeschichte gewidmet von Georg Theodor Strobel, Pastor zu Wöhrd. Erſten Bandes erſtes Stück, Nürnberg, bey Monath, 1784. 16 B. 8vo.

Eigentlich iſt dieſe Sammlung nur unter einem veränderten Titel zur Fortſetzung der Miſcellaneen litterariſchen Inhalts, von eben dieſem Herausgeber, beſtimmt, die mit der ſechſten Sammlung geſchloſſen wurden. Hr. Str. wird jährlich zwey Stücke der gegenwärtigen periodiſchen Schrift liefern, und, ſo viel möglich, durch Mannichfaltigkeit dafür ſorgen, daß für jede Freunde der Litteratur angenehme und nützliche Dinge darin vorkommen, beſonders aber auch hier ſein Augenmerk darauf richten, die Geſchichte des Lebens und der Schriften Melanchthons zu erläutern, und die von manchen Eiferern gekränkte Unſchuld dieſes großen Mannes zu vertheidigen. Gleich der erſte Artikel iſt von dieſer Art, und enthält eine Nachricht von Melanchthons ſämmtlichen Briefen. Ehedem war der Herausgeber Willens, die Briefe M.'s an Nürnberger zu ſammeln; er hat aber dies Vorhaben itzt wieder aufgegeben, weil Hr. Dr. Mößelt eine vollſtändige Ausgabe aller Briefe Melanchthons beſorgen wird, und ihm ſeinen geſammelten Vorrath zu dieſer Abſicht überlaſſen. Hier giebt er alſo nur von allen, deſſen je im Druck erſchienen Briefen, eine, ſo viel möglich, vollſtändige Nachricht, ungemein reichhaltig und vollſtändig gegen das, was Salig, Vogt und Baumgarten darüber geliefert haben. Zugleich hat er einzelne Stellen dieſer Briefe ausgehoben, und ſie mit Anmerkungen erläutert, auch auf die unbeſcheidene Schrift des Hrn. Paſt. Götze wider ſeine Apologie Melanchthons hin und wieder Rückſicht genommen. Ueberall ſieht man, wie innig vertraut Hr. Str. mit ſeinem Lieblingsſchriftſteller iſt, und wie weit richtiger und unpartheyiſcher er die unleugbar großen Verdienſte dieſes trefflichen Mannes zu würdigen weiß, als ſein eingenommener und zudringlicher Gegner, wenn dieſer gleich alles augenſcheinlich und ſonnenklar bewieſen zu haben vermeint. II. Bedenken, die Ausbreitung der katholiſchen, und Ausrottung der evangeliſchen Religion betreffend. Dies bisher ungedruckte Bedenken iſt wirklich in ſeiner Art ſehr merkwürdig, und wahrſcheinlich gleich zu Anfange des vorigen Jahrhunderts abgefaßt.

Es

Es gehört zu den von jeher sehr gewöhnlichen Kunstgriffen der Katholiken zur Verbreitung ihrer Religionsparthey, die sich auch in unserm Zeitalter noch so vielfältig zeigen, und mehrere Aufmerksamkeit der Protestanten verdienen. III. Beytrag zur Geschichte des Schmalkaldischen Krieges, vom Jahr 1548, von einem unbekannten Verfasser, der in seiner Beschreibung mit dem berüchtigten Ratzenberger viel Aehnliches hat. Herzog Moriz heißt darin ein Judas, ein Nero, ein Mordbrenner, feiger Krieger, Verfolger und Verläugner des Evangelii. Bey dieser Gelegenheit giebt der Herausgeber eine vorläufige Anzeige von einigen zur Zeit des Schmalkaldischen Krieges gedruckten, größtentheils sehr verfänglichen, und selbst zur Beleidigung des Kaisers gereichenden Schriften, welche Hortleder aufzunehmen Bedenken getragen hat, und die zum Theil eines neuen Abdrucks wohl würdig wären. IV. Auszug eines Schreibens D. Johann Wilhelm Baiers, des ältern, seinen Ruf nach Altdorf betreffend. Es ist an den M. Gräff zu Nürnberg gerichtet.

Gr.

Leben des Johann Franz Seraph edlen von Kohlbrenner, Kurfürstl. wirkl. Hofkammer- Mauth- und Commercienraths in Baiern. Von Professor Westenrieder. Sammt seinem Portrait. München, 1783. Bey Strobl, 9½ B. in 8vo.

Die bewundernswürdige und wohlthätige Betriebsamkeit des im J. 1783. verstorbenen Hrn. von Kohlbrenner verdiente allerdings ein Denkmal. Zum Glück errichtete es ihm ein Mann, der hell und unpartheyisch denkt, und der sich bereits in dergleichen biographischen Arbeiten mit Beyfall geübt hat. Er versteht die Aufmerksamkeit des Lesers nicht allein zu erregen, sondern auch zu erhalten. So fängt er an: „Ich beschreibe das Leben eines Mannes, deren ihrer mehrere unserer handelnden Thätigkeit eine unbeschreibliche Bewegung geben, und den muthvollsten Geist der Arbeit über alle Berathschlagungen und Vorfälle bürgerlicher Angelegenheiten verbreiten würden; denn er war in allen Betracht ein außerordentlicher Mann, wie nur selten einer kömmt, und hat sich durch einen ununterbroche-

nen,

nen, ungewöhnlichen, und ganz heroischen Fleiß, durch die ausdauernde Kühnheit in seinen Unternehmungen, durch das Verharren auf denselben mitten unter Verfolgungen der oft ungerechtesten und immer bittern Laune seiner Zeitgenossen, und durch den unmittelbaren Einfluß seines Bestrebens, uns allen äußerst wichtig gemacht. Es ist im ganzen Lande beynahe kein Dorf und kein Haus, das seinen Namen nicht kennen sollte.“

Nach einigen Nachrichten von J[illegible]s
ten Vorältern zeigt Hr. W., wie er geb[illegible]rd[illegible]er
hatte nicht studirt, oder vielmehr, er war auf rei[illegible]
stät gewesen, und doch ein höchstbrauchbarer M[illegible]r
Gelehrter und verdienstvoller Schriftsteller. Se[illegible]
gen und Vorschläge, die hier alle nach einander unter
dargestellt werden, zielten alle auf die Verbesserung und
klärung seines Vaterlandes ab. In einem Lande, wie
wo oft die unschuldigsten Schritte Argwohn erwecken,
viele Lichtscheue, und dabey viel vermögende Me
Kindern des Lichts Hindernisse in den Weg le[illegible], da
K. ganz natürlich Feinde, die ihm entgegen arb[illegible]e
ten. Aber er war der Mann ganz und [illegible]
abschrecken ließe: vielmehr ward seine [illegible]
das Entgegenstreben der Kabale de[illegible]
zum großen Bürgergeist gehört, [illegible] er [illegible]
stande bewiesen und ausgeübt, und [illegible]ans En
losen Fleiß, einen kühnen Unterne[illegible]rer,
unbeugsames Verharren auf d[illegible]wen [illegible]
daran gieng, etwas vorzuschlagen, [illegible]arrieb er da
einige Zeit zuvor, und bereitete sich die [illegible]t[illegible]
ken wollte, oder sammelte sich eine Par[illegible], [illegible] er
te, daß, wenn die Sache nur wen[illegible] (wenn a
zur Streitigkeit käme, diese selbst [illegible]
genug werden würde, sich selbst zu [illegible]
aber die Sache wirklich in den [illegible]n[illegible]r[illegible],
der kaltsinnige, noch verfolgende S[illegible]gn[illegible]
zu ermüden, oder zaghaft zu ma[illegible]ꝛc.- [illegible]m
Baiern unter andern die Ab[illegible]ung der h[illegible]u
sogenannten Pragerschlachtreyer zu danken
Andenken des über Kurfürst Friedrich den 5ten
als K. von Böhmen im J. 1620. erfochtenen
hatte auch den vorzüglichsten Antheil an der
der Begräbnisse in der Stadt München.

ſen ſchädlichen Mißbrauch doch nicht abſchaffen. Traurig iſts, wenn Hr. W. (S. 64.) hinzuſetzt: „Wer dieſe Sache betreiben, oder vielmehr von neuem hervornehmen wollte, würde vielen Verdruß haben, und dabey nichts gewinnen, als wenns hoch kömmt, ein Zeugniß ſeines Biographen, daß er es noch war, der es gethan hat. Es gehört (jeder wird es erfahren, ders anfängt) eine Art heroiſcher Gemüthsart dazu, und da fand ſich kein Kohlbrenner. Das Allerverdienſtlichſte, und was er ganz durchſetzte, war, daß er den deutſchen Kirchengeſang im ganzen Baierſchen Kreis einführte, und ihn allen katholiſchen Provinzen Deutſchlands empfahl. Man erſtaunt, wenn man hier lieſet, mit wie vielen Hinderniſſen der Wohldenkende bey einer Sache zu kämpfen hatte, deren Nützlichkeit der geſunde Menſchenverſtand lehret, bey der man gar keine Schwierigkeiten vermuthen ſollte. Schade, daß Hr. W. nicht außer Bayern dieſe Biographie ſchreiben konnte! Gewiß, er würde uns manche niederträchtige Triebfeder, die er verbergen mußte, entdeckt, und den Greuel der Bosheit und die gefliſſentliche Kultur der Barbarey geſchildert haben.

Wie ſchlecht der Patriot Kohlbrenner belohnt worden ſey, zeigt Hr. W. von S. 70. an. Zum Text bey Ausführung dieſes Gegenſtandes wählt er eine Stelle, aus Hrn. Nicolai's Reiſebeſchreibung. Die größte Ermunterung für Kohlbrenner, ſo wie für manchen andern Gelehrten, der in ſeinem Vaterlande wenig gilt, waren die Briefe auswärtiger Staatsmänner und Gelehrten, die ihm Beyfall zuriefen. Doch haben ihn auch die beyden Kurfürſten, unter deren Regierung er lebte und arbeitete, bey mehrern Gelegenheiten beſchützt und belohnt, zumal der jetzige. Acht deutſche und ausländiſche gelehrte Geſellſchaften wählten ihn aus freyem Antriebe, zum Mitglied. — Gegen den Vorwurf des Geizes oder der Gewinnſucht, vertheidiget ihn Hr. W. von S. 86. an. — „K. gab keine prächtige Gaſtmale, ſpielte nicht, machte keine Partien mit, ſchrieb und redete immer und immer vom Arbeiten, hatte keine Frau, hatte ſonſt weder in ſeiner Kleidung, noch in ſeinem Hausweſen, noch in ſeiner Stimme oder in ſeinem Gang etwas Affectirtes: welche Urſachen, nicht wohl gelitten zu ſeyn!“ — Von ſeinen Anſtalten zu einer Statiſtik von Baiern muß man S. 106. u. ff. nachleſen. — Von ſeinen Schriften, beſonders von ſeinen nützlichen Intelligenzblättern, die auch außer Baiern geſucht und benutzt wurden, giebt

giebt Hr. W. befriedigende Nachrichten. — Um der Kürze willen müssen wir Manches übergehen, auch schon in der Hoffnung, daß diese Biographie allgemein werde gelesen werden. Am Ende ist das Diplom beygefügt, wodurch der jetzige Kurfürst von Pfalzbaiern Kohlbrennern im J. 1778. in den Adelstand erhob.

Of.

9. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Christ. Godofr. Schütz, Eloqu. et Poes. P. O. in Acad. Ien. Doctrina particularum latinae linguae. Accedit ratio consecutionis temporum ac modorum latini sermonis nunc primum plene expositа. Dessaviae et Lipsi in bibliopolio Eruditorum, 1784. 16 Bog. gr. 8vo.

Wer nach dem Turſellin eine neue Bearbeitung der lateiniſchen Partikeln für überflüßig und unnöthig halten wollte, müßte jenes Buch und ſeine Mängel, die es bey allen Verbeſſerungen ſpäterer Herausgeber noch in Menge hat, die Unordnung, Unvollſtändigkeit und Unbeſtimmtheit bey Klaſſification der Partikeln, der Fälle ihres Gebrauchs und ihrer Bedeutungen, nicht aus eigenem Gebrauche des Buches kennen, und nicht aus Erfahrung wiſſen, wie ſehr oft man vergeblich für eine durch den Gebrauch einer Partikel ſchwierige Stelle eines Klaſſikers aus dem Buche Hülfe ſucht; da T. und ſeine Verbeſſerer oft ſelbſt die Bedeutung einer Partikel in beſondern Fällen nicht angeben, ſondern aus einigen hingeſetzten kurzen Exempeln nur dunkel errathen laſſen. Hr. Sch. hat alſo gewiß keine unnöthige Arbeit gethan, ſondern ſich vielmehr den Dank junger Philologen verdient, daß er aus jenem Chaos ein beſſer geordnetes, vollſtändigeres Ganzes gemacht. Wer es ihm nicht auf ſein Wort glauben will, wird ſich leicht durch die Vergleichung überzeugen können, daß das Buch nicht etwa ein corrigirter und vermehrter Turſellin, ſondern

dern eine größtentheils neue Arbeit ist. Erstlich hat er den verschiedenen Gebrauch einer Partikel bestimmter von einander abgesondert, und ihre Bedeutungen besser geordnet und genauer bestimmt, wodurch denn mehrere Nummern des ältern Buches entweder gar weggefallen oder zusammengezogen worden sind. Sodann hat er, welches wir sehr billigen, wo es nöthig war, die eigenthümliche Kraft einer Partikel mit dem Deutschen verglichen, auch die beygefügten Exempel ganz oder nur die Hauptworte deutsch übersetzt, und dadurch sein Buch für Lehrer und Anfänger brauchbarer gemacht. Wenn gleich diese Uebersetzungen, zumal von weitläuftigen Stellen, wie S. 20. einigen Raum wegnehmen: so verdienen sie doch ihren Platz, durch ihre vorzügliche Güte, zumal in geschickter Uebertragung römischer Idiotismen in deutsche. Die Exempel selbst hat er zum Theil aus dem T. beybehalten, zum Theil aber neu gewählt, und schicklicher fürs Auge nicht hintereinander, sondern untereinander, abgesondert hingesetzt, und zwar, wo die Einsicht in die eigentliche Bedeutung der Partikeln den Zusammenhang mit dem Vorhergehenden erforderte, ziemlich weitläuftig. Doch hat der Verf. eine Gattung von Partikeln, die Präpositionen, ohne sich über die Ursache in der Vorrede zu erklären, aus seinem Plane weggelassen, und völlig übergangen, vermuthlich weil ihre Bedeutungen nicht so vielfach und verwickelt sind. Von dieser Seite also ist Turselin vollständiger. Bisweilen hat er Bedeutungen aus Schriftstellern der spätern Latinität, z. B. aus dem Salvianus, und Nazarius, ingleichen aus den Pandecten, aufgenommen, welches wir weniger billigen. Das Buch übrigens ist noch nicht vollendet, sondern endigt sich mit der Partikel mox, daher noch ein zweyter Theil nachfolgen, und zugleich den auf dem Titel versprochenen Anhang enthalten soll. Viele ausgezogene Stellen der Alten sind blos nach dem Buch, nicht nach Kapitel oder Vers, angeführt. Wir wünschten, daß dieses bey einer künftigen Ausgabe nachgeholt werden möge.

Plinius Lobrede auf den Kaiser Trajan, aus dem Lateinischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von M. Joh. Ad. Schäfer, Insp. Morum. Anspach, bey Haueisen, 1784. 15 Bog. in 8.

dentia tuis virtutibus ſentiet etc. wenn ihn auch Meere (hier fehlt das ſchöne interfuſo) ſchützten — empfinden ſoll er, wie leicht, wie ſchwach dies alles für deinen Heldengeiſt iſt — erreicht die Stärke des Originals nicht. Kap. 27. — ut *defectum* corpore caput nutaturumque inſtabili pondere tuetur. Sie (das Vornehme, eines vernachläßigten, unterdrückten Volkes) ſind ein Haupt vom Rumpfe geſondert. (Der Ueberſ. muß vermuthlich defectum geleſen haben, welches aber gewiß eine falſche Lesart iſt, denn nicht ein abgehauener, ein auf einem entkräfteten Körper ſtehender Kopf, iſt nutaturum inſtabili pondere. Kap. 30. von Aegypten bey einer unterbliebenen Ueberſchwemmung des Nils: hinc pars magna terrarum, *mergi palanti* amne conſuetа, alto pulvere *incanduit*. Daher ſtand ein großer Theil des Landes, ſonſt durch den umherſchweifenden Fluß getränkt und befeuchtet (mergi iſt nicht ausgedrückt), mit tiefem Staub bedeckt, (wie unelegant gegen incanduit!) Pl. gedenkt Kap. 66. der warnenden Beyſpiele von Verunglückungen derer, die durch die Verſicherungen der Kaiſer eingeſchläfert, von der zugeſicherten Freyheit Gebrauch machten — Erant ſub oculis *naufragia* multorum, quos inſidioſa tranquillitate provectos improviſus turbo perculerat. Wir ſahen noch vor unſern Augen die geſcheiterten Fahrzeuge ſo vieler Perſonen ꝛc. Wir zweifeln, ob man von einem metaphoriſchen Schiffbruch geſcheiterte Fahrzeuge ſagen könne. Wenn aber der Redner im folgenden Kapitel von der ähnlichen Verſicherung Trajans beym Antritt ſeines erſten Conſulats ſagen will, daß man es gleich an Ton und Miene habe abnehmen können, daß ſie von Herzen gegangen ſey — Quae illa gravitas verborum? quae adſeveratio in voce? quae adfirmatio in vultu? quanta in oculis, habitu, geſtu, toto denique corpore fides? ſo geht der Sinn dieſer Worte in der Ueb. beynahe völlig verloren. Wie voll Nachdruck war jeder Gedanke? (von Gedanken iſt hier nicht die Rede; ſondern: wie viel Kraft und Stärke lag in jedem Ausdruck!) wie natürlich ſchön war ſein Ausdruck? wie paſſend ſein Ton? (ſo wird alſo adſeveratio in voce zweymal überſetzt, und beydesmal falſch; es heißt weder natürlich ſchön, noch paſſend: ſondern — wie viel Ernſt in dem Ton, oder in ſeiner Stimme!) wie entſprechend ſeine Miene (welche Zuſicherung in ſeiner Miene!) wie leuchtete ſein biederes Herz aus —

hervor! Nur im Allgemeinen, aber nicht genau getroffen — vom biedern Herzen sagt Pl. nichts. Kap. 72. der Rath hatte dem Trajan den Beynamen des Besten gegeben. Diesen vergleicht Pl. mit dem Ehrennamen, den Furcht und Zwang für die vorigen Kaiser erpreßt hatten, und sagt: multa quidem excogitavit metus, sed quae appareant quaesita ab invitis — die Furcht ist zwar sinnreich genug, aber unverkennbar bleibt immer das Gesuchte und Erzwungene bey ihr (nicht bey ihr, sondern bey den durch sie erzeugten Ehrennamen und Zujauchzungen.) Auch hat uns das vergöttlichen, wie der Verf. coelo dicare, consecrare, übersetzt, nicht gefallen wollen.

Wir überheben uns, mehrere ähnliche Stellen auszuziehen, die die Stärke und Schönheit des Originals nicht erreichen. Daß dem Ueb. die deutsche Sprache nicht gestattet hat, alle Antitheſen im deutschen auszudrücken, können wir ihm nicht zum Fehler anrechnen. Er hat seiner Arbeit, zwey Briefe des Plinius, die von diesem Panegyricus handeln, und das Leben des Trajans, vorausgeschickt. Das Letzte ist viel zu kurz, als daß es zur Einsicht in den Verstand der Rede vielen Nutzen haben könnte, es berührt die wenigsten Facta, auf die der Redner anspielt. Hr. Sch. der es, ohne zu erwähnen, woher, übersetzt hat, hätte aus den Quellen es entweder ergänzen, oder selbst ein vollständigeres ausziehen, dabey aber auch auf die Jahrfolge Rücksicht nehmen sollen. Wer es nicht schon weiß, erfährt es hier nicht einmal, in welchem Jahre der Regierung Trajans Plinius seine Lobrede gehalten hat, um es sich zu erklären, warum er nicht von alledem, was wir von diesem Kaiser wissen, zu seinem Lobe Gebrauch machen konnte. Vornehmlich hätten alle in der Rede berührten Facta, in dem Leben gehörigen Orts eingetragen werden sollen. Er hat auch einige allerdings nöthige Anmerkungen beygefügt, die, wie er selbst bekennt, größtentheils aus andern Ausgaben entlehnt sind. Eine darunter S. 153. braucht eine kleine Berichtigung. „Nobiles hießen diejenigen, welche unter ihren Ahnen Consuln ꝛc. zählen konnten; die übrigen, die blos durch ihre Verdienste geadelt wurden, hießen Novi. Hatten hingegen diese das Glück, eine von obenbenannten höchsten Staatswürden zu erhalten: so waren ihre Nachkommen auch Nobiles.“ Hiernach möchte es scheinen, als wenn ein Nichtadelicher, ein homo novus, noch vor Erlangung der höchsten Würden gleichsam durch einen Adelsbrief, habe

werden können: allein, er wurde ja nicht eher, als durch Bekleidung dieser Würden, ein novus homo. Noch dadurch, glauben wir, hätte der Uebersetzer seiner Arbeit einen höhern Grad der Vollkommenheit geben, und sich um die Leser des Plinius verdient machen können, wenn er einen Versuch über den Plan und die Anordnung seiner Lobrede vorausgeschickt hätte — eine Arbeit, die freylich eine mehr als einmalige Lesung voraussetzt, aber auch zu sicherer Leitung eines Urtheils über ihren Werth von desto größerm Nutzen ist, und die dem Verf. bey seiner großen Bekanntschaft mit dem Original leichter als jedem andern seyn mußte.

Pf.

Salomos hohes Lied, geprüft, übersetzt, erläutert. Mit einem Kupfer. Erlangen, bey Palm, 1784. XLVI. und 112 Seiten in 8vo. Das beyliegende Kupfer ist eine Abbildung der Gazelle.

Nachdem erst kürzlich Herder und Döderlein das Hohelied übersetzt haben, giebt uns hier Hr. D. Hufnagel noch eine neue Uebersetzung dieses Buchs. Sein Etwas über das Hohelied im Repertorium für bibl. und morgenl. Litteratur war eigentlich für Gelehrte bestimmt; die gegenwärtige Arbeit ist mehr für alle Leser. Nur der Anhang enthält noch einige genauere Erläuterungen einzeler Stellen aus der Naturgeschichte, und hierzu auch Anmerkungen vom Herrn Hofrath Schreber.

Unser Ueb. findet nicht, wie Döderlein, Ein Ganzes und einerley Personen im ganzen Hohenliede, sondern, wie Herder, (denn mit Unrecht legt er auch Döderleinen diese Meynung bey) mehrere Lieder. Wir wollen als Probe der Uebersetzung die drey ersten Lieder nach Hrn. H. Abtheilung hersetzen, und hernach über einzele Stellen noch einige Anmerkungen beyfügen.

I.

Ein Wechselgesang. (I, 2—11.)

Sie.

„Küßte mich von seinen Lippen ein Kuß,
„Denn was ist gegen deine Liebe Wein!

„Wol-

„Wollust duften deine Salben;
„Dein Name ist mir feiner Balsamduft,
„Drum lieben dich die Mädchen!
„Du reißt mich hin — wir eilen schnell,
„Als nähm mich in sein Harem auf der König
„Und hüpfen, über dich frolockend,
„Besingen deine Liebe mehr als Wein,
„Mehr deine Lieb' als Helden!
„Schwarz bin ich, reizend doch,
„Hörts, Mädchen von Jerusalem!
„Wie kedarenische Zelten schwarz,
„Wie Salamos Tapeten reizend.
„Staunt über meine Schwärze nicht!
„Die Sonne schwärzte mich.
„Da meiner Mutter Söhne zürnten über mich,
„Wurd' ich zur Weinbergshüterin gemacht.
„Und meinen Weinberg hüte ich nicht gern.
„Sag Traute mir, wo weidest du?
„Wo lagerst du am Mittag dich?
„Damit ich nicht zu deiner Brüder Heerden irre.

Er.

„Weißt du's, der Mädchen Schönste, nicht?
„So zieh der Heerde Spuren nach,
„Und weide deine Ziegen,
„Hin zu den Schäferhütten.
„Dich, Traute, gleiche ich
„Dem Pferd am Königswagen.
„Schön würden durch die Locken deine Wangen blicken;
„Schön würde blicken durch die Perlenschnür dein Hals.
„Schon schaffen wir dir goldne Angehänge,
„Mit Silberstaub bestreut.

II.

Ein Monolog. (I, 12—17.)

„Was Narde und Myrrhenkränzeduft
„Dem Könige, wenn er in seinen Speisesaal tritt,
„Ist mir mein Liebling,
„Schmiegt er an meinen Busen sich.

„Mein Trauter eine Kophertraube,
„Engeddisches Gewächs.
„Schön bist, mein Liebchen, du;
„Schön deine Taubenaugen.
„Nur du bist, Trauter, schön,
„Und du mir reizend.
„Im Grünen dort
„Sind wir in Zedernholzpallästen,
„Getäfelt mit Kupressen.

III.

Trennung und Wiedersehn, ein Traum.

(II, 1—III, 5.)

„Eine Rose auf der Heide bin ich,
„Eine Lilie im Thal
„Wie unter Dornen die Rose,
„Ist unter Mädchen die Meine!
„Wie der Apfelbaum im Walde,
„Ist unter den Jünglingen mein Bester.
„Traulich unter seinem Schatten weil' ich;
„Seine Frucht ist süsse meinem Gaumen.
„Führt' er mich bald ins Wonnehaus,
„Und wäre seine Täuschung Liebe!
„Erquickt' mit Balsamkräutern mich,
„Mit frischem Obst!
„Denn ich bin liebekrank!
„Wär' unter meinem Haupte seine Linke;
„Umschlösse seine Rechte mich!
„Euch, Mädchen von Jerusalem, beschwör' ich bey den Gazellen,
„Und bey den Rehn der Flur!
„Weckt, stört sie nicht die Liebe,
„Bis sie will!
„Eine Stimme — mein Liebling —
„Er kömmt,
„Hüpft über Berge,
„Setzt über Hügel.
„Mein Liebling gleicht der Gazelle,
„Gleichet dem Hirsch.
„Sieh doch! da steht er hinter unserer Hütte,

„Blickt

„Blickt schon durchs Fenster,
„Blinzelt durchs Gitter.
„Ruft laut mir mein Bester:
„Auf du, meine Traute, du Schöne,
„Folge du mir!
„Siehe! nun ist vorüber der Winter,
„Der stürmische Regen verrauscht, dahin!
„Nun sprossen aus der Erde die Blumen;
„Der Vögel Sangzeit beginnt,
„Schon hört der Turteltaube Gurren unsre Flur;
„Schon würzt seine Früchte der Feigenbaum;
„Schon duften den Träubchen Blüten.
„Auf, Traute, Schönste, folge du mir!
„Mein Täubchen, du in Felsenklüften,
„In stiller Höl',
„Laß deinen Blick mich sehen,
„Mich hören deine Stimme!
„Sanft ist deine Stimme,
„Dein Blick so hold.
„Die Füchse! fangt sie weg die kleinen Füchse!
„Verwüsten ihn, den Weinberg,
„Der schon blüht.
„Mein ist mein Trauter,
„Die Seinige ich!
„Willst weiden du auf Rosenfluren,
„Bis kühle wird der Tag,
„Die Schatten fliehn?
„Zurück zu mir, mein Trauter,
„Wie die Gazelle rennt,
„Der junge Hirsch auf fruchtbarem Gebirge!
„Wieder sucht' ich ihn,
„Hingestreckt auf meinem Lager,
„Den Innniggeliebten;
„Sucht' ihn, und fand ihn nicht.
„Auf! in die Stadt,
„In jeder Gass', in jeder Straß',
„Will ich ihn suchen, den ich liebe.
„Ich such', und find' ihn nicht.
„Da fanden mich die Wächter,
„(Die Stadt umlaufen sie —)
„„Saht ihr den Liebling meines Herzens nicht?“
„Kaum wand ich mich von ihnen, fand ich schon

„Den Liebling meines Herzens,
„Und faßt ihn feſt, und ließ ihn nicht,
„Bis ich ihn bracht' in meiner Mutter Haus,
„In meiner Mutter Kammer.
„Euch, Mädchen Jeruſalems,
„Beſchwör' ich bey den Gazellen,
„Und bey den Roſen der Flur,
„Weckt, ſtört ſie nicht die Liebe,
„Bis ſie will."

So viel aus unſerm Ueberſetzer. Wir ſind geneigter, das Hohelied für Ein Ganzes zu halten, das durchaus ländliche Liebe, geliebte Sehnſucht und Erfüllung des Wunſches ſingt, und worinnen die Perſonen abwechſeln, obwohl wir geſtehen, daß ſich bey der Verbindung oft Schwierigkeiten finden. Doch wir wollen hier nur über die vorſtehende Ueberſetzung einige Erinnerungen geben. Gleich im Anfange ſetzten wir: O küßte er mich mit ſeines Mundes Küſſen! Lieblicher iſt deine Liebe denn Wein. Köſtlicher als alle Gerüche iſt deiner Salben Duft; aber eine ausgeſchüttete Salbe iſt dein Name. Denn wir leſen מרח mit den LXX. und dem Araber, wie wir ſchon in der Anzeige der Herderſchen Ueberſetzung B. XXXVII. erinnert haben. Für טוב, meynt Hr. H. in der Vorrede, würde טובו ganz entſprechend ſeyn dem hebräiſchen Versbau. Mit dieſem iſt der Recenſ. nicht ſo bekannt; aber טוב iſt unſtreitig richtig. Aehnliche Stellen aus arabiſchen Dichtern hat Hr. D. Köhler bey unſerer Stelle in den Obſerv. philolog. in loca ſel. S. C. Lugd. Bat. 1765. 8. angeführt. V. 4. Zeuch mich, wir eilen dir nach. Wenn der König wird mich in ſeine Kammer geführt haben, ſo wollen wir hüpfen, und deiner uns freuen. Deine Liebe wollen wir mehr ſingen, als den Wein; mehr als die Edlen deine Liebe. Wir leſen אהבתך mit Syrer, oder auch אהביך, amores tuos, welches wir ſchon bey der Herderſchen Ueberſetzung angemerkt, und hernach auch Hr. Hufn. im Repertorium angenommen; aber wegen des ישרים, wie es müſſe überſetzt werden, ſind wir ſehr ungewiß. Unter dem Geliebten, der angeredet wird, verſtehen wir den König. Ein ſolcher Uebergang der Anrede an die Perſon, wovon nur die Rede war, iſt auch in den Pſalmen häufig. V. 6. Meiner Mutter Söhne zürnten über mich, ſetzten mich zur Hüterin

terin im Weinberge; und meinen, meinen Weinberg hütete ich nicht. Ist hier nicht unter dem Weinberg, den sie nicht hütete, כרמי שלי, die Schönheit, die Jugend des Mädchens, die ihr ungenützt entfloh, zu verstehen? Vers 7. O sage mir du, den meine Seele liebet, wo du weidest, wo du ruhen lässest deine Schaafe um Mittage, damit ich nicht umhergehen dürfe bey den Heerden deiner Gesellen. Vers 8. Wenn du es nicht weißt, Schönste unter den Weibern, so folge nur den Fußstapfen der Heerde nach, und weide deine Ziegen bey den Hütten der Hirten. V. 9 ff. Dem Roß an Pharaos Wagen vergleiche ich, meine Freundin, dich. Das Affirum ist überflüßig gesetzt. Und daß das Bild nicht blos morgenländisch sey, kann man sehen aus Hrn. D. Köhler bey dieser Stelle, und Ge. d'Arnauds Animadv. crit. p. 107. Deine Wangen sollen lieblich stehen in den Ketten, und dein Hals in der Perlenschnur. Darum wollen wir dir güldene Ketten machen, mit Pünktchen Silbers gesprengt. Vers 12—14. Mit dem ונרד wissen wir nicht recht auszukommen. Vielleicht sagen die Worte: So lange der König in seinem Lustgärten wandelt, (quamdiu est rex in circuitu suo) giebt meine Narde ihren Geruch. Ein Sträuschen Myrrhe ist mir mein Freund, der zwischen meinen Brüsten ruht. Eine Kopherraube ist mir mein Geliebter, aus den Gärten Engeddi. Vers 15. Siehe, schön bist du, meine Freundin, schön bist du; deine Augen wie Taubenaugen. Siehe, du bist schön, bist lieblich, mein Geliebter; unser Bette grünet. Unserer Häuser Balken sind Zedern, unsere Decken sind Cypressen. Unser Haus ist der Tannenwald.

Der Raum, den unsere Anzeige bereits einnimmt, heißt uns abbrechen, und die Vergleichung des Uebrigen mit dem Original dem Leser überlassen.

Mo.

August Christian Borheks Magazin für die Erklärung der Griechen und Römer, zum Gebrauch der Schullehrer. Ersten Bandes erstes Stück. Nürn-

Nürnberg, bey Grattenauer, 1784. in 8. 184 Seiten.

Der Verf. will Schul- und Privatlehrern viele Zeit und Kosten zu ihrer Vorbereitung auf die Erklärung der griechischen und römischen Schriftsteller ersparen, auch Jünglinge zum eigenen Studium der klassischen Werke des Alterthums Anleitung geben. Zu dem Ende werden in dem nach und nach in jeder Messe erscheinenden Stücke dieses Magazins Erklärungen derjenigen Römer und Griechen gegeben werden, die man gemeiniglich in den Schulen zu lesen pflegt, ohne etwas zu übergehen, was einer Sprach- oder Sachanmerkung für den Jüngling bedarf; der nämlich, welcher schon fähig ist, einen sogenannten Schulautor mit Geschmack zu lesen. Die gebrauchten Hülfsmittel werden bey jedem Autor sorgfältig angezeigt. Auch sollen noch die in Schriften, wo sie Niemand sucht, oder solchen, die nicht allgemein bekannt werden, vorkommenden Anmerkungen über Stellen der Römer und Griechen, wenn sie der weitern Bekanntmachung und Aufhebung werth sind, einen Platz erhalten. Den poetische Theil der mit Recht in Schulen allgemein eingeführten Struvischen Chrestomathie wird der Verf., nach dem hier gelieferten Anfange bis zu Ende fortsetzen; Tacitus Germanien ganz; von Ciceros Briefen nur die wichtigsten; und aus dem Justin ebenfalls nur auserlesene Stellen, erklären. Diese Schriftsteller, weil sie fast in allen Schulen erklärt werden, und noch keine für Schulen brauchbare Commentarien vorhanden sind, werden den Verf. vors erste beschäftigen. Dieser Plan verdient allerdings Beyfall, manchem armen Stümper ist gewiß sehr dadurch geholfen; aber in der Ausführung dünkt uns der Verf. ein wenig zu weitläuftig. So werden beym Anakreon alle, auch englische Uebersetzungen angeführt, deren Vergleichung und Prüfung mehr dem Aesthetiker obliegt, und einen Schüler, dem es vornehmlich auf Erlernung der Sprache ankömmt, vom Ziele zu weit abführen. Auch das kömmt uns nicht ganz zweckmäßig vor, daß der Verf. sich zu tief ins Kritische einläßt, und meist alle vorgeschlagenen Verbesserungen besonders beurtheilt; zwar wird hiedurch die Sprachrenntniß befördert, aber doch die Lehrbegierde zu ihrem Nachtheile zu sehr aufgehalten. Unsers Erachtens sollte die dem Verfasser am besten scheinende Lesart gewählt, und höchstens gegen die

die ihr an Wahrscheinlichkeit am nächsten kommende vertheidigt, wegen des übrigen könnte auf andere Werke verwiesen werden. Warum der Verf. Fockylides, Frygien, gegen alle bisher angenommene Rechtschreibung schreibt, sehen wir nicht.

Uk.

10. Erziehungsschriften.

Versuch über die Mittel in den Herzen junger Leute, die zu hohen Würden, oder zum Besitz grosser Reichthümer bestimmt sind, Menschenliebe zu erwecken und zu unterhalten, eine Preißschrift von Ph. J. Lieberkühn. Züllichau — Frommann — 1784.

Einem Deutschen war es also vorbehalten, in Padua den Preis davon zu tragen. Aber wer könnte auch gegen einen Deutschen, wie Herr Lieberkühn, siegen, wenn es darauf ankömmt, eine pädagogische Materie mit philosophischem ruhig forschendem Geist, in lichtvoller Ordnung, überzeugend für den Geist, erwärmend für das Herz, von reicher und sorgfältig genutzter Erfahrung geleitet, und mit einem Schatz von praktischen Bemerkungen und Lehren ausgerüstet, abzuhandeln? Wohl euch, ihr Großen und Reichen Deutschlandes, und wohl euern Kindern, wenn ihr den Mann, den man in Padua gekrönt hat, lest, studirt, seine Schrift als eine Offenbarung ansieht, die euch geworden ist, als die Zeit erfüllet war, da ihr von der Unvernunft zur Vernunft, von den todten Werken der Parforcejagd, des Menschenquälens, der Debauchen u. s. w. zur lebendigen Erkenntniß eurer Pflichten, besonders der wichtigsten unter allen, der vernünftigen Erziehung eurer Kinder, übergehen solltet. Es ist ja nur ein Büchlein von 112 Seiten, ist zwar von einem Deutschen geschrieben, den aber Ausländer gekrönt haben: wird euch dies nicht reizen, euch um den Mann und sein Buch zu kümmern?

Gedan-

Gedanken, Vorschläge und Wünsche ꝛc. von Resewitz. Fünften Bandes erstes Stück. Berlin — Nicolai — 1784.

Das erste in diesem Stück ist vom Hrn. Tamm über die Verbindung des wissenschaftlichen Schulunterrichts mit der Lektüre der Alten; besonders über die Absichten, die man bey der letztern zu erreichen suchen muß. Eine lesenswürdige Abhandlung selbst für den, der nicht in der Hauptsache mit Hrn. T. einer Meynung ist. Er hat Recht, wenn er sagt, daß bey der gegenwärtigen Einrichtung der Schulen und Universitäten die alten Sprachen mit der Jugend getrieben werden müssen. Ob aber die guten Schriftsteller unter den Alten einen so großen Vorzug vor den guten Schriftstellern unter den Neuern haben, als Herr T. ihnen einzuräumen scheint, dies ist eine andere Frage, die aber hier nicht erörtert werden kann.

Das zweyte ist das Jahr 1800, ein pädagogischer Traum, von einem sehr wackern Mann geträumt, der den Schaden Josephs kennt, und das Unheil, das die unzähligen lateinischen ganz zwecklosen Schulen stiften, lebhaft empfunden hat. Schade, daß nicht irgend ein Pharao einmal so träumt! Aber was hälf es, wenn er keinen Joseph fände, der ihm den Traum nicht nur deuten, sondern auch das Geträumte zur Wirklichkeit bringen könnte!

Hz.

Nützliches und angenehmes Handbuch für Väter, Mütter, Kinder, Hofmeister, Gouvernanten, Lehrlinge ꝛc. überhaupt für alle Menschen, von Salis. Wien, 1784. 8. 14 Bogen.

Väter, Mütter, Kinder, Hofmeister, Gouvernanten, Lehrlinge, und überhaupt alle Menschen werden sich wahrscheinlich mit dem Rec. in einem und demselben Falle befinden, aus dem Titel nämlich noch nicht errathen zu können, was ihnen dann nützliches und angenehmes in diesem Handbuche aufgetischt sey. Allen diesen resp. Ständen kann Rec. nunmehr versichern, daß sie nichts mehr und nichts weniger

zu

zu erwarten haben, als eine langweilige Declamation über den Satz: der Mensch habe den Rang vor allen Thieren der Erde. Zwischen durch, Tiraden über den aufrechten Gang der Menschen, über Physiognomie und Phsiognomik u. s. w. Druckfehler dabey voll auf: z. B. findet man da Stewzon und Leibnig angeführt: oder man liest, daß sich in der Höle des Bauches die sämmtlichen Verdammungswerkzeuge finden, oder, daß der schöne menschliche Antlitz der Sauplatz aller Leidenschaften sey. Zur Probe des Tons ein paar kleine Stellen: S. 35. „Des Menschen majestätischer Anstand, sein gesetzter und kühner Gang, sind Herolde seines Adels und Ranges. Die Erde berührt er blos mit den entferntesten Theilen „seines Körpers, und wirft nur von weitem einen stolzen „Blick auf ihre Fläche herab.“ Und S. 87. „Die Seele „muß den Körper ehlichen, und die Stelle eines Ehemanns „bey ihm vertreten, damit ihre Verrichtungen nicht verschieden und widrig, sondern einstimmig und einförmig seyn. „Wahrscheinlicher Weise hat der Vorzug der Schönheit den „ersten Unterschied unter den Menschen gemacht.“ — Um meiner eigenen Ehre willen muß ich inzwischen das Büchlein bestens anempfehlen. „Denn, sagt der vorgebliche Herausgeber, der den innern Werth dieses Handbuches nicht mag „erkennen lernen, zeigt, daß er selbst im höchsten Grade belachenswürdig sey.“

Qz.

Versuch eines Briefwechsels über das öffentliche Schul- und Erziehungswesen — gesammelt von A. C. und K. Borhek. Zweytes Stück. Halle, 1784. 8. 91 Seiten.

Das ganze Stück fast, von S. 1 bis 79. füllt eine französische Schrift aus: Reglement pour les Bourses à établir dans le College de Louis le Grand von 1770. Eine große Gewogenheit also vom Hrn. Hofr. Schlözer, der es dem Herausgeber mittheilte. Für das öffentliche Schul- und Erziehungswesen ist nichts daraus zu lernen, als daß die Franzosen, hiernach zu urtheilen, noch weit zurück sind, und daß wir Deutsche eine solche Stipendiatenstiftung doch wahrlich zweckmäß-

mäßiger einrichten, und mehr geſcheutes darüber ſagen würden.

Dt.

Sittenlehren für alle Stände der Menſchen, zur Bildung junger Herzen, von Karl von Eckhartshauſen, Kurfürſtl. Baierſchen wirklichen Hofrath, Büchercenſurrath u. ſ. w. Salzburg, bey Mayers Erben, 1784. 510 Seiten, in 8.

Eine Sammlung, die, wie man aus der Vorrede ſieht, die Verlagshandlung verurſacht hat, ob mit, oder ohne Zuſtimmung des Verfaſſers, wird nicht gemeldet. Hr. von Eckhartshauſen giebt ſeit dem Anfang des Jahres 1784. in München wöchentliche Sittenblätter heraus; dieſe ſind hier geſammelt, um ſie auch außerhalb den Gränzen des Baierſchen Kreiſes bekannter zu machen. Ueberlegt man die Umſtände, unter welchen der Verf. ſchreibt, und inſonderheit die Gefahr, die in ſeinen Gegenden jedem droht, der daran arbeitet, beſſere Religionsbegriffe auszubreiten: ſo muß man ihn, wegen ſeiner Freymüthigkeit, wegen des Eifers, mit dem er alles wahre Gute in Schutz nimmt, und wegen der überall durchleuchtenden Güte des Herzens, mit der er ſeine Mitbürger ſo gern von jedem ſchädlichen Vorurtheil befreyen möchte, lieb gewinnen und bewundern. Er denkt über die wichtigſten Gegenſtände der Moral ſehr aufgeklärt und richtig. Wie freymüthig er den blinden Religionshaß gegen ſogenannte Ketzer, beſtreitet, kann man aus der S. 372 ff. befindlichen Abhandlung ſehen. Auch ſeine Sprache iſt, wenn man einige Provinzialismen abrechnet, größtentheils rein, der Sache angemeſſen, und nur zuweilen etwas zu blühend und gekünſtelt. Hier und da rückt der Verf. auch ganze Stellen aus Gellerts, Jeruſalems und Sintenis Schriften ein (Sintenis paßt ſich ſchlecht zu Gellert und Jeruſalem), ohne ihre Namen zu verſchweigen; vielmehr fügt er denſelben gemeiniglich Lobſprüche bey, die man aus jenen Gegenden nicht leicht erwartet hätte. Ungeachtet alſo für Leſer in den aufgeklärtern Theilen Deutſchlands in dieſen Sittenblättern nichts zu finden ſeyn dürfte, was ſie nicht in andern moraliſchen Schriften ſchon weit beſſer hätten: ſo kann man ſich doch

doch nicht enthalten, dieses Buch mit Vergnügen durchzulesen, weil es die angenehme Hoffnung rege macht, daß die gesunde Vernunft, und die wohlthätige Religion Jesu doch endlich auch in Bayern über Aberglauben und Bigotterie siegen werde, welche Jesuiten und Mönche jetzt so eifrig daselbst festhalten, wenn so rechtschaffene Männer, wie der Verf. ist, fortfahren, an dieser heilsamen Veränderung unermüdet zu arbeiten. — Laut der Vorrede, soll der Verf. schon ein anderes Werk in drey Theilen, unter der Aufschrift: **Erzählungen und Geschichten, allen Edeldenkenden gewidmet**, herausgegeben haben, welches uns aber nicht zu Gesichte gekommen ist. Weil man indessen diese Sammlung gewissermaaßen als eine Fortsetzung, und als den vierten Theil jener Erzählungen ansehen kann, so ist sie auch unter diesem Titel zu haben.

Lkp.

Eine kleine Reisebeschreibung zum Vergnügen der Jugend, von Joh. Aug. Ephr. Göze, Pastor an der Kirche S. Blasii in Quedlinburg. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1784. 8 Bogen in 8.

Der Verf. hatte im Julius des vorigen Jahres eine kleine Reise über Magdeburg nach Rekan, zum Hrn. von Rochow, gethan, und nach seiner Zurückkunft seine kleine Familie mit Erzählung dessen, was er merkwürdiges gesehen hat, unterhalten. Und weil er vermuthlich geglaubt haben mag, daß diese Unterhaltung auch für andere lesende Kinder nicht ohne Nutzen seyn werde, so hat er sie durch den Druck gemeinnütziger gemacht. Daß die Naturgeschichte einen großen Antheil daran haben werde, kann man von einem reisenden Naturkenner nicht anders erwarten. So giebt ihm der Anblick vom Raupenfraß blätterlos gewordener Bäume Anlaß, von Raupen, ihrer Fortpflanzung und Vernichtung zu reden: er bekommt fremde Thiere, einen Zebra, eine Tigerkatze, ein Stachelschwein u. a. zu sehen; die beschreibt er; er findet einen Wirth, der lange in Amerika gewesen war, der bey der größten Hitze in Surinam nicht zum Schwitzen kommen konnte, und deswegen zurückreiste, und nun gesund ist; von dem

kaufte er eine zehn Fuß lange Haut einer Rieſenſchlange, eine Schürze von ſchönen Vogelfedern in baumwollene Schnüre eingewirkt, und andere Seltenheiten; er beſchreibt eine Sägemühle, die ſeine Kinder noch nicht geſehen zu haben ſcheinen. Beſchreibung des Gartens und ſeiner ländlichen Vergnügungen in Rekan, Probe der daſigen Kinderlehre und des erbaulichen Gottesdienſtes. In einer Weite von 4 bis 6 Meilen von Berlin ſollen faſt alle Bienenhäuſer ruinirt ſeyn, weil die Bienen ſich nach der daſigen Zuckerfabrik ziehen, von dem Zucker lecken und ſterben, ſo daß alle drey bis vier Tage die Ellen todt da liegenden Bienen, in die vorbeyfließende Spree gekehrt werden. In der ganzen Mark giebt es keine Hamſter, weil ſie in dem ſandigen Boden keinen Bau machen können, aber Heuſchrecken, die von Krähen gefreſſen werden. Die Fichtenraupe hatte im Rekanſchen eine Fichtenpflanzung von 130 Morgen ruinirt: es wurde Anſtalt gemacht, ſie durch Auſſammlung der Kokons durch Schulkinder zu tilgen; doch geſchwollen ihnen beym Sammeln das Geſicht und die Hände. Bey Braudenburg hat jemand den amerikaniſchen Giftbaum gezogen, mit deſſen Gift die Wilden ihre Pfeile beſtreichen, und ihn umzäumen laſſen. Er ſelbſt iſt geſtorben; die Frau will den Baum umhauen laſſen; aber der Mann, der es thun wollte, liegt mit geſchwollenem Geſicht und Hände krank danieder. Der V. rathet, den Baum nur trocken werden zu laſſen. Hr. von Rochow hat alle Giftkräuter in ier Gegend ausrotten laſſen. Er hat eine Probe gemacht, Haberbau in dem daſigen ſandigen Boden zu verbeſſern, o den Acker mit Aſche und Salpeter gedüngt: der Haber nd wie ein Wald, bald in Mannshöhe. In Magdeburg ay' er in der Citadelle den angeſchmiedeten berüchtigten Staſh :g, allein er hätte auch ſeinen jungen Leſern, die ihn nicht rennen, ſagen ſollen, worin ſein Verbrechen beſtand.

Ag.

Briefe an zwey junge verheyrathete Frauenzimmer über wichtige Gegenſtände. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1784. 8. 14 Bog.

Wieder ein ausländiſches Produkt, das ohne Schaden unüberſetzt hätte bleiben können! Ein Frauenzimmer, das ſich

mit der Erziehung junger Personen beschäftiget hat, schreibt diese Briefe in den Stunden der Krankheit an zwey junge Damen, und giebt ihnen allerley zwar gutgemeinte, aber eben nicht neue und tiefgeschöpfte moralische und pädagogische Rathschläge, welche sie bey der Erziehung ihrer kleinen Töchter gebrauchen sollen. Die gute Frau will in diesen Briefen ihr Herz sich ohne Kunst und Form ergiessen lassen, und hat zugleich die „demüthige Hoffnung," die Ausbildung der Kleinen dadurch zu befördern. Um nur ein kleines Pröbchen zu geben, setzen wir aus dem zweyten Briefe, der von der Tapferkeit handelt, (der unschickliche Ausdruck ist vielleicht auf Rechnung des Uebersetzers zu schreiben) folgende Stelle her: „Das Christenthum empfiehlt uns auch ausdrücklich diese nöthige Tugend der Tapferkeit. Paulus sagt im Brief an die Colosser im 1sten Kapitel im 11ten Verse: „Werdet gestärkt mit aller Kraft (das heißt, waffnet euch mit Muth) zu aller Geduld und zu langen Leiden." Und es ist sehr bemerkenswürdig, daß alle Tugenden, die die Tapferkeit in sich faßt, unter die Früchte des Geistes gerechnet werden, der uns in alle Wahrheit leitet: d. i. (Wie in dem Briefe an die Galater 5, v. 22. steht:) „Aber die Frucht des Geistes ist, Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Sanftmuth, Keuschheit. — Diese alle aber sind nichts, als die große Tugend der Tapferkeit." — Von der Treue der Uebersetzung können wir nicht urtheilen, da wir das Original nicht vor uns haben; aber daß der Uebersetzer kein rechter Kenner seiner Muttersprache ist, das wird auf mehr als einer Seite sichtbar. Er schreibt z. B. „in gewissermaaßen erreichen" — „Der zarte Kummer läßt mir nicht Ruhe, Ihnen einige Gedanken mitzutheilen" — „Gott pflanzte in seinem erstaunenden Reiche der Existenz das niedrige Veilchen." — „Das Firmament ist von einer Menge Gefieder bevölkert." — „Ausfleigungen" statt: oft aus dem Hause gehen. Auch gegen die Rechtschreibung sündiget der Uebersetzer nicht selten, wenn ihm anderst der Korrektor diese Sünde nicht untergeschoben hat; denn man findet Dachzügel, durchsüchtig, Gallanterie u. s. w.

Hhm.

Bernard Anton Helstets, aus Frankfurt am Mayn, Geständnisse, Leiden, und Warnungen. Ein

Vermächtniß für die unerfahrne, ſich ſelbſt überlaſſene Jugend. Nach dem ausdrücklichen Verlangen deſſelben herausgegeben von ſeinem nächſten Anverwandten. Leipzig, in der Weygandſchen Buchhandlung, 1784. 14½ Bog. in 8.

Die Erwartung, wozu der Titel des Buchs berechtigt, in demſelben die wirkliche, unerdichtete Lebensgeſchichte eines Liederlichen zu finden, mit den offenherzigen Geſtändniſſen ſeiner Verirrungen, deren veranlaſſenden Urſachen, ſtufenweiſen Fortſchritten und Folgen, und mit den daraus fließenden ungeſuchten Warnungen für die noch unverführte Jugend, erweckt zum voraus für das Buch ein gewiſſes Intereſſe, das man zur Leſung eines Romans nicht ſo leicht mitbringt. Der Rec. nahm es wirklich mit dieſem günſtigen Vorurtheil in die Hände, glaubte aber gar bald Grund zu haben, das Buch für nichts mehr und nichts weniger, als eine bloſſe und ziemlich kahle Erdichtung zu halten, dem man durch den täuſchenden Titel nur mehrere Leſer hat verſchaffen wollen. Zwar kann auch die erdichtete Geſchichte eines Laſterhaften pragmatiſch geſchrieben ſeyn: aber auch das iſt ſie hier nicht immer: man ſieht oft nur den Liederlichen und Böſewicht, und fragt ſich ſelbſt, wie, und warum er es in dem Grad ſeyn konnte. Das Skelet der Geſchichte iſt übrigens dieſes. Heiſter, der Sohn eines reichen Kaufmanns, hat früh einen Hang zur Schadenfreude und Bosheit: ſein Hofmeiſter aber, der nächtliche Beſuche von der Kammerjungfer annimmt, unterläßt die ihm vom Vater anbefohlene Beſtrafung, um ihn dagegen zur Verſchwiegenheit zu verpflichten, und gewöhnt ihn, nur alle ſeine Streiche vor dem Vater zu verbergen. Ein Bedienter verräth ihn, deſſen Entfernung deswegen dadurch bewirkt wird, daß der junge Heiſter dem Vater einen Ring und Geld ſtiehlt, und vom letztern den Werth des Ringes dem Bedienten in den Coffre legt, der Hofmeiſter aber einen Juden beſtiche, der den Ring von dem Bedienten erhandelt zu haben, vorgiebt, und dem Vater zurückbringt. Etwas unnatürlich kann der Bediente ſeine Unſchuld nicht glaublich machen, kommt ins Zuchthaus und ſtirbt. Darüber vom Gewiſſen gerührt, entdeckt der junge Heiſter bey der erſten Communion die Bosheit ſeinem Beichtvater, einem Kapuziner, und dieſer dem Vater, der den Hofmeiſter weg, und den Sohn in das Seminarium nach

Mayn

Maynz schickt. Hier wird er durch seinen Stubenpurschen, den man ihm seiner geglaubten Frömmigkeit wegen besonders aussuchte, zum nächtlichen Ausstreigen, Falschspielen, zur Wollust und Betrügerey gegen seine Eltern, und endlich zu Diebstählen verführt. Der Vater nimmt ihn daher zurück. Dessen Züchtigungen erwecken in ihm Reue und den Entschluß zu klösterlichen Abbüssungen. Er wird ein Kapuziner, entflieht wieder — so leicht als es nur in Romanen geschieht; geräth auf dem Weg nach Leipzig in Mühlhausen durch eine Dirne unter dänische Werber, von denen er aber durch einen gegen jede gewaltsame Werbung schützenden, noch dazu falschen Paß von dem Preußischen Residenten in Mühlhausen (welche Unwahrscheinlichkeit!) zu Altona wieder befreyt wird, daselbst aber seinen damaligen Hofmeister, und dessen nunmehrige Frau, gleichfalls als dänische Werber, antrifft, deren romanhafte Begebenheiten wir übergehen. Er kömmt, ohne selbst zu wissen warum, nach Berlin, lebt daselbst von väterlichen Wechseln, und vom Verdienst als Englischer und Italienischer Sprachmeister, (wo hat er diese Sprache erlernt, im Seminarium oder in der Karthause?) verführt eine vornehme Jüdin, verläßt sie wieder, und hängt sich an eine öffentliche Dirne, durch die er verschuldet und angesteckt, Dienste nimmt, im Lazareth geheilt wird, desertirt, aber wieder zurückgebracht wird, und beym Spießruthenlaufen das Mitleiden eines wohldenkenden russischen Grafen erregt, der ihn loskauft, mit sich nach Petersburg nimmt, durch seine guten Grundsätze ändert, und zum Hofmeister seiner Kinder bestimmt, da er aber bey seinem geschwächtem Körper das russische Klima nicht vertragen kann, ihn in die Dienste des russischen Gesandten in Wien bringt, der ihn aber, weil er einige Papiere hat von Händen kommen lassen, mit der Knute (der Verf. muß gar nicht wissen, was die Knute ist, und daß die Gesandten keine bey sich führen, welche die Knute geben können,) von sich jagt. Verschuldet und von aller Welt verlassen, erhält er Nachricht von dem Tode seines Vaters, und Reisegeld zur Rückreise. In Maynz entführt er seines ehemaligen Schulfreundes und nachherigen Wohlthäters Schwester, nach täglichen freyen Besuchen, aus dem Kloster, holt zu ihrer Heyrathung zu Rom selbst Dispensation, wird ein Kaufmann, wozu er nicht gelernt hatte, verliehrt durch fremde Betrügereyen, kauft von dem Rest seines Vermögens ein Bauerngut, zeugt, seiner vielen Ausschweifungen ungeachtet, ge-

ſunde Kinder, zieht, ſammt ſeiner Familie, dem Sohn zu gefallen, nach Leipzig, und nach deſſen geendigten Studien wieder zurück, und ſtirbt dennoch, wie es ſcheint, bey ziemlichem Alter, an den Folgen einer unreinen Krankheit. Das häufige Geſtändniß, daß die Erinnerung an ſeine vorigen Sünden, ihm den Genuß ſeines nachherigen häuslichen Glückes geſtört habe, iſt die einzige Warnung, die ſich die Jugend aus dem Buche nehmen kann, denn wenn er dies nicht ſelbſt von Zeit zu Zeit ſagte, ſo ſchien er übrigens für einen jungen Bösewicht ein viel zu glückliches Alter zu führen. Kurz, das Buch hat keinen rechten beſtimmten Zweck, und iſt dabey ſehr weitſchweifig geſchrieben.

Pk.

11. Wiener Schriften.

Anekdoten zur Geſchichte des Angriffes und der Vertheidigung der Normalſchulen in den kaiſerlich-königlichen Staaten. Nebſt Berichtigung verſchiedener in öffentlichen Blättern verbreiteten Nachrichten von dem ſogenannten Preßburger Kongreß im Jahre 1782, und von Einführung des Normal- (Schul-) Inſtituts in Rußland. Frankfurt und Leipzig, 1784. 8vo. 84 S.

Nicht eine einzige Anekdote findet ſich zur Geſchichte des erwähnten Angriffes (vermuthlich durch die freymüthige Beurtheilung der öſterreichiſchen Normalſchulen und aller zum Behuf derſelben gedruckten Schriften, in dieſer Bibliothek, und beſonders gedruckt, Berlin und Stettin, 1783.). Es müßten denn einige Träumereyen und Andichtungen Anekdoten heißen ſollen. Wir wollen alles getreulich anführen, damit es jedermann im hellen Lichte ſehen, und ſelbſt das Urtheil fällen möge. 1) „Die proteſtantiſchen „Deputirten der hungariſchen Schulkommiſſion hätten nach „dem Vorſchlag eines unbenannten vormaligen Mitar„beiters der allgemeinen deutſchen Bibliothek 100 Du„katen

„katen (an wen anders, als an Hrn. Nicolai Verleger der„selben?) wie man aus dem Erfolge sehe, eingesendet, um „die Normalschulschriften (weil sie allein, in österreichischen „Staaten mit denselben unzufrieden waren) genau (das hätte doch nichts zu sagen, wenn die Recension nur genau, unpar„theyisch und richtig war) recensiren zu lassen (S. 16 u. 17.), „und der Verf. sagt: *Nemo gratis malus*, daher müsse man „arawohnen, daß die Beurtheilung von Personen veran„lasset sey, welche ihre Absichten durch den Eindruck zu er„reichen hofften, die ohne nähere Kenntniß der Sache „den Inhalt für wahr annähmen (S. 20.). Die wider „das vortreffliche österreichische Normalschulwesen eingenomme„nen protestantisch-hungarischen Schulräthe versuchten das „Aergste: Acheronta movebo (S. 21.); und waren so un„billig, schriftlich zu äußern, daß sie die Felbigersche Normal„schulverfassung schlecht fänden (worin sie wohl sehr recht hat„ten), mit dem Ansuchen, man möchte die in Hungarn be„findlichen protestantischen Schulen damit verschonen (S. 22.). „2) Ein protestantischer Preßburger Gelehrter sey auf Reisen „gegangen; habe von Seite der Augsburgischen Religionsver„wandten Aufträge nach Berlin erhalten, die dasige Real„schule als die Quelle der Hähnischen Lehrart genau kennen „zu lernen, und gleich hernach sey der Anfang der freymü„thigen Beurtheilung erschienen."

Das erste elende Mährchen, welches so unbewiesen in die Welt hinein geschrieben wird, verdient den Namen einer groben unverantwortlichen Verläumdung, die gewiß dem Beschuldiger zur wahren Schande gereichet, und ihn bey einem jeden unbefangenen Leser verächtlich macht. Der ungenannte Verfasser der Anekdoten, der, wie in öffentlichen Zeitungen gesagt war, der Hr. Abt von Felbiger seyn soll, nenne doch denjenigen, welcher die 100 Dukaten gesendet, und denjenigen, der sie empfangen hat. Er beweise, daß ein solches Geschenk Einfluß auf die Recension der Normalschulbücher in der A. deutschen Bibliothek gehabt habe, kann er das nicht, so hat er eine unverschämte Verläumdung in den Tag hineingeschrieben. *) Er zeigt, welche sehr schlechte Sache er

*) Ich glaube hier, mit meines Namens Unterschrift zu dieser Recension, ein Paar Worte hinzuzuthun, da die seynsollende Anekdote des unbekannten Anekdotenträgers auch mich angehet. Ich erkläre sie hier öffentlich für eine vielfache

versicht, da er, anstatt die freymüthige Beurtheilung zu widerlegen, wie er hätte thun sollen, wenn er gekonnt hätte, eine Unwahrheit und Verläumdung erdichtet, um diese Beurtheilung auf eine hämische Weise verdächtig zu machen, da er sie nicht zu widerlegen wußte.

Die zweyte Anekdote ist von eben demselben Schlage. Ob die Reise des Hrn. Korabinßki nach Berlin, zufolge eines Auftrags der protestantischen Gelehrten und Schuldeputirten in Ungarn geschehen oder nicht, weiß der Recens. nicht, und es gehet ihn auch nichts an, da diese Reise mit der freymüthigen Beurtheilung der Normalschulschriften gar nichts gemein hat. Ich sollte aber denken, die Schuldeputirten würden die auffallenden Fehler der Normalschulschriften, das Unpädagogische und Widersinnige der Normalschulmethode, den verderblichen Mechanismus und Despotismus des ganzen Nor-

fache unverschämte Lüge und Verläumdung, bis der Ungenannte beweisen wird, was er vorgiebt, welches er nie wird thun können. Denn 1) versichere ich auf meine Ehre, daß niemals, weder an mich, noch an den Verfasser der freymüthigen Beurtheilung weder Ein Dukaten, noch hundert Dukaten, noch sonst irgend eine Summe, weder aus Ungarn noch sonst woher, in Rücksicht auf die freymüthige Beurtheilung der Normalschulschriften gesendet worden ist. 2) Hat sich niemals, weder damals noch jetzt ein vormaliger noch ein jetziger Mitarbeiter der A. D. Bibliothek in Ungarn aufgehalten; woraus allein schon zu ersehen ist, wie ungereimt der Anekdotenträger träumt. 3) Kenne ich den Verfasser der freymüthigen Beurtheilung allzugut, um nicht versichern zu können, daß weder ein ansehnliches Geschenk — noch sonst irgend etwas ihn bewegen werde, von einem Buche anders als mit Wahrheit und Unpartheylichkeit zu urtheilen. Der Augenschein zeigt auch, daß diese Beurtheilung gründlich, unpartheyisch und treffend ist. 4) Habe ich zwar gehört, daß vor ein paar Jahren ein Herr Korabinßki aus Preßburg in Berlin gewesen, und, so wie mehrere Fremde thun, verschiedene Schulen daselbst besehen hat. Man hat mir auch gesagt, er sey von der Literalmethode, (welche, zur Schande von Berlin, noch immer in den deutschen Schulen der Realschule zu Berlin gebraucht wird, da man sie doch schon lange aus dem Pädagogium dieser Schule mit Recht verbannet hat) schlecht erbauet gewesen. Dies wundert mich nicht, denn die vorzüglichsten Gelehrten in Berlin, welche über Erziehungswesen und über die Natur der menschlichen Seele nachgedacht haben, halten diese selber in

Normalschulwesens gar wohl mit eigenen Augen haben sehen können; ohne deswegen einen Mann nach Berlin zu schicken, um die Beschaffenheit dieses Systems an der Quelle zu lernen. Sollten sie aber etwa durch diese Reise die besseren in Deutschland gewöhnlichen Schulmethoden haben wollen anschauend kennen lernen, um sie zu prüfen, so hätten sie etwas sehr Vernünftiges gethan. Eben dieses sollten mehrere Leute in Oesterreich, besonders auch der gewesene Obernormalschuldirector, Hr. Abt von Felbiger thun, welcher das, was er von dieser von ihm eingeführten Methode weiß, vor 30 Jahren in Berlin lernte, und nun, da sich verbesserte Einsichten allenthalben verbreiteten, noch — immer bey dem stehen bleibt, was er vor 30 Jahren gelernt hat, und es als ein unveränderliches *Normale*, und als das *non plus ul-*

in den österreichischen Normalschulen abkopirte Methode für blosses Gedächtnißwerk und zu Bildung des Verstandes für ganz unzweckmäßig. Aber daß die Gegenwart des Hrn. Korabinski in Berlin, die geringste Beziehung auf die freymüthige Beurtheilung der Normalschulen, es sey direkte oder undirekte, haben sollte, ist gänzlich ungegründet. Der gedachte Hr. Korabinski ist nicht einmal bey mir gewesen, ich habe ihn auch nicht am dritten Orte gesehen, noch jemals ein Wort mit ihm gesprochen, oder mit ihm auch nur einen Brief gewechselt. Es ist unbegreiflich, wie der Anekdotenträger so ganz falsche Umstände aus der Luft greifen kann, bloß nur um ein Gaukelspiel vorzumachen, besonders da bey der Beurtheilung der Normalschulschriften, ohnedies gar keine besondere Rücksicht auf Ungarn, sondern eher auf Oesterreich war. 5) Die freymüthige Beurtheilung der Normalschulschriften hat keine andere als die ganz simple Veranlassung, daß ich die Normalschulen, von denen ich vorher keinen rechten deutlichen Begriff hatte, im Jahr 1781. selbst in Wien sahe, und mit Erstaunen sahe, wie schlecht sie waren. Ich erkundigte mich nach den Schulbüchern, und da ich sahe, daß sie eine so große Anzahl ausmachten, außer den KK. Erblanden gar nicht bekannt, und in der Allg. deutschen Bibliothek noch nicht angezeigt waren, so kaufte ich ein kompletes Exemplar dieser Menge von Schulschriften, und hatte das Glück einen Mann von geprüften Schulkenntnissen zu finden, der auch in Wien die Normalschulen genau hatte kennen lernen, und der auf meine Bitte die mühsame und gründliche Beurtheilung dieser Schulschriften unternahm.

Friedrich Nicolai.

tra der Schulerkenntniß betrachten will. Es verdrießt ihn, daß so viele andere Leute weiter sehen als er, und besonders, daß ihm in der freymüthiger Beurtheilung die höchstmangelhafte Beschaffenheit seiner Normalschulschriften bewiesen wird. Nun kann er diesen Beweis nicht widerlegen, haſcht daher nach beleidigenden Anekdoten. Er sollte sich schämen, daß er sich selbst so tief erniedrigt.

Die Anekdoten zur Geschichte der Vertheidigung, die der V. hier seiner Schrift einrückt, sind weiter nichts, als die schon in den Schlözerischen Staatsanzeigen abgedruckten Aufsätze und Nachrichten, betreffend die in Petersburg begonnene Einführung des österr. Normalschulinstituts für die Schulen in russisch. Staaten. Alles dieses soll beweisen, wie großes Unrecht der Verf. der freymüthigen Beurtheilung in der Allg. deutschen Bibliothek und die protestantischen Preßburger Gelehrten hätten, an dem Normalschulplan etwas auszusetzen, der doch von zweyen Kaiserinnen für Ihre Staaten wäre begenehmiget worden. Wahrhaftig die ruhmwürdigen Bemühungen beider Kaiserinnen, besonders Katharina der Großen, wird jedermann verehren. Beide hatten die besten Absichten. Aber von Monarchen ist nicht zu verlangen, daß sie in den Detail solcher Anstalten eingehen sollen. Es ist die Pflicht derjenigen, denen sie die Ausführung auftragen, daß sie sich gehörige Kenntnisse erwerben, oder Männer zu Rathe ziehen, welche über den ganzen Umfang pädagogischer Kenntnisse reiflich nachgedacht haben. Geschieht dieses nicht, so kann mit dem besten Willen nichts ausgerichtet werden.

Der Anekdotenschreiber vergißt, daß es bey Beurtheilung eines Schulplans auf Gründe, nicht aber auf Autoritäten ankömmt. Er macht es auch der Bibliothek zum Vorwurf, daß man 1777. das Methodenbuch ganz anders recensirt habe (S. 2.). Eine Ursache dieser Verschiedenheit hat Hr. Oberconsistorialrath Büsching angeführt: „daß nämlich „noch vor wenig Jahren es unzeitlich und schädlich gewesen „wäre, so frey und scharf zu urtheilen, daß man aber nun „seine Gedanken lauter sagen könne“ (s. dessen wöchentliche Nachrichten vom Jahre 1783. No. 4. S. 9.). Man hat es aber auch in dieser Bibliothek schon mehrmal erinnert, daß man bey der Beurtheilung der von katholischen Autoren verfaßten Schriften eine Zeitlang viele Schonung brauchte; theils weil

eine

eine billige Kritik von kathol. Schriftstellern wegen nachtheiliger Jugenderziehung und unverschuldeten Mangels an litterarischen Kenntnissen und bewährten Schriften; wegen schwer zu bewirkender Losreißung von festsitzenden Vorurtheilen, wegen des so sehr fehlerhaften einheimischen Dialekts, und daher entstehender Unrichtigkeit und Unbestimmtheit in Ausdrücken, Steifheit des Styls u. s. w. nicht so viel als von protestantischen Schriftstellern fordern kann; theils den ersten Bestrebungen aufzuhelfen, und dem schwachen Anfange den Schwung zu geben. Wenn man bey den Katholiken aber solche Nachsicht und schonende Aufmunterung (wie es nur allzuoft geschehen ist) als unbedingten Beyfall ansiehet, und deshalb glaubt, ein non plus ultra zu haben; wenn man das sehr mittelmäßige und nur comparative Gute für das unum et summum bonum hält; um das in- und extensive Bessere sich gar nicht bekümmert; vom Eigendünkel eingenommen, dieses nicht einmal eines Nebenblickes würdiget; kurz, wenn ein Monoculus inter coecos (wie doch Hr. von Felbiger nichts mehr war) sein einseitiges Blinzen allein für richtig- scharf- und allsehende Blicke anrühmt; dann wirds doch wohl nöthig werden, die katholischen Schriften, besonders die kathol. Schulschriften genauer zu beleuchten, die Leser auf das, was vorgeht, aufmerksam zu machen, und sie zu warnen, Bewunderung und Beyfall nicht blindlings zu verschwenden. Diese zunehmende Strenge im Beurtheilen ist auch für die katholischen Lande sehr nützlich. Noch vor ganz kurzem schlief die Denkungskraft fast ganz in denselben. Da sie jetzt etwas aufzuwachen beginnt, ist es sehr nöthig, daß man ans Licht bringe, wie sehr elend es daselbst noch mit allen gelehrten Anstalten aussieht. Endlich kann oft ein Recensent, wegen Entfernung, weil er den Zustand katholischer Länder nicht genug kennt, oder aus andern Umständen sich nicht in einer so vortheilhaften Lage befinden, das Ganze im wahren Lichte und aus dem treffenden Gesichtspunkte zu ersehen, als ein anderer, der der Sache näher ist, oder andere Hülfsmittel an der Hand hat. Für die allgemeine deutsche Bibliothek wird keinesweges wie beym Normalschulinstitut die Infallibilität verlangt. Sind zween Recensenten (gewiß ein sehr seltener Fall!) verschiedener Meynung: gut! so untersuche der Leser, wessen Kritik gründlicher sey. — und der Widerleger beliebe durch etwas anders als

geträumte Anekdoten darzuthun, welcher von beyden der Wahrheit näher komme.

In Ungarn sollen 179 lutherische und 1015. reformirte Pfarren vorhanden seyn (S. 7.). Wichtig genug, daß die protestantischen Schuldeputirten nicht blindlings die ihnen angebothene Normalschuleinrichtung annahmen, sondern vorher den Geist und das Innere derselben gründlich zu prüfen, von dem Kaiser statt des ihnen von der Studienkommission zugestandenen monatlichen Aufschubs, wenigstens um eine Jahresfrist ansuchten, und sie erhielten (S. 15.). Nur der V. und ein gewisser Hr. Kovacs können dies lächerlich finden (S. 21.). Wie kurzsichtig zeigt sich hier der V. Außerdem hat die Sache aber noch eine andere Seite. Die zahlreichen Protestanten in Ungarn haben, aus der traurigen Erfahrung der ehemalig harten Bedrückungen wohl nöthig, auf ihrer Hüt zu seyn. Sie haben also nicht unrecht zu glauben, daß wenn sie sich einem katholischen Schuldirectorium unterwürfen (wenn auch gleich einige protestantische Beysitzer dabey wären, die ja sehr leicht überstimmt sind) und katholische Schulbücher annähmen, so würde es in ein paar Generationen ganz um die protestantische Religion gethan seyn. Hierin habe sie sehr recht, denn man kennt die unseligen Schleifwege, welche die Katholiken betreten, um ihre Religion auszubreiten, und wie leicht dies durch die Schulen geschehe. Außerdem ist den Protestanten gar nicht zuzumuthen, sich einem unvollkommen katholischen *Normale* zu unterwerfen, und auf die vielen pädagogischen Verbesserungen ihrer eigenen Glaubensgenossen Verzicht zu thun. Ihnen dies zumuthen, ist Unbilligkeit und Hinterlist. Der Geist des Protestantismus ist, in der Erkenntniß immer fortzuschreiten, nicht einen unfehlbaren Richter, und ein unabänderliches *Normale* zu erkennen.

„Unter dem Beyfall des Wienerischen Publikums geht „das österreichische Normalschulinstitut noch immer ihren Gang; „und seit der Erscheinung der so schiefen Beurtheilung „haben sich in der Normalschule zu Wien die Schüler so ver„mehrt, daß wegen Mangel des Raums viele Kandidaten „gar nicht angenommen werden konnten (S. 25.)." Das wird dem Verf. der freymüth. Beurtheilung gar nicht Wunder nehmen, und er wird gerne eingestehen, daß sich in Wien, so wie bis jetzt die Sachen stehen, wenige Kandidaten

zum

zum Schulweſen finden würden, wenn die Herren, die er (im beſondern Abdrucke S. 16.) nach dem Leben ſchilderte, etwas anders als Tabellen mit Anfangsbuchſtaben anzuſchreiben, als die Art des Zuſammengeſchreyes ꝛc. zu erlernen hätten; wenn ihnen ſtatt des elenden wienerischen Methodenbuches, Reſewitzens bürgerliche Erziehung, oder Rochows Schulbuch zu ſtudiren, und auszuüben vorgelegt würde; wenn ſie ſtatt Fragen abzuleſen, und gedruckte Antworten abzuhören, ihren Schulvortrag in der ſo ſchweren Kinderſprache einrichten müßten. Daher, wies der Verf. vermuthet, wird leider das öſterreichiſche Schulweſen noch lange ſeinen Gang gehen!

Der Verf. nennt diejenigen, welche ſich gleich anfangs mit der Wiener Normalſchule abgaben, Stümper S. 24.). Die können doch keine andere ſeyn, als ein gewiſſer Dangel und Fälkel, die doch ſelbſt nach Sagar zu Hrn. Felbiger reiſeten, um, wie ſie ſich ausdrückten, ex fonte zu ſchöpfen. Freylich war Hr. Baron von Martini, damaliger Referent bey der Hofſtudiencommiſſion, bemühet, etwas antiſaganiſches, etwas für den Kopf in die Wieneriſche Normalſchule einzuführen; aber dagegen wußten die Herren ſogleich Rath zu ſchaffen. Es erſchien eine Hofreſolution nach der andern, daß man ſich ja nicht unterſtehen ſoll, von der Saganiſchen Lehrart im mindeſten abzugehen. Saganiſche Lehrart, von einem katholiſchen Abte erfundene Lehrart, mußte die Litteralmethode heißen. Wäre es in Wien (wo man damals in aller proteſtantiſchen Litteratur höchſt unwiſſend war) ruchbar geworden, daß Hr. Hähne ein proteſtantiſcher Prediger davon der Erfinder ſey, oder daß dieſe Lehrart in der Realſchule des damals und noch jetzt daſelbſt ſo übelbeſchrienen und verhaßten Berlins gebraucht würde, ſo wäre ſie ganz zuverläßig als ketzeriſch, und alſo höchſt verderblich verworfen worden. Weil doch hier von Anekdoten die Rede iſt, ſo will ich eine hieherſetzen, welche vor den Anekdoten des Verf. den Vorzug hat, daß ſie wahr iſt. Sie kann zeigen, wie damals die Geſinnungen in Wien waren. Die Höchſtſel. Kaiſerin hörte von Baſedows Agathokrator. Weil dies Buch die Prinzenerziehung betraf, ſo verlangte ſie, ſolches zu ſehen. Man reichte es dar, und liſtigerweiſe ſchlug man ihr ſogleich eine Stelle auf, wo die Rede vom Glauben an 333 Götter, die doch nur Ein Gott ſeyn ſollen, vor-

vorkömmt. Diese Stelle allein war hinlänglich den bösesten Argwohn wider alle neuere akatholische Pädagogen, und deren Nachfolger einzuflössen.

S. 26. wird gerühmt, daß Hr. Oberconsistorialrath Silberschlag zuerst und sogleich, als die freymüth. Beurtheilung die Presse verließ, dagegen *) geschrieben habe. Der Verf. meynt doch nichts anders, als Hrn Oberconsistorialrath Silberschlags Machtspruch: „daß der freymüth. Beurth. weder den Zustand der Seele eines Kindes gründlich „kenne, noch von der Beschaffenheit der Litteralmethode gehörig unterrichtet sey.“ Darauf hat man nun in der allgem. deutsch. Bibliothek im 54 Band, S. 588 ꝛc. geantwortet: diese Antwort findet aber unser Anekdotenschreiber voll Galle und Spöttereyen (auch wohl die authentischen Beylagen eines Ministers von Zedlitz, eines Spaldings und Teller, die die Litteralmethode schon lange vor Erscheinung der freymüthigen Beurtheilung für verwerflich hielten?), voll anzüglicher Unverschämtheit (S. 27.), so daß alle Billigdenkende selbst in Berlin (wer ihm diese Anekdote nach Ungarn mag berichtet haben?) darüber mit Unwillen und Abscheu erfüllet wurden (S. 82.).“ Hr. Oberconsistorialrath Silberschlag hat zwar sich anheischig gemacht, mit demonstrativischer Strenge seinen diktatischen Machtspruch zu beweisen. Bisher fand er aber für gut, diesen noch in petto zu behalten; ja so gar seit dem sein Direktorium über die Berliner Realschule niederzulegen; so wie auch Hrn. Probst von Felbiger das Oberdirektorium über die österr. Normalschulen schon vor ein paar Jahren ist abgenommen, und er nach seiner Probstey zu Preßburg abzugehen, ist befehligt worden. Indessen hat ein anderer Freund von Berlin diesen demonstrativisch strengen Beweis einem andern Freunde in Sachsen mitgetheilt, der ihn dann dem dritten Freunde in Preßburg mitgetheilt hat. Dieser macht ihn nun dem Publikum kund und wißbar. Er steht am Ende dieser Anekdotenschrift auf zwoen Seiten. Wider die mathe-

mati-

*) Der Verf. der freym. Beurtheilung erwähnte nur im Vorbeygehen, daß die elende Literalmethode auch noch in der Berliner-Realschule beybehalten werde. Er könnte über die schlechte Verfassung dieser Schule, so wie über die noch schlechtere des Hallischen Waisenhauses sehr vieles mit Grunde und ex intimis rügen, wenn er dem ist Muße hätte. R.

matiſche Strenge dieſes Beweiſes kann freylich, nach der Meynung unſers Anekdötenträgers, nichts eingewendet werden; denn er iſt ganz nach Wolfs mathematiſcher Lehrart abgefaßt (S. 84.), womit vor 40 Jahren ſich die Magiſter in Halle, Jena, Leipzig und Marburg ſehr zu brüſten pflegten, die man aber im Jahre 1784. wohl nicht ſonſt irgendwo findet. Sogar unter jeder der fünf Conſequenzen ſtehet ganz ordentlich: „Welches das Erſte wäre; welches das Zweyte wäre ꝛc. Der Demonſtrant mags wohl, wie die vormaligen Wolfianer im Kopf haben, mathematiſche Strenge, und geometriſche Richtigkeit hänge einzig und allein ab von einer wohlgeordneten Reihe der Lehrſätze: von der Unvergleichlichkeit ſolcher Zuſammenkettung eingenommen, mag er wohl, wie die meiſten zum Demonſtriren ſo behenden und fixen ehemaligen Wolfianer vergeſſen haben, den Werth und die Richtigkeit der Prämiſſen oder Vorderſätze zu unterſuchen und zu beherzigen. Kürze halber wollen wir nur einen einzigen ſolchen unberichtigten Vorderſatz (eben ſo ſind auch die übrigen beſchaffen) und zwar gleich den erſten anführen. Er heißt ſo: „die Litteralmethode iſt ſinnlich: ergo iſt „ſie für Kinderſeelen ſchicklich: ergo verſteht ſich der freym. „Beurtheiler nicht auf den Zuſtand der Seele eines Kindes.“ Aller Weitläuftigkeit vorzubeugen, will Rec. nur dieſes Argument in beliebter Forma retorquiren: „das Einprügeln „iſt eine ſehr ſinnliche Unterrichtsmethode: ergo iſt die Ein„prügeley für Kinderſeelen ſchicklich: ergo verſteht der, wel„cher die Prügelmethode tadelt und verwirft, nichts von „der Kinderſeelenlehre.“ Es iſt nicht genug, daß eine Methode ſinnlich ſey. Es giebt viele ſinnliche Methoden, die ſehr fehlerhaft ſind. Der Demonſtrator hätte nicht blos vorausſetzen ſollen, daß die Litteralmethode ſinnlich iſt, ſondern beweiſen ſollen, daß dieſe ſinnliche Methode wirklich unadelhaft, und allen übrigen vorzuziehen ſey; er hätte alle die Gründe widerlegen ſollen, die der freymüthige Beurtheiler in ſeiner Recenſion wider dieſe Methode an ſo vielen Stellen (S. 32. 45. 60. 82. 84. 100 u. a. des beſondern Abdrucks) anführt. Doch es iſt freylich gemächlicher eine Reihe von Conſequenzen unter unbewieſene Prämiſſen hinzuſetzen, als aufs gründliche Widerlegen ſich einzulaſſen. Alſo wird wohl auch die Finalconſequenz der fünf vorhergehenden Conſequenzen nicht die erwünſchte Wirkung thun: „daß ſowohl der freymüthige Beurtheiler,

wenn

„wenn es doch sein Affekt und seine Eigenliebe nicht ver„hindert, als auch der unbefangene Leser vollkommen „überzeugt sey, daß der Mann von diesen Dingen ur„theilt, die er nicht versteht (S. 84.)“ Wie kann der Verf. dieser Anekdoten denken, so blödsinnig seine scholastische Spielerey als geometrischen Beweis dem Publikum vorzulegen? Dieser vermeinte Beweis nach mathematischer Methode zeigt recht, welch ein gar schwacher Kopf er ist.

Nun auch etwas von den auf dem Titel erwähnten Berichtigungen! S. 29. wird also eine Nachricht von Hrn. Schlözer verbessert, daß zwar der Großfürst von Rußland bey seinem Aufenthalt in Wien das dortige Normalinstitut untersucht, aber den Pater Janckowicz (der bald hernach nach Petersburg, in der Russischen Monarchie Normalschulen auf den österreichischen Fuß zu stiften gesendet wurde) nicht selbst gesprochen habe. Dieser Pater Janckowicz ist ein Illyrischer Mönch, der alle Eigenschaften eines Normalschullehrers (das kann man gelten lassen, denn wahrhaftig zu einem Normalschullehrer gehört sehr wenig, weiter nichts, als ein wenig Gedächtniß und blinder Gehorsam gegen die Obern) zusammenfaßt (S. 31.); der schon zwey hundert drey und neunzig Personen seiner Nation abgerichtet, die wirklich und zum Theil seit mehrern Jahren Lehrer sind (die Normalschullehrer formt man selbst nach dem Geständniß des Wienerischen Methodenbuchs in wenigen Tagen, und ganz mechanisch (S. die freym. urth. S. 54.); der der beste seiner Nation ist, und den man deswegen nach Rußland abzuschicken Bedenken trug (S. 31.); der aber doch wirklich im Julius 1782. auf ein Jahr dahin abreisete (S. 34.); der itzt der russischen Normalschulkommission beywohnt, mit den russischen Präparanden seine Vorlesungen (das heißt die Vorweisung des litterarischen Normalschulmechanismus) angefangen, und dessen Entwurf zur Errichtung des Normalschulinstituts vom allerhöchsten Russ. Hofe bestätiget worden seyn soll (S. 35.). Ob alles so ganz richtig ist, sagt der R. sey dahin gestellt. Wer wird die vortreffliche Absicht der unsterblichen Katharina der Großen bey Verbesserung des Schulwesens verkennen! Die Ausführung im Detail müssen, wie schon gesagt, diejenigen verantworten, denen diese große Monarchin die Ausführung aufgetragen hat. Wenn diese

wich-

wirklich die Erziehung der russischen Jugend auf die ganz elende unzweckmäßige österreichische Normalmethode gründen wollen, so kann man es wohl voraussehen, wie in Oesterreich mehr scheinbares als gründliches geleistet werde.

Der Verf. sagt: „der wichtigste Vertheidiger des Normal-(schul)instituts ist der russische kaiserliche wirkliche Staatsrath Hr. Aepinus (S. 27.)." Wir müssen also auch hierüber ein Paar Worte sagen, obgleich ungern. Wir kennen diesen um die mathematischen Wissenschaften verdienten Mann, als einen geschickten Mathematiker und Physiker; wissen uns aber so wenig als beym Herrn Oberconsistorialrath Silberschlag auf irgend ein litterarisches Produkt von ihm im pädagogischen Fache zu besinnen. Wenn man sich nicht lange und mit Eifer ex professo auf pädagogische Materien gelegt, und praktische Erfahrung davon hat, so kann man bey andern schätzenswerthen Kenntnissen, nicht das, was zur Errichtung der Schulen eines großen Reichs gehört, übersehen. Es kann auch gerade dem ehrlichsten und gutgesinntesten Manne begegnen, daß er andern zu viel traut, zu früh Theil nimmt, und nachher nicht wohl zurück kann. Wir befürchten, so ists hier gegangen. Der Schulplan des Hrn. St. Aepinus, den schon Hr. Schlözer, und itzt wieder der Verf. unter seinen Anekdoten abdrucken läßt, ist (und der, wie Hr. St. Aepinus selbst gestehet, nicht für den Druck bestimmt wurde) nichts anders als ein Auszug, und eine unbedingte Gutheissung der in Wien gedruckten allgemeinen Schulordnung für die deutschen Normal- Haupt- und Trivialschulen. Wien, 1774. die in der freymüthigen Beurtheilung von S. 3. bis 23. unserer Meynung nach, hinlänglich ist beleuchtet, und dessen Unvollkommenheit gezeigt worden. Hr. Oberconsist. Büsching hatte schon gesagt: „der „Hr. St. Aepinus würde diesen Schulreformationsplan ganz „anders eingerichtet haben, wenn er dieses Buch (die freymüthige Beurtheilung) vorher hätte lesen können (S. 734)." Dies ist auch ganz gewiß. Er würde sicherlich ein so unbedingtes Lob nicht gegeben, würde mehr untersucht haben, und behutsamer verfahren seyn. Jetzt nun, da die öffentliche Erklärung geschehen ist, möchte Hr. St. Aepinus sie nicht gern zurücknehmen. Hr. Aepinus fand (ohngefähr wie Hr. Oberconsist. Silberschlag) für gut, nur im Allgemeinen auf das, was Hr. Büsching gesagt hatte, sich zu äußern: „Er hätte

„dieſe freymüthige Beurtheilung geleſen, allein er würde ſei„nen Schuleinrichtungsplan im Weſentlichen genau noch „eben ſo einrichten (S. 74.)“ Bequem iſt freylich, ein Buch voll gegründeter Kritik (denn ſo viel wir uns erinnern, iſt in der freymüthigen Beurtheilung nichts unbewieſen, und ohne die nöthigen Citaten niedergeſchrieben) auf eine ſolche Art abzufertigen: ob aber bey einem ſo wichtigen Werke als die Schulreformation für alle Ruſſiſche Staaten iſt, nicht billig auf gegründete Einwürfe ſollte Rückſicht genommen, und alles wohl erwogen werden, dies überlaſſen wir dem patriotiſchen Leſer zur Beherzigung. Zwar iſt der Beyfall des Hrn. Oberconſ. Büſching, den er der freymüthigen Beurtheilung giebt, auch in unbewieſenen Ausdrücken: allein jedermann weiß, was Hr. O. Büſching auch im pädagogiſchen Fache nicht nur als Schriftſteller, ſondern auch als Direktor Berliniſcher Schulen geleiſtet hat; dies aber weiß man von Hrn. St. Aepinus nicht, ſo viel Verdienſte er auch in andern Fächern hat. Andere erfahrne Pädagogen ſind der Literalmethode eben ſo wenig günſtig. Reſewitz nennt ſie die verkehrteſte Methode des Unterrichts. Der V. der freymütigen Beurtheil. beweiſet ſie als ſchädlich und verwerflich, als Prunk- und Dunſtvoll S. 45., verderblich für Lehrer und Schüler S. 84. Er beweiſet, daß ſie den Schulmechanismus äußerſt befördere S. 82., daß ſie gefunden vernunftmäßigen Religionsunterricht vernichte S. 100, daß ſie die Ausbildung der obern Seelenkräfte vernachläßige S. 60. Seine Gründe, die mit Citaten aus den ſo elenden öſterreichiſchen Normalſchulſchriften belegt ſind, muß man Schritt für Schritt widerlegen, ſonſt werden dieſe Gründe wohl ſtehen bleiben.

Die dem Schulplane nachſtehenden Anmerkungen des Hrn. St. Aepinus ſind von beſſerm Gehalt. Indeſſen ließe ſich doch noch manches dabey erinnern. Z. B. „Ein zu ent„ſcheidendes Uebergewicht auf Seiten des weltlichen „Standes (in Vergleichung mit der Aufklärung des Prie„ſterſtandes) würde in der Folge ſehr ſchreckliche Folgen ha„ben (S. 63.)“ So viel Rec. beyde Stände kennet, hat dieſes Uebergewicht, nach den Zeiten der geſunkenen Herrſchaft der Päpſte ſtets geherrſcht. Man findet unter den vom Clerus ſo verachteten Laien allezeit hundert Denker gegen einen wahrhaftig aufgeklärten Prieſter. Die Katholiken werden

auch

auch stets ganze Heerden von geweihten Dummköpfen zählen, so lange ihre Mönche und Abbees in theologschen Schulen zu Handvesten Polemikern und eisernden Dogmatikern erzogen werden. Wenn die katholischen Priester durch die sakramentalische und seelencharakteristische (wie sie das Ding nennen) Weihe, Handauflegung, heil. Geisteseinhauchung und Besalbung sich nicht das Predigtamt und den Volksunterricht eigen und zum Monopol gemacht hätten, so würde man aus denkenden, einsichtsvollen und erfahrungsreichen Laien mehrere geschickte Prediger, Sittenlehrer und Volksberather als aus der theologischen Universitätsinnung, oder einem sogenannten Priesterseminar ausheben können. Die schröcklichen Folgen (im barbarischen Zeitalter Begebenheiten, die die Menschheit entehrten, und Staaten verheerten) hatten wohl nicht das zu entscheidende Uebergewicht der Aufklärung des Laienstandes, wohl aber das Gegentheil zum Grunde; so wie man die jetzige Aufklärung des edleren Volktheils gewiß nicht geweihter Priesterlehre, nicht der Katechisation und Predigtamte, sondern den freymüthigen Schriften redlicher, um das Menschengeschlecht bestverdienter Laien zu verdanken hat. Dadurch werden wahrhaftig nicht „die Lehrer des Volks, und „mit ihnen Religion und Tugend nicht in Verachtung kom„men," wie Hr. Aepinus zu befürchten scheint. Weit bedenklichere Folgen möchte es haben, wenn wir sogar für jeden Ort normalische Prediger hätten, wie der Hr. St. Aepinus wünscht (S. 61.). Wir können unsere Verwunderung nicht bergen, wie solch ein Mann auf diesen Einfall kommen kann. Sind die gewöhnlichen Geistlichen in Rußland ununterrichtet und unaufgeklärt, wie es jedermann sagt, und auch Hr. Ae. zu verstehen giebt, so werden sie in nichts gebessert werden, wenn sie nur leere Tabellen blos ins Gedächtniß fassen. Man sehe doch nur, wie elend in Oesterreich im Ganzen die Geistlichkeit beschaffen ist, *) wo auch die Jesuiten, die jetzt in Rußland so geschäftig, alle Religionskenntnisse verdunkeln, und alles auf die seelenloseste mechanische Applapperung von Worten gebracht haben. Und was soll erst aus dem lieben Volke werden, wenn jede Gemeinde von jedem Pfarrer, seys in dogmate oder in der Moral normalisirt wer-

*) Hofmanns in Wien mit Censur gedrucktes Werk über den Gottesdienst und Religion in den österreichischen Staaten, kann den besten Beweis davon geben.

„dieſe freymüthige Beurtheilung geleſen, allein er würde ſei„nen Schuleinrichtungsplan im Weſentlichen genau noch „eben ſo einrichten (S. 74.)“ Bequem iſt freylich, ein Buch voll gegründeter Kritik (denn ſo viel wir uns erinnern, iſt in der freymüthigen Beurtheilung nichts unbewieſen, und ohne die nöthigen Citaten niedergeſchrieben) auf eine ſolche Art abzufertigen: ob aber bey einem ſo wichtigen Werke als die Schulreformation für alle Ruſſiſche Staaten iſt, nicht billig auf gegründete Einwürfe ſollte Rückſicht genommen, und alles wohl erwogen werden, dies überlaſſen wir dem patriotiſchen Leſer zur Beherzigung. Zwar iſt der Beyfall des Hrn. Oberconſ. Büſching, den er der freymüthigen Beurtheilung giebt, auch in unbewieſenen Ausdrücken: allein jedermann weiß, was Hr. O. Büſching auch im pädagogiſchen Fache nicht nur als Schriftſteller, ſondern auch als Direktor Berliniſcher Schulen geleiſtet hat; dies aber weiß man von Hrn. St. Aepinius nicht, ſo viel Verdienſte er auch in andern Fächern hat. Andere erfahrne Pädagogen ſind der Literalmethode eben ſo wenig günſtig. Reſewitz nennt ſie die verkehrteſte Methode des Unterrichts. Der V. der freymütigen Beurtheil. beweiſet ſie als ſchädlich und verwerflich, als Prunk- und Dunſtvoll S. 45., verderblich für Lehrer und Schüler S. 84. Er beweiſet, daß ſie den Schulmechanismus äußerſt befördere S. 82., daß ſie geſunden vernunftmäßigen Religionsunterricht vernichte S. 100, daß ſie die Ausbildung der obern Seelenkräfte vernachläßige S. 60. Seine Gründe, die mit Citaten aus den ſo elenden öſterreichiſchen Normalſchulſchriften belegt ſind, muß man Schritt für Schritt widerlegen, ſonſt werden dieſe Gründe wohl ſtehen bleiben.

Die dem Schulplane nachſtehenden Anmerkungen des Hrn. St. Aepinus ſind von beſſerm Gehalt. Indeſſen ließe ſich doch noch manches dabey erinnern. Z. B. „Ein zu ent„ſcheidendes Uebergewicht auf Seiten des weltlichen „Standes (in Vergleichung mit der Aufklärung des Prie„ſterſtandes) würde in der Folge ſehr ſchreckliche Folgen ha„ben (S. 63.)“ So viel Rec. beyde Stände kennet, hat dieſes Uebergewicht, nach den Zeiten der geſunkenen Herrſchaft der Päpſte ſtets geherrſcht. Man findet unter den vom Clerus ſo verachteten Laien allezeit hundert Denker gegen einen wahrhaftig aufgeklärten Prieſter. Die Katholiken werden

auch

auch stets ganze Heerden von geweihten Dummköpfen zählen, so lange ihre Mönche und Abbees in theologschen Schulen zu handvesten Polemikern und eisernden Dogmatikern erzogen werden. Wenn die katholischen Priester durch die sakramentalische und seelencharakteristische (wie sie das Ding nennen) Weihe, Handauflegung, heil. Geisteseinhauchung und Besalbung sich nicht das Predigtamt und den Volksunterricht eigen und zum Monopol gemacht hätten, so würde man ausdenkenden, einsichtsvollen und erfahrungsreichen Laien mehrere geschickte Prediger, Sittenlehrer und Volksberather als aus der theologischen Universitätsinnung, oder einem sogenannten Priesterseminar ausheben können. Die schröcklichen Folgen (im barbarischen Zeitalter Begebenheiten, die die Menschheit entehrten, und Staaten verheerten) hatten wohl nicht das zu entscheidende Uebergewicht der Aufklärung des Laienstandes, wohl aber das Gegentheil zum Grunde; so wie man die jetzige Aufklärung des edleren Volktheils gewiß nicht geweihter Priesterlehre, nicht der Katechisation und Predigtamte, sondern den freymüthigen Schriften redlicher, um das Menschengeschlecht bestverdienter Laien zu verdanken hat. Dadurch werden wahrhaftig nicht „die Lehrer des Volks, und „mit ihnen Religion und Tugend nicht in Verachtung kom„men," wie Hr. Aepinus zu befürchten scheint. Weit bedenklichere Folgen möchte es haben, wenn wir sogar für jeden Ort normalische Prediger hätten, wie der Hr. St. Aepinus wünscht (S. 61.). Wir können unsere Verwunderung nicht bergen, wie solch ein Mann auf diesen Einfall kommen kann. Sind die gewöhnlichen Geistlichen in Rußland ununterrichtet und unaufgeklärt, wie es jedermann sagt, und auch Hr. Ae. zu verstehen giebt, so werden sie in nichts gebessert werden, wenn sie nur leere Tabellen blos ins Gedächtniß fassen. Man sehe doch nur, wie elend in Oesterreich im Ganzen die Geistlichkeit beschaffen ist, *) wo auch die Jesuiten, die jetzt in Rußland so geschäftig, alle Religionskenntnisse verdunkeln, und alles auf die seelenloseste mechanische Applapperung von Worten gebracht haben. Und was soll erst aus dem lieben Volke werden, wenn jede Gemeinde von jedem Pfarrer, seys in dogmate oder in der Moral normalisirt wer-

*) Hofmanns in Wien mit Censur gedrucktes Werk über den Gottesdienst und Religion in den österreichischen Staaten, kann den besten Beweis davon geben.

den sollte; wenn die lieben Leute die symbolischen Glaubensmeynungen ihrer Pfarrer und Prediger tabellenmäßig nach der Litterarmethode auswendig lernen sollten, denn dieß ist doch nach dem wienerischen Methodenbuch das Wesentlichste des Normalismus. Und die Oesterreichischen Katechisationen kann Hr. Aepinus loben, welche die elendesten unter der Sonne sind. Er lese doch nur Hofmann vom Religionszustand in Oesterreich; ein Buch, das in Wien gedruckt ist.

Ganz richtig, aber eben nicht neu, ist die Bemerkung: „daß der Leser, seines Schriftstellers Charakter, Gesinnung „und Denkensart sich nähert (S. 55.)." Wenn also Hr. St. Aepinus sehr zweckmäßig räth, *) daß die russische Nation lieber deutsche als französische Schriften lesen, sich lieber mit Erlernung der deutschen als französischen Sprache, lieber mit Uebersetzung deutscher als französischer Schriften beschäftigen möchte, so hätte er doch, nach Rec. Meynung hier bestimmen und bestimmen sollen, ob die Russen zum Muster katholische oder protestantische Bücher zur Hand nehmen sollen. Insbesondere wärs hier der Sache sehr gemäß gewesen, nicht allein zu bestimmen, sondern auch Gründe anzuführen, ob man bey der künftigen Schuleinrichtung die Methode nach Hähne und Felbiger, oder nach Resewitz und Rochow, die Verfassungsart der Schulbücher nach Pater Strauch und Pater Jzzo, **) oder nach Campe und Trapp, die Schullehrer nach Schalk und Voit, ***) oder nach Struve und Raff wählen soll, u. s. w.

Was uns wirklich im Herzen wehe thut, und für die Aufklärung des künftigen Menschengeschlechts in Rußland das aller-

*) Dieser gute Rath möchte itzt wohl gröstentheils zu spät kommen; denn das lesende Publikum der Russen, Polen, Hungarn etc. haben sich schon lange für die französ. Litteratur erklärt. Die Ursachen davon sind bekannt.

**) Hr. Strauch (jetzt Abt zu Sagan) ist der Verf der katechetischen normalischen Betrachtungen; P. Jzzo Exjesuit, der Verf. der Architektonik oder Baukunst: beide Schriften sind in der frcym. Beurth. von S. 156. und von S. 162. beurtheilet worden.

***) Hr. Schalk ein gewesener Ladendiener; Hr. Voit war bis ins 20ste Jahr bürgerl. Schustermeister; beyde sind Lehrer der wienerischen Normalschule.

allerschädlichste seyn wird, ist, daß auch beym Russischen Schulwesen wie beym österreichischen Normalschulwesen ein fürchterlicher Universalschuldespotismus herrschen soll. Der Leser mag folgende Stellen in dem Russischen Schuleinrichtungsplan beurtheilen. „Jede Abweichung von dem „festgesetzten Plan ist eine Verschlimmerung; und jede „Verbesserung hat nicht nöthig was anders zu seyn, als „eine Zurückführung auf den ursprünglichen Zustand. — „Die Normalschulen leisten denselben Dienst, als die in „der Polizey niedergelegte Modelle von Maaß und „Gewicht (S. 47.). Der Mechanismus der österreichischen Normalschulen schützet diese Schulen kräftig „für allen Ausartungen. Eben dies ist eine der Ursachen, warum ich den österreichischen Schulplan für Rußland „als vorzüglich vortheilhaft ansehe, setzt Hr. St. Aep. „hinzu (S. 57.).“ Es ist wahrlich traurig, einen Mann, wie Hr. St. R. Aepinus so reden zu hören. Er hat auch in einem Aufsatz in Schlözers Staatsanzeigen No. 25. S. 88. das Maschinenmäßige im Schulunterricht vertheidigen wollen. Wir bedauern, daß wir ihm schlechterdings nicht recht geben können. Ein Mensch muß nicht maschinenmäßig unterwiesen werden. Die Kräfte der Seele zu entwickeln, muß das Resultat der Erziehung und des Unterrichts seyn. Die österreichischen Schulen sind freylich nicht ausgeartet, aber sie haben auch vom Anfang nichts getaugt, und taugen noch nichts. Doch so viel muß jeder erfahrne Schulmann (welche hier die besten Lichter sind) einsehen, daß man keine Methode, sie sey welche sie wolle, zur unabänderlichen Normalmethode vorschreiben müsse, denn dadurch versperrt man sich ja selbst den Zugang zu allen künftigen Verbesserungen, und führt einen Despotismus ein, der denkenden Menschen unerträglich werden muß. Denn wer bessere Einsichten hat, soll sie ja nicht brauchen dürfen. Ein solches Schulmonopolium ist niemand nützlich als den Jesuiten, denn durch dasselbe haben sie das beste Mittel für der Schulen der Erziehung, und folglich der Gesinnungen zu bemächtigen, und allenthalben zu herrschen.

Doch um nichts von diesen Anekdoten zu übergehen, und nach dem Wunsch des Verfassers alles mögliche zur Verbreitung derselben beyzutragen, so wollen wir auch die hier angeführten Nachrichten, wie weit die neue Russische Normal-

schuleinrichtung schon soll gediehen seyn, in einen Antrag bringen. — „Seitdem Hr. Jancowicz in Petersburg angekommen, und die Schulkommission ernannt worden, sind „wir (es spricht Hr. St. Aepinus) mit allen dem beschäftiget, was zur Gründung der ersten Normalschule, die nach „J. K. Majestät die Mutter vieler tausend andrer in „Rußland werden soll, nöthig ist. — Es sind auch ein ansehnlicher Theil (der Normalschulbücher, eigentlich Tabellen) verfertigt, übersetzt, geändert, und ich glaube sagen „zu können, verbessert und vollkommener gemacht (das geht „aber ja so eilig, als vormals in Wien) — der Normalische „Fuß ist auch schon in dem bekannten Fräuleinstifte eingeführt. — Zum Unterhalt der Lehrer ist schon eine ansehnliche Summe angewiesen worden (S. 69 u. 70.) — „In Petersburg soll die Russische Kaiserin den deutschredenden „Unterthanen der Augsburgischen Confession befohlen „haben, daß die für die Normalschulen entworfene Methode als die leichteste und beste in allen deutschen Schulen angenommen und gebraucht werden soll (Gott gebe, daß wenigstens diese Nachricht falsch ist) (S. 72.) — Alle Oesterr. „Normalschulbücher, welche übersetzt werden sollen, sind berichtiget. — Den kleinen Katechismus und das Abcbüchlein hat Hr. Janc. schon zu Stande gebracht. — Der von „diesem eingerichtete Entwurf zur Einrichtung des Normalschulwesens ist vom allerhöchsten Hofe bestätiget worden „(S. 35.)“ Daß Katharina die Große die Schulen verbessern will, ist ein dieser unsterblichen Monarchin würdiges Unternehmen. Wir hoffen denn wenigstens, daß man die Literalmethode in Rußland nicht ganz ablegiert, sondern auf so viele neuere richtige Bemerkungen erfahrner Schulleute wird Rücksicht genommen haben, daß man die österreichische Schulbücher wirklich wird berichtiget, oder vielmehr ganz anders gemacht haben. Geschieht dieses nicht, sokann wir sagen es freymüthig, der Erfolg unmöglich nach Wunsch ausfallen. Die Nachwelt soll Richter seyn.

Jeder Leser wird dem Rec. Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er aus dieser Schrift alles getreulich, und mühsamer als es eine solche Schrift verdiente, ausgezogen, und ihm dargestellt habe, was nach Meynung des Anekdotenschreibers zur Lobeserhebung und fernern Empfehlung des österr. Normalschulwesens dienen kann: nichts ist übrig, als die Taxe

quenz herzuſetzen, welche der Verf. aus dieſen ſogenannten Anekdoten, in Abſicht auf die freymüthige Beurtheilung zu ziehen beliebte. Man höre: „die freymüthige Beurtheilung „iſt ſchmähſüchtig und aus eigennützigen Abſichten verbrei„tet (S. 25.). Die Beurtheiler und ihrer Helfershelfer be„ſitzen eine zügelloſe Unverſchämtheit und Partheylich„keit (S. 27.). In den im Regiſter angezeigten Stellen „haben ſie vorzüglich ihren Tadel angebracht, ſo wie ſie ihren „Hang zum Schmähen und ihre Begierde auch das Be„ſte zu verunglimpfen an Tag legen (S. 18 u. 19.)“ Man merke wohl, der Anekdotenträger hat nicht einen einzigen von den Gründen der freymüthigen Beurtheilung unterſucht noch weniger widerlegt. Er iſt gar nicht in die Entwickelung der ſo wichtigen Materien des Schulweſens eingegangen, deren in der freymüthigen Beurtheilung ſo viele vorkommen. Er hat kein Wort geantwortet auf die vielen angeführten Citaten aus den Normalſchulſchriften ſelbſt, worin zum Theil die gröbſten in denſelben enthaltenen Abſurditäten, angeführt werden. Er hat ſich blos auf Anekdoten, die offenbar ungegründet ſind, und auf Autoritäten eingelaſſen, die, ſo verehrungswürdig ſie ſonſt ſind, bey Unterſuchung der Wahrheit nie an die Stelle der Gründe müſſen geſetzt werden.

Rgz.

Hiſtoriſche Nachricht von der Entſtehungsart und der Verbreitung des Normalſchulinſtituts in Böhmen, von Ignaz Böhm, Prag, 1784. 8.

Es wird in dieſem Buche viel erzählt, viele Berechnungen angeführt, auch werden hie und da wieder ziemliche Komplimente gemacht. Dieſes Erzählen iſt alles recht gut, um allenfalls den äußern Zuſtand der Schulen zu erfahren, aber wahrhaftig nicht den innern Zuſtand. Daß die Normalſchule unzweckmäßig iſt, iſt ausgemacht. Man hat uns zwar ſchriftlich rühmen wollen, daß man in Böhmen der öſterreichiſchen Methode nicht ganz blindlings folge, ſondern verſchiedenes verbeſſere. Gott wolle, daß man es in Böhmen thun dürfe; denn eigentlich iſt es nach dem Felbigerſchen Schuldespotismus, daß die Normalmethode ganz unverbeſſerlich ſeyn ſoll, nicht erlaubt. Aber man kann aus dieſem

ker, und Leser dieſer Schrift mit eben dem Fluche, den kein Biſchof in der Chriſtenwelt, als nur der, der ihn geflucht hat, ſoll auflöſen können, zu belegen. Das Breve giebt in ſeinem kläglich wimmernden Tone deutlich zu verſtehen, daß bey dieſem Urtheile eine ganz andere Beleidigung mit zum Grunde liege. Was iſt der Papſt? Dieſe Frage und ihre Beantwortung war in den Ohren der Ultramontaniſten wenigſtens eben ſo ſehr Aergerniß, als die: Was iſt die Ohrenbeichte? Nur wußten ſie bey jener dem Verfaſſer nicht auf eben den Wegen in Wien beyzukommen, auf welchen ſie zu Trier dem alten ehrlichen Febronius den Widerruf abgezwungen hatten. Aber hier, bey einer Schrift von der Ohrenbeichte, fanden ſie Gelegenheit, über Angriff eines Grundartikels im Katholizismus zu klagen. Mit welchem Recht und Erfolge, iſt eine andere Frage, die Kaiſer Joſeph am beſten beantworten wird. Eybel, welcher wohl weiß, daß der Reformationsgeiſt ſeines Monarchen ſich auf Verbeſſerung der Sitten, Hemmung des ſchädlichen Geldausfluſſes für feile Diſpenſen, Herſtellung chriſtlicher Toleranz und Harmonie der Kirche mit der Staatsverfaſſung beſchränke, ohne auf Abänderung ſymboliſcher Lehrbegriffe und theoretiſcher Polemik Anſpruch zu machen, hatte bey Herausgabe ſeiner Schrift ganz augenſcheinlich die Abſicht nicht, die Abſchaffung der Ohrenbeichte in den öſterreichiſchen Landen zu bewirken. Aber die häufigen, abentheuerlichen Mißbräuche, welche Bosheit und Dummheit mit dieſem Glaubensartikel treiben, empörten das Herz dieſes Schriftſtellers, und veranlaßten ihn, alles, was er in den Schriften des Alterthums über dieſe Materie auffinden konnte, in ſeinem populären faßlichen Tone dem gemeinen Manne vorzutragen. Wenn er aus den Stellen der Kirchenväter, welche er anführt, die Folge zieht, daß nicht der Prieſter, ſondern Gott die Sünde nachlaſſe, weil nur dieſer das Herz des Menſchen ſieht, ſo behauptet er ja im Grunde nichts, als was alle vernünftige Katholiken von jeher behauptet haben, daß die prieſterliche Losſprechung dem Sünder ohne ernſtliche Reue zu nichts fromme, und daß in ſolchem Falle, was der Prieſter auflöſet, von Gott gebunden bleibe. Dieſe Reue, und mit ihr die ſittliche Beſſerung unter ſeinen Glaubensgenoſſen herzuſtellen, das unter ihnen herrſchende Vorurtheil, als ob alles mit bloſſem Hererzählen ſeiner Sünden ſchon gethan ſey, zu zernichten, nicht zwiſchen Rom und Genf die polemiſche Streitfrage zu entſcheiden, ob der Prieſter nur als

Arzt, oder als Arzt und Richter zugleich im Beichtstuhle sitze, war der Zweck seines Werkchens. Die Schlüsselgewalt der Apostel, sagt er §. 5. und 6. war mit der Wunderkraft, die verborgensten Winkel des menschlichen Herzens einzusehen, verbunden. Rezensent kann dieses Wunderbare in den angeführten Beyspielen nicht finden. Konnte denn Paulus die Aufführung des Blutschänders, die Bosheit des Zauberers Simon, und den Betrug des Ananias und der Saphira nicht auf eine sehr menschliche Art erfahren haben? — In 12. und folg. §§. wird der Unterschied zwischen kirchlicher Nachlassung der Busse, und göttlicher Nachlassung der Sünden, und §. 35. der Unterschied zwischen dem Begriffe von läßlichen Sünden in der ersten Kirche, und eben denselben in der spätern Kasuistik angegeben. Aus einigen Stellen des Gratianus beweißt er §. 43. daß vor der Tridentinischen Kirchenversammlung die Lehre von der Ohrenbeicht nicht so bestimmt war, wie jetzt, und daß erst diese der Freyheit zu denken einen Zaun gesetzt habe. Stellen aus Alexander Natalis, van Espen und Medina bestätigten eben dasselbe. — Hr. Sybel glaubt §. 61. daß den Entscheidungen dieser Kirchenversammlung unbeschadet in der heutigen Bußart eine Abänderung, und hiedurch eine Vereinigung der getrennten Christen getroffen werden könnte, ꝛc. Sollte aber keine Abänderung möglich seyn, setzt er §. 62. hinzu, so gebe der allmächtige Gott, daß die heimliche Ohrenbeichte gar niemals zu mehrerer Verführung als Anleitung der Jugend — gar niemals zu Versuchung und Verführung der Unschuld, niemals dem Staate, der bey diesem heimlichen Gerichte nicht einmal auf seiner Hut seyn kann, zum Schaden, und zur Hemmung solcher Anstalten, deren Güte und Nothwendigkeit wohl mancher Beichtvater nicht einsehen möchte, gar niemals häuslichen Gesellschaften zum Nachtheil und mehr zur Stöhrung des Hausfriedens als Erhaltung desselben, gar niemals zu einem Frag- und Kundschaftsamt solcher Gegenstände, die nicht in den Beichtstuhl gehören, gar niemals zu Betteleien und kostbaren Befriedigungen der Beichtväter, gar niemals zu Bestärkung in Vorurtheilen und Erhaltung der Mißbräuche, und gar nicht zu allem dem, was das Ziel eines Sündenbekenntniß nicht ist, und was nicht Sünde ist, sondern erst zur Sünde wurde, mißbrauchet werde. Dieses Gebet ist eben zur Ehre des Beichtstuhls vorträglich, und jedem Katholiken nicht nur erlaubt, sondern

auch

auch ein sehr schönes und kräftiges Gebet.“ In der That nicht nur ein kräftiges Gebet, sondern zugleich ein kernhaftes Kompendium aller Mißbräuche, welche mit der Ohrenbeichte getrieben werden!

Rezensent wird sich nicht irren, wenn er aus dem, was er von der Kirchengeschichte weiß, den Verfall der katholischen Bußart gerade in der Epoche des entstandenen Jesuitenordens findet. Diesem durchaus politischen Orden, der sich der Religion nur als Masque und Mittel zu seinen geheimen Absichten bedient, lag mehr daran, daß oft und aufrichtig gebeichtet, als daß der Sünder aufrichtig gebessert würde. Sein System foderte die möglichst genauste Kenntniß der Gemüther aller Menschen in einem Staate, und die Kunst, Väter durch Kinder, Männer durch Weiber, ganze Familien durch Dienstbothen auszuspähen, vorzüglich aber das ganze Gedankensystem, und alle geheimen Triebfedern, wodurch die Großen der Welt in Bewegung gesetzt werden, auf das pünktlichste zu erforschen. Wie herrlich ihm hierzu das sakramentalische Siegel der Beicht zu statten kam, ist leicht einzusehen. Daher die Gefälligkeit und Laxität der jesuitischen Kasuisten, welche mit dem sonst gewöhnlichen gravitätischen Wesen de los Padres so sehr abstach, und so manchem, der mit ihrem Systeme zu wenig bekannt war, ein unerklärbares Räthsel dünkte. Daher ihr beständiges Zurufen an ihre Beichtkinder: bey Leibe ja keine Sünde zu vergessen, und an die Beichtväter: bey Leibe ja keinem Gewohnheitssünder, wenn auch keine Besserung von ihm zu hoffen ist, die Lediggsprechung zu versagen (Baun. in Summ. peccat. c. 46.). Daher die Menge der Peres tous a tous in ihrer Gesellschaft, welche schon im ersten Jahrhunderte ihrer Existenz sich rühmten: Obruimur paene poenitentium numero. Sie hatten zwar die ausdrückliche Regel, keinen Laien, er sey Mann oder Weib, öfters des Tags, als einmal zur Beichte, und öfter als zweymal in der Woche zum Abendmale zu lassen, doch mit der Restriktion, nisi Confessarii serio sibi persuadeant, id maiori proximorum utilitati, *Societatis bono*, et aedificationi, (3. Instruct. pro Confessariis). Der politische Mißbrauch der Beichte verbreitete sich aus den Schulen der Jesuiten auch in andere Klöster und Orden, freylich nicht zu einem gleich wichtigen Zwecke, wie bey den Jesuiten, doch wenigstens zu Erhaschung mildthätiger Schenkungen, Erwerbung mächtiger Patronen, oder

oder anderen ökonomischen Absichten. Der so geschmeidige und einträgliche Probabilismus erhielt nun allgemein die Oberhand, und die Jesuiten konnten lächelnd zusehen, wenn er hie und da in einer Klosterdisputation theoretisch bestritten wurde. Noch jetzt, wo dieser Orden, das non plus ultra des heimlichsten, gefährlichsten Despotismus, und das beyspiellose Muster der religiösesten Irreligion, durch eine öffentliche Abolition zernichtet zu seyn scheinet, herrscht er in seiner fürchterlichsten Größe, und mit beynahe unbeschränkter Gewalt in den meisten Kabinetten der Großen, und regiert aus seinen hölzernen Beichtstühlen die Herzen des vornehmen und niedern Pöbels; ja — warum soll es Rezensent nicht sagen? unter dem Vorwande einer geheimen Freundschaft, wo brüderliches Zutrauen, und unbekannte Spionen die Stelle des Beichtstuhls vertraten, beherrscht er selbst die Gemächer unzähliger Protestanten. — Einige, nach den Maximen der Jesuiten erzogene Beichtväter wenden einen förmlichen Exorcismus probatorius an, um den stummen Teufel der Schaamhaftigkeit im Beichtstuhle zu bezwingen, und dadurch den erschütterten Büssern, die mit dem Bekenntnisse nicht recht herauswollen, alles, was sie begangen haben, abzunöthigen. Oeffentliche Kanzeln verrichten jährlich die sogenannten Aloissonntage und Josephsmittwoche (gewisse periodische Beichten und Kommunionen zu Ehren dieser Heiligen) und man hat Rezensenten versichert, daß ein gewisser, den Jesuiten affilirter Graf gegen baares Almosen jährliche Beichten für sein Wohlseyn verrichten läßt, und daß die Büttel als Zeugen der richtig geschehenen Beichte zugegen seyn müssen. Geht bey dergleichen Absichten nicht der ganze Begriff der Busse verloren? O Protestanten und Katholiken! Seid aufmerksam auf die Gänge der Jesuiten! Nie war es nöthiger. Sie gehören zu keiner Sekte des Christenthums, als — ganz ausschließungsweise zu — Jesuiten. Omnibus omnia facti sumus, heißt ihr Grundsatz, aber nur um alles über alle zu werden.

Antwort auf die Frage: Was enthalten die Urkunden des christlichen Alterthums von der Ohrenbeichte? Zur Bestärkung der Wahrheit und Beruhigung des Volkes. Franz Kauffer, Be-

nefiziat

nefizial zum H. Leopold. Wien, bey Schmidt, 1784. 8. 72 S.

Der Verfaſſer durchgeht die Eybeliſche Abhandlung von §. zu §., und beſtreitet einige Sätze derſelben, doch ohne Bitterkeit, und in einem Tone, den wir ſonſt bey theologiſchen Streitſchriften faſt immer vermiſſen. So ſehr er Katholik iſt, *) ſo wenig findet er eine Ketzerey oder gottloſe Lehre darin, daß Herr Eybel eine Abänderung in der heutigen Bußart wünſcht. „Mehrere ſittliche Wunder, ſagt er S. 10. nach ſo vielen Beichten und Kommunionen (beſonders täglichen) wäre freylich ein erwünſchlicher Gegenſtand.“ — Die allen Nachfolgern der Apoſtel Joh. 20, 20. ertheilte Gewalt zu binden und zu löſen, habe Herr Eybel ſelbſt in ſeiner Abhandlung anerkannt: Was iſt ein Biſchof? S. 20. giebt er die Hermeneutiſche Regel, daß man bey Anführung der Stellen aus Kirchenvätern vorzüglich auf die Gelegenheit Rückſicht nehmen ſoll, wo ihre Schriften entſtanden ſind, um aus dem Zwecke auf den ächten Sinn mit Richtigkeit zu ſchließen. Gewiß eine ſehr nöthige Regel, da man aus der Erfahrung hat, daß aus einem und demſelben Kirchenvater Stellen für und wider eine Materie angeführt werden können. Wenn ſie die Katholiken aber einmal recht verſtanden, ſo werden ſie den Mißbrauch der Väter recht einſehen. — S. 40. giebt er zwar Herrn Eybel vollkommen Recht, wenn er ſagt, daß erſt eigentlich die Kirchenverſammlung zu Trient das Weſentliche des Bußſakraments und der hierzu erforderlichen Theile entſchieden habe. „Nur, ſagt er, kann dies der guten Sache eines Sakraments, oder einer andern Glaubenswahrheit nicht entgegen ſtehen, ſonſt wäre es um alle Dogmen unſerer heil. Religion geſchehen. Solche ungereimte Folgen entſtehen, wenn alles auf Concilien gegründet ſeyn ſoll.“ Ein ähnliches Beyſpiel von den Streitigkeiten der Biſchöfe zu Cyprians Zeiten über die Nothwendigkeit der Wiedertaufe. — Gratians Stelle, welche Hr. Eybel anführt, iſt (S. 58.) nur von einem Schulſtreite zu verſtehen, ob nämlich die mündliche Anklage

*) Bey dieſem Geſichtspunkte muß hier auch der Rezenſent ſtehen bleiben, wenn er nicht in Polemik verfallen, und die Gemeinplätze für und wider die Tradition aufſtellen will.

klage, oder ſchon die vorhergehende Reue die Sünden tilge. Gratian habe die Nothwendigkeit des mündlichen Bekenntniſſes an andern Stellen beſtätigt. — S. 49. wünſcht der V., daß die Prieſter, welche zur Beichte ſitzen, die koſtbaren Augenblicke nicht mit aſcetiſchen Kraftlehren, ſondern mit bündigen Anleitungen auf die Beſſerung des Sünders, und beſonders auf die Pflichten der Nächſtenliebe und des Standes zu bringen. — In jeder Pfarrkirche ſoll (S. 65.), wie es bereits in einigen Kirchen zu Wien wirklich geſchieht, täglich in der Früh von 9 bis 10. Uhr ein Beichtvater bereit ſitzen, und dahin der Fingerzeig von der Kanzel dem Volke gegeben werden, mit der Belehrung, daß nicht die Größe eines Feſttages, ſondern einzig der beleidigte Gott (Welcher Ausdruck!) die Bewegurſache zur Beichte ſeyn ſoll.“ Die lateiniſche Losſprechungsformel iſt ein Mißbrauch. „Das in quantum ego poſſum et tu indiges, könnte in der Mutterſprache ſo heißen: (S. 65.) „Unſer Herr Jeſus Chriſtus wolle dich losſprechen, und in ſo weit du in deinem Herzen von aller wirklichen Neigung zur Sünde frey, und ganz mit deiner Seele zur Beſſerung und zur Buſſe, und zu Erfüllung aller Gott und deinem Nächſten ſchuldigen Pflichten gewendet, und allen Schaden und Aergerniß zu erſetzen bereitwillig biſt, ſpreche auch ich dich los von allen deinen Sünden in Kraft der von Chriſto mir verliehenen Gewalt zu binden und zu löſen, (Welcher Begriff!) im Namen Gott des Vaters ꝛc. Derley (dergleichen) Worte mit Nachdruck dem Sünder ans Herz gelegt, würden ihn auf die zur gültigen Losſprechung und unumgänglich nothwendige und werkthätige Bekehrung gewiß weit aufmerkſamer machen, als die lateiniſchen Gebetsformeln, von welchen der Beichtende gemeiniglich nichts verſteht, und eben daher ſich auch leicht beruhigt, daß er durch das ſichtbare Kreuzzeichen des Prieſters ſchlechterdings ohne alle Bedingniß losgeſprochen ſey.“ Am Ende ſeiner Abhandlung ſetzt der V. ſein Urtheil über die Eybeliſchen Schriften bey: Uebrigens, ſagt er, leuchtet aus allen bereits im Druck herausgekommenen Abhandlungen dieſes gelehrten Landrathes hervor, daß der Weiſe nie ohne Ziel handle. — Scheinbar übertriebene Forderungen machen ſeine Schriften einer beſondern Aufmerkſamkeit des Publikums würdig; aber ſein Zweck iſt nur immer durch dieſe Vorſprünge endlich den reinen Mittelweg der Wahrheit und Tugend zu behaupten. — Verehrungswürdige Schriften, ſetzt er hinzu, die dem Vaterlande den Eingang

in

zu jenem Wege aufschließen, ohne welchen man zur Einheit des Heils nicht kommen kann!“ Wie ganz anders lautet dieses Urtheil eines katholischen österreichischen Theologen: als jenes der Söhne des Donners zu Rom, welche zum Fluchen geweiht zu seyn scheinen, nicht zum segnen! Indessen scheint doch auch Hr. Kauffer ein wenig zweyzüngig zu seyn. Er sagt doch am Ende: „Alle Neuerung im Glauben kann nur „vom Geiste des Irrthums herrühren. Herr! lieber alles, „selbst das Leben verlieren, als das verlassen, was uns das „Gesetz Jesu, Joh. 20. und die stäte Erblehre sagen.“ Und was soll das in Kupfer gestochene Bild des heil. Nepomuks, das am Ende angefügt ist. Weg mit solchen Winkelzügen!

Eybels gottlose Lehre von der Ohrenbeichte. Enthüllt von Georg Fleiner. Im Jahr 1784. 8. 37 Seiten.

Eybels falsche, betrügliche und neue Lehre von der Ohrenbeichte. Widerlegt durch Obermaier. 1784. 8. 36 Seiten.

Zween lustige Köpfe, welche unter dem Vorwande, Eybeln zu widerlegen, das Lächerliche in manchen Behauptungen katholischer Schultheologen, besonders des bekannten Bellarmins, aufdecken, und indeß sie sich mit Eybeln um Kleinigkeiten sehr hitzig zu balgen scheinen, gewaltige Seitenhiebe auf seine Gegner thun.

Der erste beschuldigt ihn, daß er die heil. Schrift verfälscht habe, weil er die Stelle bey Matth. 9. K. 2. V. also verdeutscht: Dir sind deine Sünden vergeben, da es doch in der katholischen, nach der Vulgata gemachten Uebersetzung zu Mainz 1705. und der neuen Pragerauflage 1781. ausdrücklich heißt: Dir werden deine Sünden vergeben, u. d. g. Merkwürdig ist die Geschichte (S. 34. u. f.) von einem jungen Frauenzimmer zu Granada, welche der Beichtvater durch Verweigerung der Absolution dahin brachte, ihm den Namen desjenigen, mit welchem sie eine gewisse Sünde begangen hatte, zu entdecken. Er verrieth hierauf

dem

dem Erzbischofe die ganze Beichte, und Johann Kamirius, ein Jesuit, billigte das Verfahren dieses Beichtvaters auf öffentlicher Kanzel. Dieser Schrift ist die Gutheißung des Ordinariats zu Augsburg vorgedruckt, wider welche aber dieses nach der Hand ausdrücklich protestirt hat.

Canes latrant pro Dominis suis, ruft der zweite Verf. gleich auf der zwoten Seite, daher wollen auch wir bellen, als getreue Schaafhunde. „Nicht nur die spezificirte Sündenbeichte, sondern selbst den Beichtstuhl findet er schon im I. B. Moses 3 K. „Sagt nicht Adam, daß ihn das Weib verführet habe — und spezificirt nicht auch Eva ihre Vergehungen, daß sie nämlich durch die langschweifige Schlange sich verführen ließ?“ — Es ist (S. 24.) sehr deutlich, daß Adam und Eva ihr Bekenntniß in einem Beichtstuhle abgelegt haben, indem es ausdrücklich heißt: sie verbargen sich mitten unter die Bäume, in welchen sie nothwendig, wie in einem Beichtstuhle, mußten verhüllt gewesen seyn, weil Gott sonst nicht gefragt haben würde: Adam, wo bist du?“ Auch der Bauch des Fisches, der den ungehorsamen Jonas verschlang, und die Bußsäcke zu Ninive, in welchen Volk, Ochs, Schaaf und alles Vieh sammt dem Könige steckten, waren (S. 23.) lauter Beichtstühle. — Die Beichtväter sind (S. 27.) die wahren Opferböcke des neuen Testaments. — „Werfen Sie mir nicht ein, daß nach diesem Verse (Jak. Epist. 6. K. 16. V.) die Beichtväter ihre Sünden den Beichtkindern entgegen beichten sollen, welches in der heil. Schrift dadurch zur Genüge widerlegt wird, weil Petrus dem Knechte des Hohenpriesters das Ohr abgehauen hat, nicht aber dem Hohenpriester, weil er wohl wußte, daß dieser seiner Ohren zum Beichthören benöthigt ist, und auch dadurch, daß der Bock des alten Testaments mit fremden Sünden beladen in die Wüste gegangen ist, ohne etwas dagegen sagen zu können.“ Endlich führt der Verfasser das ganz neue 1783. geschehene Mirakel zu Seefeld in Tyrol an, wo der Teufel selbst ausdrücklich die Christen zur Beicht ermunterte: Christen, scheuet euch nicht zu beichten!

F. X.

12. Haus-

12. Handlungs- und Finanzwiſſenſchaft.

Johann Chriſtian Förſters, d. W. W. ordentlichen Lehrers auf der Friedrichs-Univerſität zu Halle, Entwurf der Land- Stadt- und Staatswirthſchaft. Berlin, bey Pauli, 1782. 8vo. Seiten 416.

Vor mehrern Jahren ſchon hatte der Herr Verf. eine Einleitung in die Cameral- Polizey- und Finanzwiſſenſchaft drucken laſſen, und ſie zum Grunde ſeiner academiſchen Vorleſungen geleget, weil aber dieſe Edition ſich vergriffen, habe er ſich entſchloſſen, ſie ganz umzuarbeiten, und ſo vermehrt, als ein neues Werk herauszugeben. Der Hr. Verf. hat ſich nach eigener Wahl einer Methode bedienet, wodurch das Ganze leicht überſehen und die einzelnen Theile natürlich unter das Ganze gebracht werden könnten. Seine Abſicht ſey dabey keine andere, als eine allgemeine Theorie von den hier vorgeſtellten Sachen zu geben, damit, wenn Erfahrungen und Uebungen nachher hinzu kämen, der Verſtand geſchwinder und leichter geſchickt gemacht werden könnte, in Sachen zu arbeiten, wo dieſe Erkenntniſſe nothwendig gebraucht werden müſſen. Die Eintheilung des Werks iſt folgende. Erſtlich Einleitung in die Wirthſchaft und Staatswirthſchaft überhaupt; dann folgt die Landwirthſchaft mit 11. Kap. oder Unterabtheilungen, als Ackerbau, Wieſenwachs, Gartenbau, Wein- Hopfen- und Flachsbau, Viehzucht, Fiſcherey und Jagd, Forſtweſen, Grabe- Bruch- und Bergweſen, Mühlen und Brauweſen, Landgüter und Dörfer, Anſchläge. Die Stadtwirthſchaft, in 3. Kapiteln, als das Stadtweſen überhaupt, das Handwerks- Manufaktur und Fabrikweſen, das Handelsweſen. Die Staatswirthſchaft, in 6 Kapiteln, die Staatseinkünfte überhaupt, Domainengüter, Regalien, Steuren und Abgaben, Staatsausgaben, Cammerordnung. Als ein Buch, worüber Vorleſungen gehalten werden ſollen, wo der Lehrer das noch Fehlende mündlich hinzuſetzen kann, iſt es ganz brauchbar gearbeitet. Nur iſt wirklich zu bedauern, daß der Hr. Verf., wie man an ſehr viel Stellen ſiehet, gar keine

praktische Kenntniß, sondern sich nur aus Büchern von diesen Wissenschaften, die er lehren will, eine Idee gemacht hat. Daher kommen so viele Gemeinörter. Um mehrere Bequemlichkeit im Nachschlagen zu haben, sollte dieses Buch mit einem ausführlichen Register versehen werden seyn.

Eg.

Ephemeriden der Handlung, oder Beyträge und Versuche für Kaufleute von J. C. Schedel. Achter, neunter und zehnter Heft, Monate August, September und October, 1784. Lübeck, bey Donatius, jeder Heft 6 Bogen.

Von der Einrichtung und dem Nutzen dieser Monatschrift haben wir zu einer andern Zeit schon gesprochen. In diesen drey Stücken wird die Abhandlung über Englands Zustand ꝛc. fortgesetzt. Nun kömmt im achten Hefte etwas über Handels Balanz; Biographie Hrn. Johann Christoph Dallsteiners zu Regensburg, welcher 1722. starb, ordentlich in der Form einer Leichenparentation; allgemeiner Abriß des Herzogthums Kärnthen; über den Negerhandel; Beschreibung der Scharlachbeeren und der Spanischen Fliegen; über den Mangel an Gold- und Silberfabriken in Deutschland; (Ueber den Mangel? Ich dächte in Berlin, Wien, Leipzig, Dessau, Zerbst u. a. O. wären genug, daß schon einige eingehen.) über ausschließende Privilegien, Zünfte und Innungen; Waaren Verzeichniß, welche im April und May 1784. zu Triest, Seewärts, eingekommen. Der neunte Heft enthält: Abriß der Grafschaften Görz und Gradiska im Innerösterreich; kurze Nachrichten von den Bourbonischen Staaten in Italien; Gedanken über das Handelsinteresse; über den gegenwärtigen Zustand in Pensylvanien; Biographie des Reichsgrafen von Fries, er stammt aus der Stadt Mühlhausen in der Schweiz, und war erst K. K. Niederlags Verwandter in Wien, im Jahr 1752. wurde er Commercienrath und Ritter, im Jahr 1762. Reichsfreyherr. Er und Compagnie hatten ganzen 24 Jahre den Thaler-Handel ausschließlich nach Constantinopel, und sein Comtoir hatte nicht weniger als 17 bis 18 Millionen Gulden Nutzen, und im Jahr 1783. erhob ihn der Kay-

in den Reichsgrafenstand. — man sucht in einer Biographie eines Mannes von so glänzendem Glücke freylich mehr, allein in diesem Heft steht nichts weiter davon, nicht einmal wenn er gebohren ist. Granaten- und Krystallfabriken — als wenn Granaten und Krystall gemacht würden — zu Waldkirch in Oesterreich; kurze Nachrichten von verschiedenen Ländern; von den Kolonieprodukten zu Bourdeaux. Im zehnten Heft: freymüthige Bemerkungen über die Freyheit des Handels; über die Balanzen und den Geist der Eifersucht im Handel; vom Verhältniß des Aufwandes gegen die Bevölkerung; Beschreibung des Sicilianischen Getraides, der Coloquinten, der Baranken und des Canariensaamens; kurze Nachrichten aus verschiedenen Ländern; Bücheranzeigen; Ladungsliste von den zu Ostende aus China gekommenen Schiffen; von den Kolonieproducten zu Bourdeaux; Waarenpreise; Preise von allerhand Färbewaaren.

M.

Aufforderung an meine Mitbürger zur Theilnehmung an dem Kanal-Handel, von Georg Brühn, Etatsrath, Commerce-Intendant und Bürgermeister zu Schleswig. Altona, 1784. 84 Seiten, 4to.

Eine genaue Beschreibung des neuen Schleswigholsteinischen Kanals, welcher die Ost- und Westsee mit einander vereinigt, und dem Handel einen ganz neuen Weg eröffnet, wäre allerdings eine wünschenswürdige Sache. Auch müßte es das handelnde Publikum mit großem Danke erkennen, wenn ihm ein verständiger Mann die verschiedenen Vortheile zeigte, welche dieses der dänischen Regierung zu großer Ehre gereichende Werk dem Handel leisten, und wie solche am besten und auf verschiedene Weise genutzt werden könnten. Der Verf. der vor uns liegenden Schrift, welcher sich durch eine sogenannte Prüfung der Gedanken des Prof. Fabricius über die Volksvermehrung in Dänemark bekannt gemacht hat, wollte jene Zwecke erfüllen. Aber er hat dieses auf eine falsche Weise gethan, daß dadurch der Wunsch nach einer bessern Beschreibung dieses Werkes nur noch vermehrt wird. Eben der übertriebene Patriotismus, und eben die Eitelkeit und große Mey-

nung von seinen Kenntnissen und Erfahrungen, welche der Verf. schon in jener Schrift zeigte, bezeichnen auch diese. Seine Beschreibung des Kanals ist nicht einmal richtig, und noch viel weniger kann sie den Kenner befriedigen; seine Versprechungen aber von den Vortheilen desselben, und die Anweisungen und Regeln, welche er den Kaufleuten seines Vaterlandes ertheilet, sind so übertrieben, und zum Theil so wenig ausführbar, daß verständige Leute darüber lachen müssen. Von beyden wollen wir einige Beyspiele anführen. S. 7. sagt der Verfasser, der wichtigste Theil der Schleusen sey unter dem Wasser, und liege einige Ruthen an beyden Seiten derselben, um der Gewalt des Wassers Grenzen zu setzen. (Der Kunstverständige lacht über diese Beschreibung; denn der Grund der Schleusen erstreckt sich keinesweges einige Ruthen zu beyden Seiten, und braucht es auch gar nicht.) S. 8. heißt es: zwey Pferde könnten das größte Schiff fortbringen. (Dies ist höchst unrichtig; denn bey entgegenstehenden Winden können manchmal wohl bis acht Pferde erfordert werden.) Die Tiefe des Kanals giebt der Verfasser an einigen Stellen zu 10½ Fuß an; sie ist aber durchgehends nur 10 Fuß. Eine lich der Wahrheit zuwider, und aller Erfahrung widersprechend ist es, wenn S. 18. behauptet, und diese Behauptung S. 26. wiederholt wird: „Sehr selten ist der uns nahe liegende Theil der Ostsee mit Eis bedeckt. Oft ist den ganzen „Winter daselbst nichts zu sehen, und die Förden sind selbst „vom Eise frey, und selten liegt es hier länger, als 14 Tage.“ S. 22 hätte der Verf., wenn er unpartheiisch hätte seyn wollen, nicht vergessen müssen, zu erinnern, daß die dänische ostindische Compagnie durch Untreue eine große Summe verloren habe, und dadurch in nicht geringe Verlegenheit gerathen sey. Zwar führt er dies nachher S. 32. an; aber er sieht den Schaden für so gering an, wie ihn wohl kein Kaufmann ansehen möchte, und wie ihn die neuesten darüber bekannt gemachten Nachrichten erweisen. S. 23. ist es abermals unnöthige und unnütze Vorspiegelung, wenn er behauptet: die Regierung habe diesen Kanal angelegt, weil sie die Veränderungen im Handel und die damit verknüpfte Gefahr in der Ferne gesehen, und zeitig auf Mittel gedacht hätte, den Unterthanen neue und sichere Wege zu eröffnen. — Nicht vor hundert, sondern vor hundert und vierzig Jahren dachte Herzog Friedrich III. schon auf einen Kanal. — Die Vortheile des Kanals sind S. 43 ff., einige Uebertreibungen ausgenom-

genommen, gut geschildert. Hätte es der Verfasser dabey, und bey der Anzeige einiger guter und leicht auszuführender Handlungsspeculationen bewenden lassen: so möchte man ihm allenfalls für diesen Theil seiner Schrift danken; aber er speculirt so stark und so viel, ohne zu zeigen, wie seine Speculationen auszuführen sind, daß man beynahe dabey schwindlich werden könnte. Es steht herrlich zu Papiere: **Pulver, Salpeter, Kanonen, Flinten können wir aus unsern Magazinen** (sind denn die so überflüßig damit versehen?) **liefern. Kupferne Geschirre und Platten können unsere Kupfermühlen liefern. Unsere feine Laken, Spitzen und ordinaire Leinen können einen Theil der Ladung ausmachen.** (Die dänischen Manufakturen machen noch so wenige feine Laken (oder Tücher) und zu so hohen Preisen, daß an Ausfuhr derselben vor der Hand noch gar nicht zu denken ist. Selbst im Lande muß man noch fremde Tücher in Menge haben. Auch Leinewand möchte noch nicht viel zur Ausfuhr vorhanden seyn, wenn gleich Recensent gerne zugiebt, daß die neuern Verordnungen zur Aufnahme der Spinnereien künftig dazu Hoffnung geben. Aber selbst dies ist noch im weiten Felde. Die Erfahrung zeigt in allen Ländern, daß die besten Verordnungen wenig Erfolg haben, wenn der Trieb nicht in der Nation liegt. **Garne und feine Leinen ziehen wir von der Ostsee zur Ausfuhr an uns.** (Als wenn das sogleich ins Werk zu setzen wäre. Recensent ist überzeugt, daß dies höchst schwer, wo nicht unmöglich seyn möchte.) **Gedruckte Kattune können wir wohlfeiler, wie andere, fourniren.** (Den Beweis davon möcht ich wohl sehen.) Glas rechnet der Verfasser auch zu den Ausfuhrartikeln, ohnerachtet das Land zu seinem innern Verbrauche des ausländischen schlechterdings nicht entbehren kann. Nur in Norwegen sind Glasfabriken, und diese können nicht einmal Norwegen hinreichend versehen. Sehr überflüßig sind die Fragen? Sollten wir nicht so gut, wie andere, Waizenmehl gut präpariren und verbacken können? Würde unser Rindfleisch nicht willkommener seyn, wenn wir sorgfältiger beym Einsalzen wären? Könnte Anthon und Graupen nicht einen Theil der Ladung ausmachen? (Es sind im letztern Seekriege alle diese Artikel in großer Menge, und sehr gut, ausgeführt worden, und werden noch itzt, wenn gleich nicht so häufig, versandt.) Ueberhaupt begeht der Verf. den höchst schädlichen Irrthum, daß er allenthalben große Fabrikanstalten und

Manufakturen zur Grundlage des dänischen Handels machen will. Dieser gefährliche Grundsatz hat dem dänischen Staaten schon Schaden gethan, und würde noch größern thun, wenn die Projekten solcher Schwätzer Gehör fänden. Es ist noch viel zu viel beym dänischen Ackerbaue zu verbessern, und die dänischen Staaten haben noch viele Menschen nöthig, ehe sie an mehrere Fabriken und Manufakturen denken können. Die Verbesserung des Ackerbaues muß daher der vornehmste und erste Zweck der dänischen Staatsverwaltung seyn. Dadurch kann der Handel, sonderlich Produktenhandel, der doch immer die erste Stütze des Seehandels ist, blühend und dauerhaft werden; dadurch wird der Staat an Volksmenge und Reichthum zunehmen: aber alle Größe des Handels; die hier auf Fabriken und Manufakturen, und auf andere weitaussehende und nimmer ausführbare Speculationen gebauet werden soll, wird nur in dem Kopfe des Verf., und derer, die ihm gleich denken, bestehen, und nie zur Wirklichkeit kommen. An einigen Stellen seiner Schrift thut der Verf. zwar, als ob er selbst zu Anlegung der Fabriken nicht riethe; aber er ist mehrmal inconsequent. — Die Kanalcompagnie, von deren Planen und Unternehmungen der Verf. so vieles verspricht, ist seit der Zeit schon wieder aufgehoben, weil die Aktien nicht alle untergebracht werden konnten, und es ist bisher noch nicht bekannt, ob eine neue Compagnie an ihre Stelle kommen werde. Der Westindischen und Ostseecompagnie steht auch eine Veränderung bevor, die aber noch nicht bestimmt ist. — Der letzte Theil der Schrift unsers Verf. ist der überflüßigste, wenn er gleich von den Speculationen, die er darin entworfen hat, sehr eingenommen zu seyn scheinet. Er zeigt nämlich darin allen Theilen der dänischen Staaten, und allen dänischen Handelsstädten, wie sie an dem Kanalhandel Theil nehmen, und dadurch reich werden sollen. Kopenhagen soll dadurch den Wechselcours in seine Gewalt bekommen, und weniger nachtheilig machen können; man soll bald Niederlagen von allen Sorten Waaren am Kanal sehen; (Diese Waaren müßten doch bezahlt werden; das wäre also wohl nicht das Mittel den Wechselcours in seine Gewalt zu bekommen.) die Handlung zwischen Norwegen und den übrigen dänischen Staaten sollen dadurch wachsen; die Kaufleute zu Altona sollen sich nicht mehr hauptsächlich mit dem Kommissions- und Wechselhandel abgeben, weil dieser itzt gefährlicher werden kann, als der Selbsthandel; (Sonderbar genug!) Flens-

burg

burg besonders soll Magazine von den Waaren der Ost- und Westsee haben; Heiligenhafen und Neustadt sollen die Frachten der Lübecker übernehmen, welche ihnen diese, nach der Meynung des Verf., ganz ungezweifelt geben werden; (Sehr gut gemeint, aber die Lübecker werden so freygebig wohl nicht seyn.) Kiel soll Magazine von allen, was zur Ausbesserung der Schiffe nöthig ist, vorräthig haben; von hier aus soll, wenn die Kielschen Kaufleute nur wollen (und können?) ein ausgebreiteter Handel nach ganz Europa, und nach andern Welttheilen betrieben werden, und hier das Centrum der Verbindung des ganzen Kanalhandels seyn; von allen Nationen werden hier Consuln angesetzt werden (wovon bisher nur allein noch ein Russischer da ist); Unseegen der Enkel soll den dortigen Kaufleuten folgen, wenn sie dieses alles nicht bewerkstelligen; in Rendsburg sollen Assecuranzcompagnien errichtet werden; alle Schiffe sollen den Absatz der dortigen Fabriken befördern; ja, der Verfasser vermuthet gar, daß hier bald eine Messe würde angelegt werden müssen. Dies sind nur einige von den großen und weit aussehenden Planen des Verf.; denn er ist so reich daran, daß wir viele Seiten vollschreiben müßten, um sie alle anzuzeigen. Dabey erbietet er sich ungemein bereitwillig und uneigennützig, allen Kaufleuten und Städten persönlich mit Rath und That an die Hand zu gehen, wenn sie ähnliche Plane machen und ausführen wollen. Und wirklich scheint sein Rath nothwendig zu seyn; denn er läßt sich hin und wieder merken, daß er noch weit wichtigere Dinge in petto habe, die er, als wichtige Handelsgeheimnisse nicht aller Welt sagen könne. Er beschließt seine Schrift noch mit vielen Ermahnungen an seine handelnde Landesleute, die, wie das Ganze, mit vieler pompöser Declamation verwebt sind. Da sie aber auch nur diesen allein nutzen oder schaden können, und unsere Leser ohne Zweifel schon zur Probe genug haben: so wollen wir sie übergehen. — Sonderbar ist es bey dem allen, daß der Verfasser in der ganzen Schrift die Größe der Schiffe, welche diesen Kanal passiren können, nicht richtig bestimmt hat. Die Angabe S. 53. ist ganz unrichtig, und widerspricht einer andern S. 6. Dort sagt er, das Schiff könnte 104 Fuß lang seyn, hier nennt er nur 100 Fuß. An jener Stelle sagt er: tiefer als 10 bis 10½ Fuß müßten sie der Regel nach, nicht gehen. Was soll das heißen? Ist der Kanal zu gewissen Zeiten tiefer, als gewöhnlich? (Wir wollen die richtige Angabe doch hieher setzen.

Das gröſste Schiff, welches den Kanal befährt, kann 100 Fuſs lang, 26½ Fuſs breit, und 90 Kommerzlaſten schwer seyn. Tiefer, als 10 Fuſs darf es nicht gehen, weil der Kanal selbſt nicht tiefer iſt, vielmehr müſſen ſie weniger tief gehen, denn bis auf den Grund können ſie doch nicht ſtreichen.) — Noch müſſen wir einige neue Entdeckungen des Verfaſſers bemerken. S. 46. verſichert er uns, daſs von den Gold- und Silberbergwerken in Norwegen 10,000 Familien lebten. Schon der vierte Theil der Summe würde übertrieben ſeyn. S. 61. will er uns weismachen, daſs das Oldelsloher Salz dem Lüneburgiſchen gleich käme. Wer nur jemals Oldelsloher Salz geſehen hat, der wird ſich ſo etwas nicht aufheften laſſen. — S. 65. wird behauptet, das Friedrichſtädter Bier komme dem Engliſchen Ale völlig gleich. Da iſt aber der Unterſchied noch gröſser, als bey jenen Salzen. — Gegen die fremden Kaufleute ſchimpft er S. 49. und 65. auf eine ungeſittete Weiſe. Was können dieſe Leute davor, daſs die Kaufleute in den däniſchen Staaten ihnen nicht gleich kommen können? Oder ſollen ſie aus bloſſer Höflichkeit, und um den Schmähungen ſolcher Schwätzer auszuweichen, ihren Handel in den däniſchen Staaten aufgeben? Dann würden ſie Thoren ſeyn, und die Landesleute des Verfaſſers würden es ihm wenig Dank wiſſen.

Endlich noch ein paar Worte von den Kupferſtichen, die ſich bey dieſem Werke befinden. Die Titelvignette ſtellt die Schleuſe bey Knop gut dar. Die Karte von der Lage des Kanals iſt nicht völlig richtig. Eine beſſere wird das Publikum gewiſs in Kurzem erhalten. Die Schleuſe auf der vierten Tafel iſt auch nicht richtig.

J.

13. Münzwiſſenſchaft.

Populorum et Regum Numi veteres inediti, collecti ac illuſtrati a *Franciſco Neumanno* C. R. ad S. D. Muſeo Caſareo Numorum recentioris aevi Praefecto; Academ. Hiſtoriogr.

riogr. Matritenſis Socio. *Pars Altera*, ac cedunt Romanor. Numi anecdoti et Animadverſiones in univerſum Opus ill. Pellerinii. Vindobonae, typis Trattnerianis, 1783. 4to. 266 Seiten, und 7 Blatt Kupfer.

Der gel. Hr. Verfaſſer hat ſeinem Verſprechen gemäß, uns nun auch mit der Beſchreibung der alten, in ſeiner ſchönen Sammlung befindlichen raren Münzen Aſiens und Afrika zu bereichern beliebet. Gewiß alle Kenner und Freunde der Münzwiſſenſchaft werden dieſes wahrhaftig gelehrte Buch mit eben dem Vergnügen und Zufriedenheit annehmen, mit welchen ſie den erſten Theil angenommen haben. Die vorgeſchriebenen Gränzen erlauben uns nicht, hier alles Gute und Vortreffliche anzuführen, und es iſt auch nicht nöthig, weil jeder wißbegierige Forſcher und Kenner dieſes Werk ſchon ſelbſt in Händen haben wird. Der Verfaſſer führet unter denen von Aſien verſchiedene rare Münzen an, als p. 16. der Orodaltis oder Oroſaltis in Bithynien, p. 51. der Stadt Nagidus in Cilicien (welche Lage auch Combe in Hunteriſcher Münzenbeſchreibung, wider Hrn. Eckhein angenommen hat), und p. 89. des Edeſſeniſchen Königs des Mannus. Unter den Afrikaniſchen iſt wohl die p. 106. kupferne Münze des Königs Magas in Cyrene die vorzüglichſte. Da der Verfaſſer nach herausgegebenem erſtem Theil, verſchiedene ſeltene alte Münzen erhalten, ſo theilt er auch dieſe von p 109. der gel. Welt, in geographiſcher Ordnung mit, hier zeichnen ſich unter andern europäiſche aus, die Münzen der Halbinſel und Stadt Hyllis, der Daorſi, des Königs Ballaeus, und Gentius, und der Stadt Scodrae in Illyrien. — Von p. 181. — 187. werden einige ſilb. römiſche bisher unbekannte reſtituti erläutert; p. 187. wird von römiſchen Münzen, deren Aufſchriften von Stempelſchneidern verfälſchet worden, gehandelt, und von p. 195. von noch nicht bekannten numis ſubaeratis, als wirklich alten falſchen Münzen viel neues geſaget. Gelehrte und mühſam zuſammengetragene Verbeſſerungen des ganzen Pellerinſchen Werks, und ein geographiſches Namenregiſter aller alten Völker, Städte, und Könige, von denen der Verfaſſer Münzen beſitzet, und deren beträchtliche Anzahl ſich auf 1776. beläuft, beſchließen dieſes vortreffliche Buch. Am.

Ueber den Werth der heutigen sogenannten Conventionsmünzen, eine für Jedermann verständliche Abhandlung vom geheimen Justizrath Pütter zu Göttingen. Göttingen, bey Vandenhöck, 1784. 1½ Bogen in 8.

Der Hr. Verf. hat seine Absicht vollkommen erreicht; denn die kleine Abhandlung ist wirklich für Jedermann verständlich und lehrreich; und folglich sehr lesenswürdig, doch haben wir ein paar Vorstellungen darin gefunden, die wir mit dem mündlichen nicht völlig vereinigen können; und vermuthlich dürfte es mehreren Lesern so gehen. Gleich im Anfange bestimmt der Hr. V. den Begriff von der Conventionsmünze dahin, daß, wenn 20 Gulden, die in harten Stücken nach diesem Fuße gemünzt wären, eingeschmolzen würden, so solle, nach Absonderung des Zusatzes von Kupfer, oder andern Metall, der zu Gewinnung der Münzkosten, oder des sogenannten Schlagschatzes hinzukomme, eine Mark fein Silber herauskommen. Hierüber müssen einem leicht diese Zweifel einfallen. 1) Wenn das Münzregal gesetzmäßig getrieben wird, so geschieht der Zusatz von Kupfer u. s. w., wenigstens bey gröbern Sorten, nicht zur Gewinnung des Schlagschatzes, sondern nur deswegen, weil ganz feines Silber ohne Zusatz sich nicht gut verarbeiten läßt; wie auch deswegen, weil feines Silber im Umlauf zu bald abgenutzt, und das Gepräge unkenntlich wird. Der Zusatz ist also an sich ein eigener Aufwand, durch welchen nichts gewonnen wird; wenn anders 20 Stück wirklich eine Mark fein Silber enthalten. 2) Wenn aber bey dem Zusatze die Absicht ist, den Schlagschatz zu gewinnen (wie solches bey Scheidemünzen zu geschehen pflegt), so wird dagegen von der Mark feinem Silber so viel, als der Zusatz am Gewicht hat, abgezogen; folglich kann 3) nach Absonderung dieses Zusatzes beym Einschmelzen keine Mark oder halbes Pfund reines Silber herauskommen. Um also richtige Begriffe von dem inneren Gehalt der Münzen, welche nach dem 20 Gulden Fuß geprägt sind, sich zu machen: muß man nothwendig die zwiefache Absicht des Zusatzes wohl unterscheiden; weil nach selbiger sich erst ergiebt, wie viel beym Einschmelzen bey jeder Münzsorte des 20 Guldenfußes eigentlich zu erwarten ist.

Die

Die zwote Bemerkung, welche wir gemacht haben, betrifft die Vorstellung, welche der Verfasser von 24 Guldengiebt, als ob wirkliche 24 Stück aus der Mark fein wären geprägt worden; welches jedoch in diesen und gröberen Sorten zu 12 Stücken unsers Wissens, nie geschehen ist. Die Münzsorten vom 24 Guldenfuß waren eines Theils kleinere mit so viel Zusatz versehene Scheidemünze, daß 24 Gulden derselben nur eine Mark fein enthalten; theils solche die durch den langen Umlauf so viel am Silber verloren haben, daß man sie ansehen konnte, als ob sie nach einem Münzfuß zu 24 Gulden ausgeprägt wären. Und eben diese geben die Veranlassung, daß auch die neuere Conventionsmünze, welche nach dem 20 Guldenfuß ausgeprägt war, in Handel und Wandel nach dem 24 Guldenfuße berechnet werden müßte. Dieser Münzfuß war also auch mehr ein eingebildeter, als wahrer Münzfuß; wenigstens ist er fast ganz durch den Handel eingeführt; und diejenigen Reichsstände, welche Münzen schlagen ließen, befolgten ihn nicht im Ausprägen, sondern ließen nur geschehen, daß ihre Münzen vom 20 Guldenfuß nach selbigen berechnet würden; und so steht die Sache noch itzt zu Frankfurt, und in den Rheinischen, Fränkischen und Schwäbischen Kreisen. Ueberhaupt verdiente die Entstehung und Geschichte des 24 Guldenfußes wohl eine eigene genaue Untersuchung; denn es ist darin noch vieles dunkel und unbekannt.

Im Anhange werden noch Auszüge aus Herzog Adolph Friedrich zu Meklenburg Testamente, und aus Leyser's Meditationen mitgetheilt, welche Erinnerungen enthalten, die jeden Finanzier, der großen Herren neue Münzoperationen anräth, schaamroth machen können, wenn er noch Gefühl von Ehre und Recht hat.

Sf.

14. Kriegswissenschaft.

Die Kriegswissenschaft für junge Leute, welche in den Soldatenstand treten wollen. Erster Theil. Schloß-Oberpahlen, 1783. 416 Seiten in 8vo., nebst 6 Kupfertafeln.

Der

Ueber den Werth der heutigen sogenannten Conventionsmünzen, eine für Jedermann verständliche Abhandlung vom geheimen Justizrath Pütter zu Göttingen. Göttingen, bey Vandenhöck, 1784. 1½ Bogen in 8.

Der Hr. Verf. hat seine Absicht vollkommen erreicht; denn die kleine Abhandlung ist wirklich für Jedermann verständlich und lehrreich; und folglich sehr lesenswürdig, doch haben wir ein paar Vorstellungen darin gefunden, die wir mit den unsrigen nicht völlig vereinigen konnten; und vermuthlich dürfte es mehreren Lesern so gehen. Gleich im Anfange bestimmt der Hr. V. den Begriff von der Conventionsmünze dahin, daß, wenn 20 Gulden, die in harten Stücken nach diesem Fuße gemünzt wären, eingeschmolzen würden, so solle, nach Absonderung des Zusatzes von Kupfer, oder anderm Metall, der zu Gewinnung der Münzkosten, oder des sogenannten Schlagschatzes hinzukomme, eine Mark fein Silber herauskommen. Hiewider müssen einem leicht diese Zweifel einfallen. 1) Wenn das Münzregal gesetzmäßig getrieben wird, so geschieht der Zusatz von Kupfer u. s. w., wenigstens bey gröbern Sorten, nicht zur Gewinnung des Schlagschatzes, sondern nur deswegen, weil ganz feines Silber ohne Zusatz sich nicht gut verarbeiten läßt; wie auch deswegen, weil feines Silber im Umlauf zu bald abgenutzt, und das Gepräge unkenntlich wird. Der Zusatz ist also an sich ein eigener Aufwand, durch welchen nichts gewonnen wird; wenn anders 20 Stück wirklich eine Mark fein Silber enthalten. 2) Wenn aber bey dem Zusatze die Absicht ist, den Schlagschatz zu gewinnen (wie solches bey Scheidemünzen zu geschehen pflegt), so wird dagegen von der Mark feinem Silber so viel, als der Zusatz am Gewicht hat, abgezogen; folglich kann 3) nach Absonderung dieses Zusatzes beym Einschmelzen keine Mark oder halbes Pfund reines Silber herauskommen. Um also richtige Begriffe von dem inneren Gehalt der Münzen, welche nach dem 20 Gulden Fuß geprägt sind, sich zu machen: muß man nothwendig die zwiefache Absicht des Zusatzes wohl unterscheiden; weil nach selbiger sich erst ergiebt, wie viel beym Einschmelzen bey jeder Münzsorte des 20 Guldenfußes eigentlich zu erwarten ist.

Die

Die zwote Bemerkung, welche wir gemacht haben, betrifft die Vorstellung, welche der Verfasser von 24 Gulden giebt, als ob wirkliche 24 Stück aus der Mark fein wären geprägt worden; welches jedoch in diesen und gröberen Sorten zu 12 Stücken unsers Wissens, nie geschehen ist. Die Münzsorten vom 24 Guldenfuß waren eines Theils kleinere mit so viel Zusatz versehene Scheidemünze, daß 24 Gulden derselben nur eine Mark fein enthalten; theils solche die durch den langen Umlauf so viel am Silber verloren haben, daß man sie ansehen konnte, als ob sie nach einem Münzfuß zu 24 Gulden ausgeprägt wären. Und eben diese geben die Veranlassung, daß auch die neuere Conventionsmünze, welche nach dem 20 Guldenfuß ausgeprägt war, in Handel und Wandel nach dem 24 Guldenfuße berechnet werden müßte. Dieser Münzfuß war also auch mehr ein eingebildeter, als wahrer Münzfuß; wenigstens ist er fast ganz durch den Handel eingeführt; und diejenigen Reichsstände, welche Münzen schlagen ließen, befolgten ihn nicht im Ausprägen, sondern ließen nur geschehen, daß ihre Münzen vom 20 Guldenfuß nach selbigen berechnet würden; und so steht die Sache noch itzt zu Frankfurt, und in den Rheinischen, Fränkischen und Schwäbischen Kreisen. Ueberhaupt verdiente die Entstehung und Geschichte des 24 Guldenfußes wohl eine eigene genaue Untersuchung; denn es ist darin noch vieles dunkel und unbekannt.

Im Anhange werden noch Auszüge aus Herzog Adolph Friedrich zu Meklenburg Testamente, und aus Leysers Meditationen mitgetheilt, welche Erinnerungen enthalten, die jeden Finanzier, der großen Herren neue Münzoperationen anräth, schaamroth machen können, wenn er noch Gefühl von Ehre und Recht hat.

Sf.

14. Kriegswissenschaft.

Die Kriegswissenschaft für junge Leute, welche in den Soldatenstand treten wollen. Erster Theil. Schloß-Oberpahlen, 1783. 416 Seiten in 8vo., nebst 6 Kupfertafeln.

Der

Der Verfaſſer, welcher, nach einer erhaltenen Nachricht in Liefland als Arzt leben, aber den Unterricht junger Leute zu ſeinem Hauptgeſchäfte machen ſoll, liefert hier ein Buch, an welchen es bisher gemangelt hat. Nicht nur wer in Kriegsdienſte treten will, ſondern auch mancher Officier, der ſchon mehrere Jahre darin ſteht, wird es mit Nutzen leſen. Freylich lernt ein jeder, nach ſeinem Stand, was bey der Compagnie, dem Regiment, im Lager u. ſ. w. nöthig iſt, allmählich aus Erfahrung, ohne ſchriftliche Anweiſung: aber an die Gründe, warum man eben ſo, und nicht anders verfahren muß, denken wohl die Wenigſten; und eben daher können ſie bald in manche wichtige Verlegenheit gerathen. Der Verfaſſer entwickelt ſeine Vorſchriften aus deutlichen Gründen, und ſtellt ſie recht anſchaulich dar. Den Inhalt ſeines Buchs wollen wir kürzlich anzeigen. Den Anfang machen moraliſche Vorſchriften; darauf folgen nach einer Einleitung, die Anweiſungen von der Einrichtung einer Compagnie, eines Regiments, eines Lagers (dieſe hat dem Rec. vorzüglich gefallen;) von der Artillerie; (hier iſt keine Anweiſung für den eigentlichen Artilleriſten, ſondern blos eine Beſchreibung der Artillerie, in ſo fern ſie jeder Officier kennen muß;) von der Einrichtung einer Armee; vom Feldcommiſſariat; von den verſchiedenen Gegenden eines Landes; vom militäriſchen Augenmaaß; vom Marſch und Lager einer Armee; von den Spionen; und endlich von der Schlacht. Dieſer letzte Abſchnitt ſoll noch im folgenden zweyten Theil weiter ausgeführt werden: lieber hätten ihn wohl die meiſten Leſer unzertrennt beyſammen geſehen.

Auf die bey der ruſſiſchen Armee gewöhnlichen Einrichtungen, hat der Verfaſſer oft Rückſicht genommen: dieſe ſcheint er am beſten zu kennen, aber auch auf junge Liefländer vielleicht ſein Augenmerk vornehmlich gerichtet zu haben. Die Weitläuftigkeit des erſten Abſchnitts, welcher bis S. 124. reicht, wird mancher tadeln, zumal weil Dinge darin vorkommen, die man eben dort nicht ſucht, und die eigentlich zur moraliſchen Bildung eines jeden Menſchen können gerechnet werden, als vom Spiel, vom Tanzen, von der Verſchwiegenheit, von der Religion, wobey eine dringende Empfehlung des Gebets ſteht, u. d. g. Doch läßt ſich dieſe ſchätzbare Ausſchweifung entſchuldigen: jugendliche Herzen kann man nicht frühzeitig genug gegen Verführung bewahren; und

wie

wie nöthig iſt dies, ſonderlich bey einem jungen Menſchen von Stand, der frühzeitig in Kriegsdienſte tritt, und vielleicht in ſeiner Eltern Hauſe keine Gelegenheit fand, ſich mit den ihm drohenden Gefahren bekannt zu machen. Gleichwohl iſt nicht zu läugnen, daß hier etliche moraliſche Lehren ſo allgemein und unbeſtimmt ausgedrückt ſind, daß ein ſolcher junger Menſch ſie nicht einmal recht verſtehen, viel weniger gehörig befolgen kann, z. B. S. 23. u. f. wo es heißt: „Trauet „eurem eigenen Herzen niemals — — Seyd aufmerkſam auf „die erſten Regungen der Leidenſchaften, dann iſt es noch in „eurer Gewalt ſie zu unterdrücken — — Laſſet euch niemals „durch die erſte Geſtalt der Leidenſchaften verführen“ u. ſ. w. Aber wie man das anfangen, und Leidenſchaften unterdrücken müſſe, wird mit keiner Sylbe erwähnt; und daher iſt die ganze Warnung ohne Nutzen. Eben ſo vermißt man bey der S. 26. anempfohlenen Vorſicht in Anſehung des Tanzens, welches oft den Weg zu einer geheimen Liebe eröffnen ſoll, die genauere Beſtimmung. Ueberhaupt hat ſich der Verf. zuweilen im Räſonnement verlieſt; auch wohl den Soldatenſtand S. 90. zu ſehr erhoben, wenn er ihn den vorzüglichſten Stand Ruhm und Ehre zu erwerben, nennt. Wie viel Einſchränkungen ſind hier nöthig, und wie viel Ausnahmen finden Statt! Es giebt ja auch andere Stände, darin man eben ſo viel Ruhm und Ehre erlangen kann. Indeſſen verdient dies Buch, aller ſolcher kleinen Mängel ungeachtet, eine gute Aufnahme, und der Verf. zur Fortſetzung deſſelben Aufmunterung.

K.

Militairbibliothek, 1ſtes — 4tes Stück, 1782. — 84. Hannover, in Commiſſion bey den Gebrüdern Helwing, 8vo. Jedes Stück zu 8 bis 9 Bogen, und dann und wann ein oder ein paar Kupfer.

Im Vorbericht ſagt der Verfaſſer, dieſe Bibliothek ſolle enthalten: 1) Nachrichten und Recenſionen von neuen militairiſchen Büchern, und Auszüge von Abhandlungen, welche in direkte Beziehung auf die Verrichtungen der Officiere haben. 2) Nachrichten von dem Zuſtande verſchiedener Armeen, von ihrem

ihrem Bestande, ihrer Disciplin, Verpflegung, Exercice, und ihrer Artillerie, nur wünschten wir, daß etwas mehr auf genauere Wahl gesehen wäre. Das erste Stück hebt an, mit einer Anleitung zur Lektüre und zu den Feldübungen der Officiere; die im 2ten durch ein Bücherverzeichniß in dieser Rücksicht vollendet wird. Die erste enthält lauter gemeine und zum Theil sehr seltsame Dinge. Das letztere ist aber ganz ohne unzweckmäßige Wahl gemacht. Was soll man denken, wenn man sieht, daß Bezout nouveau Cours de mathematique à l'usage de l'Artillerie, und Belidors Ingenieur-Wissenschaft, jenes unter die unentbehrlichen Bücher über die Artillerie, und dieses über die Fortifikation, Angriff und Vertheidigung der Verschanzungen und Festungen gesetzt wird. Es scheint fast, daß der Verf. dreist genug ist, Bücher anzuführen, die er gar nicht kennt? Jenes ist ja kein Artilleriebuch, sondern eine ziemlich schwere und weitläuftige Einleitung in die gesammte, für den Artilleristen nöthige Mathematik: dieses aber ein Buch, das blos für den wirklich bauenden Ingenieur geschrieben ist. Besser sind die allgemeinen Bemerkungen über die mechanische Einrichtung der Infanteriegewehre, im 2ten Stück. Sie enthalten viel gutes. Die Abhandlung über die Schwenkungen, im 4ten Stück, ist ein wenig pedantisch, und zeigt, wie fremd die vortreffliche Preußische Taktik dem Verfasser ist. Es ist schwerlich zu glauben, daß er die Evolutionen, die er da beschreibt, hat wirklich machen sehen. Indessen entwickelt er die Gründe doch ziemlich richtig. Wozu aber die Auszüge aus Maizeroi's ganz unbrauchbarem Buche nützen sollen, da der Verfasser den Ungrund der Vorschläge dieses militairischen Träumers an andern Orten eingesteht, läßt sich gar nicht absehen. Was aber die Recensionen anbetrifft, so dürften wir, nach dem Plane der Bibliothek darüber eigentlich nicht urtheilen. Aber es ist doch wohl zu sehen, daß sie meist ganz uninteressant und nicht lehrreich sind. Es ist auch nicht angenehm, daß diese Recensenten die Gedanken der Verfasser mit ihren eigenen Betrachtungen untermischen, so daß man gar nicht weiß, was ihm, oder was dem Verfasser des recensirten Buchs gehört. Am ungerechtesten sind die Verf. gegen das sehr nützliche in Dessau erschienene Werk, Bellona. Das einzige, was daraus ein wenig weitläuftig angeführt wird, ist der Scherz, den der Verf. der Bellona über drey militairische Erfindungen eines wahnsinnigen Franzosen macht; indem er etliche noch tollere Erfindungen beysetzt.

Nun

Nun behauptet der Verfaſſer der Bibliothek, der Verf. der Bellona habe dieſes alles im Ernſte geſagt. Aus dem Dilemma der Ungerechtigkeit oder des Mangels der Ueberlegung kann ſich jene hier (dieſe Bibl.) gewiß nicht retten. Wir geſtehen gerne, der Spaß hätte aus der Bellona ganz wegbleiben können. Aber er iſt doch auch ſo kurz, ſo unbedeutend, daß es unverantwortlich iſt, ihn beſonders auszuziehen, und darüber das viele Vortreffliche in der Bellona entſtellen zu wollen. Dieſe Militairbibliothek hat ſo viele Subſkribenten, die Bellona hingegen wird, wie wir vernehmen, aus Mangel der Unterſtützung bald gar aufhören müſſen. Da der Werth beyder Journale, und der Vorzug des letztern in der That für einen Kenner gar nicht zweifelhaft ſeyn kann, ſo iſt das ein frappantes Beyſpiel von dem ſeltſamen Schickſale der Bücher. Die Bellona hat eine vortreffliche Recenſion von Nicolai's Anordnung einer allgemeinen Kriegsſchule für alle Waffen, worin die Unthunlichkeit der Vorſchläge dieſes ſonſt wackern und gelehrten Officiers deutlich gezeigt wird; indem unſer Verfaſſer hier ſie nennt, ſetzt er hinzu: **Ein weitſchweifiger Auszug, voll Lobeserhebungen, ohne andere Bemerkungen.** Eben ſo ungerecht handeln die Rec. gegen den Verf. der Anweiſung zum Aufnehmen, und dabey noch unartiger gegen den Obr. v. S. zu Tr. Der Widerwillen, die er auf die Art gegen alles was Preußiſch iſt, an den Tag legt, zumal da andere höchſt mittelmäßige, und wirklich ſchlechte Schriftſteller ſeinen Beyfall erhalten, iſt ſehr armſelig. Rec. iſt dabey ganz unpartheyiſch; er dient nicht dem König von Preuſſen; allein er hat Preußiſche Truppen geſehen, und verzeiht ihnen gern, was der V. ihren angebohrnen Nationalſtolz nennt. Erſtlich iſt es eine dem Officier an ſich höchſt nöthige Eigenſchaft, und wir bedauern den braven Mann, der in Truppen dient, wo es ihm unmöglich fällt, ihn zu empfinden, oder gegen vernünftige Leute zu äußern. Wenn ihn aber nicht die haben ſollen, die an ihrer Spitze einen ſolchen König haben, der ſie zum Muſter für alle Truppen in der Welt geſchaffen hat, der ſie ſelbſt ſo ernſtlich im Streite angeführt hat, der ſie ſo kennt, ſo wirklich ſchätzt und liebt; wer ſollte ihn denn ſonſt fühlen dürfen? Dann iſt keine Nation in der Welt, die Nationalſtolz haben darf. Dies führt uns natürlich auf den 3ten Art. dieſer Bibliothek, nämlich die Nachrichten vom Zuſtande verſchiedener Armeen. Dieſe ſind hier in der größten Konfuſion, aus guten und ſchlechten Quellen zuſammengetra-

gen,

gen, so wie sie dem Verf. vor der Faust gekommen sind, und es wäre eine Herkulische Arbeit, daraus nur einigermaaßen etwas Brauchbares zu ziehen. Das allerunnützeste ist aber immer ganz gewiß die Charakterisirung der Truppen in Ansehung ihres Zustandes; die der Verfasser theils aus Büchern, theils aus seinen eigenen Gedanken beybringt. Auf der Welt kann nichts trüglicheres seyn, als solche Aussprüche, wenn sie nicht von Leuten kommen, die lange Zeit in einem Dienste gestanden haben, und dabey unpartheyische Kenner sind. Rec. kennt einige Dienste ziemlich genau; weiß aber, daß sie fast alle das nicht sind, wofür sie gehalten werden; und daß ein Fremder, wenn er sich nicht mehrere Monate, und zumal während der Exercierzeit in verschiedenen Garnisons aufhält, und den besondern Umgang kluger Officier dabey genießt, um den innern Haushalt kennen zu lernen, so gut als nichts davon sagen kann.

Anfangsgründe der eigentlichen Kriegswissenschaft. Aus den besten militärischen Schriften zusammengetragen, von H. J. Krebs, Königl. dänischen Professor und Premier-Lieutenant beym Königl. Artilleriekorps. Flensburg und Leipzig, in der Kortenschen Buchhandlung, 1784. 8vo. 21 Bogen und 13 Kupfer.

Es hat bisher sehr an Elementarbüchern über den Krieg im Felde gemangelt, um sie zum Leitfaden beym Unterrichte zu gebrauchen. Es ist wahr, dies ist erst ein Bedürfniß neuerer Zeiten. Ehemals, und zwar noch gar nicht lange, bestund alles Studieren desjenigen, der sich dem Kriegsstand widmen wollte, in Artillerie und Fortifikation, und darüber hatte man auch Lehrbücher genug. Nun hat man aber auch die Feldkriegskunst in so weit vollkommener gemacht, daß man ihre, auf die gegenwärtige Beschaffenheit der Dinge beruhenden Grundsätze bestimmt hat, so daß man sie nun lernen und lehren kann; da ereignet sich das Bedürfniß diese Grundsätze zusammenzutragen, und zwar auf eine ordentliche, so viel als zum Unterricht nöthig ist, systematische Weise. Das ist nun seit einem Jahre der zweyte Versuch dieser Art. Den ersten machte der Hauptmann Mauvillon, in der deutschen Bearbeitung

lung seiner Einleitung in sämmtliche militairische Wissenschaften, zum Gebrauch des Hessischen Kadettenkorps. Darauf ist gegenwärtiges Buch gefolgt, welches ganz und gar nicht unter die schlechten zu rechnen steht: im Gegentheil finden wir, daß besonders der zweyte Theil alles Lobes würdig ist. Denn auch Hr. Lieut. Krebs hat sein Lehrbuch in zwey Abtheilungen zerschnitten, davon die eine den Titel, von dem Kriegswesen in Friedenszeiten; die andere von dem Kriegswesen in Kriegszeiten, führt. Im ersten handelt er in zehn Kapiteln: von der Stärke und Eintheilung der Armee eines Landes: von der Herbeyschaffung der Truppen. Von der Bekleidung und Bewaffnung der Soldaten, und dessen Unterhalte in Friedenszeiten; von der Kriegszucht; von den Exercicien und den Leibes- und Kriegsübungen einzelner Soldaten; von der Stellung einzelner Trupps, von den Bewegungen, Evolutionen und Manövres eines Bataillons; von dessen Feuer; allgemeine Anmerkung in Betracht der Kavallerie; von den leichten Truppen. Dies Verzeichniß allein zeigt schon Ordnung an. Allein dieser Theil hat uns doch viel weniger gefallen, als der folgende. Man sieht offenbar daraus, daß, theils die dänische Taktik noch um dreyßig Jahre gegen der, die der preußische Monarch ausgebildet hat, zurück ist; theils daß Hr. Lieut. Krebs vielleicht als ein Artillerieofficier, von Infanterie-Evolutionen nicht die rechten Begriffe hat. Guibert ist überall sein Orakel, mehr als ers billig seyn sollte. Denn obgleich in dem Werke dieses Officiers viel Gutes enthalten ist, so hat es doch seine großen Irrthümer, die man nicht aus der Acht lassen sollte. Um nur einiges anzugeben, das unsere Aussage rechtfertigen möge, wollen wir erstlich bemerken: daß fast alle Erklärungen, als die von Rotten und Gliedern; vom linken und rechten Flügel S. 46 f. nicht richtig und genau genug sind. Auch sind die Marscharten S. 41 f. nicht gut angegeben. Der Schwenkschritt muß durchaus doppelt so geschwind seyn, als der gewöhnliche, damit man zum Kommando: halt richt euch; und zum Wiederantreten mit dem gehörigen Fuße, Zeit gewinne. Vom Pelotonschritt ist nichts gesagt. Er ist aber doch nothwendig: denn obschon der Grundsatz S. 104. daß man nur dann feuern müsse, wenn man nicht marschiren kann, in sich richtig ist, so kann er deshalb, weil der Soldat keine absolute Maschine ist, nicht ausgeführt werden. Man muß ihn beschäftigen, und seine Gedanken von der Vorstellung der Gefahr, ablenken. Dazu ist nichts

beſſer, als das eigene Feuern. Deshalb muß man auch ſehr oft im Avanciren, wenn ſolches unter dem vollwirkenden Feuer des Feindes geſchieht, ſelbſt feuern. Das kann nun nicht anders, als mit dem Pelotonſchritt geſchehen. Deswegen folgt nicht, daß man in der Affaire, ſo wie auf dem Exercierplatze mit Pelotons ſchargiren laſſe. Das weiß jeder wohl, daß das nicht angeht. Aber das Bataillon kann nichts deſto weniger im Pelotonſchritt avanciren und dabey jeder feuern, wenn er geladen hat, wie es bey Affairen immer geſchieht. Ohne Feuer wird man nur dann auf den Feind avanciren können, wenn ſein Feuer, aus welcher Urſache es will, wenig Wirkung thut; oder wenn ein ganz beſonderer guter Wille die Truppen belebt, worauf man bey eben denſelben Truppen bey weitem nicht alle Tage zählen kann. Es war gar nicht nöthig, von der Schlachtordnung der Römer und Griechen zu ſprechen; da es aber einmal geſchehen ſollte, ſo mußte es auch mit mehr Richtigkeit geſchehen, als hier, S. 47 ff. Auch haben die Pikeniers, da in Europa noch welche waren, nie unter den Muſketierern vermiſcht geſtanden, wie S. 52. ſteht, ſondern jede machten Trupps für ſich aus, und jene ſtunden im Centrum, dieſe auf den Flügeln, oder bisweilen, aber höchſt ſelten, ein Paar Glieder Muſketieres vor den Pikeniers. Wenn S. 57. geſagt wird, daß zwiſchen den Eskadrons und Bataillons verſchiedener Regimenter mehr Zwiſchenraum gelaſſen wird, als zwiſchen denen von demſelben Regimente, ſo ſieht man, daß der Verf. eine Armee nicht anders, als auf dem Papiere geſehen hat, wo es ſo gezeichnet wird. Die Eintheilung der Truppen in Regimenter iſt eine ökonomiſche: die einzige militairiſche iſt die in Bat. und Schwadr., nach welcher nicht nur die Truppen allein rangirt werden, ſondern der ganze Dienſt in der Armee geſchieht. — Das Deployiren iſt S. 80. ganz falſch beſchrieben. Den Unterſchied, ob man ſich gerade aus, oder nach der ſchrägen Linie herauszieht, kann nur der für eine Kleinigkeit anſehen, der keine geſunde taktiſche Kenntniſſe hat. Zieht man ſich ſchräg heraus, ſo kann nur mit großer Mühe und Zeitverluſt, die Richtung wieder ins Bataillon gebracht werden. Ja wenn mehrere zugleich deployiren ſollen, ſo wird die größte Konfuſion entſtehen. Daß aber der Verf. vom Deployiren gar keine rechten Begriffe hat, erhellt ſogleich aus S. 82., wo er das Herumwerfen der Züge oder Diviſionen aus dem Grunde vertheidigt, weil man nicht allemal ſo deployiren könne, als es die Ordnung der

Züge

Züge im Bat. verlangt. Er weiß also nicht, daß man sowohl links als rechts deployiren kann, man mag links oder rechts abmarschirt seyn. Ja man kann auch in beyden Fällen rechts oder links aufmarschiren, wenn man durch diese Bewegung sich formiren will; welches wir deshalb sagen, weil an der Stelle auch eine Vermischung dieser beyden Arten sich zu formiren statt findet. Daß die Züge sich öffnen, den hintersten Zug durchlassen und ihm dann folgen, wenn man beym rechts Abmarschiren, rechts einschwenken lassen will, S. 84. ist eine alte unbrauchbare Evolution, und der umgeschwenkte Kontramarsch ist viel natürlicher, leichter und kürzer; denn dadurch marschiren alle Pelotons nur eine Bataillons-Länge; bey jenem aber muß das Hinterste zwey Bataillons-Längen durchlaufen, ehe die Bewegung fertig ist. Im Kap. von der Kavallerie entschuldigt sich der Verf. damit, daß er nicht dabey gedient hat, um nicht von ihrer besondern Taktik zu handeln. Das lassen wir gelten, zumal der Unterschied so gar groß nicht ist, daß nicht jemand, der die Infanterie Evolutionen recht gefaßt hat, in kurzer Zeit die der Kavallerie begreifen sollte, zumal wenn er den wahren Grund ihres Unterschieds einsieht. Dieser aber hätte wohl hier angezeigt werden sollen. Er besteht blos darin, daß das Pferd viel länger als breit ist. Könnte das Pferd die Evolutionen auf zwey Beinen machen, wie wir, so wäre kein Unterschied. — — Guibert ist zu sehr das Orakel des V., z. B. in dem, was er gegen das geschwind Laden sagt S. 100: Treffen ist in der Affaire immer ein Werk des Zufalls; das kleine Gewehrfeuer ist aber lange so unbedeutend nicht, als man sagt, wenn man auf seiner Stube sitzt. Freylich wenn Bat. auf 4, 500 Schritt zu feuern anfangen, und in der Weite stehen bleiben, wie oft geschieht, dann fallen wenig Leute; aber wenn sie näher kommen, so ists ganz anders. Da nun Treffen Zufall ist, so hat man die Wahrscheinlichkeit, daß, je mehr man schießt, je mehr man treffen wird. Das Bat., welches langsam laden, bedächtlich anlegen und feuern wollte, würde gewiß, wegen der Aengstlichkeit des Soldaten, der den Feind viel öfterer auf ihn anschlagen und feuern sähe, noch weniger treffen, als wenn es eben so geschwind feuerte, ohne zu rechnen, daß, wenn ein Bat. zweymal höchstens durchgefeuert hat, an kein weiter Anlegen oder Zielen nach dem Feind, den man nicht mehr sieht, zu denken ist. Unter Guiberts Hirngespinste rechnen wir noch, das Rangiren der Tapfersten im ersten Gliede. In jeder

beſſer, als das eigene Feuern. Deshalb muß man auch ſehr oft im Avanciren, wenn ſolches unter dem vollwirkenden Feuer des Feindes geſchieht, ſelbſt feuern. Das kann nun nicht anders, als mit dem Pelotonſchritt geſchehen. Deswegen folgt nicht, daß man in der Affaire, ſo wie auf dem Exercierplatze mit Pelotons ſchargiren laſſe. Das weiß jeder wohl, daß das nicht angeht. Aber das Bataillon kann nichts deſto weniger im Pelotonſchritt avanciren und dabey jeder feuern, wenn er geladen hat, wie es bey Affairen immer geſchieht. Ohne Feuer wird man nur dann auf den Feind avanciren können, wenn ſein Feuer, aus welcher Urſache es will, wenig Wirkung thut; oder wenn ein ganz beſonderer guter Wille die Truppen belebt, worauf man bey eben denſelben Truppen bey weitem nicht alle Tage zählen kann. Es war gar nicht nöthig, von der Schlachtordnung der Römer und Griechen zu ſprechen; da es aber einmal geſchehen ſollte, ſo mußte es auch mit mehr Richtigkeit geſchehen, als hier, S. 47 ff. Auch haben die Pikeniers, da in Europa noch welche waren, nie unter den Muſketierern vermiſcht geſtanden, wie S. 52. ſteht, ſondern jede machten Trupps für ſich aus, und jene ſtunden im Centrum, dieſe auf den Flügeln, oder bisweilen, aber höchſt ſelten, ein Paar Glieder Muſketieres vor den Pikeniers. Wenn S. 57. geſagt wird, daß zwiſchen den Eskadrons und Bataillons verſchiedener Regimenter mehr Zwiſchenraum gelaſſen wird, als zwiſchen denen von demſelben Regimente, ſo ſieht man, daß der Verf. eine Armee nicht anders, als auf dem Papiere geſehen hat, wo es ſo gezeichnet wird. Die Eintheilung der Truppen in Regimenter iſt eine ökonomiſche: die einzige militairiſche iſt die in Bat. und Schwadr., nach welcher nicht nur die Truppen allein rangirt werden, ſondern der ganze Dienſt in der Armee geſchieht. — Das Deployiren iſt S. 80. ganz falſch beſchrieben. Den Unterſchied, ob man ſich gerade aus, oder nach der ſchrägen Linie herauszieht, kann nur der für eine Kleinigkeit anſehen, der keine geſunde taktiſche Kenntniſſe hat. Zieht man ſich ſchräg heraus, ſo kann nur mit großer Mühe und Zeitverluſt, die Richtung wieder ins Bataillon gebracht werden. Ja wenn mehrere zugleich deployiren ſollen, ſo wird die größte Konfuſion entſtehen. Daß aber der Verf. vom Deployiren gar keine rechten Begriffe hat, erhellt ſogleich aus S. 82., wo er das Herumwerfen der Züge oder Diviſionen aus dem Grunde vertheidigt, weil man nicht allemal ſo deployiren könne, als es die Ordnung der

Züge

Züge im Bat. verlangt. Er weiß also nicht, daß man sowohl links als rechts deployiren kann, man mag links oder rechts abmarschirt seyn. Ja man kann auch in beyden Fällen rechts oder links aufmarschiren, wenn man durch diese Bewegung sich formiren will; welches wir deshalb sagen, weil an der Stelle auch eine Vermischung dieser beyden Arten sich zu formiren statt findet. Daß die Züge sich öffnen, den hintersten Zug durchlassen und ihm dann folgen, wenn man beym rechts Abmarschiren, rechts einschwenken lassen will, S. 84. ist eine alte unbrauchbare Evolution, und der umgeschwenkte Kontramarsch ist viel natürlicher, leichter und kürzer; denn dadurch marschiren alle Pelotons nur eine Bataillons-Länge; bey jenem aber muß das Hinterste zwey Bataillons-Längen durchlaufen, ehe die Bewegung fertig ist. Im Kap. von der Kavallerie entschuldigt sich der Verf. damit, daß er nicht dabey gedient hat, um nicht von ihrer besondern Taktik zu handeln. Das lassen wir gelten, zumal der Unterschied so gar groß nicht ist, daß nicht jemand, der die Infanterie Evolutionen recht gefaßt hat, in kurzer Zeit die der Kavallerie begreifen sollte, zumal wenn er den wahren Grund ihres Unterschieds einsieht. Dieser aber hätte wohl hier angezeigt werden sollen. Er besteht blos darin, daß das Pferd viel länger als breit ist. Könnte das Pferd die Evolutionen auf zwey Beinen machen, wie wir, so wäre kein Unterschied. — — Guibert ist zu sehr das Orakel des V., z. B. in dem, was er gegen das geschwind Laden sagt S. 100: Treffen ist in der Affaire immer ein Werk des Zufalls; das kleine Gewehrfeuer ist aber lange so unbedeutend nicht, als man sagt, wenn man auf seiner Stube sitzt. Freylich wenn Bat. auf 4, 500 Schritt zu feuern anfangen, und in der Weite stehen bleiben, wie oft geschieht, dann fallen wenig Leute; aber wenn sie näher kommen, so ists ganz anders. Da nun Treffen Zufall ist, so hat man die Wahrscheinlichkeit, daß, je mehr man schießt, je mehr man treffen wird. Das Bat., welches langsam laden, bedächtlich anlegen und feuern wollte, würde gewiß, wegen der Aengstlichkeit des Soldaten, der den Feind viel öfterer auf ihn anschlagen und feuern sähe, noch weniger treffen, als wenn es eben so geschwind feuerte, ohne zu rechnen, daß, wenn ein Bat. zweymal höchstens durchgefeuert hat, an kein weiter Anlegen oder Zielen nach dem Feind, den man nicht mehr sieht, zu denken ist. Unter Guiberts Hirngespinste rechnen wir noch, das Rangiren der Tapfersten im ersten Gliede. In jeder

Kompagnie mögen vielleicht fünf bis sechs Bursche seyn, die für rechte tapfere Kerls bekannt sind; die übrigen sind es heute unter gewissen Umständen; morgen unter andern thun sie schlecht; wie allemal der gewöhnliche Schlag von Menschen. Das wäre also wohl ein sehr dürftiger Rangiergrund. Vernünftiger ist es, die Kleinsten ins erste, und die Größten ins hinterste Glied zu stellen. Auch Guiberts Schnur gegen die Kavallerie, die der Verf. noch dazu S. 105. für eine allgemeine Erfindung ausgiebt, gehört unter die Träumereyen. Ehe die zehn Schritt damit vorausgeschickten Soldaten, ihre eisernen Stäbe fest eingeschlagen hätten, säße ihnen ja die feindliche Kavallerie längst auf dem Nacken: sie selbst aber würden das Feuer des Bataill. hemmen, denn wenn dieses auf die einsprengende Kavallerie Feuer geben wollte, so möchte ich wohl die Kerle sehen, denen man zumuthen könnte, die Stangen einzuschlagen. Sie würden Hrn. Guibert gewiß bitten, die Mühe selbst zu übernehmen. Uns wundert, wie ein so einsichtsvoller Officier so was hat schreiben, und ein anderer Mann es hat nachschreiben können. — Wie gesagt, der zweyte Theil ist viel besser. An der Ordnung hätten wir wohl etwas auszusetzen. Wie kömmt z. B. das Kapitel von den Scharmützeln zwischen dem, von dem was nach einer verlornen Feldschlacht zu beobachten sey; und dem, von den Rückzügen einer Armee? Allein das sind Kleinigkeiten, die so, wie einige andere Fehler, sich im mündlichen Vortrag leicht verbessern lassen. Auf alle Fälle kann man dieses Buch unter die brauchbaren zählen.

Ph.

Geschichte und Beschreibung des Churfürstlich Sächsischen Infanterie-Regiments, Graf zu Anhalt, herausgegeben von Adam Friederich Geißler, dem jüngern. Halle, 1782. 8. 18 Bogen.

Da die Absicht des Verfassers bey diesem Aufsatz war, verschiedene Militairs und einige Familien-Vorfälle und Umstände, so sie interessiren können, bekannt zu machen, so kann man sich davon, als Beytrag zur Kriegsgeschichte, nicht viel versprechen, und in der That eher auch nur in dieser Rücksicht, ein trockenes, mangelhaftes Gerippe. Der Verf. entschuldigt

sich

ſich zwar, daß es ſehr ſchwer ſey, von dem Kriegeszuſtand der Sächſiſchen Truppen in ältern Zeiten Nachrichten zu finden; man kann aber auch nicht glauben, daß er ſich, ſelbige aufzuſuchen, viele Mühe gegeben haben muß, da er ſich nicht einmal die gedruckten Nachrichten, welche in jedermanns Händen ſind, zur Vollſtändigmachung ſeiner ſogenannten Geſchichte bedienet hat. Z. B. Er ſaget, daß, als das Regiment von dem Prinzen Chriſtian von Sachſen Halle, oder Weißenfels 1674. ſey errichtet worden, ſo wäre es daſſelbe Jahr zu der verbundenen Armee unter Anführung des Herzogs von Bournonville, geſtoßen. Es habe ſich daſelbſt in den Schlachten bey Sinzheim, Hundesheim, Mühlhauſen und Colmar befunden. Hätte der Verfaſſer die Kriegsgeſchichte der damaligen Zeit nur ein wenig nachgeleſen, ſo würde er nicht den Fehler begangen haben, zu ſchreiben, das Sächſiſche Regiment Infanterie Prinz Chriſtian habe ſich in dem Treffen bey Mühlhauſen befunden, denn das Treffen bey Mühlhauſen war nur ein bloß Kavalleriegefecht, wobey ſich allirter Seits kein Mann Infanterie befand, außer einige Kroaten, welche den Paß bey Mühlhauſen beſetzet hielten, und mit der Münſterſchen Kavallerie, ohne einen Schuß zu thun, davon lieſen. Es iſt auch noch ſehr zweifelhaft, ob dieſes Regiment mit in dem Treffen bey Colmar war, man findet es in keiner Schlachtordnung, deren man doch verſchiedene hat, worin die Truppen, welche bey dem Treffen waren, benannt ſind. Es iſt alſo ſehr wahrſcheinlich, daß die Sachſen mit dem größten Theil der Reichsvölker, unter dem Markgrafen von Baden ſchon im November über den Rhein gegangen, und zur Einſperrung von Philippsburg gebraucht worden ſind. Man findet auch ihrer nicht in denen Dislokationsliſten der Winterquartire von der verbundenen Armee in der Elſaß, erwähnet. Das Theatr. Europ. (T. XI. S. 581.) hätte den Verfaſſer aus ſeiner Ungewißheit ziehen können, ob der bey Sinzheim gebliebene Sächſiſche Major Heldereich, oder wie ihn andere nennen, Helderiz, und die verwundeten Oberſtlieut. Reitſch und Goldacker von dem Regiment Prinz Chriſtian geweſen ſind, denn daſelbſt wird ausdrücklich geſaget, daß Reitſch vom Regiment Churprinz, Goldacker aber Commandeur eines Sächſiſchen Regiments Reuter geweſen ſey. Auch Helderiz war von der Kavallerie, und wahrſcheinlich auch von dem Regiment Churprinz. Wenn dergleichen allgemein bekannte Hülfsmittel ein Geſchichtſchreiber nicht einmal benutzen will,

so kann wohl an eine fleißige Bearbeitung seines Gegenstandes ihm nicht sehr am Herzen liegen.

Kürzlich ist die Geschichte dieses Regiments, dessen Entstehung wir oben erwähnet haben, also. Prinz Christian von Sachsen Halle, oder Weißenfels, dritter Sohn Herzogs August, dieser Linie errichtete es 1674, und 1677 stand es in Thüringen, es war bey dem Entsatz von Wien; 1686 bey der Belagerung von Ofen; 1688 bey der Belagerung von Belgrad; 1689 blieb Prinz Christian in der Belagerung von Mainz; das Regiment bekam Christian August, Herzog zu Sachsen Zeiz. Im Jahr 1690 wurden die Sächsischen Grenadiercompagnien, die seit 1687 bey den Regimentern standen, in Bataillons zusammengezogen, 1690 stand das Regiment bey der Reichsarmee. Als der Herzog von Sachsen Zeiz die Religion veränderte, und den Kardinalshuth annahm, bekam das Regiment 1692 der General Schöning, 1693 aber General Bornstädt, der ehedem als Oberster in Brandenburgischen Diensten gestanden hatte; 1695 wurde es auf ein Bataillon reduciret, das folgende Jahr aber wieder auf 2 Bataillon gesetzet, wovon eines gegen die Türken marschirte. 1700 that es den Feldzug unter dem General Steinau; 1701 erhielt es den Namen Churprinz. Der Verfasser hätte ebenfalls in der Geschichte Carl XII. König von Schweden, finden können, daß dieses Regiment sich 1702 in der Schlacht bey Cliſſow gegen die Schweden befand, wo es damals 1250 Mann stark war; 1703 und 4 dienete das Regiment Churprinz in Schwaben unter dem General Schulenburg; 1705 kam es wieder nach Sachsen, das folgende Jahr aber gieng es mit dem General Schulenburg nach Polen. 1707 stand es im Reich unter Anführung des Markgrafen von Bareuth; 1708 wurde es in holländischen Sold gegeben, und blieb bis 1713 in den Niederlanden, in welchem Jahr es aber wieder mit dem General Milkau nach Polen gieng. 1715 befand es sich mit vor Stralsund; 1716 aber wieder in Polen. Obgleich das folgende Jahr viele Sächsische Truppen reducirt wurden, so blieb dieses Regiment, welches nunmehro Königl. Prinz hieß, stehen, und wurde noch 1727 vermehret. 1729 findet man das erstemal das Regiment unter dem Namen Kronprinz. Nach Absterben Königs August II. erhielt es den Namen Leibregiment, und wurde 1737 mit der Leibgrenadiergarde verbunden, und auf 3 Bat. gesetzet, wovon aber 2 Bat.

unter

unter dem Namen Königin getrennet, und aus dem 3ten Bataillon wurde das Regiment Schönberg formiret. Das Regiment Königin gieng 1741. mit dem General Rutowsky nach Böhmen, und befand ſich bey der Einnahme von Prag; 1742 war es mit bey der Expedition nach Mähren. 1743 wurde es auf ein Bataillon geſetzet, das folgende Jahr aber wieder auf zwey. Ein Bataillon marſchierte davon unter dem Herzog von Weißenfels nach Böhmen, das zweyte ſtand unter dem General Arnheim bey Zittau; ein Bataillon befand ſich 1745 in der Schlacht bey Hohenfriedeberg, das ganze Regiment war aber in der Schlacht bey Keſſelsdorf. 1748 wurde es verſtärket. Das folgende Jahr aber giengen 6 Compagnien davon ein; 1756 gerieth es in Preußiſche Gefangenſchaft, und wurde untergeſteckt. Von den Ueberläufern wurden 1757. 4 Compagnien in Ungarn formiret, und daſſelbe Jahr bekam es Prinz Joſeph, zweyter Bruder des jetzigen Churfürſten, das Regiment ſtieß zur franzöſiſchen Armee, und befand ſich 1761 in dem Gefecht bey Langenſalze; 1763 ſtarb Prinz Joſeph, und Churprinz Chriſtian bekam es, es wurde auf 3 Bat. geſetzet. Als aber Auguſt III. im October deſſelben Jahres auch ſtarb, und Friedrich Chriſtian im December, ſo gab der Adminiſtrator Prinz Xaver 1764. das Regiment dem Generalmajor Thiele. 1778 wurde dieſer auf Penſion geſetzet, und der General. Graf von Anhalt bekam das Regiment. In dem einjährigen Kriege 1778. ſtand es in der Laußnitz unter dem General Benningſen, bey dem Corps des Prinzen von Berenburg; die Standquartiere des Regiments ſind Görlitz, Bautzen und Zittau; der Werbediſtrict aber die ganze Oberlaußnitz.

Die Liſte der Stabs- und Oberofficier dieſes Regiments, worin Datum des Patents, Vaterland ꝛc. wie gewöhnlich bemerket, füllen die Seiten von 23 bis 193. Wir haben wenig Officier aus den Brandenburgiſchen unter ihnen bemerket, aber gegen Anfang dieſes Jahrhunderts viele Pommerſche Edelleute, als den Gen. Lieut. Thiele, Gen. Lieut. Münchow, Oberſt. Ritterich, Oberſtlieut. Wedel, Major Bork, Hindimburg, Generaladjudant, Volda, Nazmer, Rhaden, Pirch, Stettin, Edling; Lieutenants Lettau, Borck, Bohde, Boblik und andere, welche ſämmtlich Pommern von Geburt ſind. Den Beſchluß dieſer Nachrichten machen 7 Marſchtabellen, worin alle Märſche, und die Weite derſelben, welche das Regiment

von 1758—1763, und in dem einjährigen Kriege 1778. gethan hat, aufgezeichnet sind. Von 58—1763. hat das Regiment 811/8 Meilen marschirt; und 1778, 37 3/8 Meilen, also in allem 849 1/4 Meilen. Diese Tabellen können vielleicht hin und wieder zu Berichtigung der Bewegungen der französischen Armee in dem siebenjährigen Kriege etwas beytragen.

Jg.

15. Haushaltungswissenschaft.

Benedikt Franz Hermann's Reisen durch Oesterreich, Steyermark, Kärnten, Krain, Italien, Tyrol, Salzburg und Baiern im Jahre 1780. Drittes Bändchen. Wien, bey Wapler, 1783. kl. 8. 188 Seiten.

Der aus den vorigen 2 Bändchen, und aus mehrerern technologischen und mineralischen Schriften bekannte Verf., welcher vormals Professor der Technologie zu Wien war, ist jetzt mit der Einrichtung einer Stahlhütte nach Kärntischer Art in Permien beschäftiget. Es ist zu wünschen, daß die — Fortsetzung seiner österreichischen ꝛc. Reisebeschreibung dadurch nicht ins Stecken gerathe, da sie allerdings nützlich und angenehm ist. Im gegenwärtigen Bändchen finden wir, statt der mineral. Bemerkungen in den vorigen, gute Nachrichten von dem Karakter und Industrie der Einwohner der österreichischen Staaten. Politische Einrichtungen, Straßen, Wirthshäuser, Nahrungsmittel, Kleidertrachten, Sprachen, Sitten, Religion und Aberglauben, Heirathen, Erziehung, Schulwesen, und alle gangbare Gewerbe, Künste und Manufakturen werden zwar kurz, aber doch richtig vorgestellt, und was zur Aufnahme dieser Gegenstände dienen konnte, erwähnt, so daß das Ganze eine angenehme Lektür darbietet. — S. 158. sagt der Verfasser, daß, da noch so vielen Gewerben und Künsten römischer Alaun gebraucht wird; so müsse die Güte des einheimischen demselben noch nicht gleich kommen. Das letztere kann gar wohl seyn; übrigens aber dürfte die Ursache, warum

warum der römiſche Alaun bey gewiſſen Gewerben vor dem öſterreichiſchen Vorzüge hat, nicht blos an der Bereitungsart, ſondern vielleicht auch an einer beſondern natürlichen oder künſtlichen Vermiſchung liegen.

Pw.

Die Geſchichte meiner Bienen und derſelben Behandlung von den Jahren 1781 und 1782. Nebſt einer Kupfertafel. Deſſau und Leipzig, auf Koſten der Verlagskaſſe, und zu finden in der Buchhandlung der Gelehrten. 1783. 256 S. in 8.

Die Sündfluth von Bienenbüchern hat ſich ſeit einiger Zeit ziemlich verlohren; und es erſcheinen dagegen ſeltene, aber deſto beſſere Bienenſchriften. Unter dieſe Zahl dürfen wir gegenwärtige Geſchichte eines Weimarſchen Bienenfreundes aufnehmen. Derſelbe beſchreibt hier patriotiſch die Behandlung ſeiner Bienen, und theilt dabey ſeine Erfahrungen, als einen Beytrag zum Ganzen, mit. Wir finden, daß alles ſehr genau bemerkt iſt; und da der Verfaſſer alle mögliche Verſuche mit Ablegen, Theilen, Copuliren, Transplantiren, Austrommeln, Vergraben und Bedecken gemacht, auch alle Arten, bisher in Vorſchlag gebrachte, Fütterungen probiret hat: ſo kann er von der Thunlichkeit und Unthunlichkeit, vom Nutzen oder Schaden der Sache überzeugend reden; wenigſtens hat er uns vollkommen überzeuget. Der Verf. hat auch ſeine eigenen Fehler und den durch ſein Verſehen erlittenen Verluſt aufrichtig erzählt, und deswegen nicht verſchwiegen: weil er es gar wohl zufrieden iſt, wenn andere durch ſeinen Schaden vorſichtiger werden. Eine lobenswerthe Schriftſtellerey, die nicht leicht andere ins Blinde hineinführet, um erſt probiren zu müſſen, bis ſie das Nützliche finden.

Der Wechſel der Witterung wird in Tabellen beygefügt: und die auf einander folgende Nahrung, der Flug der Bienen, und die Ab- und Zunahme der Stöcke nach dem Gewichte von Tag zu Tagen aufgezeichnet. Die einzige Weiſe, wornach man den richtigen Unterſcheidungsweg finden kann, warum die Bienen in einem Jahre wichtig oder unwichtig, glücklich oder unglücklich zuſchlagen; — welches letz-

nämlich das Unglück bey Bienenhaltung, man so sehr oft nur auf eine gewisse Gattung Menschen, obwohl nicht mit Grund, wälzen will. — Kurz, der Verf. hat — wir müssen es uneingeschränkt selbst gegen unser eigenes Verfahren zugeben — den Einfluß der Witterung auf die Ab- und Zunahme der Bienenstöcke genau und deutlich bemerket: denn es ist wahr, daß manche blos das Gewicht ihrer Bienenstöcke von Zeit zu Zeit bekannt gemacht, aber dabey die Witterung und Nahrung nicht in Betracht gezogen haben. Der Verf. hat daher uns — und damit wird jeder aufmerksame Bienenpfleger, (wohl zu verstehen, wer seine Bienen selbst sorgfältig pflegt) einstimmig denken — sehr verpflichtet. Dadurch ist man im Stande einzusehen, wie sich Witterung, Nahrung, Fleiß der Bienen, und ihre Auf- und Abnahme, desgleichen gute und Mißjahre, gegen einander verhalten; ja selbst die Behandlung, die zu günstigen und ungünstigen Schicksalen der Bienen viel beyträgt, kann dadurch beurtheilet werden, ob sie richtig oder unrichtig geschehen. Vom Verf. entdecken wir überall Spuren, daß er außer den erkannten und bekannten Fehlern richtig gehandelt habe.

Wir wollen in einem fortfahren anzuzeigen, was der V. überhaupt noch beschrieben habe, bevor wir ins Einzelne übergehen, und über ein und anderes unsere Meynung sagen: denn da der Verf. meistens Thatsachen als Geschichte — die mehr zur Aufklärung in der Sache bewirken, als alle auf der Stube wohl ausgedachte Vorschläge, Regeln und Vorschriften ohne Erfahrung — erzählet, und sich an keine Kapitel und Absätze eingeschränket hat, so halten wir dies am zuträglichsten für unsere Leser.

Der V. hat noch die Beschreibung einiger nützlichen Maschinen oder Werkzeuge beygefüget, welche den Bienenpflegern mit Körben und Kästen ungemein viel Erleichterung in der Behandlung gewähren: die Bienenwage behauptet darunter den ersten Platz. Man kann damit ganz allein alle, auch die schwersten Stöcke — Klotzbeuten hat der Verfasser keine, daher man diese unter dem Namen Stöcke nicht verstehen darf — ohne sie vom Stande zu nehmen, und dabey zu allen Tageszeiten, ja mitten im Fluge, ohne daß selbiger dadurch gehindert wird, abwiegen. Gewiß ein wesentlicher Vortheil für die Bienenwirthe, welche gern mit Mühe und

Bienen

Bienen pflegen. Den andern Platz verdient die Form, nach welcher man seine Bienenkästen selbst, und auf das genaueste, auch in einem Tage zweyr bis dreymal so viel Stöcke bereiten kann, als ein gelernter Tischler vielleicht nicht im Stande seyn mag.

Die Wachskelter ist den Bienenpflegern im Kleinen sehr anzurathen; für Wirthe im Großen hat der Verfasser nicht geschrieben.

Die Geschichte des Verfassers müssen die Bienenfreunde selbst im Zusammenhange lesen: daraus können wir nichts ausziehen, ohne zu weitläuftig und doch undeutlich zu werden. Er läßt dieser Geschichte, und dem abwechselnden Schicksale seiner Bienen zuerst die Gegend und derselben Beschaffenheit vorangehen, beschreibt ihre Nahrung — worunter er auch die Kornelkirsche, den Lucernklee und die Esper zählt — und läßt dieser das Bienenhaus, den Stand mit den daran begangenen Fehlern folgen. Dann erscheint die Beschreibung der in einem Kupferstiche abgebildeten hölzernen Kästen, sowohl stehender, als liegender, S. 7—33; sofort seine Strohkörbe S. 33—35, jedoch diese letzten ohne Kupferstich; und endlich S. 35—38 seine Lagerkästen von Holze, wiederum nach dem Kupferstiche. In der Bereitung sind sie sehr einfach und ungekünstelt; in der Gestalt aber alle mit denen übereinstimmend, die ein von Gelieu und Riem bereits dem Publikum mitgetheilt haben.

Den liegenden Kästen giebt der Verf. S. 38 vor allen andern den Vorzug. Diejenigen Bienenrepubliken, die er einmal in stehenden Kästen hat, läßt er darinnen. Aber den Zuwachs an Bienen will er allesammt in liegende Stöcke überbringen: weil diese 1) keinen so großen Raum im Bienenhause einnehmen und allezeit ½ mehr davon aufgestellet werden können; 2) sie besser und leichter vom Stande, und selbst bey Gefahr sicherer aus dem Wege zu bringen sind; 3) sie leichter untersuchet werden können; 4) bequemer, Honig sowohl als Brut auszuschneiden ist; 5) man das Ansetzen neuer Kästen allein zu verrichten vermag; und 6) die Bienen aus Strohlägern und bretternen Kästen gar leicht in diese Stöcke einzulassen sind. Auch diese Kästen passen zu den übrigen, denn sie haben einerley Höhe und Breite mit den Ständerkästen und mit den Rahmen, auf welchen die Strohkörbe stehen. Alle diese Vortheile unterschreiben wir aus vielfacher eigener Erfahrung willig und gerne: nur S. 111

wollen

wollen uns die großen Fluglöcher, die der Verf. beym Abſteigen eines Schwarmes liebt, nicht gefallen. Er bringt zwar ſeine Gründe vor: weil ihm noch kein Schwarm deſertiret ſey, dem er ſolche große Löcher gelaſſen. Allein dies iſt eben kein Beweis, daß die kleinen Fluglöcher das Durchgehen der Schwärme nicht leicht verhüten ſollten: mehr iſts ein Beweis, daß der Verf. ſonſt ſehr klug zu Werke gehe, wenn ihm keine Schwärme, bey all der Nachläßigkeit großer Fluglöcher, deſertiren. Dem Recenſenten hat auch noch der erſte Schwarm von ſeinen unter eigener Aufſicht geflogenen Bienen, mit großen und kleinen Fluglöchern, durchzugehen; wenn er Zeit hatte, ſelbſt beym Schwärmen gegenwärtig zu ſeyn: aber er hat es deswegen noch nicht als unnütz angeſehen, einem eben ſchwärmenden Stocke das Flugloch zu verkleinern. Im Falle, daß er dem Schwärmen gegenwärtig ſeyn konnte, machte er die Fluglöcher zwar niemals kleiner, als ſie es gewöhnlich beym Arbeiten waren: denn er wendete alle übrige Vorſichtsregeln gegen das Durchgehen zu rechter Zeit an. Allein, wenn er nicht gegenwärtig ſeyn konnte, und unachtſamen Aufſehern das Schwärmen anvertrauen mußte: dann machte er jedesmal den Stöcken, die ein baldiges Schwärmen verriethen, die Fluglöcher gehörig klein: und dann ſammlete ſich der Schwarm auch deſto gewiſſer in einem für ihn mit Bienenſchminke ausgeriebenen und auf einen Baum geſetzten Bienenſtock, oder ſie hiengen ſich an einen Baum, daran Meliſſe geſtrichen geweſen, noch ehe alle Bienen dazu aus dem Mutterſtocke ausgegangen waren: ſo daß ihm dieſes das Durchgehen ganz natürlich erſchwerte; ja der Wärter gewann Zeit, ſeinen Herrn oder andere Helfer inzwiſchen zu rufen. Auch niemals iſt ihm diesfalls ein Schwarm zu ſchwach geworden: welches er aber ohnehin, zuſammt dem zweyten Schwärmen des Mutterſtocks mit großen oder kleinen Fluglöchern, dadurch verhütet, daß er jeden jungen Stock auf die Stelle des alten Stockes, und dieſen nebendran, oder auch anders wohin verſetzet. Dadurch iſt allen geholfen: und ſelbſt jeder junge Schwarm wird im erſten Jahre ſchon ſo gut, wie ein alter: und dadurch oft noch beſſer. Wir können nicht umhin, den Verf. noch über dieſen Umſtand an das zu erinnern, was im 59ſten Bande, Abhandlungen der ſchwediſchen Akademie der Wiſſenſchaften, in Algren's Erfahrungen über die Bienenzucht, S. 312—316 geſagt wird. Nach dieſen Erfahrungen muß man das Ausſtürmen eines Schwarmes

beſchwerlich machen. Geſchieht dies nun nicht am leichteſten durch Verkleinerung des Flugloches? Wir glauben, den aufgeklärten Verfaſſer hiedurch zur Genüge zu überzeugen, ob und wann kleine Fluglöcher gegen das Durchgehen der jungen Schwärme anzurathen ſeyen?

S. 43—55. Witterungs und Fluges, Nahrungs und Gewichtstabelle, von 1781.

S. 56—61. Gewicht, oder Ab- und Zunahme der Stöcke 1781: gleichförmig tabellariſch. Dieſe Tabelle enthält die Grundlage zu der entworfenen Geſchichte, die günſtigen und widrigen Schickſale der Bienen, die der Verf. nun mit der Vermehrung, Fortpflanzung, Krankheiten, Kriegen und Räubereyen der Bienen ꝛc. bereichert, und die vorhergehende Winterwitterung ergänzet.

S. 75 lehret der Verf., die Bienen ſich in Vorſetzkäſtchen im Winter reinigen zu laſſen; welches wohl beſſer iſt, als die Bienen gänzlich einzuſperren, wenigſtens macht es das Einſperren unſchädlicher.

S. 82. Unſchädlichkeit des Tonnenhonigs praktiſch erwieſen. Iſt ſehr gut, wenn man den Honig von gewiſſenhaften Pfefferküchlern bekömmt, ſo daß er mit keinem Mehle vermiſcht iſt. Dem Verf. mag es wohl unbekannt ſeyn, daß es noch eine andere Gattung Tonnenhonig giebt: nämlich den, ſo zuſammt dem Wachſe eingeſtampft zu werden pfleget, wozu ſehr oft Unrath und Brut von Geizigen mit eingearbeitet wird; denn er handelt blos vom ausgepreßten Tonnenhonige.

S. 83 unterſucht der Verf. Riem's Bierhonig zur Fütterung der Bienen praktiſch, und verſichert, wie auch ſchon ein Ramdohr that, daß ihn die Bienen mit Luſt verzehrten, und munter dabey geweſen. Er widerräth denſelben zu warm vorzuſetzen, welches wir ſehr billigen, weil er ſonſt die Hinterleiber der Bienen eben ſo gut, wie zu warmer Honig, auftreibt; wodurch viele Bienen verlohren gehen würden. Für ſich allein iſt die Bierwürze aber nicht hinreichend, die Bienen zu füttern: Auch dieſen Gedanken loben wir ſehr; denn wer des natürlichen Honigs ſich bemeiſtern, und mit Bierwürzhonige dagegen füttern wollte, würde ſich ſehr betrügen, und ſeinen Geiz theuer, mittelſt Abgang vieler Bienen, bezahlen müſſen.

S. 85. Eben ſo wird auch einer von Lättichau Brodfütterung mit Verſuchen gedacht, aber aus Erfahrung ganz

unnütz

unnütz erwiesen. Wir können hiegegen nichts einwenden: weil wir selbst bey genauern Versuchen sie der Absicht nicht entsprechend gefunden.

S. 87. 109. Fortgesetztes Diarium, das manche schöne Erfahrung enthält.

S. 109. Den 15ten Jul. hatte die volle Nahrung in des Verf. Gegend ein Ende, und von der Zeit haben alle Stöcke fast täglich abgenommen. Das muß eine Gegend seyn, die wir schon anderswo, und wenn wir nicht irren, in den Riemschen Fundamentalgesetzen zur Kolonienbienenpflege, die wir eben itzt nicht gegenwärtig haben, durch Hn. Hauptmann Schmidt, von der Mannheimer Gegend, beschrieben gefunden: statt daß in den Waldgegenden die Bienen erst um den 15ten Jul. ihre Schwärme anfangen zu liefern, und ihre Wintervorräthe zu sammlen.

Im August haben des Verf. Bienen am meisten abgenommen: je weiter es gegen den Herbst kam, desto weniger haben seine Bienen verzehret. Dies findet er mit Riem's Bemerkungen in dessen Bienenbibliothek S. 166 gemein: und erkläret S. 112, warum Riem den 25sten Februar, bey dem ersten Ausfluge wahrgenommen, daß die Bienen innerhalb drey Tagen 1—2 Pfund leichter geworden, ganz annehmlich: er verfolgt solches bis S. 116.

Daselbst nun liefert der V. einen Versuch, die Bienen nach der Heidebliüthe zu versenden; er sagt hievon: wenn es in seiner Gegend möglich wäre, die Bienenstöcke auf die Heide zu führen, der dasige Bienenstand unverbesserlich seyn würde. Warum soll das nicht möglich seyn? Soll wohl Jemand hinderlich darinn seyn? Zwey, drey, auch wohl vier Meilen sollten dazu nicht zu viel entfernt zu seyn dünken; und jeder Eigenthümer eines Waldes, worinn viele Heidebliüthe (Erica) ist, sollte gegen ein geringes Standgeld, oder gar patriotisch, umsonst die Erlaubniß dazu ertheilen.

Bis S. 136 folgen noch Beobachtungen v. J. 1781, die ihren aufmerksamen Beobachter verrathen.

S. 137—256 endiget das Werk die Geschichte v. J. 1782, zunächst die Beschreibung der Wachspresse. Der Raum einer Recension, den wir bereits, aus Liebe zu des Verf. vortrefflichen Bemerkungen, überschritten haben, erlaubt es uns nicht, den Verf. weiter zu verfolgen. Nur eine einzige Wahrnehmung heben wir noch aus:

S. 215 finden wir eine Erfahrung, die etwas beweiset, das vielleicht dem Verfasser selbst nicht beygefallen ist. Es ist bisher aus ähnlichen Beobachtungen gefolgert worden, daß die Bienen das Wachs zum Bau ihrer Zellen meistens aus dem Honige ausschwitzen, das Blumenmehl aber nur ein Beytrag, und als Schwitzpulver zum Theil, und zum Theil als Bienenbrod, anzusehen sey. Man hat dieses um desto gewisser folgern können, als man zuverläßige Versuche hatte, daß die Bienen, sogar eingesperrt, und bey bloßem Honigfutter, beträchtliche Honigkuchen ohne allen Zusatz von Blumenmehlfutter erbaueten. Unser Verfasser hat auch Bienen mit bloßem Honige gefüttert, und gefunden, daß sie bey seiner Art zu füttern, bis zuletzt noch immer neue Tafeln, angesetzt haben: und er erstaunte, was ein dergleichen Stock für ein Gebäude und Volk hatte, da er ihn austrieb, und das Gewirke ausstieß: sein erzählter Versuch ist also ein neuer Beweis, daß das Wachs mehr vom Honige, als vom Blumenmehle, ausgeschwitzt werde: und Dücher ist der einzige, so uns bisher umständlich von dieser Sache ein ausführliches Licht in seiner Culture des Abeilles aufgesteckt hatte.

Der Verfasser dieses Werks soll Herr Consistorialrath Schulz in Weimar seyn.

Tb.

Heinrich Sanders — ökonomische Naturgeschichte für den deutschen Landmann und die Jugend in den mittlern Schulen, fortgesetzt von Joh. Christ. Fabricius. — Vierter Theil. Leipzig, bey F. G. Jacobäer. 1784, in 8. 207 Seiten.

Joh. Christ. Fabricii — Cultur der Gewächse, zum Gebrauche des Landmannes. Leipzig, bey Jacobäer, 1784. 207 Seiten in 8.

Diese beyden Schriften sind an Inhalt und Seitenzahlen einerley; nur die Titel sind verschieden. Vermuthlich gieng des Hrn. Professor Fabricius oder des Verlegers Absicht, dieses Buch unter zwey Titeln auszugeben, dahin, daß es auch diejenigen abgesondert kaufen könnten, welche die drey ersten Theile von Sander's ökon. Naturgeschichte nicht besitzen, und solche allenfalls

lenfalls auch nicht dazu verlangen? Allein dies hätte auch billig auf den Titeln angezeigt werden ſollen. Außerdem iſts ganz löblich, daß ſich Jemand gefunden, der des verſtorbenen Sander's unvollendetes Grundgebäude vollführen wollen. Denn — wenigſtens wir — halten dieſe Sanderſche Schrift für die beſte unter ſeinen Arbeiten. Es fehlt aber dieſer Fortſetzung etwas, nämlich des Sander's Deutlichkeit: ſo ſehr auch der geſchickte Verf. das Populäre zu erlangen geſucht hat. Das Deutliche vermiſſen wir um ſo ungerner, als es dem Landmanne und der Jugend nöthig iſt; und darauf muß Sander in ſeiner ökon. Naturgeſchichte vorzüglich Bedacht genommen haben: ſo übereilt er auch andere ſeiner Arbeiten hingeworfen, und ungefeilt dem Drucke übergeben hat. Aber hier geht auch alles zu ſehr in einem Athem fort, ſo daß man weder Anfang noch Ende von einem oder dem andern abgehandelten Artikel findet; desgleichen iſt der Inhalt oben; oder neben nicht angemerkt. Die Abtheilungen in Abſchnitte machte Sanders ländliche Naturgeſchichte bequem: dies hätte ſich Hr. F. wohl merken ſollen.

Wir wollen verſuchen, den Inhalt einigermaßen anzuzeigen. Nachdem Sander in ſeinem 3ten Theile das Phyſikaliſche der Pflanzen vorgetragen hatte, ſo handelt hier Hr. F. das Oekonomiſche darüber ab, und nennt es daher mit Recht den 4ten Theil Sanderſcher ökon. Naturgeſchichte. Nur Schade, daß ein wenig zu allgemein und unvollſtändig von der Cultur einzelner Gewächſe gehandelt wird. S. 1—54 wird zuerſt geſagt, wie die Ausbreitung der Menſchen, das Abänderliche des Himmelsſtriches, und das daher entſprungene Bedürfniß, den Anbau von allerhand Gewächſen erfoderlich gemacht habe. Der Beweis, daß dem Menſchen die Gewächſe zur Nahrung von der Natur beſtimmt ſeyen, wird aus dem Paradieſe, von unſern Zähnen, und dem Munde des Menſchen abgeleitet. Dann handelt Hr. F. von der Cultur der Gewächſe, und von dem Einfluſſe der Witterung auf dieſelben, vom Boden zur Pflege und zum Aufkommen der Gewächſe, und den verſchiedenen Erdarten. S. 55—63 folgt die Abtheilung und Einzäunung der Felder. Die Gemeintheilung und Einhägung ſind Lieblingsſachen des Verfaſſers, ſo doch vergißt er nicht, die Schwierigkeiten bey Gemeintheilungen anzufügen.

Er handelt ferner S. 63—104 die Erreichung eines gedoppelten Zweckes, der aus jener Abtheilung und Einhägung der Fel-

Lehre entſteht: man kann nämlich dadurch das ſogenannte Braachen weiter hinausſetzen, oder wohl gar gänzlich entbehren. Dann erklärt er, was Braachen ſey, redet ſofort vom Dünger, Pflüge, und von der Egge. Wir wundern uns, daß Hr. F. den Kalch und Mergel auch Düngungen nennen mag, da er übrigens doch die Art und Weiſe richtig vorträgt, wie dieſe Stein- und Erdarten das in der Erde ohne ſie nicht aufgelöſte Düngungsmaterial nur düngbar machen, oder den Gewächſen vollends zuführen: ſtatt daß es ohne dieſe Auflöſungshülfe in der Erde unaufgelöſt verblieben, und den Gewächſen nicht ſo reichlich zu Theil geworden wäre.

S. 104—122. wird das Säen und die Auswahl des Saamens, die Einweichung deſſelben und die Sämaſchine abgehandelt. Mit Recht wird die hier S. 117 vorgetragene Sämaſchine verworfen. S. 122—124. Von einer andern Art der Vermehrung der Gewächſe, die ganz gut iſt; nur dünkt uns, müſſe Hr. F. S. 123. nicht wiſſen, daß wir häufig, und nicht ſelten, die Nelken durch Saamen vermehren.

Indem uns nun Hr. F. S. 124—145 mit verſchiedenen Kräutern bekannt macht, doch aber, als ein ächter Naturforſcher, kein Unkraut ſtatuiret, ſo erkläret er erſtlich, was eigentlich Unkraut in der Oekonomie ſey, und lehret, wie daſſelbe ausgerottet werden könne. S. 145—153 geht er zur Aerndte und der Zeit jeder Aerndte über; und S. 153—157 zum Dreſchen, und einigen Arten zu dreſchen. Wiewohl wir mit dem Verf. ganz einſtimmig ſind, daß die von ihm hier berührte ſchwediſche Dreſchmaſchine und das Austreten der Körner mit Vieh von keinem Vortheil ſey, ſo hätten wir doch gewünſchet, daß er ganzen Gemeinden die ihr verbeſſerten Dreſchmaſchinen empfohlen hätte. So unvollkommen anfänglich auch dieſe Maſchinen waren, ſo vollkommen ſind ſie ſchon verbeſſert worden. Unter dieſe Zahl rechnen wir die, welche der Herzog von Curland an ſeine Unterthanen, und zwar in jedes Dorf eine, hat austheilen laſſen; vorzüglich aber die, welche in Schleſien vervollkommnet und in der phyſikaliſchen Zeitung *) bekannt gemacht worden iſt.

S. 157—162 zeigt Hr. F. an, von welchen Thieren, Vögeln, und Inſekten die Gewächſe im Felde und auf den Hö-

*) v. J. 1784. S. 319.

den leiden. Das Wild wird hiebey nicht vergessen, sondern von ihm angeführt, daß da, wo es die Jagdlust eines Landesherrn ausmache, nur die Geduld und Hoffnung besserer Zeiten gegen dasselbe helfe. Die Tauben und Sperlinge erkläret er billig dem Ackerbaue nachtheilig, dagegen die Krähen mit desto mehrerem Rechte für unschuldig. S. 162—182 enträthselt der Verf. dem Landmanne die Krankheiten der Gewächse auf neunfache Art. Die dritte Krankheit, welches die Taubheit ist, machte uns um desto aufmerksamer, als wir hörten, daß dem Verf. ein Vorwurf gemacht werde, als nähme er irrig beym Landmanne die darüber vorgetragene, itzt ausgemachte, völlig bewiesene Lehre vom doppelten Geschlechte aller seiner — ländlichen — Gewächse für bekannt an. Wir können aber hier nicht anders, als dem Verf. Beyfall geben. Denn daß er sagt, ihr kennt diese Lehre, gründet sich, verstehen wir den Verf. anders recht, auf das, was er ihm vorher und noch weiter davon eingerichtet, und auch Sander schon im dritten Theile ihn so deutlich gelehret hat. Es ist also nicht so gemeynt, als wenn ihm solche ohne des Verf. Lehre voraus bekannt wäre.

S. 183—185 finden wir die Gefährlichkeiten, denen die Gewächse auf den Böden ausgesetzt sind, vorgetragen. Uns dünkt, daß von den Kornwürmern mehr hätte gesagt werden können, S. 86. Desto mehr genüget uns die englische Lehre vom Aufschobern des Heues in Feimen, (stark eingetretene Haufen) in freyer Luft unter einem beweglichen Dache; von wo es mit großen Messern ausschneidet, um nicht den Haufen locker zu machen. Mit allem Rechte hält es hier der V. für, als auf Heuböden verwahrt, vorzüglich gegen den Schimmel. S. 186—207 endiget Hr F. damit, daß er die verschiedenen Obstarten und Gartengewächse zu erhalten lehrt; über die Verschiedenheit der Getraidearten, obwohl etwas kurz, doch in der Hoffnung so abhandelt, weil der Hr. Hofrath Schreber diesen Mangel in seiner Fortsetzung von den Gräsern ersetzen würde; endlich, daß Hr. F. noch die Pflege, das Pfropfen und Oculiren, nebst dem Versetzen der Bäume, vorträgt. Wie herrliche Folgen würde es haben, wenn nach diesen Sander'schen und Fabricius'schen kurzen Lehren dem Landmanne noch persönlicher Unterricht gegeben wird: so wie wir schon in verschiedenen Schulen entdeckt haben, daß über Sandern Vorlesungen von den Lehrern gehalten werden.

Noch

Noch müssen wir besonders bemerken, daß der Verfasser S. 205 sehr gegen die Verwandelung des Habers in Roggen geeifert habe: da hat er wohl etwas mit dem Oekonomieprofessor Hrn. von Pfeifer auszumachen; indem dieser in seinen vermischten Verbesserungsvorschlägen, im 1. B. 2. St. Art. 4. versichert, den Versuch mit glücklichem Erfolge angestellet zu haben; wobey er jedoch zugiebt, daß seine Verwandelung von keinem Vortheile sey. Soll Hr. von Pf. wohl hiebey hintergangen worden seyn? und sollte er uns dies länger zurückhalten? Nein, einen Irrthum öffentlich zu widerrufen, ist keine Schande: und dient zur Aufklärung; also bitten wir darum. Ein solcher Schriftsteller, wie Hr. von Pfeifer, schien allen Glauben zu verdienen. Der Rec. wiederholte daher diesen Versuch zu mehrmalen; es erfroren aber alle Haberpflanzen über Winter, weil Haber keine Winterfrucht ist.

X.

Anfragen und Antworten in Briefen über Gegenstände der Landwirthschaft. Erste Lieferung, von Johann Friedrich Mayer, Pfarrer — — Tübingen, bey Cotta. 1783. 8. 264 Seiten.

Der auf einer so guten Seite schon bekannte Herr Mayer sagt in der kurzen Vorrede, wie angenehm es sey, sich schriftlich mit andern zu unterhalten, indem man eines Theils blos dasjenige zu erfahren bekomme, wozu man Lust habe, und andern Theils den Menschen nie anders, als tugendhaft erblicke; er fühle sich glücklich, wenn er durch seinen Briefwechsel erfahre, daß andere ihre gemeinschaftlichen Arbeiten zum allgemeinen Wohl ihrer Mitmenschen einrichteten; und, um auch andern dieses Vergnügens theilhaftig werden zu lassen, mache er gegenwärtige Anfragen und Beantwortungen dem Publiko bekannt.

Diese erste Lieferung enthält

1) einen Briefwechsel mit dem Hrn. G. von Schulenburg, welcher den Herrn M. über ein Schreiben eines Verachteten um seine Meynung bittet. Dieser beschreibt darinn den Vortheil, den er dadurch, daß er die Wartung seines Rindviehes den Täufern, welche man hin und wieder Mennoniten zu nennen pflegt, anvertrauet hätte, bereits schon genieße, und noch

mehr zu erhalten gedächte; er lobt hauptsächlich ihre große Reinlichkeit, Geschicklichkeit und Behutsamkeit mit dem Viehe umzugehen, die Ersparnisse, die sie sowohl beym Füttern, als auch bey der Wartung selbst; ihm zuwege brächten. Denn, sagt derselbe: thun ihm Drey dergleichen Leute soviel, als Sechs andere von seiner Gegend, und geben sie dem Vieh, das auch alle 24 Stunden nur einmal getränket wird, binnen dieser Zeit nicht mehr als zweymal und zwar zusammen drey Pfund Heu und 7 Pfund Stroh zu fressen, vom Heckerling und den übrigen hielten sie nichts; sie melken nur zweymal beym Füttern, und geben vorher jedem Stücke Vieh so viel Salz in den Mund, als man in drey oder vier Fingern halten kann. Bey der Verfertigung der Schweizerkäse stände er um 50 pro Cent besser, nur wolle der Absatz davon noch nicht recht von Statten gehen.

Der Herr M. beantwortet nun dieses kürzlich dergestalt, daß er fürchte, es würde dem Herrn Amtmann gereuen, sich mit diesen Täufern, für die er itzt so eingenommen, eingelassen zu haben; so große Proben in der Landwirthschaft wären zu gefährlich. Was die ganze Sache selbst anbelangt, so habe er daran auszusetzen, daß das Vieh selbst nicht gehörig gebürstet und gereiniget würde, und das Vieh so äußerst wenig, und nur Stroh zu fressen bekäme; dieses alles sowohl, als daß es nur zweymal gemolken würde, mache freylich, daß drey Leute so viel, als sonst sechs thun könnten. Daß diese großen Viehverständigen der Stallfütterung nicht geneigt wären, mißbilliget er so sehr mit Recht, daß er saget: wie kann aus nichts etwas, und aus einer mit 3 Pfund Heu und 7 Pfund Stroh gefütterten Kuh viel und gute Milch gezogen werden? Er gesteht freylich die große Ersparniß des Futters ein, daß sie aber den geringern Nutzen des Viehes, und vielleicht dessen Verderben, nach sich ziehen würde, glaubt er auch, so wie er zweifelt, daß der Herr Amtmann viel Absatz seines Schweizerkäses bekommen, und also im Ganzen dadurch in Schaden kommen würde.

2) enthält sie den Briefwechsel mit dem Herrn C. H. Freyherrn von Fischbach, worinn dieser dem Herrn Mayer eine ganze Anzahl Fragen über ökonomische Gegenstände aufwirft, die der Herr Mayer darauf wieder beantwortet; solche gegenwärtig alle anzuzeigen, würde zu weitläuftig seyn, der Herr Mayer preiset darinnen sehr gegen das Aufblähen des Rindviehes, die neuerlich bekannt gewordene, und so viel leich-

ters

tere, als die mit dem Trockar, seyende Cur an, die aus 1—2 Maas Kuhwarme süße Milch, in der 1—2 Löffel ordinairer Schnupftabak gerührt worden, besteht. Er sagt von sich, seine Absicht wäre, nur Proben von allen Theilen der Oekonomie zu machen, und andere sodann zu den vortheilhaften aufzumuntern, und sie darinn zu unterrichten. Nach seiner Meynung muß bey einer wohl eingerichteten Landwirthschaft wenigstens der vierte Theil der Grundstücke in Wiesen bestehen. Er hält für das nutzbarste für die Besitzer von großen Güthern, sie ihren Bauern einzeln zu vererben.

3) Enthält sie einen Brief an den Herrn Canonicus und Cammerrath Wöllner, worinn Herr Mayer von der Fruchtbarkeit, die der Erdboden durch das Aufhäufen erhält, und von der italienischen Sulla, einer Art einer Kleepflanze, vorzüglich spricht.

4) Findet man darinn einen Briefwechsel mit dem Kurmainzischen Hof-Kammerrath, Herrn Franzmahdes, welcher dem Herrn M. um allerley Gegenstände zur Verbesserung der Eysfelder Landwirthschaft befraget. Derselbe beantwortet sie seinen bekannten Einsichten und Erfahrungen gemäß. Am meisten hält er sich beym Krautbau auf, welches allen Landwirthen eine sehr nützliche Abhandlung seyn muß; er betrachtet dabey 1) das Land oder den Feldboden, auf dem das Kraut erbauet wird. 2) Die Beschaffenheit der Lage des Krautlandes. 3) Die Bearbeitung desselben zum Krautbau. 4) Die Düngung des Feldes. 5) Der Krautpflanzen Saame. 6) Die Aussäung der Pflanzen. 7) Die Bewahrung der Pflanzen. 8) Die Setz- oder Pflanzzeit. 9) Die Art zu pflanzen. 10) Die Pflege des Krauts bis zur Ausnahme. 11) Die Art der Aus- oder Wegnahme des reifgewachsenen Krautes. 12) Die Nutzung der Häupter oder Blätter, Stränke, oder der Dorschen. 13) Die Erziehung des Krautsaamens. 14) Den Gewinn aus einem Krautlande.

Sodann spricht er vom Mergel, und wie, und auf welchem Acker er zu gebrauchen, so wie auch von den Kleearten; und ganz kurz vom Anbau einiger anderer Gewächse.

Bey Beschreibung der Viehmastung, so wie sie im Amte Kupferzell und in den angränzenden Gegenden getrieben wird, hält er sich wieder etwas länger auf; er sucht darinn gründlich zu belehren, und hierzu aufzumuntern; er sagt dabey die gewisse Wahrheit, daß nöthige Kenntnisse bey Beurtheilung des Viehes nicht beschrieben, sondern nur aus Erfahrung könnten

gelernt werden. Es folgt sodann etwas von Bewässerung der Wiesen, und des auf solchen dürren Wiesen mit so vielem Nutzen verrichteten Düngens mit Gyps. Beantwortung einiger andern Fragen und Meynungen über dergleichen. Auch etwas vom Seidenbau und vom Branntewein, von Zwetschen, Kirschen und anderm Obste, so wie auch vom Kürbsenbau, findet man in diesem Briefwechsel.

Mit Vergnügen werden gewiß die Freunde der Landwirthschaft die künftigen Lieferungen dieser Anfragen und Antworten erwarten, nur weiß man nicht, aus welcher Ursache Herr M. diese Briefwechsel nicht in der Reihe, so wie sie gehalten worden sind, drucken lassen; da solches den Leser, der nicht genau auf das Datum der Briefe Achtung giebt, in einen Irrthum bringt, indem die letzten Meynungen eines Autors, wodurch er vorher angeführten widerspricht, stets für seine wahren gehalten werden; S. 113 sagt er: wie er anderweite Proben über das Fortkommen und den Gedeihen der italienischen Sulla in seiner Gegend machen wolle; S. 248 steht, wie leider diese Kleeart erfroren und gänzlich erstorben, welches ein wahrer Schade für Deutschland wäre. Bey Endigung dieser ersten Lieferung würde man also glauben, daß diese Kleeart durchaus nicht in Deutschland fortkommen könnte, man erhält aber wiederum Hoffnung dazu, wenn man das Datum des letzten von S. 127 bis ans Ende sich erstreckenden Briefes, und das des dritten von S. 99 bis 114 gehenden Briefes ansieht, und findet, daß ersterer im May, und letzterer im October des nämlichen 1779sten Jahres geschrieben ist; das Vordrucken des IVten Briefwechsels vor dem IIIten würde diesen Irrthum des Lesers verhindert haben.

K.

Neue Vorschläge, die Maulbeerbaumzucht und den Seidenbau mit Erfolg und Vortheil zu betreiben. Aus Erfahrungen in den Preußischen Staaten gesammlet, von J. G. Drewes. Breßlau, bey Gutsch, 1783. 7 Bogen in 8.

Diese für Freunde des Seidenbaues abgefaßte Lehre, ob sie gleich keine neue, sondern nur aufs neue gemachte Vorschläge

schläge enthält, verdient es doch gar sehr der Thymschen, und jener vollständigen auf vieljährige Erfahrung gegründeten Anleitung zur Seidenzucht, zum Pflanzen und Beschneiden der Maulbeerbäume, die der berühmte Kölreuter mit einer Vorrede begleitet hat, *) zur Seite gestellet zu werden. In den Hauptlehren unterscheiden sich Thym und Drewes nicht sonderlich von einander. Ob sich gleich Drewes, der noch kein so langer Praktikus wie Thym ist, auf der 47sten S. in dem Stücke gegen Thymen erkläret, daß er meynet: „nur Wasserreiser könnten nach dessen Vorschrift abgeschnitten werden," so denken wir dennoch, der sonst ganz billige Hr. Insp. Drewes werde sich in einer allenfallsigen neuen Auflage schon besser gegen Hrn. Insp. Thym erklären, wenn er denselben näher studirt haben möchte. Bis itzt ist er nicht bekannt genug mit ihm: denn er weiß z. B. 1783 nur von der Thymschen dritten Auflage, Seidenpraktik v. J. 1777; aber von der 4ten Auflage v. J. 1781, die mit einem Avertissement vermehret worden, meldet er kein Wort. Ein so alter Praktikus, wie Thym ist, dessen patriotischer Eifer aus mehr als einer Schrift **) uns und dem Publikum schon sattsam bewußt ist, würde die 1777ger Lehre im Jahre 1781 gewiß nicht neu nachgeführet haben, wenn er sie nicht noch bis itzt nützlich gefunden hätte. Sagte doch Hr. Thym in der Aufl. v. J. 1774, S. 59 f. schon das, was er 1777 ebenfalls, und noch 1781 S. 63 f. ganz deutlich beschreibt: wie sein Beschneiden nämlich anstatt dem Ablauben ohne Gefahr und viele Unkosten, die er von 1000 Bäumen wohl an 30 Rthlr. berechnet, aber von dem abgeschnittenen Holze — vermuthlich in holztheuren Gegenden — vergüten läßt, vorgenommen werden könne und müsse. Zugleich hat er Regeln dazu angegeben, wornach man nicht irren kann. — Unsere Versuche reden denselben gänzlich das Wort. — Noch will ja Hr. Thym eben das, was der Verf. S. 47 fodert, nämlich: „in Ordnung gehaltene Bäume und Behutsamkeit. Wer außer der Ordnung geht, der fehlt gewiß; aber gewiß nicht nach Thym's Lehre.

*) M. s. unsere Bibl. 35 B. 2 St. S. 608. und Müllers Einleitung in die ökon. Bücherkunde 2 B. S. 357.

**) M. s. unsre Bibl. Anhang zum 24—36sten B. 5te Abtheilung S. 3066.

Mehr Wichtiges haben wir für unsere Leser nicht auffinden können; es wäre denn, daß man dahin zählen wollte, wenn Hr. D. S. 26 sich etwas zu viel auf Schmittlings verläßt: deren guter oder vielmehr so nützlicher Erfolg uns nicht entsprach; von denen aber Hr. Thym in der Aufl. v. J. 1781 S. 48—50 unter andern auch sagt: „Weil man zu „dieser Art besonders gutes Land haben muß, auch an der „besten Wartung nichts ermangeln lassen darf, und man „aus wenigen Lothen Saamen mit geringer Mühe „viele Tausend Maulbeerbäume erziehen kann, so wird „sie mehr aus Curiosität, als des Nutzens wegen prakti„cirt.“ Außer denen bemerkten Stellen enthält diese Schrift lauter Gegründetes und Nützliches. Auch die in der Vorrede abgehandelten Vorschläge haben unsern ganzen Beyfall: besonders wenn der Verf. will, daß das Abhaspeln aus Gründen eine besondere Arbeit und Fabrikenwerk sey. Den Nutzen, welchen Hr. D. für Käufer und Verkäufer ableitet, haben auch wir schon vielfach bestätigt gesehen, und die Berliner Zeitungen sowohl, als auch der hamburgische unpartheyische Correspondent, verkündigen uns, und zwar der letzte in der so eben vor uns liegenden Beylage von Num. 160, v. J. 1783: „Daß man durch so eine Anstalt im Großen, nämlich die Anlegung einer öffentlichen Seidenmühle, um die von den Landleuten gewonnenen Seiden-Coccons ihnen gegen einen guten Preis abzukaufen, und sie auf Kosten des Staates abhaspeln, und die Seide wieder verkaufen zu lassen, sich gewiß verspricht, daß dadurch die bisherigen größten Schwierigkeiten des Preußischen Seidenbaues verschwinden werden; welchemnach die meisten Seidenbauer, aus Mangel an Wissenschaft, die Coccons schlecht abgehaspelt, schlechte Seide gewonnen, und sie daher nicht los werden können: die Landseide aber dadurch in Verruf gekommen, da doch die Erfahrungen zu Briz (einem Gute bey Berlin, Sr. Excellenz des Hrn. Geheimden Staats- und Kabinetsministers Freyherrn von Herzberg zugehörig) zeigen, daß die hiesige Landseide so gut, als die italienische ist und werden kann, wenn nur die Coccons von geschickten Personen abgesponnen werden.“ Eine volle Wahrheit, davon Recensent schon ehedem, als er beym Hrn. Insp. Thym die aufgekauften Coccons abhaspeln sah, überzeugt worden; und was noch mehr ist, eben die Absicht des General-Directoriums in Berlin war, weshalb der Haspel mit Räderwerk, (à l'engrage) von denen

Thym

Thym S. 147 in seiner Praktik v. J. 1781 redet, in jede Provinz distribuirt wurde.

Wann wird man denn endlich einmal auch bey den Seidenbaulehrern, eben so, wie bey den neueren Bienenlehrern beym Bienengeschlechte geschehen ist, anfangen, die Seiden-Würmer, das sie doch nicht sind, mit dem rechten Namen, Seiden-Raupen, zu benennen?

Auszug aus der Praktik des Seidenbaus, betreffend die Wartung der Seidenwürmer, herausgegeben und mit einigen Bemerkungen vermehrt, von J. F. Thym, Königl. Preuß. Plantagen-Inspektor in der Mittelmark. Berlin, bey Rellstab. 1783. 67 Seiten in 8.

Auszug aus der Praktik des Seidenbaues, betreffend die Wartung der Maulbeerbäume. — Von demselben Verfasser. Berlin, bey Rellstab. 1783. 29 Seiten in 8.

Herr Thym tritt durch hohe Ermunterung wieder auf, und theilt uns eine kurze Lehre über die Wartung der Seidenraupen, und über die Wartung der Maulbeerbäume in zweyen Traktätchen, als einen Auszug aus seiner Praktik des Seidenbaues mit.

Da die Praktik schon einigemal in unsrer Bibliothek angezeigt worden, wenn sie neu aufgelegt erschien, so sind wir überhoben, von diesem Auszuge das Lobenswerthe, so durchgängig angetroffen wird, auszuzeichnen. Wir wollen daher unsern Lesern nur das anzeigen, womit diese zwey Bändchen vermehret, und worinnen die Thymsche Lehre von einem neuen Autor bestritten worden.

In der Wartung der Seidenraupen ist die Kenntniß des guten und schlechten Seidenraupen-Saamens (Graines) S. 6. 7 und 8, die Vermehrung der Raupen in den Seidenstuben, S. 16 und 17; sodann die Kenntniß guter und schlechter Maulbeerblätter, S. 20 und 21, dahin zu rechnen: und

Bey der Wartung der Maulbeerbäume kann man die Vertilgung der schädlichen Thiere S. 13 und 14,

und die Beſchneidung der Wurzeln, von alten matten Bäumen, S. 25 darunter zählen.

Es iſt ſehr zu billigen, daß der Verf. die Lehre von Wartung der Seidenraupen und der Maulbeerbäume von einander getrennt hat: dieſe haben doch beynahe meiſtens zweyerley Cultivatoren. Deſto mehr müſſen wir es loben, daß Hr. Thym die Lehre vom Abhaſpeln der Coccons nicht ſo, wie Drewes in ſeinen neuen Vorſchlägen ꝛc. will und that, ausgelaſſen hat. Wenn wir auch gleich mit Hrn. Drewes in unſerm Urtheile über ſeine Schrift eins ſind, daß dies eine beſondere Arbeit und Fabrikenwerk ſey: ſo wollen wir dies nur für ein Land gedacht wiſſen, in welchem die Seidenkultur noch in der Kindheit iſt. Wo ſie aber weitere Fortſchritte, wie z. B. im Brandenburgiſchen, ſchon gethan hat, da wäre es unbillig, ſo ein Monopolium aus den Coccons zu machen. Beydes muß in jedem Lande, wo die Seidenzucht in Aufnahme kommen ſoll, vorhanden ſeyn, ſowohl Leute, die ſich ihre Coccons ſelbſt haſpeln, oder abhaſpeln laſſen; als auch Leute, welche Coccons aufkaufen, und nach den verſchiedenen Sorten haſpeln laſſen. Das erſte erhält die Seidenbauer in der Luſt: denn ſollten ihnen die Coccons abgezwungen werden, ſo würden ſie ſich (ſelbſt wenn ihnen dieſelben über ihren wahren Werth bezahlt würden) immer einbilden, daß die Aufkäufer doch Vortheil davon haben müßten; und den wollten ſie gern ſelbſt ziehen. Andern iſt das Verkaufen der Coccons zum Vortheile darum, weil ſie geſchwinder baares Geld bekommen können. Haben ſie aber ſelbſt einmal gehaſpelt, ſich und ihre Leute darinn geübt, und finden, ob es beſſer iſt, oder ob mehr von Verkaufung der Coccons einkömmt: ſo werden ſie ſchon von ſelbſt das letzte wählen. Kurz: Freyheit iſt die Seele der Manufakturen, ſelbſt wenn ſie auch oft nur in der Einbildung beſteht: und Thym's Anweiſung, die Coccons haſpeln zu laſſen, iſt ſchön, und eine ſolche Lehre ſo nachtheilig nicht, als Drewes uns glaubend machen will — Wenn auch gleich die Anfänger etwas pfuſchen, ſo verliert ſich doch die Pfuſcherey in der Folge, ſo bald ihnen beym Verkauf die Seide getadelt wird: daß ſie unrein gehaſpelt, oder ungleich, oder zu fein, oder zu ſtark gehaſpelt ſey; und ſo lernen ſie den Fehler bald vermeiden, wenn ſie noch erfahren, welche Art im vollen Preiſe bezahlt wird. Beſſer iſts freylich, wenn hin und wieder unterrichtete Leute ſind, die um Lohn haſpeln: und dann wird die

Pfuſche-

Pfuscherey nur bey denen Statt finden, die das Haspellohn selbst verdienen wollen, bevor sie es von andern verrichten lassen, und dadurch richtig gelernet haben. Das Aufkaufen der Coccons muß sich nach und nach von selbst einführen, wenn erst die Menge von Coccons und Fabrikanten vorhanden ist, wie es z. B. in Italien, Frankreich, und zuletzt in Berlin geschah. Vor mehr als 15 Jahren hat schon in Berlin der Hr. Plantageninspector Thym Coccons aufgekauft; in den letzten Jahren der Plantageninspector Joyeux, die Bandfabrikantin Chaudoir, die Seidenhaspelerin Barnouin, und der Plantageninspector Catena in Potsdam. Es ist aber keinem von diesen allen eingefallen, dieses andern zu entziehen, oder zum Monopolium anzurathen. Unbillig und schädlich wäre es auch noch deswegen, wenn man denen, die ihre Coccons unter ihrer Aufsicht selbst haspeln lassen, es verwehren wollte, da sie die Haspel und übrigen Geräthschaften dazu angeschafft haben: die Erfahrung wird sie am besten lehren, ob dieses oder das Verkaufen der Coccons den meisten Vortheil bringe; zumal da ihnen dieselben roh zu 8. 9 bis 10 ggr. das Berliner Pfund bezahlet worden, da man sie in Italien nur mit 7 bis 8 Groschen bezahlet.

Eine freywillige Verkaufung wird alsdenn mit beyden Händen — und besonders von denen, die den Seidenbau mehr aus Vergnügen und aus Vaterlandsliebe treiben — *) ergriffen werden, wenn die Stuben und ganzen Häuser, welche der König

*) Daß es wirklich Patrioten gebe, die nicht um des Gewinnstes willen, sondern aus Vergnügen, Seide erziehen, beweisen die vortrefflichen uneigennützigen Belohnungen, welche des Herrn geheimden Staats- und Kabinets-Ministers, Freyherrn von Herzberg's Excellenz nicht nur an dergleichen Personen reichlich und jährlich austheilen lassen, sondern auch zur Ehre und zum Andenken des Preußischen Seidenbaues eine Medaille von Silber 1½ Loth schwer von Abramson, (auf der einen Seite mit des Königes Bildniß und der Umschrift: Fridericus Instaurator, auf der andern Seite der Göttin des Fleißes Abbild, welche die Coccons abhaspelt; unter einem Maulbeerbaume, auf dessen Blätten Seidenraupen kriechen, sitzt, — mit der Umschrift: Industriae Sericae Pruss. und unter dem Fußgestelle: BR. MDCCLXXXIII.) versertigen ließen, um sie außer gedachten Preisen, wie auch an andre Gönner des Seidenbaues, zu vertheilen.

König den Landküstern zu besserm Betriebe des Seidenbaues, außer den Preisen und dem Aufgelde für die jährliche mehr erzogene Seide, erbauen lassen, allenthalben fertig seyn werden, auch die angekündigten öffentlichen Seidenmühlen angelegt, um die von den Landleuten, wenn sie das Abhaspeln nicht verstehen, gewonnene Coccon's ihnen gegen einen guten Preis abzukaufen.

Was wir hier vom Abhaspeln der Seide anzeigten, kann auch von der Fleuret gelten. Diesen kaufte seit einigen Jahren der Bandfabrikant Friedländer, und der Strumpffabrikant Fetting, u. a. m. in Berlin auf, da die ledige Saatcoccons zu 8 Ggr., und die Frisons zu 2 — 3 Ggr. das Pfund gekauft werden; und hat der Floret, da er beynahe die Hälfte Verlust am Gewichte leidet, und vom kartätschen, spinnen und färben viel Unkosten hat, nicht höher bezahlt werden mögen. Es ist des Herrn Drewes Tadel, daß die Anweisungen zu dessen Zubereitung mehr Schaden als Nutzen brächten, ganz wider die Berliner Erfahrungen: indem sehr viele Cultivatoren noch dabey sich nach solchen Vorschriften untadelhafte Strümpfe, Handschuhe, auch Zeuge verfertigen lassen; es wäre denn, daß in Schlesien einige auch das kartätschen, und vielleicht mit untauglichen Instrumenten, haben selbst verrichten wollen, welches man freylich, so wie das Coconshaspeln durch geübte Leute für Lohn verrichten lassen muß.

Wir hielten es für Pflicht, hierüber etwas umständlich zu seyn, da sich Drewes von Thym so sehr, in Absicht der Lehre vom Seidenbau auszeichnen wollen.

Nun noch ein mehreres von dem, worin sich beyde Schriftsteller bey der Maulbeerbaumzucht unterscheiden. Wir wollen beyde noch ein wenig gegen einander halten. Die Anpflanzung der Strauchmaulbeerbäume ist nach der Thymschen Art unstreitig besser, als nach der Drewesschen: ja letzte ist theils unnütz, und theils sogar schädlich, daß wir glauben, Hr. Drewes möchte noch niemals einen Seidenbau auf einer vollgepflanzten erwachsenen Plantage in 12füßiger Distanz gehalten haben. Unnütz ist es, weil wenig oder kein Land zu finden ist, wo die Strauchbäume mit Nutzen anwendbar wären: denn auf dem Felde und allen offenen Orten kann das Vieh die Kronen erreichen; und in verzäunten Or-

ten,

ten, z. B. Gärten, ist das Land zu theuer dazu. Höchstschädlich ist es, weil ein Stück Landes, so in 12füßiger Distanz mit niedrigen Bäumen besetzt wird, zu beschattet ist, und daher weder Korn noch Gartengewächse träget, wenigstens nicht mit Vortheil. Wenn die Bäume noch erst erwachsen und stark werden, so taugt auch das Laub nicht, weil aus Mangel freyer Luft und Sonne die Blätter weich und lappicht werden; wenig Gummi, woraus die Raupe die Seide digerirt, führen, und die Seidenraupen an der Faulsucht und andern Krankheiten sterben, und die wenigen Gesunden mit angesteckt werden.

Wir wissen sicher, daß Hr. Thym schon seit 30 Jahren mit allem Fleiße gegen das zu dichte Pflanzen der Maulbeerbäume gestritten, und die schädlichsten Beyspiele davon gesehen, die man noch täglich vorfindet, wie sich arme Leute mit solchen Seidenzuchten, die von zu dicht gepflanzten Bäumen gehalten werden, quälen. Besucht man solche oft, so wie es Thym zum öftersten that, und wir es auch gesehen haben, wenn sie die Seidenraupen füttern und pflegen, dann pflegen sie wohl früh und spat den Tag hindurch allen Fleiß anzuwenden, und wenn die Raupen nach der vierten Häutung die mehrsten Kosten gemacht, und die Leute zu 60—80 Rthlr. daran verwendet haben, so stirbt das Meiste langsam weg, und statt gute Seide zu ärnten, entsteht oft noch an 50—60 Rthlr. Schaden: den Verlust an Gesundheit wegen des Gestankes nicht zu rechnen; und dies alles blos durch das zu dicht pflanzen der Maulbeerbäume. Wir wissen Plantagen von mehr als 100 guten Bäumen, welche der erste Eigenthümer vor mehr als 30 Jahren auf 24 Fuß Distanz gepflanzt, und mehr, als 15 Jahre davon gute Seide gezogen. Der zweyte Besitzer wollte klüger seyn, und pflanzte zwischen jedem Baum noch einen Standbaum, daß sie in 12füßiger Distanz kamen. Nun sind die letzten auch stark geworden, und damit ist seit etlichen Jahren eine arme Familie in Schaden gesetzt, da der Eigenthümer weiß, daß kein Seidenbau darauf gelingen kann; und daher selbst keinen Seidenbau darauf halten; auch ohngeachtet des gegebenen Rathes, daß zwischen jedem Baum einer wegenommen werden müsse, dieses nicht befolgen mag, indem man vorwendet, man könne es nicht übers Herz bringen, einen guten Baum herauszunehmen. So giebts im Lande viele Plantagen in 12füßiger Distanz, worauf in den

ersten

ersten Jahren gute Seide erzogen worden, und nun, da die Bäume erwachsen sind, und die Kronen nahe zusammen kommen, will kein Seidenbau mehr davon gelingen.

Hr. Drewes ist dadurch verführet worden, daß er vermuthlich einige hin und wieder weitläuftig zerstreuete Strauchbäume gehabt, und darauf gute Seide gezogen: daraus er den Schluß ziehet, daß, wenn ganze Morgen Landes so besetzt wären, man viele Seide darauf ziehen könnte. Die Erfahrung aber hat der Recensenten aber hier vom Gegentheile belehret. In Schlesien ist der Seidenbau noch nicht so lange eingeführet, daß er 30—40jährige Erfahrungen hätte machen können. Die Theorie kann leicht, wenn sie nicht durch Praxis bestätigt wird, in die Irre führen. Und was noch mehr ist: Hr. Drewes widerspricht sich hierin auch selbst, wenn er im 13ten §. sagt, daß die Strauchbäume sowohl als andere Standbäume nicht zu dick in einander wachsen sollen, damit Luft und Sonne zu Präparirung des Blattes durchdringen könne. 12 Quadratfuß Entfernung, und wie er im 7ten §. dazu setzte, keine offene Krone nöthig zu haben, hebt doch diesen Widerspruch in sich so wenig, als er in der Mitte des 13ten §. ihn durchs alljährliche Verschneiden verhütet wird. Dazu kömmt: Wenn man Bäume in einem so engen Raume durchs Verschneiden zwingen will, mit ihren Zweigen in einem kleinern Bezirke zu bleiben, so geben sie zu viele geile Schosse oder Wasserreiser, welche man den Würmern nicht geben darf, wofern sie nicht krank werden sollen. Die offene Krone mag Hr. D. also wohl nur zur Erleichterung der Blätterpflücker nöthig gehalten haben? Diese Nebenabsicht ist schon gut: allein die Hauptabsicht muß nicht dabey verfehlt werden; und die ist immer gewesen, dem ganzen Baume lauter gesunde, durch Luft, Wind und Sonne wohl zubereitete Blätter zu erhalten; denn blos durch diese füllet sich die Seidenraupe mit Seidenleim oder Gummi, und macht dauerhaft starke Coccons. Von weichen läppigen Blättern giebts schlechtes Gummi und kranke Raupen.

Wenn Hr. Drewes S. 46. räth: bey kleinem Seidenbaue die Blätter vom Anfange bis zu Ende des Seidenbaues einzeln abpflücken zu lassen: dies ist das sicherste Mittel, dem gemeinen Mann den Seidenbau zu verleiden und zu verhindern, niemals an die Vergrößerung desselben zu gedenken,

wer nur einige gute Praxis hat, darum so einen Rath nicht geben!

Endlich dürfen wir nicht unberührt lassen, daß Hr. Thym das Beschneiden der Maulbeerbäume anstatt des Belaubens, trotz des Hrn. Drewes Einwendungen — auch hier mit all den Präkautionsregeln beybehält, mit denen er es schon in der Praktik empfohlen hatte. Letzter wendete dem ersten ein, (S. 48, §. 3.) daß die Zeit des Wachsthums zu kurz wäre, als daß die stehen gebliebenen 5 — 6 Ausschläge unterm Schnitte jedes Reises völlige Stärke und Reife erhalten sollten. Da aber beym gewöhnlichen Ablauben der Baum im Anfang des Julius ganz kahl gemacht wird, bis zum 16ten oder 20sten Julius kahl bleiben muß, ehe er die neuen Knospen zeigen kann; alsdenn nur den halben Julius und den August noch zum wachsen übrig hat, weil im September ihn schon die einfallende kältere Zeit daran hindert, also die neuen Knospen nur 6 Wochen Zeit zum wachsen haben: dagegen die stehengebliebenen 5 bis 6 Ausschläge an jedem Reise im Anfange oder dem halben Maye kommen, also 12 — 16 Wochen zum wachsen Zeit hatten, so müssen sie ja ganz nahe in so guten Umständen, als bey einem unabgelaubten Baume seyn. Nun giebt die Erfahrung, daß die unabgelaubten Maulbeerbäume, wenn sie ihren Raum und mäßig gutes Land haben, fast so groß, als die wilden Birnbäume, und zu 150 Jahr alt in hiesigen Landen werden; welches an einem jährlich abgelaubten Baume nicht zu erwarten stehet. — Es sagt zwar Hr. Drewes am Ende dieses §, daß man junge Bäume nicht völlig ablauben, sondern ihnen gegen ein Drittel Laub lassen müsse. Dies ist viel zu unbestimmt geschrieben: dazu gehören Regeln: und muß gemeldet werden, ob es ein Gärtner oder Baumverständiger nach solchen Regeln, oder einjeder unerfahrner Pflücker verrichten mag.

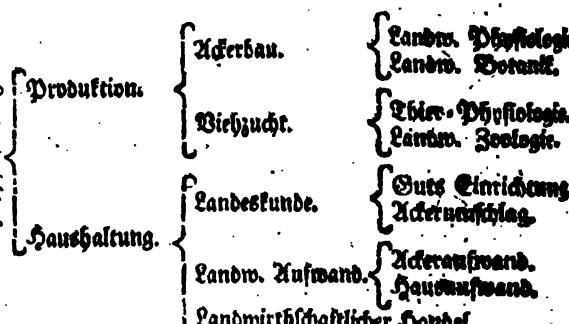
Versuch eines Lehrbuches der Landwirthschaft der ganzen bekannten Welt, in so fern ihre Produkte in den Europäischen Handel kommen. Den Vorlesungen auf der Kuhrpfälzischen Kameral-Hohenschule zu Lautern gewidmet, von Dr. J. H. Jung, öffentl. ordentl. Professor daselbst. Leipzig, in der

der Weyganbischen Buchhandlung, 1783. 456 Seiten in 8.

Der Titel fiel uns anfänglich ein wenig auf: allein, nachdem wir in der Vorrede lasen, daß man die Landwirthschaft zu einem doppelten Zweck studiren könne, — daß der Staatswirth nicht blos die Landwirthschaft, oder allein die Fabriquen, oder die Handelswissenschaft ausschließlich der andern Gewerbe, sondern alle drey nacheinander erlernen müsse; und es nicht mehr genug sey, blos die einheimische Landwirthschaft zu studiren, weil sich der Handel und die Fabriquen auf eine Menge ausländischer Erzeugungen gründen, u. s. w. daher dieser kurze und schwache Entwurf einer Idee, welche einer gründlich geschriebenen und gelehrten Abhandlung werth wäre, indessen zur Entschuldigung des pralerhaft scheinenden Titels hinlänglich seyn möge; so fanden wir zwar einigermaßen des Verf. Absicht erklärt; aber wir glauben dennoch, es werde besser seyn, nicht einen Titel machen, den man selbst für pralerhaft hält, als ihn machen, und nachher wieder entschuldigen.

Dieses Buch scheint übrigens für des Verfassers Zuhörer zweckmäßig zu seyn. Wir wünschen der Pfalz Glück zu den Anstalten ihrer so nützlichen Kameralschule.

Die Eintheilung dieses Lehrbuchs ist folgende:



Im Ganzen dünkt uns, sey nichts auszusetzen: nur der Wunsch hinzuzufügen, daß der Verf. zu mehrerer Vervollkommnung seiner Vorträge

1) S. 561. für den Luzernklee künftig die untere Erdart des im beſtimmten Bodens mit den Erforderniſſen, entweder nach dem Muſeum ruſtikum, oder den wienerischen Nachrichten die Oekonomie oder das Kömmerz betreffend, oder nach andern neuen Werken, die den untern Boden gegen alles Mißlingen angeben, eben ſo gewiß beſtimmt lehren möge; als ein gleiches für die Eſparzette S. 57. zu erklären, vortheilhaft wäre. Denn da neuere wie ältere Verſuche beweiſen, daß beyde, im Falle die obere Erdart gut, und die untere ſchlecht iſt, ausgehen, ſobald ſie auf dieſe mit ihren Wurzeln gelangen, — wenn es noch beſonders eine entgegengeſetzte Erdart iſt — ſo iſt es um deſto nothwendiger, davon auf den Lehrſtühlen zu reden, damit die jungen Leute richtige Begriffe bekommen. Gar viele Landwirthe preiſen jetzt die Luzern und Eſper, blos nach gelungenen Verſuchen an, die ihnen in gutem Erdreich gelungen ſind, das einerley Boden hat.

2) Daß der Hr. Profeſſor S. 155 f. auch des ſogenannten Gauppſchen Weinbaues gedenken wolle.

3) Und S. 260. daß es ihm gefallen möge, das Läften der Ställe bey der Stallfütterung nicht durch Läden, ſondern durch bretterne Zug- oder Dampfröhren (Zugſchornſteine) mit ihren, den verſchloßnen Kaminen ähnlichen Fallthüren, beſorgen zu laſſen: ſo daß der Dampf vom Viehe nicht in das oben aufliegende Viehfutter einziehen könne, welches ein ſehr wichtiger Punkt iſt. Endlich

4) ſähen wir auch gerne, wenn der Verf. S. 286. die Drohnen oder Männer der Bienenmutter (Königin oder vollkommenen Weibchen), nicht mehr zu einem ungewiſſen Daſeyn beſtimmete, ſondern über dieſelben die richtigere Lehre der neuern, beſonders nun eines von Küttichaus, die er in ſeinem katechetiſchen Unterrichte für Bienenfreunde, S. IV. und S. XVII. unläugbar beſtätigt hat, eben ſo anzunehmen beliebte, als wir denſelben verſichern können, daß im Herbſt nicht alle Drohnen umgebracht und weggeſchafft werden. Die beſten Bienenautoren lehren, daß die Arbeitsbienen (unvollkommene Weibchen oder Mütter von Drohnen) nur die überflüßigen Drohnen abſchaffen, dagegen immer einige als Lieblinge der vollkommenen Bienenmutter über Winter übrig laſſen: unter andern bekräftigt ſolches auch der eben gedachte von Küttichau, S. XIX.

Noch wollten wir, daß S. 288. nicht gesagt würde, daß die alten Bienen die jungen beym Schwärmen austrieben. Es sind doch zuverläßig im Frühjahre kaum so viele Bienen in einem Stocke übrig, als der achte Theil eines künftigen jungen Schwarmes ausmacht. Die vom Frühjahre übrigen alten Bienen verloren sich über das während der Rekrutirung bis zur Schwarmzeit hergestallt, daß man kaum einen 16ten Theil beym Abgange eines jungen Schwarmes sowohl, als beym zurückgebliebenen Mutterschwarme auffinden wird und annehmen darf. Nun berechne man einmal die Stärke der jungen gegen die alten Bienen, wer wohl den andern austreiben darf? Wäre das Schwärmen nicht eine freywillige, das Ablegen aber eine gezwungene Sache, so müßten gewiß die wenigen alten den Kampfplatz verlieren. Mithin ist der abgenutzte Satz, daß die alten Bienen die jungen austreiben, nicht mehr gültig.

Den S. 289. beschriebenen zweyen Gattungen Bienenablegern hätte der Verf. doch billig die dritte, und zwar gerade die beste Gattung anzufügen, nicht versäumen sollen, nämlich die durchgeschnittenen Körbe Ableger von Magazinen in Ringen. Diese würde er den natürlichen Schwärmen, besonders wenn solche oft spät oder gar nicht, oft zu viel erscheinen, vorzuziehen, gewiß Grund genug gehabt haben; und das bey seiner Lehre um desto mehr, da er bey den Körben die nützlichsten Bienenwohnungen durch zusammengesetzte Ringe erwählt hat. Gewiß kann Niemand, außer dem Recensenten, die natürlichen oder freywilligen Schwärme höher schätzen: allein, in wie viel Gegenden erfolgen sie so erwünscht? und doch schreibt Hr. J. für die ganze bekannte Welt. Daher kann auch der 370ste §. nur gegen die beyden von ihm beschriebenen Gattungen Ableger gelten. Oft sind die ersten Schwärme schwach: in diesem Falle, und zugleich auch, wenn sie schon stark sind, und man das weitere Schwärmen verwehren will und soll, so sollte er zur Verhütung derselben noch lehren, daß man beyde Zwecke erreiche, wenn man den jungen auf des alten Stelle, und diesen an einen andern Ort versetzte. Sein 367ster §. würde dadurch meisterhaft werden, und das weitere Schwärmen eher und gewisser, als durch das bloße Untersetzen eines Ringes zu verhüten seyn; welches hiebey doch auch geschehen muß.

S. 291. nennt es der Verfasser ungereimt, Bienenkräuter zu pflanzen. Freylich, wenn man nur solche, die keinen Nebennutzen bringen, und diese noch dabey auf Plätzen, wo einträglichere Gewächse erzogen werden können, der Bienen wegen allein anbauen wollte, dann wäre es ungereimt. Aber, wenn man Produkte besorgt, die zur frühen Bienennahrung, und zugleich zur Haushaltung dienen können, z. B. Reps, Kohl und Senf ꝛc. (Brassica rapus, campestris et sinapis nigra et alba, L.) wie auch zur Spätnahrung, z. E. Buchweizen, Apocynum u. d. m. (Polygonum fagopyrum et asclepias syriaca L.), so ist der Nutzen doch doppelt, folglich um desto weniger ungereimt zu bezeichnen? Hierin legen wir dem Verf. ans Herz, was hierüber Schwan in den Bemerkungen der dortigen ökonom. Gesellschaft vom Jahr 1770, 1. Th.; und e. d. Medicus gründlich geschrieben haben, näher zu prüfen, und nach diesem den 864. §. einzuschränken.

So viel von dem, was wir zu berichtigen uns zur Pflicht gemacht haben. Nun aber noch einiges für unsere Leser zum Beweise, daß dies Lehrbuch auch den Landwirthen überhaupt diene. Wir wollen bey dem Lobenswerthen zugleich anzeigen, worin wir mit dem Verfasser anderer Meynung sind.

Die öftere Empfehlung der Schaafstallfütterung, welche der Verf. selbst S. 311. wiederholt, gefällt uns ungemein wohl, so wie die hellen Ställe mit genugsamen Fenstern, zu Verbesserung der Wolle alle Aufmerksamkeit des Landwirthes verdienen; als welche Verbesserung nur bey Stallfütterung möglich ist. Da Recensent selbst gefunden, daß die dunkeln Ställe der Schaafzucht nachtheilig sind; so leuchtet ihm schon unprobirt der Nutzen von des Verfassers vorgeschlagenen Fenstern ein, von denen er bey Gelegenheit Gebrauch machen, und sie nach Befinden weiter empfehlen wird.

Daß der Verfasser S. 316. die Stallfütterung aller landwirthschaftlichen Thiere von entschiedenem Werthe erkläret, so wie er sie S. 257. für das Rindvieh überwiegend im Vortheile nennt, und sie allen Weidgängen mit unumstößlichen Gründen vorziehet, ist sehr gut. Nur sind wir mit dem Verfasser nicht einerley Meynung, in Rücksicht des dabey abgehandelten Kälbersäugens. Z. B. bestimmt er das Alter eines Kalbes zum Verkauf an die Schlächter nur auf 8 Tage. Es ist wohl wahr, daß der Nutzen der Milch nach 8 Tagen größer wird, als der vom Kalbe, wenn es 14 Tage oder

3 Wochen ſäugen ſollte. Indeſſen wünſcht man doch auch in Städten und auf dem Lande gutes Kalbfleiſch; gute Polizeygeſetze wollen, und das, wie wir ſicher wiſſen, vorzüglich in der Gegend, wo Hr. J. wohnet, daß ein Kalb für die Fleiſcher wenigens 14 Tage, beſſer aber, wo die Kühe gute Nahrung bekommen, 3 Wochen und 1 Tag alt, und daher bey ihrer Geburt dem Gemeinbürgermeiſter oder den Acciſern zum einſchreiben angezeigt werden ſolle. Verdient dies nicht auch erwogen zu werden?

Das Kälberſäugen zur Zucht vertheidigt der Verfaſſer gegen das Kälbertränken ebenfalls und deswegen, weil die Natur den Weg dazu zeige. Mit dieſem Grunde können wir aber nicht zufrieden ſeyn, weil es mehrere Fälle giebt, wo uns die Natur Wege zeigt, darauf wir ihr doch auch zu Hülfe kommen, und ſie auf beſſere Wege leiten. Sind die künſtlichen Wieſen, die Stallfütterung deswegen zu unterlaſſen, weil uns die Natur die Viehweiden zeigt? Ueberdas hat Recenſent Proben im Kleinen und Großen geſehen, und ſelbſt gemacht, wornach er das Tränken der Kälber gegen das Selbſtſäugen von eben ſo entſchiedenem Werthe als die Stallfütterung gefunden, daß er um alles nicht wieder davon abgehen, und wieder ſaugen laſſen möchte. Nur das gewaltige Stoßen der Kälber, wodurch ſie ihre Mütter zuweilen ſehr mißhandeln, ſollte der Verfaſſer mehr praktiſch anſehen; ſo würde ihn ſchon dies zu Abänderung ſeines Satzes bewegen: nicht zu gedenken, wie ſehr die Kälber, die 4 oder 6 Wochen geſogen haben, beym Entwöhnen vom Milchfleiſche rückfallen, wenn ſie auch gleich nur nach und nach entwöhnt werden. Beym Tränken entwöhnen ſie ſich allemal leichter und ohne magerer zu werden. Wir können hier unmöglich Raum finden, dieſes weitläuftiger darzulegen, daher hier nur noch kürzlich ſo viel: die Kälberzucht und ihre Verbeſſerung gehört wirklich auch zum §. 243. in des Verfaſſers Einleitung zur Landwirthſchaft, deren Namen er daſelbſt ſo demonſtrirt: daß ſie die Wiſſenſchaft ſey, wie man die Kunſt zur Unterſtützung der Natur beſtimmen müſſe. Auch hier verdient die Natur unterſtützt zu werden, ſagt doch der Verf. nach §. 7. ſelbſt, und ſehr billig: „Alle Anſtalten und Bemühungen des „Landwirthes ſind Unterſtützungen der Natur durch die „Kunſt.“

S. 334. eifert Hr. J. gegen die Stubengelehrten; er muß also wohl keiner seyn? Manche praktische Oekonomen würden ihn dafür halten.

Was der Verf. S. 342. vom Lüftigmachen der Ställe angeführt, ist ganz gut, und vergleicht sich mit dem was Germershausen in seinem systematischen Hausvater, 1. B. und vor ihm die Berlinischen Sammlungen, 8. B., und Borowsky im Allmanach für deutsche Landwirthe vom Jahr 1783. beschrieben haben: allein die schon oben gegen S. 260. angezeigten bretternen Dampfröhren möchten ihm doch mehr Genüge leisten; denn dadurch wird Stroh und Heu gut erhalten, und die überflüßige Luft doch, und gerade den rechten Weg ausgeführt. Man kann diese Zugröhren den Landwirthen mit und ohne Stallfütterung nicht genug empfehlen.

Desto besser vergnügt uns die e. d. beschriebene innere Einrichtung des Stalles, wornach je zwey und zwey Stücke Vieh ihren besondern Trog haben; so daß man zu jedem kommen und es melken kann, ohne der Nothwendigkeit ausgesetzt zu seyn, durch den Mist hinter dem Viehe gehen zu müssen.

Die Bereitung der Schüttböden zu besserer und dauerhafterer Aufbewahrung der Früchte S. 343., die Düngergruben S. 344., und die bald darauf folgende Düngervermehrungsvorschläge können nicht anders, als dem praktischen Landwirthe willkommen seyn.

Der Rath, wegen An- und Abschaffung der Pferde S. 364, ist eben so sehr Beyfallswerth, als des Verfassers Lehre von der Pferdezucht durch Stallfütterung, wovon er schon weiter vorher (S. 249.) gesagt, eigene Erfahrung zu besitzen. Dergleichen praktische Bestätigungen, diese, so wie die Bernhardischen älteren, und Schubertischen neueren, im Leipziger Magazine 1. St. vom J. 1781, welchen zufolge ein Fohlen (Füllen) in einem Jahre so groß im Stalle, als in zweyen Jahren auf der Weide wird, können nicht häufig genug aufgestellet werden: Recensent fügt daher hinzu, daß er ähnliche Versuche angestellet, und sie entsprechend gefunden habe.

Auch glauben wir des Verfassers Worten über herrschaftliche Stutereyen, und empfehlen diesfalls großen Herren, was er e. d. von Anlegung derselben durch und ohne Stallfütterung gelehret hat um so mehr, als Recensent auch praktisch

die herrschenden Fehler, woran so manche Stutereyen noch krank sind, beobachtet hat.

Sehr einstimmig denken wir mit dem Verf. S. 348. daß die sogenannten Dungsalze und Dungerden nicht Dünger zu nennen seyen, wenn er sagt: „Dungsalze sind also zu betrachten, wie ein Gläschen Tropfen, welche man uns einigen Pfunden Brodes und Fleisches ausgezogen hat, und womit man einen Menschen ernähren will. Düngerden, Kalch, Gyps, Mergel u. d. g. sind eben so wenig Dung oder Pflanzennahrung; aber zur Verbesserung der Erdarten, und zu geschwinderer Auflösung oder Zubereitung der Pflanzennahrung können sie nützlich seyn. Sie sind also Arzney, aber keine Nahrungsmittel.“ Vernünftiger und richtiger haben wir über diesen Gegenstand noch nicht reden hören.

Auch das Wässern der Wiesen S. 354 — 359. finden wir ungemein gut gelehret; eben also S. 359. das Aufschaubern des Heues, und das dieserwegen vorgeschlagene neuartige Dachwerk über den Ställen §. 1068; doch würden wir immer auch hier die Bretttdampfröhren zugleich mit anbringen.

Des Verf. Theorie des Pfluges S. 362 — 367. fället mit Rechte den Beysatz, die beste. Es wäre zu wünschen, daß sie jedermann um das arme Vieh zu schonen, beherzigen möchte. So sehr wohl sie uns gefällt, so wenig können wir in einer Recension weitläuftige Auszüge von dieser Theorie vortragen: und ein kurzer Auszug würde unvollkommen seyn; man muß sie ganz lesen.

Die Bestimmung des tiefen und flachen Pflügens, des doppelt Pflügens und des Düngens mit der ersten Furche — nie mit der letzten — und zwar allezeit mit gut gefaultem Dünger, S. 370 — 375. entspricht unsern eigenen Grundsätzen ganz, und so, wie das Kleebauen anstatt der Brache, nebst den Gründen, warum die Brach- und Kleefelder ohne Dünger bessere Früchte bringen; nicht weniger die Lehre vom Säen der Früchte und der Behandlung bis zur Aernte, S. 375 — 380: wenn wir davon nur ausnehmen, was der Verf. vom Unterackern der Saatfrüchte S. 376. sagt. So unvollkommen ihm diese Methode daselbst vorkommt, so gut ist sie mit gewisser Einschränkung; und aus zweyen Uebeln muß man immer doch das beste wählen.

Vielleicht möchte dem Hrn. V. die Methode zur Unterackerung des Getreidesaamens mit dem 6schaarigen Pflug, wovon unter andern Autoren auch in den Berlinischen Klee-

pro-

preißschriften (Praktische Anleitung zum Anbau der Futterkräuter.) S. 108. gehandelt wird, und es daselbst vom Eineggen heißt, daß es bisweilen mehr schädlich als nützlich sey, besser entsprechen? Vielleicht dürfte er auch seine Lehre, daß das Unterpflügen des Saamens eine unvollkommene Methode sey, nach verbesserten Grundsätzen einschränken und vervollkommnen: wenn er dies Unterpflügen, zunächst der Zeit, auch nach Regeln der Witterung, vorzüglich der Geschichte eines merkwürdig verbesserten Ackerbaues, die man in den schlesischen ökonomischen Nachrichten vom Jahr 1775, S. 144. antrifft, betrachten will? Nach diesen Regeln ist es nöthig, wenn zum Saatpflügen geschritten werden soll, auf die vorhergegangene Witterung, und Beschaffenheit des Bodens zu sehen, um zu bestimmen, ob der Saamen untergeackert oder oben auf gesäet werden soll. Ist der Acker trocken, und nicht zu vermuthen, daß bald Regen erfolgen, und ihn niederdrücken werde, so wird er vorher mit der leichten Walze überzogen, und hierauf die eine Hälfte des Saamens durch erfahrne Säeleute — ausgestreuet, und 1½ — 2 Zoll tief untergepflüget; hiernächst aber die andre Hälfte Saamen oben auf gesäet, und das Land mit einer leichten Egge abgeeget. War hingegen die vorhergehende Witterung feucht, und der Boden hat sich von selbst genugsam gesetzt, um das Säekorn einzuschließen, so wird zuerst gepflügt, alsdenn gesäet, und zuletzt ebenfalls mit der leichten Egge die Ackerbestellung beschlossen. Bisweilen ereignet es sich, daß nach der Aussaat trockene Tage und scharfe Winde folgen, wodurch das Getreide vom Boden enblößt wird: in solchem Falle wird das Land noch einmal mit der leichten Walze überfahren, und dadurch das Korn in die Erde gedrückt. — Uns dünkt, daß diese Methode nicht unvollkommen genennt werden dürfe, und daß sie die Betrachtung und Lehre des Hrn. J. verdiene, so wie sie jeder Oekonom schätzen und befolgen sollte?

S. 380 — 385. wird von den vornehmsten Unkräutern gehandelt, und die Beschreibung ist befriedigend, wie das von den kleinern Thieren und Ungeziefern, und vom Brandkorne vorgetragene S. 385 — 390. Recensent hat sich, den Brand im Weizen betreffend, nie betrogen gefunden, wenn er ein Jahr alten und recht reifen Vorsprung zum Saamen erwählte; alle künstliche Untermengungen mit neuem Saamen waren ihm nicht allemal Genüge leistend.

Hand in Hand schlagen wir dem Verf. S. 391., wenn er die Art und Weise erläutert, wie der Kalch die Felder bessere, und nicht dünge; der Gyps S. 392. ohngebrannt seine Kräfte äußere; und der Mergel wirke; wie auch die Futterkräuter und untergeflügten Pflanzen nutzbar seyen.

Die Behandlung der Obstbäume, der Mißbeete, und das Aernten des Getreides, das Aufbewahren des Hanfes in freyen Schobern, das Trocknen des Obstes, und seine sowohl, als andere Gartenfrüchte Aufbewahrung und deren Einsalzung; das Obstweinmachen, und die Bereitung des Birnhonigs zur Haushaltung, kurz alles von S. 395. bis zu Ende dieses Abschnittes, heißt uns unsere eigene Erfahrung anpreisen. Aber der Hausaufwand im 2ten Abschnitte muß lokal genutzt werden, wo sich eines oder das andere anbringen läßt: alles ist jedoch sehr billig.

Der landwirthschaftliche Handel beschließt den 3ten Abschnitt, und zugleich dies Werk. Daraus ziehen wir 1) die große Wahrheit S. 422. vorzüglich aus: daß der Heu- und Strohverkauf fast immer einen unverständigen Landwirth anzeige. Alle wollen verständige Landwirthe seyn, und so viele fehlen doch hingegen, halten ihr Vieh knapp im Winter, um nur ein Stückchen — aber sehr nachtheiliges — Geld zu erlösen, dagegen desto magere Aernten zu beklagen.

2) S. 425. hat uns schon lang der neue Gedanke und Vorschlag von Weinmärkten und Magazinen für den gemeinen Mann im Sinne gelegen, wenn wir ansehen mußten, wie gering derselbe oft seinen Wein wegschleudern mußte. Das Uebel würde hiedurch sehr vermindert werden.

Und endlich faßt 3) der Schluß S. 426., nachdem der Verfasser gezeigt hat, wo dem gemeinen Manne fremdländisches und ausländisches Obst nützlich werden könne, den wir ganz zum Schlusse unsers Urtheils hersetzen. „Alles dieses wird „nun dem armen Landmanns in seiner großen Mühseligkeit er„leichtert, wenn der Fürst ein Auge auf ihn hat, ihn schützt, „liebt und ehrt; wenn er ihm nicht alle Lasten aufbürdet, „sondern die andern Stände auch ihren Theil tragen läßt: „denn, so lange er nicht Meister über die Marktpreise „ist, so lange ists sehr gefährlich, ihm nach dem Sy„steme verschiedener neuer Oekonomisten alle Abga„ben aufzulegen. Wenn der Regent Handel und Wandel

„frey

„frey läßt, in den Abgaben der beſchäftigten Bevölkerung, und „deren Vermehrung, nicht aber in mannichfaltigen Auflagen „und Mauthen ſeinen Reichthum ſucht, und alles befördert, „was nur Menſchen nützlich beſchäftigt; wenn er endlich ſanft „und väterlich regiert, und auf die Feſthaltung ſeiner Geſetze „wacht: ſo wird die Landwirthſchaft als das Haupt- und vor„nehmſte Gewerbe des Staates von ſelbſt empor kommen, „und Fürſt und Volk werden glücklich ſeyn.“

Sm.

16. Vermiſchte Nachrichten.

Leſebuch für alle Stände. Zur Beförderung edler Grundſätze, ächten Geſchmacks und nützlicher Kenntniſſe. Herausgegeben von Johann Friedrich Zöllner ꝛc. Dritter Theil. Berlin, 1781. In Commiſſion bey Himburg, 8. 260 Seiten. Vierter Theil, 1783. 256 Seiten. Fünfter Theil, 1784. 254 Seiten.

Die fortgeſetzten Theile dieſes nützlichen Leſebuchs haben unſere Erwartung völlig befriediget. Rec. will der Kürze wegen nur aus jedem Theil einige vorzügliche Artikel ausheben. III. Theil. 1. Ueber die ſittliche Bildung einzelner Menſchen. Da Erfahrung und Nachdenken über gemachte Erfahrungen, um ſie recht zu nutzen, hauptſächlich dazu beytragen, daß Menſchen ihre Erkenntniß- und Empfindungskräfte üben, ihren Geiſt alſo mehr ausbilden, ſo hat ſich der Verfaſſer diesmal nur auf dieſe beyden Punkte eingeſchränkt. Seine Regeln, wie man durch die möglichſte Schärfe und Feinheit der Sinne mit der möglichſten Aufmerkſamkeit richtige Erfahrungen ſammeln, und durch das gehörige Nachdenken darüber, Nutzen daraus ziehen ſoll, ſind gut, und beſonders für den Erzieher wichtig. 3. Bemerkungen über einen jungen harthörigen Menſchen. Bey der größten Aufmerkſamkeit, womit er in den Collegien auf der Univerſität zuhörte, und bey allem Fleiß, womit er ſeine

verstümmelt nachgeschriebenen Hefte durchstudierte, und fast wörtlich auswendig lernte, war doch der Fehler seines Gehörs Schuld geworden, daß er viele Wörter unrecht, und andere gar nicht gehört, folglich selten den richtigen Sinn der Sätze verstanden hatte, ob er sie gleich verstanden zu haben sich eingebildet. Daher hatte er sich nach und nach eine ganz eigenthümliche Sprache, und eine eben so seltsame Reihe von Begriffen gebildet. Als er einmal in dem Hörsaal predigen sollte, bestand die Predigt in einer Reihe von auserlesenen, zum Theil wissenschaftlichen Ausdrücken, unter welchen aber nur höchst selten ein vernünftiger Zusammenhang war. Da man ihm solches sagte, war es ihm ein unbegreifliches Räthsel, daß er nicht eben so richtig denken und sprechen sollte, als die, die ihn gehört hatten. Der Verfasser hatte lange zu thun, ehe er ihn von der traurigen Beschaffenheit seiner Erkenntniß überzeugen konnte. Da er ihn endlich durch das Zeugniß von mehreren seiner Bekannten überführt hatte, daß er seine Wörter in ungewöhnlichen Bedeutungen nähme, versuchte er eine Heilungsmethode des Unglücklichen. Er las mit ihm einen Schriftsteller, ließ sich bey jeder Periode den Sinn des Satzes erklären, den er selten genau traf; suchte alsdenn durch Umschreibungen, durch ähnliche Wörter, durch Zergliederung des Gedanken erst die Idee des Schriftstellers in ihm zu erwecken, und erklärte ihm dann durch viele Beyspiele des Sprachgebrauchs die einzelnen Wörter, die er unrichtig verstanden hatte — Es hatte nur einen sehr langsamen Fortgang damit, und auf einmal verließ der Unglückliche die Universität, ohne daß Hr. Z. seine Gründe dazu, und seine nachmaligen Schicksale erfahren hat. „Da es sich, wie der Verfasser sagt, öfters „treffen mag, daß durch einen oder den andern Fehler eines „Sinnes in den Jahren der Jugend, wo nicht eine solche „gänzliche, doch eine immer noch merkliche Verwirrung der „Begriffe erzeugt wird:“ so verdienten ähnliche Erscheinungen in der That mehr Aufmerksamkeit. Ihrer mehrere neben einander gestellt, würden allerdings den Psychologen mit der Art, wie sich unter dem Gebrauch unserer Sinne ein Begriff nach dem andern in der Seele bildet, bekannter machen. 4. Ueber die Freuden des Gatten und Vaters. Ein trefflicher Brief von Werlhoffs Frau an ihres Mannes Bruder zu Gunsten des Ehestandes. 5. Ein Hexenproceß vom Jahr 1779. in Westpreussen, ist schaudrhaft zu lesen. Man sollte kaum glauben, daß sich in den neuesten Zeiten so etwas zutra-

zutragen könnte. 7. Vorschlag zu einem Lesebuch für militairische Schulanstalten. Man soll besonders aus der neuesten Geschichte nicht blos heroische Thaten, sondern Beyspiele von allerley Tugenden, die der Soldat vorzüglich auszuüben Gelegenheit hat, auch böse Beyspiele, die eine auffallende üble Folge hatten, zum diesem Behuf sammeln. 8. Beobachtungen über Geistesschwäche und Wahnsinn. Sehr lesenswürdig. Hr. Z. hat sie selbst in dem Berlinischen Charité- und Irrenhause gesammelt. 12. Das gute Gewissen. Ein Gedicht von einem Jünglinge, der nicht studiert hat. 17. Ueber die fixe Luft. Ein faßlicher Aufsatz für jemanden, der kein Chymiker ist, und sich doch über einen Gegenstand, von dem itzt so viel gesprochen wird, belehren will. Nicht wenige werden dem Verfasser dafür danken, worunter Rec. selbst gehört.

IV. Theil. 1. Ueber die sittliche Bildung einzelner Menschen durch Umgang. Eine wohl ausgeführte Abhandlung wider das Paradoxon, wovon uns einige Schriftsteller mit einem großem Aufwande vom philosophischen Scharfsinn und Forschungsgeist haben bereden wollen: daß, nämlich der Mensch, da er die bürgerliche Gesellschaft errichtete, den unbeweglichen Grundstein seines Elendes legte. Man wird sie sowohl wegen der Sachen, als der Schreibart mit Vergnügen lesen. 2. Ueber den Untergang des römischen Reichs und die Niederlassungen der Barbaren, imgleichen 3. Ueber das System der Staatsverfassung und Gesetzgebung, welches die Barbaren in ihren Niederlassungen in den römischen Provinzen einführten. Hr. Z. wird von einem englischen Werke: The history of modern Europa etc. unter dem Titel: Die Geschichte des heutigen Europa, nebst einer Betrachtung über die Abnahme und den Untergang des römischen Reichs, und einer Uebersicht des Fortschritts der Gesellschaft vom 5ten bis zum 18ten Jahrhunderte in einer Reihe von Briefen eines Herrn von Stande an seinen Sohn, eine Uebersetzung liefern, und giebt hievon die beyden ersten Briefe zur Probe. Nach dieser Probe zu urtheilen, werden wir dadurch ein wohlgeschriebenes pragmatisches Geschichtbuch, wovon wir Deutschen noch keinen großen Vorrath haben, bekommen. 4. Beytrag zur Charakteristik der großen Städte und des Großstädters.

ters. Die Bescheidenheit des Verfassers giebt dies Gemälde für einen bloßen unvollkommenen Versuch aus. Es ist aber so gut gerathen, und in einzelnen Zügen so nach dem Leben getroffen, daß man sich mehrere von ihm wünschen möchte. 7. Geographische und statistische Nachrichten von den Königreichen Galizien und Ludomerien. Der Königl. preußische Kommissar, Hr. Hansen, der seit 1782. in Liverpol die Geschäfte der königlichen Seehandlung betreibt, hat diese vollständigen und genauen Berichte aus den zuverlässigsten Quellen geschöpft, und den Herausgeber damit versehen. 8. Anekdoten. Dieser getreue Abdruck eines eigenhändigen originellen Aufsatzes, von einem ehrlichen fünf und achtzigjährigen Candidaten des Predigtamts, worin er seine Lebensgeschichte treuherzig erzählt, wird besonders wegen des darin vorkommenden kurzen Gesprächs mit dem Könige von Preußen im Jahr 1750. dem Leser angenehm seyn. 9. Ueber die dephlogisticirte Luft. Auch mit dieser Abhandlung wird sich der Verfasser bey Lernbegierigen Dank verdienen.

V. Theil. In diesem sind die vorzüglichsten Stücke. 1. Drey Oden von Ramler, so umgearbeitet und verbessert, wie sie in einer neuen Ausgabe seiner lyrischen Gedichte bald erscheinen werden. Der Bienenkorb, vom Hrn. Professor Engel, und ganz in Engels Geist, ist eine Unterredung zwischen einem jungen Deutschen, Herrn von Bertheim, und Monsieur le Grand, einem Pariser grossem Geist nach der Mode, und einem eifrigen Apostel des Atheismus, welche auf dem Landguthe der Marquise von Vaillac im Garten spatzieren giengen. Der Deutsche hatte bisher die erste Grundursache aller Dinge in dem Gedanken von einem Gott gefunden. Der Franzose lacht ihn damit aus, und declamirt ihm das evidente Axiom vor: daß alles in der Natur, in etwas Nothwendigen und Ewigen seinen Grund habe, und daß dies Nothwendige und Ewige nichts anders, als die beyden allein reellen Ideen wären: Materie und Bewegung. Bertheim verlor alle Lust ihn zu widerlegen. Allein der Anblick einer Reihe von Bienenkörben, deren kleine unaufhörlich arbeitende Bewohner, wie ihm der Franzose auf Ehre versicherte, ohne Geschlecht und ohne Zeugungskraft, gleichwohl nicht so alt, als die Welt wären, sondern ihren Ursprung von einer Mutterbiene hätten, gab hernach dem Deutschen, der diese Mutterbiene leugnete, Anlaß, Monsieur le Grand in seiner eigenen Schlinge zu fangen. Er gieng von dem ihm

bis

bis dahin neu gewesenen Axiom aus: „daß unzählig viel Nicht„gründe in der Verbindung Grund, unzählig viel Nichtbewe„gungen in der Summe Bewegung geben, und daß also „Nichts zu Nichts hinzugethan, Etwas werde," und löfete dem Gegner damit die Aufgabe vom Ursprung der Bienen aus dem allgemeinen Begriff des Bienenalls und der Bienennatur (worunter er die sämmtlichen Bienen und ihre sämmtlichen Zeugungskräfte, jede Kraft einzeln genommen, freylich ein Unding, ein Nichts, verstand) ohne jene Mutterbiene annehmen zu dürfen. Der Franzose fühlte nicht, daß er ad absurdum gebracht wäre, sondern spottete des stupiden Deutschen hinter dessen Rücken gegen die Marquise, bey der Boxheim nun auf einmal in tiefe Verachtung sank, da sein Aeuſſeres ihr sonst sehr gefallen hatte. — Die Narrheit des frazösirenden Atheismus läßt sich nicht anschauender darstellen, als es in dieser vortrefflichen Dichtung geschehen ist. 5. Ein Fragment über Menschenliebe. Nicht blos, wer nur immer giebt, ist ein Menschenfreund. Auch der Aermste kann es in dem höchsten Grade seyn. 7. Ueber deutsche Sprichwörter. Der V. will, wie Adelung, nicht Sprüchwort sondern Sprichwort geschrieben haben, und erklärt es durch einen „Ausspruch, der von einem Volk häufig mit einer„ley Ausdrücken auf einzelne Fälle angewendet wird." Er bemerkt richtig, daß es nicht allemal einen allgemeinen Satz enthalten dürfe, unterscheidet sprichwörtliche Redensarten von Sprichwörtern, forscht dem Ursprunge und der charakteristischen Bedeutung einzelner deutscher Sprichwörter nach, zeigt, wie und warum sich zwar von einigen, aber nicht von allen, auf die Denkungsart und Sitten der Nation schließen lasse, und thut Vorschläge, wie man unsern Sprichwörterschatz noch mit neuen vermehren, auch wie sie von Schriftstellern noch mehr praktische genutzt, und überhaupt zur Beförderung der Moralität, des Geschmacks und der Aufklärung des großen Haufens angewendet werden könnten. Rec. wünschte noch mehr dergleichen Aufsätze über einzelne deutsche Sprichwörter von dem V. zu lesen. Diese Abhandlung enthält mit unter manche neue scharfsinnige Gedanken über den Geist unserer kräftigen Sprichwörter, und allerley die deutsche Sprachkenntniß bereichernde nützliche Anmerkungen. 8. Ueber die sittliche Bildung einzelner Menschen durch den Umgang. Ist der Beschluß von No. 1. im IV. Theil, und lehrreich für Eltern und Erzieher junger Leute. 10. Ueber die brauchbare Kunst, Nütz-

Nützlich und intereſſant für jeden, der ſich davon unterrichten will.

Br.

Göttingiſches Magazin der Wiſſenſchaften und Litteratur. Herausgegeben von Ge. Chr. Lichtenberg und Ge. Forſter. Nebſt 1 Kupfertafel. III Jahrgangs 5 Stück. Göttingen, bey Dieterich. 1783. von S. 635 bis 794.

Wir bemerken aus dieſem Stück 1) Hrn. H. Käſtners Erläuterung der Theorie von Hrn. Herſchels neuerfundenen Lampenmikrometer. 2) Hrn. Berghauptmanns von Veltheim zu Harbke, Schreiben an den Hrn. Bergrath Crell über das Vorgeben in Goth. Calender 1783, daß lange vor Barth. Schwarze, ſchon im 12 Jahrh. Pulver zu Sprengung des Geſteins auf dem Rammelsberg, und 1200 von Heinrich Pfalzgr. am Rhein, zu Sprengung eines Schloſſes bey Tyrus, gebraucht worden ſey. Merkwürdig, um Mißtrauen gegen compendiariſche, ohne Angebung der Quellen, oft im entſcheidenden Ton hingeworfene Calendergelehrſamkeit zu erwecken. Der edle V. giebt zuerſt die vermuthliche Quelle an, die der Sammler im G. K. gebraucht haben mag, (eine Stelle in Leibnizens Scriptt. rer. Brunſu.) und zeigt darauf, daß an beyden Orten blos die Rede vom Feuer, nicht aber vom Pulver, ſey, und erläutert es mit dem, was Hannibal beym Uebergang über die Alpen that. 3) Hr. Bergamtsaſſ. Wille zu Schmalkalden, von den verſchiedenen Gattungen der Steyermärkſchen Eiſenblüthe. 4) Ueber den Einfluß der Unabhängigkeit der vereinigten Staaten von Nordamerika, auf den politiſchen Zuſtand Europens, ein vorzüglich leſenswürdiger Aufſatz des Hrn. Prof. Häberlins. Er zeigt gegen die übertriebenen Vorſtellungen eines Aufſatzes im deutſchen Muſeum, Nov. 1782, daß ſich der politiſche Zuſtand der Amerikaner durch ihre erlangte Unabhängigkeit nicht ſehr verbeſſern werde, daß Großbritannien durch deren Anerkennung wenig verlohren habe, daß aller Wahrſcheinlichkeit nach auch ins künftige das Uebergewicht im Handel behalten werde, weil, außer der vorzüglichen Güte und Wohlfeilheit der Britiſchen Waaren, man bey ſeinem Volk- und Geldmangel nie-

der

der Hoffnung zu Anlegung eigner Fabriken, noch zu unmittelbarem oſtindiſchem Handel habe; und daß endlich auch andre Europäiſche Nationen, von den Amerikanern, in ſolchen Producten, worin ſie mit ihnen concurriren können, werden ausgeſtochen werden. 5) Eine Folge von Briefen zwiſchen Hrn. R. Michaelis und Hrn. Prof. Lichtenberg, über die Abſicht und Folgen der Spitzen auf Salomons Tempel. Das Reſultat davon iſt folgendes: das flache etwas gewölbte Dach des Tempels war (nach Joſeph. Jüd. Kr. V, 5) mit vergüldeten Spitzen verſehen, daß ſich die Vögel nicht darauf ſetzen, und es verunreinigen möchten, von einer Höhe, daß ſich die Prieſter derſelben als Wurfſpieße gegen die Römer bedienen könnten; (Joſeph. VI, 5. 1.) dabey waren Dach und Seitenwände vergüldet. Ueberdieß lag der Tempel ſehr hoch (gegen Süden betrug die Höhe des Tempelbergs 500 Schuhe) und war von dreyen Seiten Gewittern ausgeſetzt; und doch leſen wir nicht ein einzigmal, daß derſelbe vom Blitz wäre getroffen oder gar eingeäſchert worden, welches in einer Zeit von 1000 Jahren, (der Dauer vom erſten Tempelbau bis zur Zerſtöhrung durch die Römer) etwas unerhörtes iſt; und um ſo weniger würde übergangen worden ſeyn, da man ſo oft Gelegenheit hatte, dergleichen Entzündungen (in dem Geiſt unſrer Prediger) als göttliche Strafgerichte auszugeben. (wenn man nur überhaupt mehr gewohnt wäre, in den alten Schriftſtellern und Geſchichtſchreibern Nachrichten von Blitzentzündungen zu leſen.) Bey dieſen Umſtänden ſind dann nun Hr. M. und L. darin einige, dieſe vergoldeten Spitzen, mit Vorausſetzung ihres Zuſammenhangs mit den übergoldeten Wänden, und metallner Dachrinnen zu Sammlung des Regenwaſſers in die Ciſternen, und überdieß vieler unterirdiſchen und unten ſich öffnender Gewölber des Tempelbergs, wohin die Leitung habe gehen können, für die vollkommenſten Blitzableiter zu halten. 6) Hr. D. Herbell zu Cleve meldet aus einem Briefe Hrn. Campers, daß die berichtigte große Hand in dem Winkſchen Cabinet zu Rotterdam, die Albinus und Allamand für die Hand eines Orangs, Camper aber für eine Bärentatze, hielten, durch Kunſt zuſammengeſetzt und eine Betrügerey ſey — eine merkwürdige Entdeckung, die Vorſicht fürs künftige lehrt. 7) Hrn. Ingen. Hauptm. Müllers zu Darmſtadt Beſchreibung einer neuen von ihm erfundenen Rechenmaſchine. 8) Hr. Prof. Lichtenberg erklärt ſich über die Möglichkeit der Montgolfierſchen

Erfin-

Erfindung große hohle Körper in der Luft aufsteigen zu machen, und damit Laſten auf eine große Höhe zu bringen.

Pf.

Salvator, oder merkwürdige Beyträge zur Geſchichte unſers philoſophiſchen Jahrhunderts. MDCCLXXXIV. 17 Bog. in 8.

Unter der Hülle eines Romans eifert der uns unbekannte Verfaſſer gegen die Mißbräuche und Gottloſigkeiten, die heut zu Tage in gewiſſen Ländern, vornämlich in Bayern, die Ehre der Menſchheit ſchänden. Es ſind meiſtens patriotiſche Herzensergießungen, denen gute Wirkung zu wünſchen iſt: ob dieſe in der That erfolgen werde? das iſt freylich eine andere Frage. Indeſſen glauben wir doch, daß durch das Leſen ſolcher Schriften (dergleichen Fauſtin ꝛc. ſind) in manchen Herzen nützliche Keime, Triebe zur Tugend, Abſcheu gegen Deſpoterey und Bonzenweſen erzeugt werden. Die gegen das Ende des Buchs (S. 245. u. ff.) befindliche Biographie eines angeblich verſtorbenen Fürſten wird jeder leicht auf einen bekannten noch lebenden deuten, und dann auch den böſen Miniſter, deſſen Unfug mit brennenden Farben geſchildert iſt, bald errathen können. Nur Schade, daß Herren und Diener gewöhnlich dergleichen Schriften nicht leſen, oder, wenn ſie dieß thun, ſich nicht beſſern, ſondern entweder darüber lachen und ihr Gewiſſen zu betäuben ſuchen, oder wohl gar den freymüthigen Patrioten ausſpähen und ſo behandeln, wie Salvator'n (S. 151 u. f.) geſchah. Die Ausdrücke ſind bisweilen ſehr derb, (z. B. man läßt die Philoſophie auf dem Schindanger verfaulen) und gewiſſe Ausdrücke verrathen den Reichsländer. Für das Land, dem zum Beſten das Buch geſchrieben iſt, ſcheint es indeſſen gut genug zu ſeyn, und wir wünſchen ihm dort aufrichtigſt viele Leſer.

Ot.

Berg-

Berghofers Schriften: Hrn. Hofr. J. v. Born zum Andenken der Freundschaft gewidmet. Auf Kosten des Verfassers. Wien bey Kroyß 1783. Erster Band 11 Bogen in 8. Zweyter Band 7½ Bogen in 8.

Wir begreifen nicht, warum diese doch am Ende sehr unwichtigen Schriften noch einmal mußten aufgelegt werden. In der VIten Abtheilung des Anhang-Bandes zum 25sten bis 36sten Theil dieser Bibliothek haben wir Seite 3344 ein sehr gelindes Urtheil über den größten Theil derselben gefällt. Nachher hat es die Gelegenheit mit sich gebracht, im 1sten Stücke des LVsten Bandes S. 274. etwas mehr über Hrn. Berghofers Person und über die große Meynung, welche er von sich hat, zu sagen. Nun kommt er schon wieder mit einer Ausgabe seiner operum omnium. Giebt es denn keine andre einträglichere Hand-Arbeit für einen Mann, der von Butter- und Honigbrodschnitten leben kann, als die unglückliche Schriftstellerey. Uebrigens ist es unbescheiden von einem so unwichtigen Menschen wie Berghofer ist, einen Mann von so großen Verdiensten wie der Hr. von Born ist, öffentlich seinen Freund zu nennen. Diese Zudringlichkeit junger Autoren wird jetzt so sehr Mode, daß sie wohl eine öffentliche Ahndung verdiente.

Yr.

Berghofers neueste Schriften. Wien 1784. in 8. 176 Seit.

Unter diejenigen mittelmäßigen Autoren des katholischen Oberdeutschlands, deren Schriften um sie zu ermuntern in dieser Bibliothek mit einem mäßigen Lobe sind angezeigt worden, gehört auch Hr. Berghofer. Indessen bestätiget es leider die Erfahrung, daß diese Herren, wenn sie auch noch so eine geringe Dosis von Weyhrauch in die Nase gezogen haben, sogleich davon schwindlicht werden; und wenn ihnen dann ein andermal nach Befinden der Umstände etwas Nießwurz gereicht wird, sie solche gar nicht mehr vertragen wollen, da sie ihnen doch so nützlich ist. Hr. Berghofer provocirt mehr als einmal darauf, daß man ihm als Schriftsteller Verdienste zugesprochen, (S. 19.) aber es giebt doch

auch sehr mittelmäßige Verdienste, und nur auf diese, wenn ihn Eigendünkel nicht zu sehr blendet, kann er Anspruch machen. Wer sich je die Mühe gegeben, dessen Schriften durchzulesen, muß es bezeugen, daß darinne nur alltägliche Sächelchen in einem schwülstigen Tone, ausgekramt werden. Der gute Mann sagt immer herzlich wenig, und denkt doch wer weiß was er sagt; jedes Bild seiner überspannten Phantasie hält er der Darstellung werth, und sucht es durch pathetische Worte interessant zu machen. Jede seiner Empfindeleyen, Schwärmereyen und trübsinnigen Launen möchte er gern dem Leser andringlich machen und ihn zur innigen Theilnehmung vermögen: allein sie sind an sich so kleinlich, und sein Vortrag so steif und gezwungen, daß außer dem Recensenten wohl kein Leser einen Beruf fühlen mag, den Werth oder Unwerth derselben zu prüfen. — Der Inhalt dieser neuen Schrift ist recht bunt, vom Römischen Rechte; vom Geschlechtstrieb der Mönche, von Lotterie, von Liebe des Weisen u. s. w. Ueber jede Matrie ein paar Gedanken hingeworfen, diese in poetisch seyn sollender Prosa eingekleidet — so kann man freylich neue Schriften drucken lassen. Sollen wir wohl ein Stück derselben zergliedern? Daß auch Mönchen der Geschlechtstrieb angebohren, (S. 146.) daß sie davon den rechten Gebrauch zu machen von der Natur (S. 147.) und dem Schöpfer der Natur (XX. S. 149.) berechtiget sind, daß man sich vergebens bemühet diese Triebe zu ersticken, (S. 150.) haben wohl schon vor, zu und nach Luthers Zeiten viele Schriftsteller mit gewiß richtigern und mehr einleuchtenden Gründen dargethan, als es der Verf auf den vier Blättchen thut. Allein sie haben nicht in dem schwülstigen widersinnigen Tone gesprochen, wie der Verfasser. Damit die Leser nicht etwan glauben, wir thäten dem Verfasser Unrecht, so wollen wir ihn einmahl selbst reden lassen: „Wenn jugendliches Feuer, das „sich vergebens zu äußern bemüht, in seinem Busen zurück„brennt, und der Geist in dem Dampfe seiner eigenen Flam„men erstickt — kann der dann die Finsterniß aus der Seele, „die Beklemmung aus der Brust schaffen? (S. 151.)“ Für was für einen Leser gehört denn diese Sprache? Hätte doch der Verf. statt über Wörterklang und Prunk im Ausdruck an den Fingern zu nagen, lieber so manche Schwierigkeit in dieser Materie aufgelöset. Es ist z. B. so ausgemacht nicht, daß man die Geschlechts- oder Fortpflanzungstriebe

nicht

nicht besiegen könne. Ungeachtet aller bekannten Ausschweifungen, durch die, wie Gellert sich ausdrückt, die Natur eine unerlaubte Enthaltsamkeit rächet, ist nicht zu leugnen, daß tausende der Mönche ihr Keuschheitsgelübd unverbrüchlich halten, und sich auf keinerley Art zu unerlaubten Fleischeslüsten hinreißen lassen; daß sie keine geheime Sünden begehen, und in diesem Stücke mit einem unbefleckten Herzen sterben. Das Zeugniß so vieler katholischen Beichtväter, und die notorisch bekannte Enthaltsamkeit so vieler im Buche der Keuschheit stehenden Mönche bestätiget es. Durch was für Mittel können nun so heftige Naturtriebe zurückgehalten, geschwächt, wohl gar erstickt werden? Kann wohl Bigotterie und Aberglauben, Mönchszucht und Einsamkeit (von dieser gänzlich das Gegentheil behauptet ist wider Erfahrung) dieselben einhalten und besiegen? Kann eine gut- oder bösartige Leidenschaft z. B. Studienliebe oder Trunkenheit, Gesundheitssorge oder Spielsucht aufbrausende Säfte dämpfen? Bey tausenden keuschlebenden von Gesundheit und guten Säften strotzenden Mönchen kann wohl nicht unfruchtbares Phlegma, physische Gebrechen, ein siecher Körper zum Grund einer so häufigen Enthaltsamkeit angegeben werden, wie der Verf. S. 147. wähnt. — Doch Denken und Grübeln ist nicht die Sache eines poetisch-moralischen Schwärmers, wie sich der Verf. selbst nennt. (S. 46.) So wie der Verf. jeden seiner Einfälle der poetisch-moralisch-schwärmerischen Ausarbeitung jedes Briefchen auf 3 Zeilen (S. 94.) des Abdruckens werth hält, so hält der Rec. den Raum für verlohren, den er bey einer weitern Beurtheilung dieser Schrift verbrauchen soll. —

Nur noch ein Wort über das Ding, das hier unter dem Titel: Schmähsucht und Kritik an Nikolai Berghofer, unter dem Motto Aegrotanti Leoni etiam *Asinus* insultat, auf 50 Seiten hingeschmiert hat. Freylich Schmähsucht von Berghofer im vollen Maaße, aber keine wahre Kritik. Der Rec. einer seiner vorigen Schrift (S. den 55ten Band dieser Bibl.) ist Asinus, Pasquillant, (S. 12.) ein Auswurf des Publikums, ein Nichtswürdiger (S. 18.) ein schiefer Kopf, ein Geschichtverfälscher, arglistiger Verleumder (S. 19.) u. s. w. wie die saubern Schimpfworte dieses moralisch-poetischen Schwärmers heißen mögen. Und warum lernt und schimpft er denn so sehr? Weil der vorige Rec. dem Hrn. Berghofer zur Lehre,

die Lebensgeschichte eines andern von sich selbst eingenommenen jungen Autors erzählt. (S. 9.) *) Nun will Herr Bergbofer durchaus das Original zu dieser Schilderung seyn. Zwar findet er neunzehen unähnliche von seinem werthen Vorbilde abweichende Züge: (S. 16 bis 33.) aber das ist es eben, was ihn so sehr verdrießt, denn er will dem von Ren geschilderten Gecken bis auf die geringste Nüance ähnlich sehen. Deswegen fordert er sogar Hrn. Nicolai öffentlich bey Ehre und Gewissen heraus, (S. 39.) den Namen des Recensenten, dieses ehrlosen Witzlings, dieses Pasquillanten, elenden Stümpers, armseligen Titelrecensenten, schlechtgesinnten Menschen (S. 40.) anzuzeigen. — Was soll man auf solch Schimpfen, auf solchen Unsinn wohl antworten?? — Gott helfe Hrn. Bergbofer, wenn ihm zu helfen ist!

Bz.

August Ludwig Schlözers, Professors zu Göttingen und Königlichen Großbritanischen Hofraths, Briefwechsel, Heft LIX und LX nebst dreyfachem Register zum zehnten Theil. Göttingen, im Verlage der Vandenhoeckischen Buchhandlung 1783. in 8.

Mit diesen beyden Heften tritt der mit Recht so beliebte Schlözersche Briefwechsel von der Bühne, der von seiner ersten Erscheinung so unbeschreiblichen Nutzen zu Verbreitung statistischer Kenntnisse und zu Aufdeckung vieler Unterdrückungen hatte. Er war nun zu zehn Bänden angewachsen. Eine Stelle hat ersetzt:

Staats-

*) Freylich könnte man auch von Hrn. Bergbofers Lebensgeschichte ähnliche Züge sammeln. Z. B. wie er sein Direktorat der Normalschule zu Steyer in Oberösterreich niederlegte, übergab er an die Behörde eine Schrift des Inhalts: „Excellenzien und Gnaden! Ich bitte um Erlassung, daß „ich aufhören darf zu seyn Ihr gehorsamster Diener Knapp „Bergbofer.“ (S. Oesterreich. Biedermanns Chronik. Wien. 1784. S. 18.

Staatsanzeigen gesammelt und zum Druck befördert von August Ludwig Schlözer, Königl. Kurfürstl. Hofrath und Professor in Göttingen. I bis VI Band oder I—XXIV Heft. Göttingen 1782. 1784 in 8.

Da diese periodische Schrift, von der eine genaue Anzeige aller darin enthaltenen merkwürdigen Aufsätze für den so sehr engen Raum der A. D. B. nicht möglich ist, sich stets unverrückt in ihrem Werth erhalten hat, so ist es um so mehr zu bedauern, daß die Ahndung, die Rec. schon lange gehabt hat, sobald in Erfüllung getreten ist. Die Unterdrücker suchen die Publicität mit allen Kräften zu hindern. Durch die vielen Unannehmlichkeiten, welche mehrere abgedruckte Einsendungen dem würdigen Herrn Sammler verursacht haben, ist derselbe veranlaßt worden, auf dem Umschlag des vier und zwanzigsten Hefts zu erklären, daß er für das Jahr 1785 alle odiosa deutsche Länder und deutsche noch lebende Personen betreffend verbitte: falls nicht die Einsender das Verdienst, sammt der dermaligen Gefahr solcher Publicationen in den Staatsanzeigen, und die Ehre des Märtyrerthums für deutsche Preßfreyheit durch ihres Namens offene Unterschrift mit ihm zu theilen belieben. Dieß sind die eignen Worte des Hrn. Schlözers. Diese Erklärung wird das Publicum ohne allen Zweifel um manche interessante Beyträge, manchen Unterdrückten aber um ein Mittel bringen, mit seinen Klagen an Oerter zu gelangen, die leider sonst so oft unzugänglich sind.

Ein niederträchtiger Schriftsteller hat auch schon öffentlich sich gekitzelt über die Nachricht: Es sey Hrn. Schlözer seine bisherige Freymüthigkeit von der Regierung in Hannover bey Strafe der Kassation verboten worden. Wir können uns nicht vorstellen, daß dieß wahr sey. Aber wie schlecht ist es im Grunde mit der so gerühmten deutschen Preßfreyheit. Sie besteht fast allenthalben nur darin, daß die Mächtigen zwar erlauben zu drucken, was ihnen gleichgültig oder gar ihren Absichten gemäß ist. Aber sobald der geringste Gedanken erscheint, welcher freymüthig die Absichten der Leute, die Gewalt haben, auseinandersetzt, sogleich sind Klagen und Verbote.

Bf.

Schlesische Provinzialblätter 1784. Erstes Stück, Januar. Zweytes Stück, Februar.

Herr Kammersekretär Streit und Hr. Kammercalkulator Zimmermann in Breßlau, haben sich als Herausgeber dieser Blätter genennt, und wir billigen sehr ihr löbliches Unternehmen, welches mehr als irgend ein anders dazu dienen kann, Aufklärung unter allen Ständen der Provinz zu verbreiten. Es ist ungefähr das für Schlesien, was das Göckingische Journal für ganz Deutschland seyn sollte. Da sich die Herausgeber vermöge ihres Plans auf eine einzige Provinz einschränken, so können sie ihren Nachrichten von Heirathen, Geburten, Todesfällen, Verbrechen, und andern einländischen glücklichen und unglücklichen Begebenheiten eine Vollständigkeit geben, welche diesen Blättern unter allen Ständen und an allen Orten Schlesiens viele Liebhaber und Leser verschaffen muß. Wir trauen es den Herausgebern zu, daß sie von der Würde und Wichtigkeit eines Volksschriftstellers den rechten Begriff haben, und wir hoffen also auch, daß es ihnen nicht blos um die Ausfüllung und den vortheilhaften Absatz ihrer Blätter zu thun sey. Daher werden sie sich auch durch Nebenbetrachtungen nicht abhalten lassen, den herrschenden Vorurtheilen entgegen zu arbeiten, die Fehler, welche in der physischen Erzählung pflegen begangen zu werden, aufzudecken, und ihre Landsleute zu belehren, daß Weichlichkeit, Körper und Geist auf gleiche Weise schwächt, daß Schwachheit oft eben so schädlich ist, als Bosheit, daß Trägheit keine Standhaftigkeit, Unwissenheit der Gegengründe keine feste Ueberzeugung, und ohne Muth keine Tugend sey. Besonders mögen sie sich bestreben, der in Schlesien auf eine unglaubliche Art überhandnehmenden Schwärmerey Land abzugewinnen. Aber alsdenn müßten sie auch solche Beyträge abweisen, wie derjenige, welcher in das zweyte Stück unter dem Titel: Etwas für Lavaters Freunde, auf Anlaß seiner Herzenserleichterung, eingerückt worden ist.

Was soll man zu den philosophischen Grimassen eines Mannes sagen, dem Lavater selbst zu wenig lavateristrt (S. 103.), der durch das Gebet Gott bestimmen will, etwas zu thun, was ohne dasselbe unbestimmt geblieben wäre, der dadurch reelle Wirkungen, welche durch die wirkende Kraft der Natur nicht erfolgt wären, in der Natur hervorzubringen hof-

hoffet (S. 105); und der durch Verlangen, Anſtrengung und Gedanken die körperliche Welt zu beherrſchen gedenkt? (S. 108). Dergleichen ſchwärmeriſche Aeußerungen ſind ſo unſchuldig nicht, als ſie ausſehen, ob ſie gleich fromm klingen. Man ſtelle nur den gemeinen Chriſten neben einem ſolchen Glaubenshelden! Wir wollen nicht erſt fragen: weſſen Begriffe vernunftmäßiger und der Gottheit anſtändiger ſind, (denn darum bekümmern ſich die Wundermänner nicht); ſondern nur: wer gebeſſerter und beruhigter vom Gebet zurück kommen werde: ob der, welcher ſtolz auf ſeine Gottähnlichkeit den Elementen zu gebieten glaubt? oder der beſcheidene Beter, der nicht die Welt, ſondern ſich ſelbſt beſſern will; der nicht eigenſinnig auf gewiſſen Erfolgen beſteht, ſondern Gott und Weisheit bittet, Glück und Unglück ertragen zu können, und der auch, ohne Erwartung übernatürlicher Wirkungen in der Unterhaltung mit Gott, Troſt und Freude genug findet. Wir vermuthen, daß die Herausgeber ſelbſt dieſen Aufſatz nur eingerückt haben, um ihn widerlegen zu können. Aber hätte nicht der Platz, den dieſer Aufſatz einnimmt, nützlicher angewendet werden können? Unſere Abſicht iſt zwar nicht, dergleichen Aufſätze zu unterdrücken. Denn ſie haben den Nutzen, daß ſie offenbar machen, was in den Köpfen gewiſſer Leute vorgeht. Aber deswegen iſt man nicht ſchuldig, ſie in eine Schrift aufzunehmen, die zu Verbreitung nützlicher Wahrheiten beſtimmt iſt.

Es wird in dieſer Monathſchrift die wechſelſeitige Toleranz der Proteſtanten und Katholiken ſehr gerühmt. Iſt dieſe Toleranz von beyden Seiten aufrichtig, ſo dient ſie zum Beweiſe, daß der gute Charakter einer Nation ſchlimmen Grundſätzen zu widerſtehen vermag. Doch erlaube man uns noch eine Frage: Iſt es eben dieſer unverdächtigen Toleranz zuzuſchreiben, daß der proteſtantiſche Graf Schlabrendorf ſeinen, von ſeiner katholiſchen Gemalin gebohrnen Sohn, wie in gedachter Monathſchrift erzählt wird, durch einen katholiſchen Pfarrer taufen laſſen?

Noch erinnern wir, daß wir es für überflüßig gehalten haben würden, die Schleſier, wie im 2ten St. S. 136. geſchieht, gegen den Vorwurf der Dummheit zu vertheidigen. Welcher verſtändige Mann wird dieſen Vorwurf einer Nation machen, welche in der deutſchen Poeſie und Philoſophie, ohne Hülfe einer einländiſchen Univerſität, Epoche gemacht hat, und wegen ihrer Landwirthſchaft und Induſtrie ihren Nach-

barn zum Muster dient. Nur muß der getadelte Schriftsteller nicht gleich glauben, daß es Nationalhaß ist, wenn man seine Sächelchen so findet, wie sie sind.

Ausländern empfehlen wir diese Blätter wegen der darinnen enthaltenen statistischen Nachrichten.

T.

D. Johann Friedrich Glasers — Beweisgründe, daß und warum die in seiner gedruckten Schrift: Abhandlung und Vorschläge, wie die meisten Feuersbrünste zu verhüten, und die entstandenen bald zu löschen, angegebenen und zum gemeinnützlichen Gebrauche, auch schicklichen Mittel, die Feuersbrünste schnell zu löschen, und ihre gerne erfolgende weite Ausbreitung abzuhalten, viel wirksamer und gewisser sind, als die bisher gewöhnlichen. Schleusingen, 1784. bey Müllern, 3 Bogen, in 8.

Der Verfasser hatte in der auf dem Titel erwähnten, und Band LVI. S. 301. recensirten Schrift zu Löschung der Feuersbrünste, starke Holzaschenlauge, oder auch Küchensalzwasser vorgeschlagen. Weil er nun noch nicht gelesen hat, daß man von seinem Vorschlag Gebrauch gemacht habe, und daher besorgt, man möge noch in dieses Löschungsmittel Zweifel setzen: so sucht er hier den Vorzug des Salz- und Aschenwassers vor gemeinem Wasser bey Löschung brennender Gebäude, ausführlich zu erweisen. Dieser besteht nun darin, daß dieses künstliche Wasser weit weniger als reines Wasser vom brennenden Holze abdunstet; ein fixes unverbrennliches, alkalisches Salz oder Asche, selbst beym Abdünsten, zurückläßt; brennende Oele, Fetten und Harze, und damit überstrichene Flächen, die dem gemeinen Wasser widerstehen, leicht und schnell löschet; schwerer ist, und daher weniger vom Winde verweht werden kann, und im Winter nicht frieret. Er wünscht daher, daß man doch statt des Aufwandes auf Versuche mit Luftballons, lieber die Kosten zu einer abermaligen Feuerprobe anwenden möge, in der man aus einer gleichen Entfernung verschiedene ange-

angezündete, mit Reißig und Spähnen gespickte Holzhaufen, mit gemeinem Wasser, mit Lauge und mit Salzwasser besprützen solle.

Jedoch die Hauptabsicht dieser wenigen Bogen ist eigentlich eine Vertheidigung des Verfassers gegen die Recension seiner vorjährigen Schrift in unserer Bibliothek, die der Verfasser durchgehends absichtlich beleidigend, hämisch, und wie er sehr oft sagt, beschmizend zu finden vermeint. Er läßt seinem Recensenten auch nicht in der mindesten Erinnerung Recht — (und ein Autor, der diesen Grad der Eigenliebe hat, spricht sein eigenes Urtheil.) Weil er nun sich nicht einbilden kann, daß man in seinen Schriften selbst einen Grund des Mißfallens finden könne: so denkt er sich andere mögliche Ursachen des Tadels, und glaubt, der Recensent habe vielleicht auch einmal Brandvorschläge gethan, die er (Hr. Gl.) zu erwähnen nicht der Mühe werth gefunden habe, und habe sich deswegen durch diese Recension an ihm rächen wollen. Dies ist die gewöhnliche Art der Schriftsteller voll Eigenliebe. Sie sind von ihrem Geschreibe so außerordentlich eingenommen, daß sie sich nicht vorstellen können, daß jemand etwas nicht daran gefallen kann. Daher glauben sie eher, daß ein Recensent aus der schwärzesten Rache handele, als daß etwas an ihren Schriften tadelnswerth sey. Wir verzeihen dem Verfasser seinen kindischen Argwohn, versichern ihn aber, daß unsers Wissens, jener Recensent, nie etwas vom Brandwesen geschrieben hat, Hrn. D. Gl. nicht kennt, und gewiß weit entfernt ist, ihn, so wie irgend einen Schriftsteller beleidigen zu wollen. Allein provociren kann er auf die Einsicht eines jeden Lesers, daß man jene, gewiß nicht bittere, sondern sehr unpartheyische Recension, und die Glaserische Schrift nur zu lesen braucht, um zu fühlen, daß man gar oft in Versuchung sey, daß nämliche oder mehreres zu sagen. Man ist es nun einmal vom Hrn. D. Gl. schon seit langer Zeit gewohnt, daß er in Brandmaterien gerne das Wort allein führen möchte, und nicht den mindesten Widerspruch, ja nicht einen Schein von Tadel und Zweifel unbeantwortet läßt. Wenn er am meisten über den Schluß obiger Recension, als einer hämischen Verläumdung schmählt: „zu wünschen wäre es dem Ver„fasser, daß seine Vorschläge im ganzen R. Reich eingeführt „würden, und daß es Niemanden anders, als ihm, dergleichen mehr zu schreiben, verstattet würde, weil er jeden Vor„schlag, den ein anderer thut, für einen Eingriff in die seini„gen

„gen hält, und schnell zu seiner Vertheidigung die Feder ergreift,“ so ist die Geschichte seiner vorigen Schriften der Beweis hievon; und selbst gegenwärtige Bogen sind seine eigene Widerlegung, und dienen zu des Rec. Rechtfertigung. Und für die schriftstellerische Ruhe des Verfassers gölte kein anderes Mittel, als daß Kaiser und Reich jenen Wunsch erfüllen wollten.

Tales of Ossian for use and Entertainment. Ein Lesebuch für Anfänger im Englischen. Mit beygefügten historischen und lokalen Erläuterungen, nebst angehängten Phraseologien und einigen grammatischen Anmerkungen. Nürnberg, bey Raspe, 1784. 14 Bogen, in 8.

In der Vorrede rechtfertigt der Verfasser, der sich Balbach zu Nürnberg unterschreibt, seine Idee, nach so vielen Englischen Chrestomathien eines Tompsons, Duschnos, Booses, Müchlers und anderer, eine ähnliche aus Erzählungen Ossians zusammenzusetzen, damit, daß er behauptet, daß die vorigen Sammlungen entweder blos, wie er schreibt, für Akademiker, oder für Zöglinge im Kaufmannsstande, oder für solche, die bereits Latein gelernt hätten, und folglich nicht für Frauenzimmer, oder auch mehr nach dem Geschmack der Sammler, als nach den grammatischen Bedürfnissen der jungen Leser eingerichtet wären. Den letzten Tadel möchten nun vielleicht andere auf den Verfasser selbst umwenden, da eine Chrestomathie aus Ossians Gedichten mehr in Rücksicht auf des Verfassers verzeihliche Vorliebe gegen die ehrwürdigen Ueberreste dieses Barden, als auf Vorkenntnisse, Geschmack und Bedürfnisse junger englischer Sprachschülerinnen entworfen zu seyn scheinen muß. Die epische Sprache, obgleich in Prosa, hat unfehlbar für Anfänger zu viele, dem Lehrer und geübten Leser kaum bemerkbare Schwierigkeiten, und Scenen aus dem Heldenalter für Frauenzimmer zu wenig Interesse. Inzwischen hat sich der Verfasser viele Mühe gegeben, seine Arbeit so brauchbar als möglich zu machen; und diejenigen, so sie brauchen, werden ihm ihren Dank dafür nicht versagen. Voran stehen kurze Bemerkungen über einige der wichtigsten Eigennamen in Ossians Werken — oder ein Ono-

Onomaſtikon der Namen der Länder, Berge, Hügel, Thäler, Flüſſe, Städte ꝛc. und dann der Helden und Heldinnen, alphabetiſch geordnet — eine Arbeit, die für junge Leſer des Oſſians unumgänglich nöthig war, da erfahrne Leſer an den vielen unbekannten Namen in O. Gedichten Anſtoß finden. Doch hätten billig auch die Zeitangaben, ſo weit ſie möglich ſind, nicht übergangen werden ſollen; wer nicht weiß, wenn das geſchehen ſeyn ſoll, was er lieſt, lieſt eine Erzählung nur in halbem Lichte. Nun folgen die aus Oſſians Werken ausgehobenen Erzählungen ſelbſt, ſechszehn an der Zahl, deren Ueberſchriften herzuſetzen, wir uns um des Raums willen überheben. Der Verfaſſer hat ihnen deutſche erklärende Anmerkungen untergeſetzt, die theils die geographiſchen und hiſtoriſchen Erklärungen des Namenregiſters wiederholen, theils aber auch die Charakterzeichnung und Dichterſprache Oſſians erläutern. Von S. 139. endlich folgt eine Erklärung der Worte dieſes Leſebuchs, oder ein engliſches Vocabularium, nach der Folge der Erzählungen, mit untergeſetzten deu grammatikaliſchen Anmerkungen, und Analyſirungen l n ſten engliſchen Wörter, mit beſtändiger Hinweiſung auf nolds Grammatik — — eine Arbeit, die das Buch für fänger vorzüglich brauchbar macht, ob ſie gleich vielmals ge enthält, die derjenige, der eine Oſſianiſche Chreſtoma in die Hand nimmt, ſchon wiſſen ſollte. Papier und D ſind vorzüglich gut, und doch der Preiß billig, ein V den das Buch vor vielen ähnlichen Büchern voraus hat.

Ag.

Der Teufel iſt los, ein Miſchmaſch von Satyre, Moral und andern Kleinigkeiten, welche Niemanden, als dem Leſer gefallen dürfen. 1783. ohne Druckort, 8. 192 Seiten.

Ein wahrer Miſchmaſch, deſſen gezierter Titel nur gewählt zu ſeyn ſcheint, um Leſer zu locken, welche vom Werth des Inhalts zu des Verfaſſers Glück noch nichts gehört haben möchten; denn, andern Grund weiß ich davon nicht anzugeben, daß der verſchriene Teufel ins Spiel gezogen worden. Dieſe Schrift ſcheint von einem Mann ausgebreitet zu ſeyn, der noch nicht genug geleſen und gedacht hat, um bis zur Kul-

tur

tur besserer Gegenden vorzudringen, und sich Schriftstellern anzuschließen, welche in edlern Werken Vorläufer gewesen sind. Des Verfassers Sprache ist außerordentlich fehlerhaft, sein Ausdruck gemein und platt, seine Bilder sind grob, seine Lehren abgenutzt, und sein Witz sehr plump. Jede Seite des Werkchens liefert dazu vielfältige Beweise, und ihre Menge setzt mich außer Stand, sie hier zu wiederholen.

E.

Freundschaftliche und vertrauliche Briefe über den sogenannten sehr berüchtigten Hexenhandel zu Glarus, von H. L. Lehmann, Kand. der Theologie, 1783. Zwey Hefte, Zürich, bey Füßli.

Der Urheber dieser Briefe hat sich einige Tage auf seiner Reise durch die Schweiz zu Glarus aufgehalten. Er kam aber erst einige Monate nach Beendigung des berüchtigten Hexenprozesses an diesem Orte an. Hier hörte er von dieser Sache sprechen, zog alle ihm mögliche Erkundigung ein, verschaffte sich selbst einige Aktenstücke, und gab nach seiner Abreise von Glarus, diese Briefe in der Absicht heraus, sich gegen die Beschuldigung zu rechtfertigen, daß er die wenig treue, und dem Stand G. nachtheilige Erzählung der wunderbaren Begebenheit in Wekherlis Chronologen selbst dem W. eingeschickt habe, eine Beschuldigung, die ihn die Rache des aufgebrachten Magistrats zu G. fürchten ließ. (Und einem Schweizer mußte das Schicksal in Effigie gehängt oder verbrannt zu werden, allerdings fürchterlich seyn, so lächerlich und nichtswürdig auch die Veranlassung dazu seyn mochte.) Nun zur Zeit haben wir keine umständlichere, und genauere Erzählung dieser Rechtssache. Sie wird daher, so lang es uns an bessern, und sowohl vollständigern als zuverläßigen Berichten mangelt, (denn selbst die HH. Absprung und Meiners haben nur allgemeine, und schon bekannte Nachrichten in ihren Reisen hierüber gegeben,) die einzige bleiben, aus welcher wir zu schöpfen, uns genöthiget finden, wenn wir vom Zusammenhang der ganzen Sache Kenntniß zu haben wünschen. Da Rec. hier unmöglich, ohne allzuweitläuftig zu werden, alles mittheilen kann, was zur vollständigen Darstellung des Inhalts ihm wesentlich nothwendig scheint, so begnügt er sich, auf die Brie-

se selbst zu verweisen, und nur über den Inhalt einige freymüthige Anmerkungen zu machen. Dieses glaubt er desto eher thun zu können, da sich in dem Stück der Berliner Monatschrift vom May des Jahrs 83. bereits ein Auszug aus diesen Briefen (von dem das erste Stück bereits im Druck erschienen war,) mit einigen Ergänzungen der Geschichte findet.

Der Verfasser urtheilt über die Sache, so weit seine Nachrichten ihn in Stand setzen, die er hierüber eingezogen, nur mittelmäßig gut. Ueberhaupt lassen sich hier 2 Fragen aufwerfen. Die erste ist ein Gegenstand der Entscheidungen des Philosophen und Naturforschers; die letzte ist jedem Menschenfreunde, und vorzüglich dem Rechtsgelehrten wichtig. Rec. glaubt, daß des Verf. Entscheidungen, auch wenn er nur die in diesen Briefen uns vor Augen gelegten Data hatte, allerdings wahrscheinlicher, und besser hätten ausfallen können. Und wenn anders seine Vermuthungen mit seinen wahren Gedanken übereinstimmen, so erscheint er vorzüglich in Beziehung auf die zweyte Untersuchung, als ein Mann, ohne feines Wahrheitsgefühl, der ohne die Fackel fremder Urtheile, das Wahre zu finden, ganz unfähig ist.

Die erste Untersuchung betrifft die Wahrheit der angeblichen Nadelspukerey, und die Wirklichkeit der Krankheit, und Kur des bezauberten Mädchens. Die zweyte die Schuld, oder Unschuld der beyden Delinquenten.

Als Philosoph raisonnirt L. nicht so übel. An Hexerey glaubt er nicht. An Mittelgeister, wie sein Freund D. Markt eben so wenig. Daß das Mädchen durch ein durch böse Künste zubereitetes Leckerlein in jene unglücklichen Umstände gerathen, ist ihm auch nicht glaublich. Doch ist er ganz abgeneigt, die ganze Krankheit für ein Geweb von Betrügereyen zu halten. Er fällt also auf die Vermuthung: „daß die ausgespienen Nägel, Dräthe und Stecknadeln dem Töchterchen „D. Tschudis in einer schwer verdaulichen Masse eingebackt „worden seyn; zwar weiß das Kind nichts von einer solchen „Operation. Aber es kann geschehen seyn, als es sich durch „das genossene Leckerli in einem Zustand von Betäubung befand.“ Es ist freylich nicht sehr begreiflich, wie Nägel, Dräthe, und krumme Stecknadeln ohne Erstickung aus der Kehle sich herausträngen können, ohne daß tödtliche Zufälle erfolgen. Indeß kann jeder, der kein Arzt ist, so etwas noch wohl für möglich halten, wenn er hört, daß das Töchterchen

der

der Erſtickung nahe war, Blut ſpie, und ſchreckliche Konvulſionen litt, indem wir viele Beyſpiele von fremden Körpern, die im Magen gelegen, und ausgebrochen worden, oder durch andere Wege weggegangen, faſt in allen Zeiten vor uns haben. Ob auch Rec. gleich kein Arzt iſt, ſo zweifelt er doch, ob die Aerzte in Berechnung der Wirkungen ſolcher ſpitzigen Körper auf den Magen und Schlund unter ſich ſelbſt einig ſeyn dürften. Gleichwohl wird des Verfaſſers Hypotheſe durch gewiſſe Umſtände unwahrſcheinlich. Die Erſtarrung und Sinnloſigkeit, welche das Ausbrechen begleitet haben ſoll, die Gröſſe der Dräthe und Nägel, beſonders des Nagels in der beyliegenden Tabelle der Figur k erſchweren die Möglichkeit der Sache. Die willkürliche Erdichtung von der Verſchluckung einer Maſſe, worin dieſe Sachen waren, von welchem Umſtande keine Spur im Proceſſe vorhanden iſt, hat nicht vieles vor ſich. Warum hätte Steinmyller es nicht gleich bekannt? Die Sache ſcheint auch kaum phyſiſch möglich. Und die Nadeln im Eſſen des Töchterchens bleiben ein unbegreiflicher Umſtand, von dem lauter elende Erklärungen angegeben werden, da ſich dieſer Umſtand ſchwerlich anders auflöſen läßt, als wo wir eine boshafte Betrügerey, wodurch die Höldin verdächtig werden ſollte, und wurde, annehmen.

Wenn der Verfaſſer ferner das Verfahren des Magiſtrats zu G. rechtfertiget, und die Höldin und den Steinmyller ohne anders für ſchuldig hält, führt offenbar Furcht und Partheylichkeit ihm die Feder, oder er zeigt auch nicht geringen Mangel an Einſicht. Es iſt klar, daß das dem St. angeſchuldete Verbrechen an ſich moraliſch unwahrſcheinlich iſt, und ohne ſtarke Beweiſe nicht Glauben finden kann. Ein unbeſcholtener Bürger ſollte ſich zum Werkzeug der Sache einer Magd gebrauchen laſſen, ein Kind durch ein ſo unerhörtes Experiment in Lebensgefahr zu ſtürzen, wovon der wahrſcheinlichſte Erfolg des Kindes Tod war? Er ſollte ſich dadurch, daß er dieſen ſeltſamen Weg dem Töchterchen zu ſchaden wählte, der faſt unvermeidlichen Gefahr der Entdeckung ausſetzen? Im Proceß der H. und des St. ſind ſo viele Fehler begangen worden, daß wenn ein Betrug hinter der ganzen Sache ſteckte, das Geheimniß der Bosheit gleichwohl ſchwerlich anders, als durch einen Zufall an den Tag kommen konnte. Es wäre zwar ſehr dreiſt in Entfernung vom Orte, wo alles geſchah, in Ermangelung beſſerer Nachrichten, als H. L*s ſeine ſind, die

Ent-

Entſcheidung zu wagen, daß H. und St. unſchuldig geweſen. Aber welcher Vernünftige wird auch, wenn er L**s Nachrichten prüft, ſie für überwieſene Verbrecher halten. 1. In der Göldin Proceß ſind ſehr große Fehler begangen worden. Das Töchterchen, die Eltern deſſelben, die Perſonen im Hauſe, wo ſich das Kind befand, ſind niemals verhört worden, als ſelbſt verdächtige Perſonen. Ihre eidlichen Ausſagen wurden augenblicklich angenommen. Die G. iſt, weil ſie das Land verlaſſen hatte, für convicta und confeſſa ohne alles Verhör erklärt, und als ſie eingezogen war, nicht weiter befragt worden, ob ſie ſchuldig ſich bekenne. 2. In St. Proceß ſind noch mehr Verſehen begangen worden. Die ſchon verurtheilte Magd hatte ihn in einer Zeit von 3 Wochen nicht angegeben. Es geſchah erſt auf Befragen, und wie es ſcheint, aus Furcht der Folter. Das Einverſtändniß des St. und der G. kann unſchuldig ſeyn. Der Brief des St. an die G. ſpricht für ſeine Unſchuld. 2. Bändchen. S. 76. 77. Der Brief ſeiner Frau an ihn S. 85 — 87. beweißt, daß ſie vom Steinmyllers Verbrechen wahrſcheinlich keine Kenntniß gehabt. Wenigſtens iſt er dem St. im geringſten nicht nachtheilig. Steinmyller dachte nicht auf die Flucht, als ſeine vorgebliche Mitverbrecherin im Gefängniß ſaß. Sein abgenöthigtes Bekenntniß, das im Todesurtheil der G. erwähnt wird, iſt abgeſchmackt und lächerlich. Gleichwohl iſt auf alles dieſes nicht geachtet, und St. mit der Folter bedroht worden. Das Verbrechen, deſſen Begehung durch keine Hypotheſe begreiflich gemacht werden kann, iſt für eine Thatſache erklärt worden.

Es bleibt immer möglich, daß die ſeltſamen Erſcheinungen, die Bezauberung oder natürliche Erfolge, von der wunderbarſten Gattung ſchienen, nichts anders, als eine Reihe von Zufällen und Betrügereyen geweſen, die Leichtgläubigkeit und Liebe zum Wunderbaren vergrößert, und zu lauter Wundern erhoben haben. Viele ähnliche Begebenheiten finden ſich in Wiers Tractat de praeſtigiis Daemonum, und Hutchinſons Verſuch über die Hexerey. Wie vieles können die Zeugen der Unfälle des Kindes geſehen zu haben glauben, was ſie nicht ſahen, wie vieles kann in der Folge hinzu gedichtet ſeyn? Wenigſtens hat die Kur des Kindes, die der Magd zugeſchrieben wurde, und für einen Beweis ihres Verbrechens angeſehen ward, gar nichts Wunderbares. Hr. K. Lehmann hat alſo wohl die Vertheidigung eines Rechtshandels auf ſich genom-

nommen, den er zubeleuchten ſelbſt ganz unfähig war, wenn er ſich mit ſo viel Zuverſicht zum Advokaten des Magiſtrats zu G. aufwirft. Die Erfahrung hat auch bisher die Hoffnung noch nicht gerechtfertiget, die er uns in der Vorrede macht, daß der Magiſtrat zu G. die Akten dieſes Proceſſes publiciren werde. †m.

Beyträge zu einer Bibliothek fürs Volk. Zweyter Band. Hannover, Schmidt, 1784. 334 S. in 8vo.

Die Einrichtung dieſer ihrem Titel entſprechenden Sammlung von guten Beyſpielen und Rathſchlägen, iſt aus der Anzeige des im Jahr 1783. herausgekommenen 1ſten Bandes, bereits bekannt. Es hat auch einen Titel: Kalender fürs Volk.

Im erſten Abſchnitt werden gute Menſchen, oder eigentlich ihre guten Handlungen, namhaft gemacht, und zu Muſtern aufgeſtellt. Hierbey ſcheint ſich der Verfaſſer zuweilen dem Enthuſiasmus zu ſehr überlaſſen, wenigſtens zu viel Blümchen in die Erzählung gemiſcht zu haben. Hierauf liefert er 3 moraliſche Abhandlungen, über den Aberglauben, über die thörigten Wünſche, und über die Eide: die erſte und dritte ſind in Geſpräche nach der Faſſung und Denkart des großen Haufens eingekleidet, und werden gewiß manchen Nutzen ſtiften. Dann folgen Warnungen, Vorſchläge, und vermiſchte kurze Nachrichten, größtentheils von minder wichtigem Gehalt. Den Beſchluß machen endlich gemeinnützige Vorſchriften, welche den Tollenhundsbiß und dahin einſchlagende Zufälle betreffen. Das ökonomiſche Fach hätte billig reichhaltiger ausfallen ſollen; vermuthlich werden die folgenden Bändchen dieſem Mangel abhelfen.

lt.

Der Leipziger Zuſchauer. Erſtes Vierteljahr. 1ſtes bis 15tes Stück. 1784.

Dieſe Wochenſchrifft läuft unter den übrigen noch ſo mit, ſie ſcheint einen jungen Verfaſſer zu haben, der allen guten Willen hat. Die Reiſe nach Salzburg im 8ten Stücke, iſt nicht übel geſchrieben. Tm.

Verſuch

Verſuch einer Mappe monde litteraire, von Chriſtian Friedrich Wilhelm Roth. Erfurt, bey Schlegeln, 1785. in 19 großen Foliocharten.

Mit aller typographiſchen Schönheit u. möglichſt angewandtem Fleiße, ſind dieſe litterariſchen Charten gedruckt. Sie ſind freylich nicht als Mittel zu lernen, ſondern allenfalls als Repertorium der ganzen Gelehrſamkeit, als Ueberſicht, wie weit ſich bis jetzt das Gebiet der Gelehrſamkeit erſtrecke, als Zierde oder Tapezerey für Liebhaber der Gelehrſamkeit in Zimmern und Bibliotheken, oder in Klöſtern und Schulen zu empfehlen. Der Fleiß des Hrn. Verfaſſers iſt nicht zu verkennen, wenn gleich nicht Jedem in ſeiner durchdachten Wiſſenſchaft Genüge geleiſtet worden ſeyn ſollte. Unbillige Tadler erſuchen wir nur mit einer Wiſſenſchaft in ſolchen Tabellen Verſuche zu machen, und ſie offenherzigen gelehrten Freunden zur Prüfung vorzulegen, bald werden ſie ſehen, wie viel dieſer und jener abzuändern vorſchlagen wird, und die Schwierigkeiten und unendliche Mühe fühlen, die die Zuſammentragung eines ſolchen Werks, wie angezeigtes iſt, erfodert. Das gelehrte Publikum muß alſo dem Hrn. Verf. Dank wiſſen, daß er ihm ein Schema gegeben, wodurch die Wiſſenſchaften in eine leichte Ueberſicht gebracht werden können. Nur einen Verſuch nennt es der Verf. ganz beſcheiden.

Die Veranlaſſung zur Entwerfung dieſer Mappe monde litt. gab dem V. der letzte Period in der Preface zum Dictionnaire encyclopedique, wie er in der kleinen Vorrede des Proſpects anführt, und der Wunſch, dem Auge, Wiſſenſchaften, Künſte und Schriftſteller in einem Blicke gleichſam dargeſtellt zu wiſſen, beſtimmte die Ausarbeitung. Schon im Jahr 1772. erſchien von ihm in Form eines Stammbaums l'eſſai d'une arbre encyclopédique ou une diſtribution généalogiques des ſciences et des arts principaux, ſelon l'explication detaillée du Syſteme des connoiſſances humaines, tirée du Diſcours préliminaire du Tom. I. de l'encyclopédie, zu Weimar in kl. 4to mit einer Dedication an Hrn. Diderot und Alembert. Nachher arbeitete der Verf. einen größern Stammbaum über Wiſſenſchaften und Künſte aus, welcher in die Hände der Herausgeber der großen Encyklopädie, des Hrn. Panckouke zu Paris, und Kuys zu Haag, gerieth, die ihn mit Namen und Ort des Verf. unter der Direction ei-

nes gewiſſen Bernard ſo nachſtechen ließen, daß zwiſchen der Hand des Verf. und dem Kupfer kaum der mindeſte Unterſchied ſtatt findet, und ihrer 1780. herausgegebenen Table analytique raiſonnée du Dictionaire des arts et des metiers ohne Wiſſen des Verfaſſers beyfügten.

Noch geben wir unſern Leſern den Proſpect, ſo wie er vom Verfaſſer entworfen worden, um ihnen dadurch ſichtbar zu machen, wie der Verf. die Wiſſenſchaften und Künſte in Haupt- und Unterabtheilungen gebracht habe: *Theologia* wird eingetheilet in Hierographiam, Hermeneuticam, Patriſticam, Dogmaticam, Polemicam, Caſuiſticam, Aſceticam, Homileticam, Liturgicam, Synodicam. *Iurisprudentia* in Ius civile, Criminale, Feudale, Eccleſiaſticum, Publicum. *Philoſophia* in Logicam, Metaphyſicam, Ethicam, Ius naturae, Gentium, Politicam, Phyſicam, Hiſtoriam naturalem, Oeconomiam, Chymiam. *Medicina* in Anthropologiam, Pathologiam, Hygienam, Therapiam. *Matheſis* in Arithmologiam, Metrologiam, Mechanicam, Doctrinam viſionis, Auditionis, Uranologiam, Hydrologiam, Architectonicam, Strategeticam. *Hiſtoria* in Vniverſalem, Eccleſiaſticam, Profanam, Biographiam, Stemmatographiam, Cosmographiam. — *Philologia* in Hiſtoriam literariam, Bibliographiam, Archaeologiam, Criticam, Linguiſticam, Rhetoricam, Poeſin, Symbolicam, Epigraphicam, Polymathiam. —

Eg

Nachrichten.

Die Hamburgiſche Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte und nützlichen Gewerbe, theilt in einer gedruckten Rede, die auf Veranlaſſung ihrer 20jährigen Stiftungsfeier den 3ten May 1785. vom Herrn Lt. J. A. Günther gehalten worden, das Reſultat ihrer vorjährigen Beſchäftigungen mit. — Von der zum zweytenmal aufgeſetzten Preisfrage: über den Vorſchlag zu einem vollſtändigen Unterricht in der Schiffahrt, darin auch die wahre Anwendung der neueren Erfindungen, aus der Seekunde, den Ort des Schiffes zu beſtimmen, begeiſ-

ſen

sen wäre, hat Herr Kapitän C. G. A. Müller zu Stade den Preis von 30 Dukaten, und Herr J. Th. Reinke zu Hamburg das Accessit erhalten. — Auch die zweyte Preißfrage: über die Einwirkung des Hanseatischen Bundes, und der Handelsstädte überhaupt auf Verfassung, Kultur und Wohlstand unsers deutschen Vaterlandes, wird nochmals ein Preis von 50 Dukaten gesetzet, da bis jetzt keine befriedigende Abhandlung eingegangen; desgleichen wird ein Preis von 10 Dukaten gesetzet: auf die Verfertigung eines Hutes in Hamburg, welcher der besten Sorte von ausländischen Hüten vollkommen gleich kömmt. Diese Rede giebt auch mehrere Nachrichten von dem, was die Gesellschaft außerdem gethan hat, und einige ihre Geschichte betreffende Anmerkungen.

* * *

Eine Gesellschaft in Wien kündigt in einem besondern Prospectus an: „eine hydrographische Generalkarte der „österreichischen Erbstaaten diesseits des Rheins, wel„che die Flüsse, die selbe durchströmen, besonders jene, so „schiffbar sind, und die Kommunikazionskanäle anzeigt, die „gezogen werden könnten, theils um die innere Zirkulazion zu „erleichtern, theils um sich Ausfuhrswege zu verschaffen, mit „den vorzüglichern, an diesen Flüssen und Kanälen gelegenen „Ortschaften, auf vier Regalbögen, dann sechs topohydrogra„phischen Karten, nach einem größern Maaßstaabe, auf wel„chen man die Plane und Abrisse der wichtigsten Vereinigun„gen der Flüsse und der Ausfuhrsörter findet, nebst einem „ausführlichen Aufsatze zur nöthigen Erläuterung dieser Ge„genstände, in welchem man den Vortheil zeigen wird, wel„che die vorgeschlagene innere Gemeinschaft, und die Zirkula„zion in den verschiedenen Ländern der Monarchie verschaffen „würde, den Verkehr, welchen sie sowohl unter einander als „mit fremden Staaten machen könnten; mit einem allgemei„nen Verzeichnisse der Produkte einer jeden Provinz, in zwey „Theilen in groß Oktav, französisch und deutsch.“

* * *

Herr Johann Georg Breuttel in Straßburg kündigt in einer besondern Nachricht an: Sophoclis tragoedias septem et reliqua quae reliquit opera graece et latine, recensuit, Triclinii ceterorumque veterum Scholia ac suas adversiones adjecit R. F. P. Brunk, 1786. Editio praestantissima in 4to. 2 Voll. forma maxima. Editio mi-

nor in 8vo. in forma maxima et eadem in charta communi, und fügt am Ende ein Verzeichniß der übrigen griechischen Ausgaben des Herrn Kriegskommiſſarius Brunk, die in ſeinem Verlag erſchienen ſind, bey.

* * *

Der Herr Oberconſiſtorial-Rath Silberſchlag, hat an ſeinem Uranometer ein Kunſtſtück angebracht, wodurch bey Meſſung der Winkel einzelne Sekunden ſichtbar werden, wenn anders der Verfertiger des Inſtruments das Seinige thut. Schon lange habe ich mich darüber verwundert, daß noch Niemand darauf gefallen iſt, eine ähnliche Verbeſſerung an dem Aſtrolabio anzubringen, um es wenigſtens in den Stand zu ſetzen, einzelne Minuten deutlich anzuzeigen, wozu mir weder der Nonius noch die Transverſallinien bequem genug zu ſeyn ſcheinen, wenn das Inſtrument nicht eine ungeheure Größe erhalten ſoll. Ich habe ſelber darüber nachgedacht, und gefunden, daß die gedachte an ſich ganz einfache Erfindung leicht an dem Aſtrolabio anzubringen iſt, und daß hierzu die Scheibe deſſelben, wozu am beſten ein ganzer Kreis genommen wird, nicht über 7 Rheinl. Zoll im Durchmeſſer zu haben braucht. Das bewegliche Seherohr wird, mit der Scheibe zugleich, durch eine Schraube ohne Ende herumgedrehet, welche man aber auch ſo lüften kann, daß ſich jenes mit der Hand frey herumdrehen läßt; anſtatt der Nuß wähle ich mehrerer Genauigkeit wegen eine jener ähnliche Anſtalt. Ein Modell dieſes Inſtruments habe ich dem hieſigen Mechanikus Herrn Elkner dem Aelteren, deſſen Geſchicklichkeit bekannt genug iſt, übergeben; er findet es leicht, daſſelbe auszuführen, und iſt dazu erbötig, ſobald ſich Liebhaber finden; ja er verſpricht daſſelbe noch wohlfeiler, als ein ganz gemeines Aſtrolabium zu liefern. Ich bin übrigens ſchon geſagter Maſſen, weit davon entfernt, dem Publiko dieſes als eine neue Erfindung aufzudringen; ich rühme mich blos der neuen Anwendung einer fremden Erfindung, und werde mich freuen, wenn Kenner ein vortheilhaftes Urtheil darüber fällen, widrigenfalls aber mich mit der Güte meiner Abſicht, zum gemeinen Beſten etwas beyzutragen, tröſten.

Berlin, den 8ten May 1781.

Kenyon,
Profeſſor der Mathematik am Joachimsthalſchen Gymnaſio.

Herr

Herr Hofkupferſtecher Phil. Gauz in Hannover will eine Sammlung der ſchönſten und lehrreichſten Felſenpartien des Harzgebirges, in gut illuminirten Kupfern, ſowohl für den Phyſiker, als für den Liebhaber ſchöner Landſchaften, nach mineralogiſch und minerographiſch richtigen Zeichnungen herausgeben. Die erſte Platte vom Hübichenſtein, 17 Zoll hoch, und 13 breit, iſt fertig.

* * *

Die Herren Profeſſoren Exter und Embſer zu Zweybrücken kündigen Grotii annales belgicos und Thuani hiſtoriam ſui temporis in einer neuen Auflage mit ſauberem Druck auf Subſcription, an.

Beförderungen.

1785.

Herr D. Georg Wilh. Bechtold (ein Sohn des Herrn Superintendenten D. Bechtold) iſt zum auſſerordentlichen Profeſſor der Rechte auf der Univerſität zu Gieſſen ernannt worden.

Des regierenden Herrn Herzogs von Sachſen Coburg Durchlaucht haben dem rühmlichſt bekannten Landwirth, Hrn. Hofrath Schubert zu Würchwitz bey Zeiz, aus eigener Bewegung den Geheimen-Rathscharakter mittelſt einem zugeſandten Patente, ertheilt.

Der Herzoglich Gothaiſche Kirchenrath Perſchke, iſt von Sulau in Schleſien, wo er ſeit 1780. das Rektorat bekleidete, als Prediger nach Weſſig, im Fürſtenthum Croſſen, gegangen.

Auf der Univerſität zu Göttingen ſind neulich auch noch für die Juriſtenfakultät zwey auſſerordentliche Profeſſoren kreirt worden: Herr D. Johann Friedrich Brandis, der auf einer Reiſe begriffen iſt, und Herr D. Ernſt Ludwig Poſſelt in Karlsruhe.

Herr Kanonikus Isenbiehl geht nicht nach Freyburg, weil man die Bedingungen nicht einging, unter denen er den Ruf annehmen wollte.

Der bisherige ordentliche Professor der Rechte auf der Universität zu Frankfurt an der Oder, Herr Ludwig Gottfried Madihn, ist zum ordentlichen Professor und Mitglied der Juristenfakultät ebendaselbst ernannt worden.

Todesfälle.

1784.

Am 23sten November starb Herr D. Johann Jakob Ritter, ehemaliger Professor der Medicin zu Franeker, seit mehrern Jahren aber Praktikus zu Gnadenfrey bey Bolkenhayn in Schlesien, im 71sten Jahr seines Alters. Ein Mann, der mit seinen, im gel. Deutschland verzeichneten Schriften, Aufsehen gemacht hat.

1785.

Am 26sten Januar starb Herr Christian Gottlieb Reinhold, Superintendent und erster Prediger, wie auch Beysitzer des Konsistoriums und Inspektor der Schulen in der freyen Reichsstadt Mühlhausen, im 56sten Jahre seines Alters.

Am 6ten Februar starb zu Hannover Herr Nikolaus Ehrenreich Anton Schmid, an einer sehr langwierigen Schwindsucht, im 68sten Jahre. Ohne eigentlich studirt zu haben — denn er war ein Gold- und Silberarbeiter — ist er durch verschiedene Schriften, nämlich: von den Weltkörpern, durch seine Rechenkunst, durch viele Aufsätze, vornehmlich physikalischen und mathematischen Inhalts in dem Hannöverschen Magazin, der gelehrten Welt rühmlich bekannt geworden. Seine großen Geistesfähigkeiten wurden eben so sehr geschätzt, als sein vortrefflicher Charakter und seine unablässigen Bemühungen, nützliche Kenntnisse zu verbreiten. Der verdienstvolle Professor Konrad Arnold Schmid in Braunschweig ist sein Bruder.

Am

Am 9ten Februar starb in Königsberg Herr Wilhelm Bernhard Jester, Direktor, Kanzler und erster Professor des Rechts, Kriminalrath, Kurator der akademischen Stipendien, Aufseher der Wallenrodischen Bibliothek und Ehrenmitglied der königlich deutschen Gesellschaft, in seinem 50sten Jahre.

Am 10ten Februar starb Herr Franz Gabriel Hamm, Doktor des Rechten und derselben ordentlicher Professor, wie auch Direktor der juristischen Fakultät auf der Universität zu Köln, im 82sten Jahr seines Lebens.

Am 13ten Februar starb in Leipzig Herr D. Christian Wilhelm Küstner, auf Pemmsdorf, Dechant des Domkapitels zu Wurzen, Churfürstlich Sächsischer geheimer Kammerrath, Bürgermeister, Beysitzer des Oberhofgerichts, des geistlichen Konsistoriums, und der Juristenfakultät, wie auch Vorsteher der Thomasschule, in einem Alter von 64 Jahren, am Schlagfluß.

Am 19ten Februar starb in Halle Herr Gottlieb Anastasius Freylinghausen, Doktor und ordentlicher Professor der Theologie, wie auch Direktor des Waisenhauses, an einem Schlagfluß, im 66sten Jahr seines Alters.

An ebendemselben Tage starb in Marburg, Herr Johann Ludwig Conradi, der Rechte Doktor und ordentlicher Professor bey dortiger Universität, einer der gelehrtesten Juristen unsers Zeitalters, in seinem 55sten Jahre.

Am 2ten März starb zu Wien Herr Friedrich Just Riedel, k. k. Rath, Hausbibliothekar und Vorleser des Hof- und Staatskanzlers Fürsten von Kaunitz; ehemaliger Professor der Philosophie auf der Universität zu Erfurt, im 43sten Jahre seines Lebens.

Am 2ten April starb zu Heidelberg Herr D. Franz Gabriel Schönmetzler, der medicinischen Institutionen und Hebammenkunst öffentlicher ordentlicher Lehrer auf dasiger Universität, in einem Alter von 51 Jahren. Er war als ein geschickter, menschenfreundlicher, und dienstfertiger Arzt geschätzet und geliebet. Von seinen gelehrten Arbeiten siehe das Hamberger-Meusselsche gelehrte Deutschland.

Am

Am 6ten April ſtarb Herr D. Johann Auguſtin Dietelmair, ordentlicher Profeſſor der Theologie und der griechiſchen Sprache, auf der Univerſität zu Altdorf, und Pfarrer der Stadtkirche daſelbſt, in ſeinem 69ſten Jahre.

Druckfehler und Verbeſſerungen.

Im erſten Stück des LXIſten Bandes.

S. 76. Z. 14. ſtatt unvollkommen lies unvollkommen. Z. 17. muß engliſche weggeſtrichen, und ſtatt weil die Gottheit der reinen Vernunftreligion — perſonificirt, lies: weil die Gottheit nach der reinen Vernunftreligion, als die höchſte geiſtige und ſittliche Vollkommenheit perſonificirt, vorgeſtellt wird. Z. 27. ſtatt verſetzet lies verſieht. Z. 29. ſtatt Götterlehre lies Gottergebenheit.

Im zweyten Stück des LXIſten Bandes.

S. 361. Z. 4. in Bewegung lies in Bewegung zu ſetzen. S. 371. Z. 6. Anfänger lies Anhänger. S. 377. Z. 9. höflich lies unhöflich.

Im Anhange vom 37ſten bis zum 52ſten Bande.

S. 1511. fällt das Wort gewiß nach: aufgeführt wird, weg. Ebendaſelbſt Zeile 5 von unten, anſtatt Periode lies Parodie.

Am 6ten April ſtarb Herr D. Johann Auguſtin Dietelmair, ordentlicher Profeſſor der Theologie und der griechiſchen Sprache, auf der Univerſität zu Altdorf, und Pfarrer der Stadtkirche daſelbſt, in ſeinem 69ſten Jahre.

Druckfehler und Verbeſſerungen.

Im erſten Stück des LXIſten Bandes.

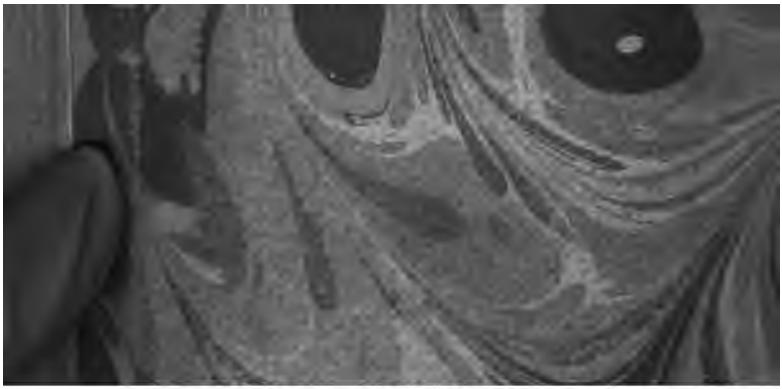
S. 76. Z. 14. ſtatt unvollkommen lies unvollkommenen. Z. 17. muß engliſche weggeſtrichen, und ſtatt weil die Gottheit der reinen Vernunftreligion — perſonificirt, lies: weil die Gottheit nach der reinen Vernunftreligion, als die höchſte geiſtige und ſittliche Vollkommenheit perſonificirt, vorgeſtellt wird. Z. 27. ſtatt verſetzet lies verſieht. Z. 29. ſtatt Götterlehre lies Gottergebenheit.

Im zweyten Stück des LXIſten Bandes.

S. 361. Z. 4. in Bewegung lies in Bewegung zu ſetzen. S. 371. Z. 6. Anfänger lies Anhänger. S. 377. Z. 9. höflich lies unhöflich.

Im Anhange vom 37ſten bis zum 52ſten Bande.

S. 1511. fällt das Wort gewiß nach: aufgeführt wird, weg. Ebendaſelbſt Zeile 5 von unten, anſtatt Periode lies Parodie.



UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03030 4656